ÖSTERREICHISCHER ZUSCHAUER

Digitized by Google

Digitized by Google

Jefer S. 399-402

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wiener

Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete,

redigirt und herausgegeben

von

J. S. Ebersberg,

Breslauer fürstbischöflichem Rathe, Redakteur und Herausgeber des „Wiener Zuschauers." Inhaber der kaiserl. österreichischen Medaille für Kunst und Wissenschaft, Mitglied des Ausschußrathes der wechselseitigen Kapitalien- und Rentenversicherungs-Anstalt, Ehren- und wirklichem Mitgliede mehrer gelehrten Gesellschaften, Kunst- und Wohlthätigkeitsanstalten.

Jahrgang 1848.

ERSTER BAND.

Wien.

Eigenthum des Herausgebers. Im Komptoir des Wiener Zuschauers,
Dorotheergasse Nr. 1111.

Digitized by Google

ANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUN 03 1987

Digitized by Google

Inhalt

des ersten Bandes vom Jahr 1848.

	Seite
Abdankungsakt (der) des Fürsten von Metternich.	401
Abd-el-Kader und seine Familie. Von Charles Bertrand.	229
Abd-el-Kader's Unterwerfung.	95
Acrostichon.	311
Akademie zum Besten des Wiener Kreuzervereines. Besprochen von Julius.	2, 26, 88
Algier im Jahre 1848.	149
Allerlei.	318
Anfangsbuchstaben (die großen im Deutschen). Von Franz X. Lang.	291
Arbeitsuchende (Anstalten für).	70
Arbeiterverein (der) in Bremen.	112
Anengburg's (Herrn) Gastspiele am Hofburgtheater, angezeigt von Julius.	266
Attila, die Geißel Gottes. Von J. V. Häussler.	129
Auch ich habe geliebt! Erzählung von J. Glaeker.	66
Auerbach-Birchpfeiffer'sche Prozeß (der)	11, 127
Außerirdisches.	287
Barometer (das) als Wetterprophet.	24
Bauernfeld's Krankheit.	363
Befana-Markt (der) in Rom 1848.	134
Berlin's Nächten (Ein Bild aus). Erzählung von L. Schneider.	189
Bier-Erzeugung in und um Wien.	122
Blutegel (Künstliche). Von Dr. G. Demeter.	—
Budget (das) der Österreichischen Monarchie für 1848.	403
Büchermarkten (die Verhältnisse des).	179
Bücher- und Zeitungswesen (Über das) unserer Zeit. Bemerkungen von Franz v. Gisergho.	157
Calderons Lustspiel: „Schleife und Blume" am Hofburgtheater; besprochen von Ebersberg.	1
Censurfreiheit (Freude über die) in Österreich.	327
Cholera (Naturhistorische Ansichten über die).	61
Details (die) der Gefangennehmung Abd-el-Kaders.	39
Dichtkunst (der) längster Tag. Gedicht zum letzten Schillerfeste von Ebersberg.	383
Eigenthumssteuer. Von Ebersberg.	352
Ein Jahr und sechs Wochen ändern viel! Offenes Sendschreiben an den Redakteur des „Humoristen," von Ebersberg.	217
Ehe (eine) von Ehemals, eine Ehe von Heute. Bilder aus dem Leben von D. Barbach.	63
Erbschaft (eine).	72
Erklärung, meine Abschiedsworte beim Scheiden von der Wiener Zeitung betreffend. Von J. G. Bernard.	281
Eröffnung der Wiener kais. Akademie der Wissenschaften.	161
Falk (Johannes) und seine Rettungsanstalt.	115
Flucht (die) des Exkönigs Ludwig Philipp I. und seiner Gemahlin.	267
Formatvergrößerung (Ursache der) der Wiener Zeitung.	13
Fortschritt (der geistige) in Trüffelhausen. Ein Faschingshistörchen von Dr. A. Schilling.	33
Freie Presse in Österreich.	366
Freiheit der Presse! Von Ebersberg.	337
Fuchs-Feier im Theater an der Wien; besprochen von Walter.	234
Gegen „ein Votum über die Literatur der Dorfgeschichten," von Carl Deldt.	173
Geist (der), eine Macht.	23
Gerichtsverhandlung (eine) in Barcellona. Aus dem Französischen.	347
Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Ruhe! Von Ebersb.	347
Getreidepreise.	240
Gesundheitslehre (zur). Von Dr. J. G. Jörg.	253
Grillenkonzert, Fabel von Baldwin.	45
Großbritaniens (die Seemacht).	263
Grutsch's dramatisches Gedicht „Agnes Sorel" am Hofburgtheater; beurtheilt v. Dr. Fischer.	257
Guizot, der französische Exkonseils-Präsident.	343
Halm's Lustspiel: „Verbot und Befehl" am Hofburgtheater; besprochen von Ebersberg.	404
Heidenthurm (Vortrag über den) am St. Stephansdome.	341
Hirsch-Dänemark (der Rabbi) in Brünn.	183
Indien, eine andere Welt.	198
Journalistik (die) und das Ennui des „Humoristen."	84
Kaiser's (Friedrich) Original-Charakterbild: „Männerschönheit;" besprochen v. Ebersberg.	170
Kaukasus (der Anblick des). Von Moritz Wagner.	61
Klesheim's (Baron A.) Akademie; besprochen von Ebersberg.	201
Klique, Klaque, Klubb. Faschingshistörchen von Dr. A. Schilling.	331
Klopfer (die) im sächsischen Erzgebirge. Von Robert Blum.	93
Körper (die) und ihre Eigenschaften.	35
Korrespondenz der Redaktion.	312
Kreuzervereines (Generalversammlung des Wiener). Von J. V. Wallinger.	241
Kunstrichter (etwas für). Von Prof. Wilhelm.	198
Kurriosa, von Karl Deldt.	200
Lebensdauer (Länge) einer Gefangenen.	246
Lehrjungen-Frage (die). Von Ebersberg.	272
Leserbrief (Verdorbene).	255
Litolff (des Pianisten Henri) Konzerte, besprochen von Gugler und Walter.	225, 297
Lotterbuben (die).	202
Luger (Jenny) am Theater an der Wien. Besprochen.	18, 42, 89, 133, 274, 329
Marcipan (die arme Hanne). Eine Geschichte aus dem Leben von A. Müsche.	162
Meinung (die öffentliche).	362
Metternich's Abdankung. Von Ebersberg.	329
Ministerium (das erste konstitutionelle) in Österreich. Von Ebersberg.	369
Mittel, gegen gedankenlose Schreibseligkeit. Von A. Hrabrich.	328
Nachmittag (Ein) bei Bartholomeo Boeke. Von Julius.	43
Namen (über die).	302
Nebensonnen in Kreuz. Von Dr. L. Schlecht.	150

Digitized by Google

Seite

Nichts! Von D. Bardach. 328
Noth und Elend in Preußisch-Schlesien. 166, 216, 248
Nutzen der Romane. Von Prof. Wilhelm. 221
Nürnberger (Dr. Jos. Emil). Nekrolog von Eduard Silesius. 252

Ob nach der Enthauptung im Kopfe Bewußtseyn? Von Prof. Dr. Günther. 254
Oregon-Gebiet (das) und Kalifornien. 126
Ortographie (über die neue). 295

Papus-Mädchen (ein). Aus den Erlebnissen eines Australischen Pflanzers von J. A. Moshammer. 243
Paradies (wie mir das) erschien. Von D. Bardach. 132
Pferde-Rasse. 287
Pius IX. und seine Gewohnheiten. 55
Pius IX. (die Reisen des). 375
Polizei (die) ihrem achtbaren Wirkungskreis wiedergegeben. 402
Presse (die) nach den Märztagen, von Ebersberg. 385
Presse (für die). 365
Rappo und seine Vorstellungen im Josephstädtertheater. 121, 171, 258, 289, 365
Raritäten-Kabinet (Neues). Von D. Bardach. 140
Regierung (Repräsentative) in Österreich. Von Ebersberg. 338
Reisenden (die) in der Klemme. Erzählung von Eduard Anthor. 188
Reisen, Leben und Treiben in Amerika. Von Dr. A. Heger. 314
Ressel's (Prof. W. J.) Handbuch der Universalgeschichte; besprochen von Walter. 238
Saphir (Herr) und seine Ausfälle auf die Wiener Journale. Von Ebersberg. 78
Rübezahl und der Schneider. Ein Märchen und auch keines. Von A. Nitsche. 154
Saphir's (M. G.) Akademie. 169
Schattenseite (die) der Industrie dem Ackerbaue gegenüber. 76
Schattenseite (eine) amerikanischen Kolonialebens. 142
Schau (die theure) eines Dampfschiffes. Erzählung. 50
Schauspieler von Ehemals, Schauspieler von Heute. Von D. Bardach. 285
Scheiden (Mein) von der Wiener Zeitung. Von J. C. Bernard. 3
Schilh's Posse: „Die Musketiere der Viertelmeisterin;" besprochen von Ebersberg. 96
Schimmers: „Wien seit sechs Jahrhunderten," besprochen von Walter. 336
Schlemihl (der neue). Eine abenteuerliche Geschichte aus dem Tagebuche eines Hypochondristen. 99
Schnee (der). Gedicht von Natalie. 56
Schreiben des Herzogs Eduard von Sachsen-Altenburg an den N. Ö. Verein gegen Mißhandlung der Thiere. 98
Schutzvereines (die Generalversammlung des Wiener) für entlassene Personen. Von J. B. Wallinger. 249
Schweicker (der armlose) aus Schwäbisch-Hall. Vom Custos Bergmann. 304
Sedlnitzky (Graf) als Polizei- und Censur-Präsident. Von Ebersberg. —
Seiblitz's Lebensbild: „Doktorin Nacht," besprochen von Ebersberg. 105

Seite

Servai's Konzerte. Besprochen. 105, 266
Sohn (ein böser). Eine Erzählung, wie sie im Munde des Volkes lebt. Von Walter vom Berge. 4
Sorel (Agnes). Dram. Gedicht von Franz X. Grutsch. Schreiben an einen Freund in der Provinz von Walter. 275
Standrede am Grabe der Censur. 391
Steuern (Nothwendigkeit der). Von Ebersberg. 378
Strezzi (Peter Graf von), ein österreichischer Kriegesheld. Von Dr. A. B. Hadovich. 223
Studenten (die) der Wiener Hochschule. Von Walter. 364
Stunde (die längste) meines Lebens. Aus den Papieren eines Arztes, von Eduard Anthor. 226
System (das gefallene) Metternich's. 361
Szene (eine) in Ofenbien. 143
Szene (eine) am Kohlmarkt; oder: Nichts um Nichts. Launige Skizze von Julius. 151
Theater-Rezensionen und Rezensenten. Von Roderich Benedix. 205
Thiere (die) der Nacht. 323
Tiger (Kampf der, mit einem). 210
Todesstrafe (die). 158
Traum (der) eines Trunkenboldes. Irisches Märchen von Julius. 307
„Über Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit." Besprochen von Ebersberg. 374
Unterstützung der Arbeitsthätigkeit, das sicherste Mittel, dem Proletariate zu begegnen. Von Dr. Hammerschmidt. 261
Verbesserungen (die) des Gefängnißwesens in der Neuzeit. 165
Verbindung (die) des Schwefeläthers mit Chloroform. Von J. Weiger. 52
Verdorbene Lesefrüchte. Von Prof. Wilhelm. 30
Verein (der N. Ö.) gegen Mißhandlung der Thiere und sein Wirken. 18, 145, 185
Verfahren (Neues) zur Entdeckung des Baumwollengehalts im Leinenzeuge. 119
Vergnügungsorte (zwei neue) in Paris. 207
Versammlung (erste allgemeine) des Wiener-Kreuzervereines. Von E. Sedlaczek. 283
Versuche (weitere) und Erfahrungen über das Chloroform 10
Villa (die) des Selbstmordes. 293
Vivisektionen (über). Von Dr. Jos. Machata. 6
Wahrheit und Vertrauen, Gedicht von J. G. Seibl. 393
Wallace's Oper: „Maritana." 41, 153
Was ich jetzt sein möcht? Gedicht von J. F. Castelli. 360
Weihnachtsgeschenke in Paris. 48
Wie wir den Leser wünschen! Gedicht von Ebersberg. 3
Winterleben eines galizischen Bauers. 213
Wuth (die) Journale zu gründen. 47
Zahl (die) Vierzehn in Bezug auf König Heinrich IV. von Frankreich. 262
Zahlen-Eigenheiten. 310
Zeitgemäße Worte zur Beherzigung für Eltern und Jugendfreunde. Von Karl Schelivsky. 407
Zeitung (eine neue politische). Von Ebersberg. 363
Zucker-Fabrikation. 39

Digitized by Google

Wiener Zuschauer

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 1. Montag den 3. Jänner. 1848.

Wien.

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Am 30. Dezember 1847: „Schleife und Blume," Lustspiel in drei Aufzügen von Calderon. Ein spanisches Schäferspiel, nach dem Geschmacke jener Zeit, wo nicht allein Frankreich Troubadours und Deutschland seine Minnesänger hatte. Der jugendliche Graf Fontano (Hr. Fichtner) liebt Bianca (Mad. Lieder), die Tochter des Marchese d'Aosta (Hr. Körner), und sucht diese Neigung theils in der Scheu der ersten Liebe, theils in der Absicht, das Herz Bianca's zu erproben, dadurch zu verbergen, daß er der Stiefschwester seiner Geliebten, Stella (Dlle. Löwe), Huldigungen und Aufmerksamkeiten erweiset. Damit entzündet er auch in Stella eine Leidenschaft, und in gerechter Strafe für diesen galanten Trug wird er von Eifersucht, angeregt durch die Schleife der Einen und die Blume der Andern, Liebesstürme und Mädchen-Intriguen, woran die anmuthige Helene, die Muhme der beiden Stiefschwestern (Dlle. Wildauer), ihren Theil nimmt, gehetzt und bekommt endlich den Vater der Geliebten, ja seinen Fürsten (Hr. Lucas), und selbst seinen Freund (Hr. Friedr. Wagner) noch mit der nicht beidenswerthen Zugabe von drei Duellen auf den Hals; bis eben das Stelldichein, welches die Liebe und der Zorn der Beleidigten an derselben Stelle und zur gleichen Stunde geben, den verwickelten Knäuel entwirrt und Alles wieder in Ordnung bringt.

Dem aufmerksamen Beobachter konnten viele Schönheiten dieses Lustspiels nicht entgangen seyn. Zuerst die klassische Einfachheit der Handlung; dann die launige Verschlingung derselben, die von Szene zu Szene, bald gänzlicher Entwicklung nahe, durch Einen Streich, durch Ein Wort wieder wirrer und dichter zum Knäuel verwunden wird, der vor den Augen des ruhigen Zuschauers sich jetzt abspinnt, jetzt wieder anwächst, und so ein wahres Spiel der Luft, ein Lustspiel gibt. Dann, welche Wahrheit im Ganzen! Wie sind die kleinen Listen und Intriguen der drei verliebten Mädchen aus der menschlichen Natur genommen! Dazu die gewandte und reine Sprache; und endlich die trefflichste, bis in die geringfügigsten Einzelnheiten künstlerische Darstellung, in welcher dem Herrn Löwe, der eine Art Fallstaff in den feinsten Nuancen gibt und das Licht des Scherzes über den Schlagschatten des Ernstes der Handlung wirft, ein großes Verdienst gebührt. Wieviel haben die neuern Lustspieldichter aus einer so einfachen Mache der alten gelernt! Das allopathische Maß der Verwicklung von „Schleife und Blume" finden wir in hundert neueren Arbeiten in homöopathischer Verdünnung benützt und in den „Musketiren" sehen wir den Ausgang des Duells, wie ihn Calderon, vor ein paar hundert Jahren, erdacht.

Digitized by Google

Aber was war der Erfolg? fragt der Leser. Der Erfolg des Stückes, antworten wir, war trotz der vielen Vorzüge, die wir hier aufgezählt haben, nur eine laue Aufnahme; und am Schlusse mengten sich unter beifällige Stimmen eine fast gleiche Zahl ungünstiger. Schieben wir davon nicht die Schuld auf das Publikum; sie liegt im gänzlich veränderten Geschmack. In unserer Zeit passen Schäferspiele, paßt das einfache Spiel der Minne nicht mehr. Man kann von dem Zuschauer billiger Weise nicht fordern, daß er immer gelaunt sey, in's Theater antiquarischen Forscherſinn mitzubringen; er darf begehren und verlangen, daß die Bühne seine Zeit darstelle, daß sie sich nach dem Geschmack und Bedürfniß der Gegenwart richte, wenn sie auch manchmal dem kranken Zeitgeist an den Puls fühlt und dem unwilligen Kranken eine Medizin verschreibt. Eine Medizin dieser Art war eben das Lustspiel „Schleife und Blume."

— (Theater an der Wien.) Die am 30. Dezember zum ersten Male gegebene Posse: „Hier ein Schmied, da ein Schmied, noch ein Schmied und wieder ein Schmied!" von J. H. Mirani dürfte den schwächeren Produkten eines Schriftstellers, der auf dem Felde der Novelle, wie auf jenem der dramatischen Literatur, bereits Anerkennungswerthes geleistet hat, zuzurechnen seyn. — Die etwas verworrene Handlung, welche der Dichter am Ende nicht mehr vollständig entwickeln konnte, mußte dem Eindruck des Ganzen nachtheilig werden. Aber es fehlte nicht an gelungenen Einzelnheiten und an Szenen, die in der That die Lachlust und Theilnahme erregten; der wirksame Schluß des zweiten Akts und die originell-komische Situation des vortrefflichen Treumann im 3. Akte fanden lebhaften Beifall. Die melodiöse Musik hatte Heern v. Suppé zum Komponisteur und die zwei Kouplets, dergleichen so vorzüglich gelungen man nur sehr selten hört, Herrn Karl Elmar, der auch nach jedem derselben stürmisch gerufen wurde, zum Verfasser; weniger sprach die ziemlich unbedeutende Musik zu den Trinkliedern an, deren Text den „Blättern und Trauben" J. N. Vogl's entnommen ist. Die Darstellung der Posse war eine vorzüglich gelungene. Wir nennen vor Allen Hrn. Treumann, einen Künstler, in der Oper, im Schau- und Lustspiel, wie in der Posse, gleich vorzüglich und dieser Bühne unschätzbares Kleinod; dann Hrn. Rott, der jede Rolle durch sein ausgezeichnetes Darstellungstalent zur Bedeutung erhebt, und auch heute wieder voll Humor war; Mad. Klimetsch, als alte Jungfer und Hrn. Podesta, der einen Tauben gab. Schade, daß diese Partie nicht vollkommen ausgeführt war; sie hätte zu vielen witzigen Einfällen und Situationen Anlaß gegeben. — Weniger behagte Hr. Nitsch, der, die matte Kopie eines kaum nachahmungswerthen Originals, an dem Fehler der stereotypen Komik leidet, und dadurch langweilig wird. Das Publikum gab dem geachteten Verfasser Beweise von Theilnahme, am Schluß wurden Rott und Treumann von dem zahlreich besuchten Hause gerufen. V. B.

(Konzert des Kreuzervereins.) Der talentirte Pianist Theodor Leschetizky bringt bei der für den Kreuzerverein am 6. Jänner im k. k. großen Redouten-Saale abzuhaltenden Akademie seine erste größere musikalische Komposition: eine Ouverture zum Märchen „Rübezahl", unter der Direktion des Herrn Professors Hellmesberger, aufgeführt durch das Orchester-Personale des k. k. Hofoperntheaters nächst dem Kärnthnerthore zur Oeffentlichkeit. Auch werden bei dieser Gelegenheit die neuen englischen und deutschen Flügel aus der Fabrik des Herrn Dirr zu Hernals zum ersten Male der öffentlichen Beurtheilung der Wiener Musikfreunde zugänglich gemacht. Jedenfalls können wir die Auswahl bei dieser durch Herrn Dr. Hammerschmidt veranstalteten Akademie, wobei die gefeierte, von uns mit herzlicher Freude wieder in Wien begrüßte Frau Jenny Lutzer-Dingelstedt, außerdem aber auch

Digitized by Google

noch Fräulein Weißbach, und die Herren Staudigl, Gebrüder Hellmesberger, Leschetizky und Heindl mitwirken, als eine höchst gelungene und interessante bezeichnen, und hoffen von der Unterstützung der edlen Bewohner Wiens, die alles wirklich Gute und Humane so gerne fördern, einen dem vereinten Wirken so schöner und edler Kräfte entsprechenden Erfolg.

E.

(Mein Scheiden von der österr. kais. priv. Wiener Zeitung.) Durch Privatumstände veranlaßt, scheide ich mit dem Ende dieses Jahres 1847 von der Redaktion der Wiener Zeitung, nachdem ich derselben zwei und dreißig Jahre und sechs Monate vorgestanden.

Ich scheide mit dem Bewußtseyn, die Obliegenheiten dieser schwierigen und mühevollen öffentlichen Funktion redlich und gewissenhaft erfüllt zu haben. Ich erhob die Wiener Zeitung zu höherer Bedeutenheit und erwarb ihr die Achtung des Publikums; ich verband mit ihr eine ununterbrochene Chronik des Neuesten und Wissenswürdigsten in allen Zweigen des materiellen und intellectuellen Lebens und gewann ihr dadurch das allseitigste Interesse. Die allgemeine Anerkennung meiner Bemühungen war mein Lohn.

Der Ruhm und die Ehre des allerhöchsten Kaiserhauses, und die Liebe seiner Völker zu demselben waren unabläßig die Leitsterne meiner Bestrebungen, so wie die allgemeinen vaterländischen Interessen mein stetes Augenmerk. Die Ehre der Wiener Zeitung, als des Hauptorgans der Monarchie, war mir immer theuer und ich suchte sie treu zu bewahren, wie meine eigene.

Ich scheide von einer langgewohnten, mir lieb gewordenen Wirksamkeit, der ich zwei und dreißig Jahre und sechs Monate meines Lebens gewidmet — ein Zeitraum, der in der Redaktionsgeschichte eines jeden öffentlichen Blattes, vor Allem aber in jener der österr. kais. privil. Wiener Zeitung, ein nicht gewöhnliches Ereigniß bildet.

Den geneigten Lesern dieses Blattes, die ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet, danke ich für ihre Theilnahme und spreche jenen ehrenwerthen Männern, die mich durch ihre geschätzten Beiträge unterstützten, meine Erkenntlichkeit aus. Ich hege bei meinem Scheiden die Überzeugung, daß meine Bestrebungen von dem geehrten intelligenten österreichischen Publikum nicht verkannt worden sind und, daß mir dasselbe eine freundliche wohlwollende Erinnerung bewahren wird.

Wien, am 31. Dezember 1847. J. C. Bernard.

Wie wir den Leser wünschen.

'Wie Du uns willst, zu denken und zu sagen,
Ist wohl Dein unverkennbar Recht.
Wir haben nicht zu deuteln und zu klagen,
Nennst Du uns trefflich oder schlecht —
Du bist der Herr, das Blättchen ist der Knecht!

Doch nein! der Knecht? Es widerstrebt, zu dienen
Als Treumühl' oder Räderzahn,
Und in der Lüge tiefgelegten Schienen
Nachfahren auf der glatten Bahn.
So nimmst Du mich, so nehm' ich Dich nicht an'

Fühlst aber Dich, von Innen angezogen,
Verwandt im Geiste und im Sinn,
Als Freund uns wahrhaft zugethan, gewogen —
Dann laß' uns Eine Straße zieh'n,
Und nimm, willst Du, leibeigen uns nur hin!

Ebersberg.

Ein böser Sohn.

(Eine Erzählung, wie sie im Munde des Volkes lebt.)

Der junge Baron von Hochberg war, kaum zum Jüngling herangereift, Herr eines ungeheuren Vermögens geworden. Sein Vater, wie seine Mutter, waren todt; er hatte auf dem ganzen Erdenrund keine Anverwandten mehr, als ein paar weitentfernt verschwägerte Vettern, die er sein Lebtag nicht gesehen; ohne einen Führer auf der schlüpfrigen Bahn des Lebens in der sogenannten „Welt," ohne einen väterlichen Rathgeber, ohne einen wahrhaften Freund — stand er ganz allein und verlassen mit seinen achtzehn Jahren Unerfahrenheit und seinen vielen Geldsäcken in der Welt; die letzteren nun schienen ihm unerträglich; darum ließ er viel Geld unter die Leute kommen — aber leider kam's nicht unter die rechten.

Denn dies junge Kavalierchen verwarf die erwirthschafteten Schätze seiner Ahnen auf die albernste Art von der Welt und stürzte sich, jedes Hinderniß, das sich zwischen ihn und seine Lust stellte, mit dem Zauber „Gold" aufwiegend, wie ein beherzter Schwimmer in die See, kopfüber in das Meer aller Vergnügungen.

Aber wenige Jahre hatten hingereicht, den Born der weltlichen Freuden bis auf den letzten Tropfen auszuschöpfen; für ihn gab's, nachdem drei Frühlinge in's Land gegangen waren, nichts Anreizendes und Lockendes mehr; er hatte Alles, Alles durchgemacht.

Die gräßlichste Langeweile bemächtigte sich nun des jungen Mannes, der zu wenig gelernt und auch zu wenig Lust hatte, dem Staate zu dienen, da er bisher nur seiner Lust gelebt.

Recht sehr Unrecht thuen darum die Armen, die Jene ihrer Mitmenschen, die ein paar Geldsäcke im Kasten stehen haben, um ihr Bischen Geld beneiden! Wohl Mancher von ihnen würde sich an der Stelle eines solchen, der gähnend vom Bette sich erhebt um Nachts wieder gähnend auf dasselbe zu sinken, recht unglücklich fühlen und um jeden Preis wieder zurückkehren zu seiner niederen Hütte, in welcher Frohsinn, Arbeitslust und Gesundheit ihre Throne aufgeschlagen, und mit Freude den kurz vorher so sehnsüchtig gewünschten Palästen, in denen nur Langeweile, geistige Öde und Schlaffheit herrschen, den Rücken kehren!

Baron Hochberg reiste nun ein paar Jahre, aber seine Blasirtheit und Abgelebtheit vermochten weder Italiens blauer Himmel und Meer, noch der königlichen Venezia blutiger Dogenpalast und ihr Karnevalslärm, noch Neapolis rauchender Vulkan, noch der geistlichen Roma erhabene Kunstschätze anzuziehen und zu ergötzen. — London und Paris, Wien und St. Petersburg, fast ganz Europa besah er sich, und nichts konnte ihm seine steten Begleiter, die nie von ihm wichen, die er nicht mit Gold und Edelgestein bestechen und von seiner Person bannen konnte: die Langeweile und den Lebensüberdruß vertreiben.

Zu all dem gesellten sich noch, als Folgen seiner in Lust und Vergnügenjagd verprahten Jugendjahre, die ersten Symptome eines bedeutenden Lungenleidens. Er kehrte daher heim und warf sich einem ergrauten Arzte, dem vieljährigen und geprüften Freunde seiner verblichenen Ältern, in die Arme, zog mit diesem auf eines seiner Güter, auf dem er, zufolge der wiederholten Bitten seines alten Freundes, einen Sommer verleben und seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen wollte.

Die Zerstreuung trägt, wie man meint, viel zur Heilung von Brustübeln bei, so hatte auch der gute Doktor gehofft, dabei aber nicht bedacht, daß sich für seinen Pfleglíng, der den Freudenbecher fast bis zur Neige geleert, auf einem kleinen umwaldeten

Digitized by Google

und bergumkränzten Gütchen nur schwer oder eigentlich gar nicht sich würden Zerstreuungen auffinden lassen. Schon in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes auf Hochberg's Schloß sah dies der gute Schüler Aeskulap's ein; stündlich wurde sein Patient mürrischer und verdrießlicher und schon war der Doktor dem Verzweifeln nahe, als ein Retter in der höchsten Noth — die Nichte des Pfarrers vom Gütchen, ein wunderschönes Mädchen von 17 Jahren, im Schlosse bei ihrem Onkel mit der traurigen Nachricht von dem Tode ihres Vaters anlangte, von dessen mit ihm nun auch erloschenem Gnadengehalte sie in einem Mädchen-Institute war erzogen worden.

Der würdige Pfarrer beschloß sein Nichtchen bei sich zu behalten und stellte gleich am Morgen nach ihrer Ankunft dem Baron, bei dem er stets freien Zutritt hatte, den neuen Ankömmling vor.

Ein kurzes Gespräch mit der liebreizenden Emma, die eben so schön als geistreich war, erheiterte den sonst so mürrischen Baron vollkommen, und machte ihn für den ganzen Tag fröhlich und lammfrom; eine zweite Unterredung hatte ihn zum Sklaven der zarten Jungfrau gemacht, und so ging's im Sturmschritt fort, daß kaum nach Monatsfrist Emma Arthur von Hochberg's Braut war! Unter ihrer zärtlichen Pflege erstarkte des Barons Gesundheit in kurzer Zeit und gleich seiner reizenden Braut, die an seiner Seite den Tod ihres Vaters schneller verschmerzte, blühte er bald wieder auf. Wie er ganz frisch und gesundet war, feierte er seine Vermählung mit Emma auf die festlichste Weise.

Nun erschien ihm das Leben an der Seite seiner blühenden Gattin ebenso schön und reizvoll, als es ihm früher widerlich und verabscheuungswürdig erschienen war; nun fürchtete und graute er ebenso vor dem Tode, als er ihn noch vor Kurzem angerufen hatte, ihn vom Lebensjoche zu befreien!

Allgemein war man von dem jungen schönen Paare entzückt und Alles freute sich über das Glück derselben, bis auf jene Verwandten, denen durch diese Heirath fast jeder Hoffnungsstern sank, Arthurn zu beerben.

In den siebenten Himmel versetzte den Baron aber die Geburt eines Sohnes; dieser, Theodor genannt, ward einer Pächtersfrau, die nächst dem Schlosse wohnte, dem Baron sehr zugethan und eben auch Mutter geworden war, zur Nahrung anvertraut und wuchs an ihrer Brust in sichtlichem Gedeihen zur Wonne des überglücklichen Elternpaares heran.

Aber ach! nur kurze Zeit genoß Emma die Freude, ihr Kind heranwachsen und gedeihen zu sehen, denn wenig Monden nach der Geburt desselben fing sie an den Nachwehen der Geburt ernstlich zu erkranken an und mußte nach kurzen Leidenstagen das Glück, Mutter geworden zu seyn, mit dem Tode büßen!

Dem Baron schien mit seiner Gattin jede Lebensfreude abgestorben zu sein; er wollte Niemand vor sich lassen und seine ganze Umgebung nimmer sehen; ja sogar das theure Vermächtniß, seiner Emma, ihr Kind, konnte er nicht umarmen, ohne ihrem unersetzlichen Verluste bittere Thränen zu weihen; Alles, Alles, was er betrachtete, jeder Schritt, den er wandelte, der geringfügigste Gegenstand erinnerte ihn an die theure Verblichene, die ihm noch vor Kurzem sein Schloß zu einem Paradiese umgewandelt hatte; und weil denn der Aufenthalt an dem Orte, wo sie geweilt, tagtäglich seine Trauerwunden von Neuem aufriß, beschloß er, denselben, an dem ihn Alles an das unersetzliche Kleinod, so er verloren, erinnerte, zu fliehen und sich auf Reisen zu begeben. Er hoffte, die Abwechslung werde seinen traurigen Geist zerstreuen und den Schmerz seines zerrissenenen Herzens mildern.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber Vivisektionen.

Unter den Erscheinungen, welche durch ihre Grausamkeit das menschliche Gefühl so mächtig empören, ist wohl keine, die es mit den Vivisektionen aufnehmen kann und muß um so mehr Verachtung einflößen, als daraus der menschlichen Gesellschaft bisher gar kein Nutzen geworden ist. Die Tortur wüthete gegen Verbrecher und ging dahin, um entweder begangene Verbrechen zu enthüllen oder selbst in dem Falle, wenn keines begangen wurde, von Missethaten abzuschrecken; die Inquisition, die als Fluch der Jahrhunderte ihres Bestehens betrachtet wird, hinderte den Abfall von der Religion und hatte, insofern die letztere als ein Hort der Tugend betrachtet wird, wenigstens den Schein einer moralischen Tendenz; selbst der damals rohe Spanier, der im fernen Amerika zahllose Grausamkeiten verübte, legte diesen den Glauben unter, und beging diese Thaten, die ihm ewig zur Schande gereichen werden, in wilder Kriegslust oder von einer anderen Leidenschaft geleitet. Bei den Vivisektionen aber findet man keinen Anhaltspunkt einer moralischen Entschuldigung; man kann die gräßlich gemarterten und gefallenen Thiere als zahllose Opfer einer zügellosen Willkür betrachten, und sagen, daß diese namenlosen Leiden der gräßlich unterdrückten und mißhandelten Thierwelt fruchtlos zugefügt worden sind, und daß, obschon man sich Vieles versprach, daß man das Leben in seinem Schaffen und Wirken mit dem Auge erfassen und erspähen könne, man doch auf jener Stufe des medizinischen Wirkens stehen blieb, welche man vor dem Beginne dieser Frevel einnahm, oder daß, wenn man ja vorgeschritten ist, es die Vivisektionen durchaus nicht sind, die zu diesem Fortschritte den geringsten Impuls gaben.

Durch Bichat's scharfsinnige Untersuchungen an Leichen wurde der große und kleine Kreislauf klar; doch wollte man ihm mit den Augen folgen, ohne zu bedenken, daß, bevor man dahin gelangt, um sich mit den Augen davon zu überzeugen, das Leben des unglücklichen Geschöpfes aufhören mußte zu bestehen, und daß man es dann auch nur mit einer Leiche zu thun habe *). Die Menge des im menschlichen Körper befindlichen Blutes wollte man wissen und wählte Thiere dazu, denen man das Blut abzapfte und wog, ohne zu bedenken, daß der Tod früher erfolgen müsse, bevor alles Blut abgeht, abgesehen davon, daß die Blutmenge des Thieres keinen Maßstab für die des Menschen geben kann, in welchem selbst nach seiner Größe, seinem Temperamente, körperlicher Konstitution, vorhandener Disposition zu verschiedenen Krankheiten die Blutmenge bedeutend variirt.

In den neuesten Zeiten jedoch bot das Dunkel, welches über den Funktionen des Nervensystems schwebte und die Unzulänglichkeit der gewöhnlich gebrauchten Arzeneimittel in Nervenkrankheiten der Sucht nach Entdeckungen und nach einem berühmten Namen neue Reize dar. Es erstand Charles Bell, der Alba der gesammten Thierwelt, suchte im lebendigen Fleische und fand quälend, daß die Wurzeln, die aus dem Rücken-

*) Der Breichtreffatter war Augenzeuge einer solchen schauderhaften Exekution, welche, obschon man sich bedeutende Resultate davon versprach, auf folgende Weise endete:

Ein Professor gab vor seinen Zuhörern einer Katze 2 Tropfen Blausäure, nachdem er zuvor fest versichert hatte, daß dieselbe nach Empfang dieser 2 Tropfen unfehlbar todt seyn müsse, und erwartete dieses Ereigniß mit fester Zuversicht. Da sich aber kein Symptom der Vergiftung zeigte, gab er ihr noch 10 Tropfen, was aber zum größten Erstaunen des Professors und der aufmerksamen Schule wieder keinen Erfolg herbeiführte. Es wurden gütigst noch 10 Tropfen verabreicht, worauf die Katze noch sich einer vortrefflichen Gesundheit zu erfreuen schien. Um nun den Kredit seiner Blausäure nicht so tief sinken zu lassen, beschloß nun der Professor, eine Vivisektion an der Katze vorzunehmen, indem er richtig schloß, daß, wenn auch nicht durch Gift, sie doch durch das Messer umzubringen wäre. Unter der Leitung eines Professors der Chemie wurde nun die Vivisektion vollzogen, wobei aber deutlich zu sehen war, daß die Vivisektoren mehr das Tödten des Thieres als irgend eine Belehrung im Auge hatten. Die Resultate waren daher Null. Dr. J. M.

Digitized by Google

marke auslaufen, getrennte Funktionen haben, daß die einen der Empfindung, die anderen der Bewegung vorstehen. Diese Entdeckung führte eine wahre schmerzvolle Seuche über die Thiere herbei. In allen Welttheilen wurden Thiere der verschiedensten Gattungen auf die Folter gespannt, um ihnen unter fürchterlichen Qualen diese Thatsache abzuzwingen, und auf deren Grundlage weitere Entdeckungen zu machen. Magendie, Flourens, Johannes Müller und Andere machten ohne Erbarmen den Schädel und das Rückenmark auf, stachen und schnitten hinein, so, daß das bloße Lesen dieser Gräuel Entsetzen verursacht.

Viele Thiere sind gefallen; doch zu welchen Resultaten ist man gekommen? Ist man im Stande, die Epilepsie, Katalepsie, Eclampsie und das übrige Heer der Nervenkrankheiten zu heilen? oder wenn man auch in neuesten Zeiten eine entsprechendere Behandlungsweise dieser Krankheiten kennt, hat man diese Kenntniß den Vivisektionen zu verdanken? ist nicht die aufmerksame und genaue Beobachtung der Krankheitserscheinungen während des Lebens, verbunden mit sorgfältigen Untersuchungen der Leichen die Ursache dieses Fortschrittes? Deßwegen wird der rationelle Arzt, dessen Beruf in seiner Ausdehnung auf die Thierwelt sich damit beschäftigt, die Schmerzen aller Geschöpfe zu heilen oder wenigstens zu lindern, diesen Weg einschlagen, welcher schon so viel Gutes gebracht hat, und noch bringen wird. Auf diese Weise wird er, ohne ein Barbar zu seyn, der Menschheit die seiner Pflicht angemessenen Dienste leisten können und sich nicht mit so entehrenden Vorwürfen belasten, welche ihn um so mehr treffen, als er durch seine Kenntnisse vorzüglich dahin gelangt seyn muß, zu wissen, daß die Thiere dieselben Schmerzen empfinden wie der Mensch, und, daß sie sich wenigstens in dieser Beziehung von ihm nicht unterscheiden.

Jos. Machácka,
Dr. der Medizin.

Korrespondenz.

(London.) Hier erscheinen acht große Zeitungen. Die Redaktionskosten einer jeden derselben betragen in der Woche 65 Pfund Sterling oder jährlich 40,560 fl. Die Times und das Morning Chronicle haben monatlich 800 Pfd. St. oder jährlich 28,800 fl. Druckkosten.

(Woßlaff, in Preußen.) Das „Danziger Dampfboot" erzählt eine grausenhafte Geschichte von einem Dienstjungen, den seine Mutter, eine arme Frau in Woßlaff, als Schweinejungen nach Herzberg vermiethet hatte. Der Junge hatte sich die Füße erfroren und konnte nicht gehen; er wurde durch Schläge dazu genöthigt, und da auch dieses nichts half, zu seiner Mutter zurückgebracht. Diese welche keine Hilfe für ihn hatte, ging zum Schulzen und erbat sich einen Zettel für die Aufnahme in das Danziger Stadtlazareth; der Schulze aber ließ den Jungen in das Dorfgefängniß bringen. Da auch dies wirkungslos blieb, wurde der Bursche endlich auf einen Wagen geladen, bei welcher Operation ihm ein Fuß abfiel; im Lazareth folgte der andere. Der Brand zwang endlich dazu, beide Beine abzunehmen, welches durch Anwendung des Chloroforms am 9. December in dem Danziger Lazareth geschah, zugleich das Resultat, daß das Chloroform hier in Anwendung kam. Über den Schreckensfall selbst wird eine Untersuchung eingeleitet werden.

(Paris.) Eine gräßliche Szene, die Alles überbietet, was französische Romanschriftsteller Schauderhaftes erfunden haben, ereignete sich am 15. Dezember Nachts auf der Straße von Paris nach Rechy in einem im Bau begriffenen Hause, an dem die Arbeiten der Kälte wegen eingestellt sind. Man vermuthete, daß sich dort ein Verbrecher verberge, der schon mehre Missethaten ausgeführt hatte. Drei Gensdarmen, mit einer Blendlaterne versehen, durchsuchen das Haus und finden in einem Stalle auf Stroh einen halbentkleideten Menschen. Auf den Befehl der Gensdarmen, ihnen zu folgen, erklärte er sich bereit, er wolle nur seine Beinkleider anziehen. So wandte er sich um, bückte sich, hatte aber einen versteckten Dolch ergriffen und stürzte sich damit auf den nächsten Gensdarmen. Zum Glück glitt der Stoß an dem Bandelier desselben ab und verletzte die Brust nur leicht. Doch die Blendlaterne ward dem Gensdarmen dadurch aus der Hand geschleudert und nun herrschte das tiefste Dunkel. Der Verbrecher wollte sich jetzt mit dem Dolche Bahn machen und stieß im Finstern wüthend hin und her; die Gensdarmen waren zwar mit Säbeln bewaffnet, wollten dieselben jedoch nicht gebrauchen, weil sie einander zu verwunden fürchteten. Der Kampf war verzweifelt: auf der einen Seite ein Mensch, der mit der Wuth eines wilden Thieres um sein Leben focht, auf der andern drei entschlossene Männer, deren Ehre es gebot, den Verbrecher nicht entkommen zu lassen. Dieser hatte schon 27 Wunden ausgetheilt! Da entschied ein glücklicher Zufall. Er traf einen der Gensdarmen so mit dem Dolch, daß er ihm fast den Daumen abschnitt; doch dieser verlor die Besinnung nicht, sondern schlug den Böse wicht mit dem Säbelgefäß so auf den Kopf, daß er bewußtlos niederstürzte und spießte ihn dann durch den Hals an den Boden fest. So endete dieser grauenhafte Kampf im Dunkeln. Der Verbrecher wurde mit aller Sorgfalt, die sein Zustand erforderte, nach der Conciergerie gebracht. Er ist ein entsprungener Sträfling. (B. Z.)

Digitized by Google

Inserate.

In C. Ueberreuters Verlags-Komptoir (Dorotheergasse, Nr. 1111) ist eben erschienen:

Denkwürdigkeiten,

Erfahrungen und Reflexionen

eines österreichischen Arztes, gesammelt auf einer Reise nach Nord-Amerika

von

Anton Heger,

Primarius im k. k. allgemeinen Krankenhause.

Wien und Leipzig, 1847. 304 Seiten, broschirt: 1 fl. 20 kr. C. M.

Von dieser interessanten Schrift erschienen mehre Auszüge im „österr. Zuschauer," die allgemeinen Antheil fanden. Der Verfasser ist einer unserer geschicktesten und erfahrensten Ärzte; er hat die Reise nach Amerika blos im Interesse der Wissenschaft unternommen, und sowohl was er von diesem merkwürdigen Lande selbst als in Bezug auf medizinische Erfahrungen mittheilt, hat für jeden Gebildeten, für den Arzt wie den Laien, bedeutenden Werth.

Bei L. Grund (am Stephansplatz, im Zwettelhofe) ist folgende beliebte Jugendschrift zu haben:

Erzählungen für meine Söhne,

von

J. S. Ebersberg.

Wien, dritte Auflage. Zwei Bände mit vier Kupfern. 800 Seiten stark. Beide Bände 40 kr. C. M.

Es ist dies nicht nur die wohlfeilste, sondern gewiß eine der trefflichsten Jugendschriften, die in vielen tausend Exemplaren verbreitet, im Auslande nachgedruckt, die einstimmigste Anerkennung gefunden hat. Besorgte Eltern können ihren Söhnen nicht bald einen besseren und redlicheren Führer auf ihre Lebensbahn mitgeben, als dieses treffliche Buch!

Im Verlag der C. Haas'schen Buchhandlung ist erschienen:

Alm und Cither.

Von

C. A. Kaltenbrunner.

Wien, 1848. 248 Seiten in 8. broschirt: 1 fl. 20 kr. C. M.

Der beliebte Verfasser liefert hiermit den zweiten Band zu seinen oberösterreichischen Liedern, die eine so große Verbreitung und gleichen Beifall gefunden haben. Was Seidl's zarte Gedichte für Niederösterreich sind, dürften Kaltenbrunner's Lieder dem Oberösterreicher gelten. Wie ernst und gründlich der Verfasser seinen Vorwurf behandelt, durfte auch das diesem Bande beigegebene oberennsische Idiotikum bezeugen.

Ansuchen.

Da es dem Mozarteum in Salzburg, als einem Musikinstitute, das festen Grund und Boden gewonnen hat und einer wirkungsreichen Zukunft entgegensieht, wie jeder ähnlichen Anstalt darum zu thun seyn muß, sich eine soviel möglich umfassende Musikalien-Sammlung und Bibliothek zu verschaffen — so wendet sich der Unterzeichnete an alle Herren Tonkünstler und Musikverleger mit der dringenden Bitte, dem Mozarteum (unter Adresse: an die Kunsthandlung J. Schön qm. Besc'o in Salzburg) ihre Kompositionen und Verlagsartikel gütigst einsenden zu wollen, und gibt die Versicherung, daß die überschickten Tonwerke in zahlreichen Proben präcis einstudirt und gut aufgeführt werden, da dem Institute tüchtige und reiche Musikkräfte zu Gebote stehen. Ebenso dankenswerth wäre es, wenn die Herren Schriftsteller, Buchhändler und Kunsthändler ihre musikästhetischen Werke und Musikzeitungen zur Vervollständigung der Mozarteums Bibliothek, und die lithographirten oder gestochenen Porträte bekannter Tonkünstler zur Bereicherung der begonnenen Porträtgallerie freundlichst dem Mozarteum auf dem bezeichneten Wege zukommen lassen wollten. Alois Taur,

Kapellmeister des Dom Musikvereins und und Direktor des Mozarteums in Salzburg.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 2. Mittwoch den 5. Jänner. 1848.

Ein böser Sohn.

(Fortsetzung.)

Sein Kind aber ließ er der Amme und ihrem Mann zur Pflege. Er überschüttete das Ehepaar mit Geld und Geschenken, auf daß sie nur das Leben seines Stammhalters schützend bewachten und für denselben alle mögliche Sorgfalt trugen, was denn auch die Leute versprachen und das Kind besser, wie ihr eigenes — seinen Milchbruder — halten zu wollen gelobten.

Lang war der Baron abwesend; aber seine häufigen Briefe athmeten Liebe und Zärtlichkeit für sein Kind, und jeden derselben begleiteten eine Unzahl von Geschenken und Geldanweisungen für die Pflegeältern des kleinen Theodor, die denn auch an ihr Ziehjöhnchen alle Sorgfalt verwandten und es ihm an Nichts fehlen ließen, theils weil sie das gute Kind wirklich lieb hatten, theils weil sie die Geldbezüge und Geschenke, die der Baron so freigebig schickte, nach seinem Versprechen doppelt, und lebenslängliche anständige Versorgung obendrein erhalten sollten, wenn das Kind gesund und munter aufwachse bis zur Rückkunft des Vaters.

Und wirklich wuchsen der kleine Theodor und sein Milchbruder, dem er sehr ähnlich sah, blühend wie ein Rosenzwillingspaar auf; wer die beiden Kinder spielend sich an einer Feldblumenflur ergötzen oder im Garten einem bunten Falter nachzappeln sah, hätte sie für Zwillingsbrüder halten sollen!

Zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, war eben die Kuhpockenimpfung erfunden und in Deutschland bekannt geworden. Mit vielleicht noch mehr Hindernissen, als einst die Einführung der Kartoffeln, hatte diese so wohlthätige Erfindung, bis sie gang und gäbe wurde, zu kämpfen; Niemand wollte seine Kinder impfen lassen; Jedermann hielt die einfache Operation, durch die man die entstellenden Blatternarben, welche vordem fast bei jedem einzelnen Blatternanfalle ihre für immer entstellenden Spuren zurückließen, vermeiden konnte, für Teufelsspuk, und die wenigen aufgeklärteren Aeltern, die ihre Kinder der Impfung unterzogen, mußten Schmähreden von dem Pöbel hören, ja wurden für des Teufels Helfershelfer und Genossen, von ihm auf die Welt gesandt, die unschuldigen Menschen zu bethören, gehalten. — Natürlich hüteten sich auch Theodors Ziehältern, die als einfache Pächtersleute an alten Sitten und Formen hielten, ihn oder seinen Milchbruder impfen zu lassen, obwohl ihnen ein Arzt, der, bei ihnen einkehrend, in dem kleinen Johann den Keim der Blatternkrankheit erkannte, denselben impfen wollte und die Kuhpockenimpfung angeeigentlich mit Voraussage der Gefahr für Johann's Leben anempfahl. Aber umsonst!

Digitized by Google

Doch wie theuer und wie bald mußten gerade sie ihre Halsstarrigkeit büßen. Denn eines Tages befiel den kleinen Johann des Abends plötzlich Fieberhitze und Fieberfrost, und in Kurzem zeigten sich die ernsten Symptome der Blattern. In ihrer Angst vergaß die besorgte Mutter, Theodorn vom Lager seines Milchbruders zu trennen, und da sie endlich daran dachte, war es zu spät. — Theodor, von den ansteckenden Blattern ergriffen, erkrankte auch.

Von Tag zu Tag wuchs die Krankheit der zwei Kinder; trostlos rang das Pächterpaar die Hände und glaubte schon beide zarten Blüthen durch den Tod geknickt, da erholte sich — Johann und, sei es, daß die Mutter ihr eigenes Kind mehr pflegte, als den Fremdling, obwohl an der Erhaltung desselben ein sorgloses Alter für seine Ziehältern geknüpft war, sei es, daß des Bauernkindes Kräfte stärker und frischer waren, als jene des kleinen Barons, Theodor starb!

Der wüthende Schmerz der Pächtersleute am Sterbelager des verblichenen Pfleglings läßt sich nicht beschreiben; sollten sie ja mit dem Sarg des todten Kindes alle ihre Hoffnungen auf ein heiteres, sorgenungetrübtes Alter, alle die schönen Luftschlösser begraben, die sie Abends am warmen Kamine zu bauen pflegten, wenn sie sich beriethen, was sie mit den ferneren Geschenken und Geldern, die der Baron schicken würde, beginnen sollten, und überdachten, wie sie die vielen Versprechungen, die er an die Erhaltung und das Wohlseyn seines Kindes geknüpft hatte, jeder weiteren Sorge für die Zukunft überhoben; — mit dem Tode dieses Kindes erloschen ihre Unterstützungsgelder, alle ihre Pläne wurden zu Wasser und außerdem, daß sie vor dem Zorne des Barons, der den Tod seines Stammhalters an ihnen wahrscheinlich schrecklich rächen würde, zittern mußten, konnten sie nur sorgenvoll in die Zukunft blicken.

Eben war der kleine Engel aufgeflogen zu den himmlischen Heerschaaren, in die Arme seiner jungen Mutter, und das Pächter-Ehepaar — ganz allein daheim — an seinem Sterbelager, als wieder ein Schreiben von Arthur kam, der, nachdem er lange fremder Herren Länder gesehen und überall Ruhe und Balsam für seine Herzenswunde gesucht, nirgends aber gefunden hatte, sich wieder heim nach dem Sitz seiner Ahnen, nach dem Schauplatz seines ehelichen Glückes und in die Arme seines Kindes sehnte. — Dort dachte er, sein Daseyn ganz nur der Sorge für die Ausbildung und das Wohlergehen seines Sohnes widmend, sein Lebensende, das ihm bei seiner schwächlichen Gesundheit nimmer allzu fern dünkte, zu erwarten. — So hatte er den Pflegältern seines Kindes geschrieben, seine Ankunft in die nächsten drei Monathe bestimmt, und dabei wieder die Versicherungen und Versprechungen ausnehmender Belohnung und lebenslänglicher anständiger Versorgung derselben wiederholt, wenn er seinen Theodor gesund, munter und frisch antreffen würde.

Trostlos, der Pächter die Hände und nach Fassung ringend, sein Weib manche Thräne, die heiß über ihre Wange herabrollte, mit dem weißen Tuche abwischend, den Brief des Barons im Schoß, saß das Ehepaar des Abends neben dem Sterbelager des kaum gestorbenen Kindes und harrte der Dienstleute, die auch bald von Feld und Flur heimkommen mußten, um ihnen das Absterben des jungen Herrleins zu künden.

In einem Winkel der Stube lag das Genesende in seiner Wiege.

(Fortsetzung folgt.)

Weitere Versuche und Erfahrungen über das Chloroform.

Nun sind auch aus andern, französischen und deutschen Städten Nachrichten über die Versuche mit Chloroform eingelangt. Aus München wird von den Beobachtungen des

Digitized by Google

berühmten Drs. Biswanger, der an Thieren wie an Menschen eine große Reihe von Versuchen anstellte, als Resultat berichtet:

„Vor Allem bedarf man zur Erzielung erwünschter Narkose mittelst des Formylperchlorids (Chloroform's) durchaus keines komplicirten, ja ich sage gar keines Apparats, indem man dasselbe ganz einfach auf ein Taschentuch aufträufeln und dem zu narkotisirenden Individuum nur etwas dicht vor Mund und Nase zu halten braucht, auf daß das sofort eingeathmete Gas seine Wirkung äußere. Eine halbe bis eine Drachme des richtig bereiteten und reinen Präparats reichen ferner in allen Fällen aus, um eine ergiebige, 1—5 Minuten lange Narkose zu Stande zu bringen, und will man absichtlich die Gefühl- und Bewußtlosigkeit länger unterhalten, so kann man eine zweite halbe bis ganze Drachme nach einiger Zeit nachgießen, und wird hierdurch den erwünschten Zustand länger als eine Viertelstunde — somit ausreichend für die bedeutendste und längste chirurgische Operation — ohne erheblichen Nachtheil sich erhalten. Schon nach den ersten Einathmungen des Formylperchlorids, welchem jene reizenden und nicht selten sehr beunruhigenden Eigenschaften des Ätherdunstes ganz und gar abgehen, indem es, gewürzhaft angenehm riechend, kühlend und süßlich schmeckend, die Schleimhaut der Athmungsorgane in keiner Weise belästigt, fühlt man eine rasche und ergiebige Erschlaffung des gesammten willkürlichen Muskelsystems, Trägheit aller Glieder, Neigung die Augen zu schließen und den Kopf zur Seite zu legen, leichtes Kriebeln in den Händen und Füßen, Verschwimmen der Gegenstände vor den Augen, Täuschungen des Sehvermögens, Ohrenklingen, Herzklopfen, Schlafluft — und schon nach einer halben bis einer Minute fällt man unwillkürlich und trotz alles Widerstrebens in einen Zustand tiefen und ruhigen Schlafes, welcher sofort von langsamer und gleichmäßiger Respiration, verlangsamtem und etwas unterdrücktem Pulse, vollkommener Bewegungs-, Gefühl- und Bewußtlosigkeit begleitet ist. Nur einzelne Individuen werden im Anfang und vorübergehend etwas unruhig, widerstreben unbewußt dem weiteren Einathmen, lachen, und deliriren vorher und nachher in lallender und undeutlicher Sprache.

Während dieses von einem gesunden und tiefen Schlaf in nichts verschiedenen Zustandes träumt man in der Regel gar nicht, und ½ bis 2 Minuten nach Entfernung des mit dem Chlorid leicht getränkten Tuches vom Gesicht erwacht man auch daraus ziemlich rasch, ist schon nach wenigen Sekunden sich völlig wiedergegeben und ganz und gar bei sich. Leichte Eingenommenheit des Kopfes und Gefühl von Abgeschlagenheit und Üblichkeit werden nur vorübergehend und unbedeutend nach dem Erwachen empfunden, und sind die einzigen üblen Nachwehen einer nicht allzulange dauernden Narkose. Bewegungs-, Gefühl- und Bewußtlosigkeit werden somit durch das Formylperchlorid schon mittelst sehr kleiner Dosen und in sehr kurzer Zeit äußerst leicht und dennoch zugleich ganz vollkommen erzielt, entbehren durchaus jener lärmenden Geschwätzigkeit, störenden Unruhe, jener Krämpfe und Konvulsionen, welche den Ätherismus zu begleiten pflegen, und auch die Folgen einer solchen im Ganzen weit intensiveren Narkose stellen sich — wenn gleich einige, jedoch vorübergehende Unbehaglichkeit unmittelbar nach dem Erwachen nicht in Abrede gestellt werden kann — weit günstiger im Verhältniß zu jenen des Ätherismus. Es ist z. B. von jenem penetranten Geruch, welcher nach einem Einathmungsversuch mit Äther dem Zimmer des betreffenden Individuums, dem Individuum selbst oft volle 24 Stunden noch anhängt, und den Arzt wie die Umgebung mannigfaltig belästigt, hierbei auch nicht die Spur zu entdecken. Ferner kann die Quantität des zu unserm Zweck erforderlichen Fluidums hier weit genauer bestimmt werden, die Dauer der Narkose ist auch minder schwankend

Digitized by Google

bei den einzelnen Individuen, ist im Ganzen kürzer, leichter zu handhaben und somit zum Zweck, chirurgische Operationen schmerzlos zu machen, weit geeigneter als der Ätherismus. Kurz, es entbehrt das Formylperchlorid bei seiner therapeutischen Anwendung einer Menge Unbequemlichkeiten, welche die Äthereinathmung trotz aller bisherigen Bemühungen dennoch mit sich führen mußte, und wird dieselben auch fortan entbehren, da sie in seinen eigenartigen chemischen Qualitäten begründet sind. Indessen darf man doch bei Anwendung des Formylperchlorids nicht außer Acht lassen, daß es bei unvorsichtiger und allzulanger Einathmung ebenso sicher zu schaden, ja sogar auch zum Tod zu führen vermag, wie der mit ihm verwandte Äther, somit derselben Vorsicht bedarf und deßhalb nur von Kunstverständigen in Anwendung gebracht werden sollte."

In Paris ist wohl seit Anfang Dezember kein Tag vergangen, an dem man in den dortigen Krankenhäusern nicht Versuche gemacht und Resultate gewonnen hätte. Der letzte Bericht sagt: „Kein Zweifel mehr, das Chloroform hat den Äther verdrängt. Letzterer wird bereits wie eine veraltete, verschollene Modesache angesehen, und tritt in das bescheidene Halbdunkel der Materia medica zurück, aus dem ihn Dr. Jackson auf eine kurze Weile hervorgezogen hatte. Die Vorzüge des Chloroform's vor dem Äther mögen etwa folgendermaßen zusammengefaßt werden: 1. seine Wirkung ist rascher und nachhaltiger; eine, höchstens zwei Minuten reichen hin um das Bewußtseyn völlig zu ertödten. Bei einem zehnjährigen Knaben, dessen Hand sich in einem Maschinenrad gefangen hatte und so stark zerquetscht worden war, daß Dr. Jobert im Hospital St. Louis zur Exartikulation der Finger schreiten mußte, konnte man die Einathmung des Chloroform's schon nach 50 Sekunden einstellen, und der Kranke erwachte erst mehrere Minuten nach Beendigung der Operation und der Anlegung des Verbandes. 2. Die durch den Gebrauch des Chloroform's erzeugte Narkose sieht dem natürlichen Schlaf weit ähnlicher als der Ätherismus. Der Ausdruck des Gesichts ist ruhig, das Auge starr, die Pupillen sind erweitert, sehr oft schnarchen die Operanden. Das Erwachen geschieht plötzlich, während man mit dem Äther nur allmälig und wie aus einer tiefen Betäubung zu sich zu kommen scheint. 3. Das Nervensystem ist minder angegriffen. Der Blutandrang nach dem Gesicht und dem Gehirn ist geringer; auch leiden die Patienten weniger Kopfschmerz. Deßgleichen scheinen die Chloroformdünste nicht so reizend auf die Luftröhrenschleimhaut wie der verflüchtigte Äther zu wirken. Bisher stand das Chloroform in sehr hohem Preise; ein Hauptbestreben der Chemiker und Pharmaceuten muß also dahin gehen, den Gewinnungsprozeß zu vereinfachen und die Kosten möglichst zu ermäßigen."

Kalenderschau.

Illustrirter Kalender für 1848. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Seit drei Jahren erscheint dieses treffliche deutsche Volksbuch. Es hat die Bestimmung, jährlich eine Ueberschau der Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe zu geben. Für den räthselhaft billigen Preis von 1 fl. 18 kr. C. M. erhält der Leser eine Fülle Material, das mit Umsicht gewählt und geordnet, einen Schatz von eben so sinnig erfundenen als ausgeführten Bildern, von welchen jeder Jahrgang bis zur Ermüdung der Schaulust strotzt. Der illustrirte Kalender hat in Deutschland alle ähnlichen Unternehmungen überflügelt und ist bereits in der enormen Zahl von 25,000 Exemplaren verbreitet! Er verdient aber auch diese Theilnahme nicht deßhalb, weil ihn eine geschickte und

Digitized by Google

wohlberechnete Spekulation hervorgerufen, sondern weil er der Aufgabe eines bildenden und belehrenden Volksbuches in weit höherem Grade entspricht, als hundert ähnliche Versuche, und in Rücksicht der Ausführung, in geistiger wie in technischer Vollendung als die glücklichste Lösung einer großen Frage erscheint. Nur Einiges, um den Gang des vor uns liegenden dritten Jahrgangs (1848) dem Leser anschaulich zu machen! Wir treffen darin (S. 1) gleich auf einen Artikel: „Die wichtigsten astronomischen Entdeckungen im Jahre 1846", welcher als ein Muster, wie streng-wissenschaftliche Gegenstände gemeinnützig, populär dargestellt werden sollten, dienen kann. Die Illustration ist dazu nicht eitler Schmuck, sondern wirklicher Lehr- und Erklärungsbehelf. So haben wir von einem andern Felde, dem historischen (S. 12), die „Schilderung der Völkerschlacht bei Leipzig" zu erwähnen, welche in die kleinsten, bisher kaum bekannt gewordenen Details eingeht und in der Reihenfolge einer künstlerisch ausgeführten Bildergallerie Geist und Auge des Lesers zugleich fesselt und vergnügt. Landbau, Naturgeschichte, Gymnastik, Physik und Technik, sind mit ihren neueren Fortschritten in gleicher Weise bedacht. Überall ist mit dem Unterhaltenden das Nützliche verbunden. Man erkennt bald, daß ein verständiger, sachkundiger Geist über dem Ganzen walte, und daß das Jahrbuch selbst als ein unermeßlicher Fortschritt im Vergleich zu unserm bisherigen, noch auf niedriger Stufe stehenden Kalenderwesen anerkannt werden müsse. G.

Aus unserer Zeit.

Die „Wiener Zeitung" erscheint bekanntlich seit neuem Jahre in dem Riesenformat englischer und französischer Blätter. Sie folgt in diesem Punkte der Mode, die besonders in der periodischen Literatur der äußeren Erweiterung und Ausdehnung huldigt. Wie sind seit einigen Jahren die uns bekannten Zeitungen im Formate gewachsen, während bei vielen der wirkliche Gehalt auffallend zusammengeschrumpft scheint! Den Unternehmern der Wiener Zeitung verursacht diese Format-Vergrößerung bedeutende Mehrauslagen, und es ist ihrem guten Willen und Eifer zu wünschen, daß sie hierfür verdienten Ersatz in der öffentlichen Theilnahme finden. Französische und britische Blätter haben einen zweifachen Grund der Wahl des Riesenformats: 1. Die Ersparung an Stempelgebühr, da in beiden Ländern jeder Bogen der Stempelabgabe unterliegt, während politische Blätter in Österreich nur den ersten Bogen der Stempelung zu unterwerfen haben; und 2. die Schnelligkeit des Drucks, der für einen einzelnen großen Bogen auch wohlfeiler kömmt, als für mehre wenn auch viel kleinere im Umfang. Dies nöthigt sie zur Wahl eines Formats, das unter andern den Nachtheil hat, wenig handsam und unbequem für den Leser zu seyn.

Die „Wiener Zeitung," welcher es sichtlich um höheren Aufschwung zu thun ist, deutet in ihrem neuen Feuilleton (Nr. 1) in einem trefflichen Aufsatz auf die Ursache ihrer äußeren Formatvergrößerung und Inhalterweiterung hin, zu der sie gleichsam das Schwimmen auf dem Zeitenstrom drängte. Es heißt darin unter andern sehr wahr:

„Literarum intemperantia laboramus", klagte schon Seneca. „Wir kranken am Übermaße des Schriftthums." Was sollen erst wir nach 18 Jahrhunderten sagen? In keinem Gebiete menschlicher Thätigkeit ist die Überproduktion größer und verderblicher, als in dem der Literatur; eine schrankenlose Konkurrenz und mit ihr alle marktschreierische Kunst lockender Verführung waltet im Reiche des Geistes; die Literatur ist zur Industrie, das Publikum zur Kundschaft geworden, und nur zu oft verstummt in dem bunten, simebetäubenden Lärm des literarischen Marktes die Stimme jener edlen

Digitized by Google

Berufenen, der Lehrer der Menschheit, die zu bescheiden oder zu stolz sind, sich dem gemeinen Treiben beizugesellen. Das Schlimmste von allem ist jedoch, daß mit der steigenden, nimmersatten Genußsucht der Leser, die durch immer stärkere Reizmittel aufgestachelt werden müssen, die Empfänglichkeit für das Einfache, das wahrhaft und unbedingt Schöne immer seltener wird. Das Publikum verlangt nur Nahrung für eine ungeregelte Phantasie und heftige Emotionen, und die Schriftsteller des Tages kommen solchem Verlangen durch die grellsten Schöpfungen der Unschönheit und Unwahrheit entgegen. Die Meisterwerke der Literatur, welche unsere Väter entzückt und genährt haben, werden mehr genannt als gelesen, oder was noch nachtheiliger ist, flüchtig gelesen. Das Verhältniß zwischen dem Publikum und den Schriftstellern ist ein Verhältniß wechselseitiger Begehrlichkeit, in dem der eine Theil Genuß, stets neuen Genuß, der andere Ruhm und Gewinn sucht. Jene Ehrfurcht und Bewunderung, die in früheren Zeiten den Meistern der Literatur von den durch sie begeisterten, gehobenen Lesern gezollt wurde, ist längst verschwunden, sie hat aufgehört, ein moralisches Band zwischen Beiden, eine Quelle der Veredlung für Diese, neuer Schöpfungen für Jene zu seyn. Das Übermaß der Produktion wird zum Verderben in der Industrie, wie in der Literatur; dort ertönt der Ruf nach Organisation der Arbeit, hier nach Rückkehr zur Einfachheit und Wahrheit, dort wie hier ist es die Stimme des Rufenden in der Wüste. Der Geist ringt nach stets neuen Formen, aber in der Form allein liegt kein Heil, wenn nicht vom Geiste beseelt ist. Die Literatur der Neuzeit ist in diesem Tappen und Wenden bis zur eigentlichen Formlosigkeit gelangt. Selbst das äußere Gewand ihrer Erscheinung, das Format, ist der sprechendste Beweis davon. Mit allen Formaten hat man es versucht, von dem schwerfälligen Folianten bis zum niedlichen Duodez, von den mikroskopischen Typen bis zu den massiven, unserer geschwächten Sehkraft entgegenkommenden Lettern, und als ob alle Fortschritte der Buchdruckerkunst nicht genügten, verherrlicht noch der Grabstichel und Pinsel in den illustrirten Ausgaben die Werke der Lieblinge des Lesepublikums. Aber so wie die schmächtigen, eleganten Bücher die mächtigen, unbequemen Folios und Quartos verdrängt haben, ist in raschem, sich überstürzenden Fortschritte die gesammte Bücherschriftstellerei von der periodischen Literatur überflügelt worden, welche dem Verlangen nach stetem Wechsel und Reize in höherem Grade entspricht. Und selbst die Vierteljahres-, die Monats- und Wochenschriften genügen nicht der modernen Blasirtheit und Ungeduld, so daß in natürlicher Entwicklung die Tagesblätter die eigentlichen Hauptmittel literarischer Thätigkeit, die großen Organe und Hebel der Zeitstimmung geworden sind. Die Blätter des Tages haben eine wahre Literatur des Tages in's Leben gerufen, oberflächlich und vergänglich wie jene. Alles haben sie in ihr Bereich gezogen; Wissenschaft, Kunst, Industrie, Kritik, alles wird in den Tagesblättern besprochen, und die politische Färbung spiegelt sich mehr oder minder in den mannigfachsten, ihren Inhalt ausmachenden Gegenständen ab. Denn die Politik steht obenan, ihr Interesse überwiegt jedes andere, der Staat, als der Inbegriff und Grundlage aller Bedingungen menschlicher und socialer Entwicklung, nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, und wie einst im Mittelalter von der Kirche, geht jetzt alle Richtung des Geistes von der Politik aus, kehrt zu ihr zurück. Was Wunder, daß unter den Tagesblättern wieder die politischen die bedeutsamsten, gelesensten, ein unläugbares Bedürfniß der Zeit geworden sind. Ihnen widmen die hervorragendsten Talente der Zeit ihre Thätigkeit, die gesammte gebildete Welt, ja fast jeder des Lesens Kundige hat sie in Händen; in zahllosen Abdrücken fliegen sie mit Sturmeseile in die fernsten Länder, Tausende und Hunderttausende zu gleichen Gedanken und Wünschen anregend. Die politischen Blätter öffnen aber ihre Spalten außerdem noch Allem, was

Digitized by Google

irgend die Gesellschaft bewegt, allen Richtungen der Literatur. Sie veröffentlichen eben sowohl die Resultate der Arbeiten des Forschers, als sie den schöngeistigen Produkten der Zeit, den Fortschritten der Industrie ihre Aufmerksamkeit widmen. Sie besprechen die Leistungen des Theaters, Tagesneuigkeiten, Moden, sie verkündigen in lobpreisenden Anzeigen Waaren aller Art für den materiellen und geistigen Bedarf. Und selbst die Novellistik, die romantische Literatur, ist in die Dienste der politischen Blätter getreten, die ihnen abwechselnd mit der Kritik und dem bunten Allerlei, ja vorherrschend die Räume des Feuilletons zugewiesen haben. So sind die politischen Tagesblätter gewissermaßen ein Repertorium und Inbegriff der gesammten Literatur geworden, allen Bedürfnissen und Anforderungen des großen Lesepublikums entsprechend. Natürlich mußte ihr Format bei solcher Stoffesfülle und Mannigfaltigkeit sich immer mehr erweitern, und es ist in den letzten Jahren bis zu jener Riesengröße angewachsen, gegen welche das Folio der frühern Zeiten sich nachgerade kleinlich ausnimmt. Bekannt ist, daß der Inhalt einer Nummer der „Times„ zwei mäßige Octavbände bequem füllen könnte, daß die Amerikanischen Blätter, z. B. die in New-York erscheinende „New World" ganze Englische Romane zu Nutz und Fromm ihrer Leser auf einmal abeigentlich nach drucken."

J. R.

(Fortschritt in der Konsumtion des Pferdefleisches.) Die Mitglieder der Gegenthierquälerei-Vereine mögen sich freuen: das von ihnen protegirte Pferdefleischessen findet immer mehr Eingang und das Pferdefleisch immer größeren Beifall. So wird aus Plön in Holstein geschrieben: „In voriger Woche ist das achte Pferd geschlachtet und es sind bereits 3—4000 Pfund konsumirt worden. Auffallend ist die Geschmacksähnlichkeit des geräucherten Pferdefleisches mit der geräucherten Gänsebrust; auch die Farbe ist ziemlich dieselbe; besonders munden sollen Sauerbraten und Bratwürste." Deßgleichen meldet die Leipziger Ztg.: „Der Genuß des Pferdefleisches bricht sich auch in Sachsen mehr und mehr Bahn. Vor Kurzem ward in Frohburg ein Pferd geschlachtet, man überzeugte sich bald, daß das Fleisch desselben eben so schön aussah als das beste Rindfleisch, und es war in sehr kurzer Zeit an die verschiedensten Klassen der dasigen Einwohner verkauft. Einige 30 der Letzteren veranstalteten ein Abendessen, wobei Pferdefleisch in den verschiedensten Zurichtungen aufgetragen ward. Der Widerwille, mit dem Einzelne an den Genuß gingen, wurde sehr bald überwunden, als man sich von der Schmackhaftigkeit des Fleisches überzeugte, welche der des Rindfleisches bei guter Zubereitung nicht nachsteht."

Miscelle.

(Umfang des Theehandels.) Wer erwägt, in wie wenig Familien Thee getrunken wird, und wer in den wenigen Abend-Soiréen, wo solcher zwischen Kaffee und andern Erfrischungen angeboten wird, auf das Löffelchen dürrer Theeblätter einen Blick wirft, das eine große Kanne siedenden Wassers im Nu zum nervenstärkenden, wärmenden Getränk umwandelt: der wird kaum begreifen, daß der Handel mit Thee einen Umfang und eine Wichtigkeit erreicht hat, wie kaum irgend ein anderer Theil des Welt-Kommerzes. Davon gibt aber unter anderm die einzige Thatsache einen Maßstab, daß nach ämtlichen Nachweisungen britischer Blätter binnen drei Monaten, vom 1. Juli bis letzten Oktober 1847, aus China ausgeführt wurden: an schwarzem Thee 18 Millionen 227,710 Pfund, an grünem 1 Million 136,960 Pfunde!

E.

Digitized by Google

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1847. Dezember 21. Der Herzog von Modena sucht, da seinem Militär durch Aussendungen in verschiedene Theile der estensischen Staaten, bei verminderter Besatzung in Modena und Reggio der Dienst zu schwer wird, die Unterstützung der kaiserlich-österreichischen Truppen an, die ihm gewährt wird, um die beiden Städte mit besetzt zu halten und in jedem Fall die Ruhe des Staates zu sichern.

— Dezember 9. Die Mitglieder der spanischen Deputirtenkammer beschließen mit 105 Stimmen gegen 11, den Finanzminister Salamanca in Anklagestand zu versetzen.

Inserate.

In L. Grund's Verlagshandlung (Stephansplatz, im Zweitelhofe) sind erschienen:

Die glücklichen Ferienabende

der Familie Friedberg;

oder:

Bildung des Geistes und Herzens im Vaterhause.

Ergötzliches und Belehrendes

für

die edlere Jugend.

Herausgegeben

von

J. S. Ebersberg.

Wien, 1847. Zwölf Bändchen, mit Kupfern. Das gebundene Bändchen 15 kr. C. M.

Bei Mayer et Compagnie (Singerstraße) ist zu haben:

Das gesammte Lehrgebäude

der deutschen Sprache.

Von

Franz X. Lang.

Wien, 1847. 380 S. in 8. broschirt.

Der Verfasser, einer unserer tüchtigsten Schulmänner, hat sich durch linguistische Schriften bereits einen Namen erworben. Die von ihm herausgegebene Sprachlehre ist nach Becker's System verfaßt und für Schulmänner eine gewiß sehr beachtenswerthe Erscheinung. Der Verfasser trägt darin den Fortschritten der Zeit, den Verbesserungen im Sprachunterrichte Rechnung und stellt eine Methode auf, die eben so faßlich als für die Linguistik beachtenswerth gefunden werden dürfte.

Im Hauptverlag der k. k. a. pr. typo-geographischen Kunst-Anstalt (Leopoldstadt, Nr. 237) ist erschienen:

Allgemeines geographisches Lexikon

des

österreichischen Kaiserstaates.

Herausgegeben von Franz Raffelsperger.

Wien, 1847. Leipzig, bei Brockhaus. 44 Hefte. Bis Sch.

Dieses bedeutende, in seiner Art einzig dastehende geographische Werk naht seiner Vollendung. Das Heft, deren jedes wenigstens 10 Druckbogen enthält, kostet 30 kr. C. M. Für Postbeamte, Handels- und Kaufleute, Ämter und Kanzleien, für das Militär und jeden Geschäftsmann, ist dieses ganz aus ämtlichen Quellen geschöpfte, in Allem vollständige Werk wo nicht unentbehrlich, doch von dem entschiedensten Nutzen.

Bosko's Salon,

Rothenthurmstraße Nr. 733, im ersten Stock rechts, wird Donnerstag den 6. Jänner 1848 eröffnet, und werden Vorstellungen in der Prestigationskunst neuerer Art gegeben, und zwar täglich von 5 bis 7 Uhr Abends. — Billeten sind im benannten Salon von 10 Uhr Morgens bis Abend zur Vorstellung zu bekommen. — Das Nähere enthält der Anschlagzettel.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1141) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener
Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 3. Freitag den 7. Jänner. 1848.

Ball

(Der Ball für die Döblinger Klein-Kinderbewahranstalt.) Dem Städter, welcher in der wärmeren Jahreszeit dem Dunstkreise der Hauptstadt entflieht und das freundlich gelegene Döbling mit seinen Weingeländen und Bergen besucht, fällt gewiß nicht weit vom Zögernitz'schen Kasino an der Hauptstraße, das nette Häuschen mit seinem Vorgärtchen auf, das die einfache Überschrift: „Kinderbewahranstalt" führt. Es ist dies mit seinem großen Garten hinter dem Hause eines der gesundesten und angenehmsten Lokale, welches dem schönen Zwecke, ein Asyl der Unschuld zu seyn und ärmere Kinder in ihren Fähigkeiten zu entwickeln, von Menschenfreunden gewidmet wurde. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es den angestrengten Bemühungen edler Menschen' an deren Spitze der hochw. Pfarrer Peter Oberkircher, die Herren Rudolf v. Arthaber' Dr. Wildner v. Maithstein, der k. k. Hofrath Kremer v. Auerrode u. A. standen, einen Verein zu konstituiren, der nachdem er im Jahre 1846 die Genehmigung der Regierung erhielt, die Anstalt feierlich eröffnen und 80 bis 100 Kindern eine unschätzbare Wohlthat erzeigen konnte. Auch hier zeigte sich der unermüdliche österreichische Wohlthätigkeitssinn. J. M. die Kaiserin Mutter stellte sich als erhabene Beschützerin dem Kreise edler, tüchtiger Männer an die Spitze; Geldspenden, die der jungen Anstalt bald ein kleines Vermögen von mehr als 6000 fl. C. M. verschafften, sicherten wenigstens für die erste Zeit die dringendsten Auslagen, und fort und fort sind es besonders die reicheren Bewohner von Döbling, welche mit jährlichen Beiträgen dieses nützliche, höchst wohlthätige Asyl für die arme Jugend erhalten. Was Kinderbewahranstalten Gutes wirken, wird, mehr noch als wir, die nächste Generation erkennen und segnen!

Zum Vortheile dieser Anstalt, die so nahe uns Wienern, ja fast ein Theil von Wien, ist am 26. Jänner in den prächtigen Lokalitäten des Sophienbades ein Ballfest veranstaltet worden, wobei der Hofmusik-Ball-Direktor Johann Strauß seine Mitwirkung angeboten und andere Menschenfreunde die Leitung des Arrangements übernommen haben. Die Eintrittskarte (bei Tobias Haslinger, Diabelli und in den Komptoiren des Herrn v. Arthaber und der Wiener Zeitung zu haben) kostet nur 2 fl. C. M. — Es gibt Viele, die im Karneval wenigstens Einmal ein Ballfest besuchen; da wäre Gelegenheit, ausgezeichnete Gesellschaft zu finden, die besteingerichteten Lokalitäten des Sophienbades in ihrem Schmuck und Glanze zu sehen, und ein paar glück-

Digitized by Google

liche, frohe Stunden durch das Bewußtseyn noch erheitert zu fühlen: daß die verwandte kleine Summe, ein Saatkorn des Guten, für die Menschheit Segen bringen werde.

N. Ö. Verein gegen Mißhandlung der Thiere. In seiner letzten Veröffentlichung stellt derselbe folgende Bitte: „Eine der größten Grausamkeiten, welche sich der eingebildete Herr der Schöpfung gegen die armen Thiere erlaubt, ist die Blendung mehrer Gattungen von Singvögeln". Einem unschuldigen Geschöpfe das Licht rauben, dessen es sich eben so sehr erfreut als der Mensch, ihm die Augen ausbrennen! schon der Gedanke ist entsetzlich, wie erst die That! — Und doch gibt es noch Menschen, welche aus Gewinnsucht diese Grausamkeit verüben, und andere, welche in dem Wahne, ein solcher geblendeter Vogel singe häufiger, derlei arme Thiere um sehr erhöhte Preise kaufen. Fällt diesen denn gar nicht ein, daß dieser vermehrte Gesang auch ein Klaggesang über das verlorne Augenlicht seyn kann? und ergreift sie nicht jedesmal Mitleid, wenn sie den armen Blinden in seinem Käfig füttern? Es ist schwer zu entscheiden, wer grausamer genannt werden kann, der Vogelhändler, der das Thier blendet, um es zu verkaufen, oder Derjenige, welcher sich einen geblendeten Vogel anschafft. Der Erstere behält das arme Thier nicht lange, aber dieser hat es täglich vor Augen und weidet sich an seiner Qual. Würde Niemand geblendete Vögel kaufen und theuer bezahlen, so würde auch Niemand welche blenden. Man muß gestehen, daß diese Grausamkeit in frühern Zeiten häufiger stattfand als gegenwärtig; dennoch geschieht es noch manchmal. Daher ersucht die unterzeichnete Direktion ihre Mitglieder, nachzuforschen, ob, wo, und von wem gegenwärtig noch Singvögel geblendet werden, und der Direktion hiervon gefällig die Anzeige zu machen, damit es ihr möglich gemacht werde, Anfangs durch Vorstellungen über die unnöthige Grausamkeit solcher That auf die Verüber derselben zu wirken, und wenn dieses ohne Folgen wäre, ihre Namen der öffentlichen Verachtung Preis zu geben oder auch sie der Ahndung zu unterziehen, welche auf jede als Polizeivergehen anerkannte Thierquälerei gesetzt ist."

Theater. (Theater an der Wien.) Am 4. Jänner Jenny Lutzer als „Marie, die Tochter des Regiments". Der Eindruck, welchen diese große Künstlerin an dem Hofoperntheater eben in dieser Rolle vor Jahren auf das kunstsinnige Publikum Wien's gemacht hatte, war noch unvergessen; selbst eine Lind, welche die „Marie" unter ihre berühmtesten Darstellungen zählt, konnte ihn nicht zurückdrängen. Die Spannung, womit daher ihr diesmaliges Auftreten erwartet wurde, war groß, und der Erfolg mußte entscheidend seyn. Er war der günstigste, den ihre Freunde erwarten konnten. Madame Lutzer hat die Glockenreinheit ihrer wundervollen Stimme nicht nur bewahrt, sondern von der Leichtigkeit, womit sie immense Schwierigkeiten besiegt, und von der Kraft in deren künstlerischen Durchführung heute den staunenswürdigsten Beweis gegeben. Fast jede der anstrengenden Arien forderte das begeisterte Publikum zur Wiederholung, und immer wurden sie mit derselben Energie und Reinheit vorgetragen, ja die Sängerin schien am Schlusse der Vorstellung, wenn möglich, noch frischer bei Stimme, als zum Beginn. Auch im Spiele schien sie uns der früheren Lebhaftigkeit, die bis an die äußerste Grenze streifte, die Mäßigung der Kunstvollendung beigesellt zu haben. Ihr Triumph waren die Glanzpartien im zweiten Akte, wo sie mit einer eingelegten Arie an „Österreich" überraschte; wo sie die Bravour-Arie: „Heil dir, mein Vaterland!" mit einem Seelenaufschwung und einem Stimmenklang sang, den bisher keine der größten Sängerinnen erreicht hat; wo ihr Auftreten durch den sinnig und zart gewählten Blumenschmuck an Zauber gewann. Daß es an Huldigungen, an stürmischem Beifall nicht fehlte, bedarf keiner Versicherung. Der Kunsteifer, welcher die Zuschauer überkam, war so groß, daß ein vorlautes Indi-

Digitized by Google

viduum, das mit gewohnter Keckheit am Parterre laute Kritik machen wollte, mit dem allgemeinen Rufe „Hinaus!“ energisch zur Thüre gewiesen wurde. — Alle Stimmen der kritischen Organe Wien's haben sich bisher für den lieblichen Gast, die unvergleichliche Jenny, auf das wärmste ausgesprochen; nur Eine hat es versucht, auf wenig zarte Weise Opposition zu machen. Das Billigkeitsgefühl, der Takt, das eigene kunstsinnige Urtheil des Wiener Publikums hat diese Opposition energisch zurückgewiesen und, was bei ungerechten und lieblosen Urtheilen immer der Fall ist, die Stimme der Kunstfreunde sprach sich nur desto lauter und kräftiger aus. C.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1847. Dezember 28. Der König von Frankreich, dessen Unpäßlichkeit noch vor wenigen Tagen Besorgnisse erregt hatte, eröffnet, wiewohl sichtlich angegriffen von der zu Paris herrschenden Grippe, persönlich die Kammern. In dem Deputirtensaal mit lebhaften Zurufen empfangen, las Er die Eröffnungsrede ab, worin dem Lande, nebst mehren anderen, zwei wichtige Gesetzvorschläge: Erleichterung des Briefporto's und Herabsetzung des Salzpreises, verheißen werden. Der mit Spannung erwartete Paragraph über die Schweiz lautete also: „Ein Bürgerkrieg hat die glücklichen Verhältnisse der Schweiz getrübt. Meine Regierung hatte sich mit den Regierungen von England, Österreich, Preußen und Rußland verständigt, diesem befreundeten Nachbarvolke eine wohlwollende Vermittlung anzubieten. Die Schweiz wird hoffentlich nicht vergessen, daß nur die Heilighaltung der Rechte Aller und die Wahrung der Grundlagen der helvetischen Eidgenossenschaft ihr jene dauernden Bedingungen des Glückes und der Sicherheit erhalten können, welche ihr Europa durch die Völkerverträge gewährleisten gewollt.“

— Dezember 22. Nachdem die griechische Regierung sich auf Anrathen der befreundeten Mächte entschloß, Herrn Mussurus das Bedauern der hellenischen Regierung über den Vorfall, welcher das gute Einvernehmen mit der Pforte gestört hatte, auszudrücken und denselben Gesandten an ihrem Hofe zu empfangen, wird das griechisch-türkische Zerwürfniß einer erwünschten Lösung zugeführt.

Ein böser Sohn.

(Fortsetzung.)

Eintönig pickte die alte „Schwarzwälderin“ ihr ewiges: „Tick! Tack! Tick! Tack!“

„Wie“, begann schluchzend das Weib, „wie werden wir Unglückliche, den Baron von dem Absterben seines Kindes unterrichten! Woher werden wir den Muth nehmen, alle die schönen Hoffnungen, die er in diesem Briefe aussprach, alle die Freuden, mit denen er sich jetzt schon sein Leben an der Seite seines Kindes wachend und träumend ausmalt, mit der schrecklichen Nachricht von dem Tode seines Theodor zu zerstören!“

„Und dann“, fiel der Mann ein, „wie wird er gegen uns wüthen! Wir werden uns Glück wünschen können, wenn er nicht Einem von uns in der ersten Wuth das Lebenslicht ausbläst. Zum Wenigsten wird er uns mit Schande und Spott schleunig vom Hof wegjagen, und wir können uns dann — ich als Knecht, du als Stalldirne — bei den Bauerslenten im Dorfe, gegen die wir bisher im Bewußtseyn unseres Glückes und der frohesten Aussichten für die Zukunft die Nase so hoch getragen haben, verdingen!“

Digitized by Google

„Nie, o nie werden wir uns mehr aufschwingen können, werden Zeitlebens Knecht und Dirne bleiben und müssen auch noch unsern kleinen Johann mit uns in's Verderben stürzen! Gott, wie wird der Jammer enden!"

„Nein, wir können nicht so sinken; das geht nicht an!"

„Es wird wohl angehen müssen, Mann! wir dürfen getrost auf's Äußerste gefaßt seyn; es wäre denn, du könntest das todte Kind wieder zum Leben erwecken."

Der Mann schwieg eine Weile; das Weib starrte trostlos mit Augen, die nimmer weinen können, das todte Kind an; eintönig und gefühllos pickte die „Schwarzwälderin" fort.

Endlich hub er wieder an: „Und wenn ich's könnte?"

„Was?" fragte sie.

„Das todte Kind zum Leben erwecken!"

„Foehle nicht! Sind wir nicht schon unglücklich genug, willst du auch Gott wider uns aufbringen?"

Er schwieg eine Weile, wie in einem harten Kampfe mit sich selbst begriffen; sie starrte das todte Kind an; da rückte er näher zu seinem Weibe und, nachdem er sich allenthalben umgeblickt hatte, ob er mit seiner Gertrud allein im Gemach sey, flüsterte er:

„Weib! Uns kann geholfen werden, so du einwilligst!"

„Sprich!" erwiederte gleich leise das Weib, der in der Seele ein Hoffnungsmorgen zu dämmern begann.

„Du weißt, wie ähnlich unser Johann dem todten Kinde sah; dasselbe Flachshaar, dasselbe luisenblaue Augenpaar, dieselben schalkigen Wangengrübchen — wie wäre es, wenn wir nun, da noch Niemand erfahren, welches von Beiden gestorben, dem Baron anstatt des Verschiedenen — —" die letzten Worte flüsterte sein Mund kaum hörbar, und deutlich pochte sein Herz, da sein Mund sprach.

„Nicht weiter, unnatürlicher Vater!" schrie das Weib, den Schluß seines Vorschlages mit schaudernder Seele ahnend. —„Nein, du sollst mir nicht mein Kind, mein einzig Kleinod, den armen, kleinen Jungen vom Mutterbusen reißen; nie will ich von einem solchen Betrug was hören oder, bei Gott, ich —"

„Nun, wie du willst, Gertrud, wie du willst!" fiel er ihr in's Wort. — Und damit gute Nacht für heut'! — Geh' bald zu Bett, deinen Schmerz auszuschlafen; ich will noch in's Dorf in die Schenke, um vielleicht mit dem alten Jürgen einen Akkord zu schließen, da wir denn doch nicht von der Luft werden leben können und es mich besser dünkt, wenn wir den Hof noch vor der Ankunft des Barons freiwillig verlassen, als von ihm schimpflich aus demselben fortgetrieben zu werden."

„Nein, die Schand' überleb' ich nicht!" weinte sie — und verstummte.

Er warf seine Jacke um die Schulter, holte Hut und Stock aus einem Winkel und wandte sich zum Gehen. Schon hatte er die Thüre erreicht, als sie, durch das Knarren derselben aus ihren Träumereien aufgejagt, ruft:

„Bleib noch! bleib noch!"

„Laß nur mit dir reden, Gertrud," begann er wieder, umkehrend und sich an ihre Seite setzend, „bedenke nur, wenn wir unsern Johann zum Baron erhöben, denk' dirs, erweisen wir dem Kinde nicht damit die größte Wohlthat von der Welt, wenn wir ihm die Gelegenheit verschafften, was Tüchtiges zu lernen und ein großer Herr zu werden; auch handeln wir nicht einmal schlecht; denn der Unterschleif, den wir dadurch begehen, macht unsern Herrn selig, der möchte sonst wohl bei der Nachricht von dem Absterben seines Kindes verzweifeln!"

„Nie, nie würd' ich mein Kind mehr sehen!"

Digitized by Google

„Thörin! Alle Tage und in schönen Kleidern, an reicher Tafel, in prächtigem Wagen oder auf feurigem Rosse, stündlich würdest du dein Kind hoch in Ehren sehen, denn des Barons edles, dankbares Gemüth läßt uns, wenn wir ihm sein — unser Kind erhalten, nimmer von der Seite. — Und ist unser Johann einmal ein Mann, ist der Baron einmal todt oder entfernt, so entdecken wir unserm Kind seine eigentliche Herkunft, und ob er uns dankbar seyn wird, daß wir aus dem armen Pächtersohn einen reichen Baron gemacht haben, die Frage wirst du dir selber lösen können!"

Derlei Reden, mit denen der Pächter die Unterschiebung, die er auszuführen gedachte, vor den Augen seines Weibes zu bemänteln suchte, wie tausend Versprechungen und die gräulich ausgemalte Vorstellung ihres Elends ohne diesen klugen Handstreich, machten die arme Gertrude in ihren Entschlüssen wanken und endlich nach langen, schweren Kämpfen gab sie nach und willigte, in Ohnmacht fallend — wie ein gehetztes Wild gejagt und in die Enge getrieben — in ihres Mannes Vorschläge ein.

Am nächsten Morgen hieß es unten im Dorfe, Johann, des Pächters Kind, sey des Nachts verschieden und des Barons Söhnchen befinde sich schon am Wege der Besserung.

Obwohl nun diese Nachricht mit der vom vorigem Nachmittage, die den kleinen Baron sterbenskrank und den Pächtersohn am Besserungswege bezeichnet hatte, sonderbar kontrastirte, und einigen Grauköpfen dieser plötzliche Krankheitswechsel nicht ganz natürlich vorzukommen schien, blieb doch der Betrug unentdeckt, theils weil sich die Knaben im Leben wirklich sehr ähnlich gesehen hatten, theils weil die Leute im Dorfe, da die Knaben ganz gleich gekleidet waren, nie recht zu unterscheiden im Stande waren, welcher Theodor und welcher Johann wäre, und endlich auch darum, weil das narbenentstellte Antlitz Johanns mit dem seines verschiedenen Mitbruders nicht konnte verglichen werden.

Kurz, nach Vierteljahrsfrist kehrte der Baron von seiner Reise heim, schloß das Pächterskind in seine Arme und führte es in sein Ahnenschloß ein.

Johann genoß nun vorzüglicher Pflege und einer ausgezeichneten Erziehung; der Baron, überglücklich, seinen Sohn gesundet zu sehen, sparte nichts, um ihn in die Wissenschaft einzuführen; die ersten Meister für Sprachen, Musik, Tanz, Reit- und Schwimmkunst wurden für den heranwachsenden Knaben mit vielem Geldaufwand verschrieben; — aber der Junge ward wild und mürrisch; seitdem er zum Baron emporgehoben ward, zeigte er seinen Charakter, der früher viel sanfter und gutmüthiger gewesen war, im schlechtesten Lichte. Nichts konnte den verwilderten Knaben bändigen. Von Tag zu Tag trieb er ärgere und tollere Streiche. Schon in seinem siebenten Jahr war er ein wahrer Tyrann des ganzen Schloßgesindes; man erzählte allenthalben die bösesten Schelmenstreiche von ihm, weßhalb er auch auf sechs Meilen in der Runde gehaßt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Leipzig. Berthold Auerbach hat an den Herausgeber der „Europa" einen Brief erlassen, in welchem er seinen ganzen moralischen Ingrimm über Frau Birch-Pfeiffer ausspricht, welche seine vortreffliche Novelle, „die Frau Professorin", die er uns in der „Urania" mitgetheilt hat, durch Dramatisirung völlig verzerrt und entweiht hat. Auerbach macht öffentlich bekannt, daß Frau Birch-Pfeiffer diesen Schritt gethan habe, ohne ihm auch nur die geringste Kunde davon zu geben. Nicht nur, daß

Digitized by Google

sie seine Novelle da, wo es ihr gefiel, wörtlich ausgeschrieben hat, sie hat auch Flitterwerk daran gehängt, wodurch sie in die Seele der Novelle förmlich hineinlügt. Sie verrückt ferner durch ihre faden Gegensätze von Stadt und Land den ganzen Charakter der herrlichen Zeichnung, und bringt durch ihren, dem Publikum zu Liebe angebrachten Schluß eine offenbare Lüge in das Gemälde, das nothwendig zum tragischen Konflikte führen mußte. Das ist nicht ein bloßes Plagiat, sondern eine Schändung eines tiefgefühlten Meisterwerkes. Auerbach hat sofort die nöthigen Rechtsschritte gethan und zunächst auch in Berlin Protest gegen jede fernere Aufführung eingelegt*).

*) Die Berliner Hoftheater-Intendanz hat sich, laut der Bremer Zeitung, nicht an Auerbach's Protest gekehrt und ließ die auf den 23. Dezember angesetzte Aufführung des Stücks stattfinden, da der Rechtskonsulent der Bühne die Ansicht ausgesprochen hatte, sie habe den Protest nicht zu beachten. Es fragt sich nun, wie die Gerichte entscheiden werden. In Frankreich darf kein dramatischer Dichter ohne Erlaubniß einen Stoff benützen, der Eigenthum eines Andern ist.

Konstantinopel. Die Thätigkeit der türkischen Polizei ist auf's äußerste in Anspruch genommen durch die Nachforschungen die ein am 10. Dezember v. J. an den Nebenbaulichkeiten der Moschee Schehzadé aufgefundener Leichnam eines Muselmans veranlaßt, der in Stücke zerschnitten in einem Sack eingenäht von den, bis jetzt noch unentdeckten Thätern dort ausgesetzt worden.

Calcutta. Die indische Zeitung: „Der Calcutta Star", enthält einen Artikel über eine Landplage Indiens, nämlich über die Menge giftigen Gewürms, welches das wunderbare Land unheimlich, und zum Theil fast unwohnlich macht. Besonders während der Regenzeit schleicht die tödtliche Brillenschlange in die Häuser und legt sich in Kisten und Betten, so daß es dann in manchen Gegenden gefährlich ist, Nachts ohne Licht durch die Gänge des Hauses zu schreiten oder das Lager zu suchen. In dem einen bengalischen Bezirk Midnapur unterhalb von Calcutta, der ungefähr 1½ Million Einwohner enthält, kamen in 21 Monaten, vom Januar 1845 bis zum Oktober 1846, vierhundert und zwei Tode durch Schlangenbiß zur Anzeige, und man vermuthet, daß noch einmal so viel nicht angezeigt worden, so, daß daselbst auf den Monat durchschnittlich gegen 40 solcher Fälle zu rechnen seyen! Die nämliche schreckliche Plage herrscht in den Bezirken Burdwan, Birbhum, in Orissa ꝛc., während Calcutta und dessen nächste Umgegend vergleichsweise damit verschont seyn soll. Der Magistrat der Stadt Midnapur hat die Regierung angegangen, wie der eingelieferte Kopf eines Tigers mit 10 Rupien belohnt wird, so die Erlegung einer Giftschlange mit etwa eben so viel Anas (eine kleine Münze) zu belohnen, zumal dieses Gewürm dem Menschen weit gefährlicher sey als die Tiger. Als das wirksamste Mittel gegen Schlangenbiß wird im Journal der „Bengal Agricultural Society" ein Absud von den Wurzeln und Blättern der Aristolochia Indica und der Cissampelos empfohlen.

Aus unserer Zeit.

(Sklaverei.) Der britische „Anti-Slavery-Reporter", eine Zeitschrift blos zur Verbreitung der humanen Gesinnung gegen den Sklavenhandel bestimmt, von einer ganzen Gesellschaft mit der edelsten Tendenz herausgegeben, bringt unter anderm folgende Notizen über „Sklaverei und deren Ausrottung": „England verwendet etwa eine Million Pfd. St. jährlich zur Unterdrückung des Sklavenhandels. In der Sitzung vom 9. Julius v. J. bat die Krone das Unterhaus: von neuem für das nächste Finanzjahr 100,000 Pfd. für die Kreuzerschiffe zu bewilligen. Als dies Widerspruch fand, erinnerte Palmerston daran, „daß Großbritannien eine große Schuld an Afrika abzutragen habe, da es ursprünglich das Verbrechen begangen, jene Abscheulichkeit dort

Digitized by Google

einzuführen." Er gestand dann zu, daß allerdings mit in Folge der Bekämpfung des Sklavenhandels „die Grausamkeiten, welche jetzt gegen die Neger bei der Überfahrt begangen werden, der Art sind, daß man sich keine Vorstellung davon zu machen vermöge, und es unmöglich sey, den Leidenszustand jener Unglücklichen zu übertreiben. Erwäge man noch", fügte er hinzu, „die Gewaltthätigkeiten und Brutalitäten, welche bei Einfangung der Neger verübt werden, die Drangsale, die sie auf dem Wege zur Küste zu erleiden haben, ihre Qualen auf der Überfahrt und das Elend, dem sie in Amerika preisgegeben werden, dann könnte man mit Wahrheit behaupten, daß, wenn man alle Verbrechen, welche das Menschengeschlecht jemals begangen, auf einen Haufen werfe, sie die Abscheulichkeit dieser einzigen entsetzlichen Sünde nicht erreichen würden."

Es geht übrigens aus den dem Parlament vorgelegten amtlichen Berichten hervor, daß von 1819 bis 1845: 528 Sklavenschiffe verurtheilt, 64,625 Sklaven befreit worden sind, daß im vorigen Jahr der Sklavenhandel vorzüglich nach Brasilien verhältnißmäßig am stärksten betrieben und wohl nicht unter 50,000 Sklaven dort eingeführt worden, die meisten unter brasilischer, aber auch viele unter spanischer und nordamerikanischer Flagge.

Ein nordamerikanisches Blatt behauptet, daß selbst noch nach den Vereinigten Staaten — gesetz- und vertragwidrig — jährlich 3000 Sklaven aus Afrika über Texas eingeschwärzt würden.

Jetzt ist das so fruchtbare, aber noch so schwach bevölkerte Brasilien (ungefähr 5 Millionen Einwohner auf 113,000 Quadratmeilen) der Hauptmarkt für den verruchten afrikanischen Sklavenhandel. Außerdem werden dort auch, von den westlichen befestigten Plätzen aus, Indianer durch List und Gewalt zu Sklaven gemacht, ohne Rücksicht auf schon längst vorhandene päpstliche Verbote und staatliche Gesetze. Dagegen hat Neu-Granada unterm 2. Mai v. J. den Sklavenhandel abgeschafft, und England zu gleichem Zweck unlängst einen Vertrag mit dem König von Dahomi auf der Westseite Afrika's abgeschlossen.

Miscellen.

(Der Geist, eine Macht.) Der Mensch beherrscht durch seine geistige Macht die Strenge der Klimate, die Widerspenstigkeit des Bodens, macht den Winter warm und erntet da, wo die Natur keinen Halm wachsen ließ. Durch geistige Macht hebt er Gebirge aus ihrer Stelle, thürmt Felsen auf, weiset den Flüssen ihren Lauf und dem Meere Schranken an, geht auf dem Wasser, fliegt in der Luft. Durch sie wandelt er auf der Bahn der Gestirne, prophezeit ihren Lauf und alle ihre Veränderungen nach Sekunden, verändert die ganze Gestalt der Erde, schafft Pflanzen um, unterjocht die größten, stärksten und grimmigsten Thiere, veredelt rohe Naturkräfte und zwingt die Gewalten der irdischen Schöpfung, für ihn thätig zu seyn. Überall also zeigt sich der menschliche Geist als Überwinder der Natur, und wie er Berge und Felsen sprengt, so gebietet er durch Kraft und Willen über die rohen Erzeugnisse derselben und gibt ihnen jene Gestalt, welche er ihnen geben will. — Vorzugsweise der neuesten Zeit war es aufbehalten, selbst dem unscheinbarsten der Metalle, wie dem Eisen, einen höhern Werth, eine lieblichere Form und mit dieser einen weichern und zartern Charakter zu geben. Tausend und abermal tausend fleißige und kunstfertige Hände regen sich jetzt, um die geschmackvollsten Formen in einem Material nachzubilden, das fast der Zerstörung zu trotzen und von der Natur deßhalb geschaffen zu seyn scheint, um dem menschlichen Geiste die Mittel zu bieten, seine Entwürfe und Ideen in diesem Stoffe zur Wirklichkeit ausgeführt, für die Ewigkeit aufzubewahren. A. W. E.

Digitized by Google

(Das Barometer, als Wetterprophet.) Das Barometer kann allerdings als Wetterprophet benutzt werden, aber um seine Veränderungen zu verstehen, muß man auf die Jahreszeit und auf den Charakter der herrschenden Witterung Rücksicht nehmen. Im Allgemeinen ist die Regel richtig, daß ein Steigen des Instrumentes schönes trocknes Wetter, ein Fallen desselben aber Regen oder Schnee bedeutet. Doch erleidet dies mancherlei Ausnahmen. Wenn längere Zeit hindurch bei westlichen Winden helles Wetter gewesen ist, so deutet das Steigen des Barometers im Sommer Regen, im Winter Schnee; der Wind dreht sich dabei allmälig nach Nord und Nordost, und nun erst tritt heiteres Wetter, und im Winter neue Kälte ein. Bei der Annäherung eines Gewitters steigt das Instrument gleichfalls, und man kann während desselben mit Sicherheit darauf rechnen, daß seine größte Stärke vorüber sey, sobald das Instrument zu steigen aufhört, oder wohl gar zu sinken anfängt. Bei Wintergewittern steigt es fast immer, und bleibt auch nachher hoch; der Himmel klärt sich dann auf, und neue Kälte tritt ein; im Sommer dreht sich der Wind während der Gewitter nach Nord, wenn das Barometer nicht gleich darauf wieder zu sinken beginnt. Ferner muß man beachten, daß im Sommer die Veränderungen im Barometerstande geringer sind, als im Winter. Ein Sinken von 2 Linien unter den gewöhnlichen Stand, deutet im Sommer mit derselben Wahrscheinlichkeit auf Regen, wie im Winter ein Sinken von 4 bis 5 Linien. Steigt das Barometer langsam und gleichförmig, so hat man dauerhaft heiteres Wetter zu erwarten, und östliche Winde bleiben herrschend, beim Fallen des Instrumentes tritt häufiger ein unregelmäßiger Gang ein, und westliche Winde kämpfen und wechseln mit östlichen ab. Wenn endlich das Barometer lange ruhig und tief steht, ohne daß Regen erfolgt, so deutet dies auf anhaltend gutes Wetter, umgekehrt aber ist ein anhaltend hoher Stand bei schlechter Witterung ein Zeichen lang anhaltender Regen. V. K.

Anekdoten.

Ein chinesischer Statthalter hatte von den Engländern nebst anderen Segnungen auch das Whistspiel erlernt. Als er jedoch mit seinen drei obersten Mandarinen die erste Partie spielte, rief er mit drohendem Blicke: „Spielt Coeur aus, ihr Kanaillen, sonst lasse ich euch alle Drei spießen!"

Ein Soldat aus den ehemaligen Reichstruppen trank selig in einem Gasthause; als es aber zur Berichtigung der Zeche kam, fand sich, daß er keinen Heller Geld hatte und der vorsichtige Wirth legte auf sein gesatteltes Pferd Beschlag. Da begab sich der Soldat mit großem Lärm zum Ortsgerichte und schwur, wenn er sein Pferd nicht zurückbekäme, so würde das ganze Dorf schon sehen, was geschehen werde. Der eingeschüchterte Richter bewirkte die Herausgabe des Pferdes und fragte dann den Kriegsmann, was er denn gethan haben würde, wenn er es nicht zurückbekommen hätte. „Dann," sagte dieser kaltblütig, „hätte ich auch den Sattel verkauft."

Ein Korsar hatte ein englisches Schiff genommen. Nachdem die Gefangenen alle in sorgliche Verwahrung gebracht worden waren, ging der Korsarenhauptmann kaltblütig auf den englischen Schiffskapitän zu und sprach lächelnd, indem er ihm seine Dose präsentirte, „Godam! Eine Prise ist der andern werth!"

Im Anfang des 17. Jahrhunderts trug man zu Paris fast allgemein große Reiterstiefel. Ein Spanier, welcher damals in diese Hauptstadt kam, riss'te aber sogleich wieder ab, und als er nachher um die Ursache seines kurzen Aufenthalts gefragt worden war, antwortete er: „Ich sah alle Menschen gestiefelt und gesporrt, und glaube daher, daß sie sammt und sonders im Begriffe standen, abzureisen. Wahrscheinlich wird Paris in diesem Augenblicke ganz menschenleer seyn."

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 4. **Samstag den 8. Jänner.** **1848.**

Wien

Tagesbegebenheit. Von der Frechheit eines Diebes erzählt die „Gegenwart" folgenden Zug: „Es ereignete sich verflossenen Sonntag zu Mittag, daß ein junges Pärchen Arm in Arm unter den Tuchlauben spazierte. Beide waren im Sonntagsputz, der sich bei dem Mädchen noch dadurch auszeichnete, daß sie ein gesticktes Schnupftuch in der Hand flattern ließ. Dem Pärchen kam ein junger Mensch entgegen, und besagtes Schnupftuch übte sogleich eine Anziehungskraft zu dessen Fingerfertigkeit aus. Mit einem gewaltigen Sprung war er bei dem Mädchen, entriß ihr das Schnupftuch und hatte sie inzwischen auf den Boden geworfen. Der Begleiter des Mädchens stand überrascht und ganz starr da, und erst als er sah, daß der Schnupftuch-Eroberer längs der Krebsgasse herunterlief, eilte er ihm nach. „Haltet ihn! haltet ihn!" schrien die Anwesenden von allen Seiten, und man schrie nicht umsonst, denn schon hatten ihn zwei Polizeimänner gefaßt, und brachten ihn sogleich in Gewahrsam."

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Am 5. Jänner endete Fräul. Therese Grafenberg als Lottchen in Kotzebue's „Bruderzwist" ihre Antrittsrollen an unserer Hofbühne, nachdem sie früher in bedeutenden Zwischenräumen noch in „Goldschmieds Töchterlein" und in „Gabriele" die Titelrollen gegeben hatte. In jeder dieser drei Partien wußte die Debutantin ihre schönen Talente und ihren Kunstberuf, ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit in's Licht zu stellen. — Daß ihr die letzte Rolle eine minder reiche Beifallsernte brachte, mag wohl an der Undankbarkeit derselben liegen; doch ließ sie die wenigen Gelegenheiten, sich auszuzeichnen wie sie das „Lottchen" bietet, keineswegs entschlüpfen. Den „Bruderzwist" machten nur die Leistung des Hrn. Karl La Roche, der vorzüglich gut bei Laune war; des Hrn. Lukas, eines Künstlers, im Lustspiel wie in der Tragödie gleich wirksam und vorzüglich, des kaustischen Wothe und der trefflichen Madame Anschütz genießbar, wie denn auch die würdige Darstellung des Hrn. Pistor, die naturwahre und darum effektvolle Kirschner's, das Ihre zu einem vorzüglichen Ensemble beitrugen, der Leistungen des trefflichen Herzfeld und Wagner's nicht zu vergessen. Der Besuch war an den drei Abenden sehr zahlreich. v. B.

— (Carltheater in der Leopoldstadt.) Der „Wanderer" berichtet, daß Direktor Carl mit dem Plane umgehe, Veränderungen im Innern seines neuen Theaters vorzunehmen, und daß vorzüglich darauf sein Augenmerk gerichtet sey,

Digitized by Google

dem Publikum von allen Punkten einen freien Überblick des Saales zu bereiten. Ein jedenfalls löbliches Streben; aber zu bedauern ist der Erbauer, daß so manche Übelstände, die sich an diesem Gebäude, wofür so hohe Summen verwendet wurden, alsbald nach der Eröffnung herausstellten, nicht schon im Plane erkannt und berücksichtigt wurden. Wer trägt daran Schuld? Man nennt, wenn wir nicht irren, drei Architekten, die an diesem Theater gebaut. Es wäre von Interesse und für die Ehre der vaterländischen Industrie wünschenswerth, daß diese Sache vom technischen Standpunkt besprochen und aufgeklärt würde.

Wohlthätigkeits-Akademie im großen k. k. Redoutensaale zum Besten des Wiener-Kreuzer-Vereines. — Der thätige Veranstalter derselben, der, wenn es die Unterstützung von Etwas Gutem und Würdigem gilt, unermüdliche Dr. Hammerschmidt, hatte Alles gethan, diese Akademie zu einer der interessantesten dieser Saison zu machen: er hatte die weltberühmte Jenny Lutzer, die zweitgroße Deklamatrice des Abends: Fräulein Weißbach, das Virtuosen-Brüderpaar: Hellmesberger, den größten Flötisten der Neuzeit: Ed. Heindl, den tüchtigen Liedersänger Becker (anstatt des unpäßlich gewordenen Staudigl), den verständigen Klavierspieler Leschetizki, und endlich das treffliche Orchester unseres Hofoperntheaters seinem wohlthätigen Zwecke zu gewinnen gewußt; Frau Lutzer flötete mit ihrer glockenreinen und glockenhellen Stimme eine Arie von Ricci, bald in Klagetönen, gleich einer Philomele, die sterben gehen will, bald wieder in Trillersängen der Wonne, die sie der Lerche, wenn diese lustzwitschernd das blaue Äthermeer durchsegelt, abgelauscht. — Stürmendem Beifall, oftmaligem Vorruf folgte die Wiederholung eines Theiles der Arie, die aber die große Sängerin nicht ohne Anstrengung zu leisten vermochte. — Fräulein Weißbach, die der Mad. Rettich in Kunstvollendung nur wenig nachgibt, sprach mit allem Aufwand ihrer Kunstkräfte ein nur zu langes Gedicht von M. G. Saphir: „Der Auswanderer", welches sie bereits in der letzten Badner Akademie desselben vorgetragen hatte. — Das Virtuosen-Brüderpaar Joseph und Georg Hellmesberger trugen den ersten Satz des Konzertes für zwei Violinen, von der Komposition des Letzteren, ausgezeichnet vor; und schlüßlich spielte noch der Jüngere einen Theil seiner burlesken Variationen über „the american songs". Eduard Heindl blies mit jener Bravour und Kunstfertigkeit, die nur ihm eigen, und in der ihm kein lebender Kunstgenosse gleich kommt, Variationen für die Flöte, die langwährenden Beifallssturm weckten. Der kräftige Bariton des Herrn Becker und das anständige Klavierspiel des Herrn Leschetizki wurden nicht weniger beifällig aufgenommen. Das Orchester des Hofoperntheaters unter Prof. Hellmesbergers energischer Leitung eröffnete die Akademie mit einer charakteristischen Konzert-Ouvertüre, zum Märchen „Rübezahl" von Leschetizki und begleitete alle Stücke, mit Ausnahme der Deklamationspiece, auf bekannt wirksame Weise — kurz, die Akademie war eine der Interessantesten dieses Winters, und sowohl die verständige Wahl des Gebotenen als der wohlthätige Zweck, der durch dieselbe gefördert werden sollte, und die aufopfernden Bemühungen des Herrn Drs. Hammerschmidt hätten einen zahlreicheren Besuch verdient. J—e.

Bosco's Zauber-Salon wurde am 6. Jänner (Rothenthurmstraße, Nr. 733) eröffnet. Er war zu klein für die Besucherzahl, deren Viele ihn diesmal, ohne Sitz- oder Stehplätze bekommen zu haben, wieder verließen. Herr Bosco ist der Erste unter den lebenden Escamoteuren. Sein Kugel- und Becherspiel ward selbst von den, bei dieser Vorstellung anwesenden Kennern und Dilettanten dieser Kunst, wir nennen darunter den gentilen Hofzinser, mit Zeichen der Überraschung und des Erstaunens bewundert. Die Persönlichkeit und Physiognomie Bosco's, welche markante Eigenthümlich-

Digitized by Google

keiten und Züge besitzt; seine Lebhaftigkeit in den Bewegungen; die ganz eigenthümliche Sprachenvermengung, an den babylonischen Thurmbau erinnernd; ein wohlthuender Humor, und die schnelle Abwechslung der Produktionen, wozu er nie ermüdender Vorbereitungen bedarf, bewahren seinen natürlichen Zaubereien, trotz Allem, was in solchem Fache bereits gesehen worden, einen anziehenden Reiz. Herr Bosco unterhielt seine zahlreichen Gäste, denen die Nachmittagsstunden heiter hinschwanden, auf das beste, und wird den kleinen, bequem und gut arrangirten Kunst-Salon noch oft mit einem gewählten und ihm günstig gestimmten Publikum füllen. L.

Ein böser Sohn.

(Schluß.)

Dem Baron aber meldete man seine Ausgelassenheiten nicht, theils, weil dieser sein verzogenes oder besser ungezogenes Söhnchen über Alles liebte, theils weil jeder Ärger seiner schwachen zerrütteten Gesundheit Gefahr bringen konnte. Verklagte man ja ein oder das anderemal den wilden Jungen beim Vater, so ersetzte dieser mit schönen Worten und Geld den Schaden, den sein Knabe gestiftet, und entschuldigte die Fehltritte des Pächterblutes durch das rasche Blut seiner Ahnen, das er in den Adern des Knaben rollen glaubte!

Diese Herzensgüte des Barons verschlechterte aber Johanns Herz immer mehr, und weil er die Ruthe nicht zu fürchten hatte, trieb er es immer ärger und wilder. — So ging's lange fort, bis nach einem Jahrzehent plötzlich der immer kränkelnde Baron seinem Lungenübel unterlag und heim in die bessere Welt ging, aus der seine Emma und sein Sohn ihm die Arme entgegenstreckten.

Der kaum zum Jüngling herangewachsene Johann war nun Herr des ungeheuren Vermögens des Barons und sich selbst überlassen.

Der Tod des Barons war ein großes Unglück für seine Unterthanen; er hatte die letzten Jahre seines Lebens nur der Sorge für die Armen und Dürftigen gewidmet und ward jetzt durch einen herzlosen Jüngling ersetzt, dessen erster Befehl lautete: künftig die Armen nimmer zu beschenken, noch in's Schloß einzulassen, wie auch seinen Ziehältern die Pension, die ihnen der dankbare Baron lebenslänglich ausgesetzt hatte, für der nicht mehr auszuzahlen und sie vom Schlosse fern zu halten.

Nicht wenig wurden die Pächtersleute überrascht, da man ihnen diese harten Maßregeln ihres Kindes, das sie durch Unterschiebung aus seiner Niedrigkeit zum Baron erhoben hatten, hinterbrachte; doch faßte der Pächter sich bald: „Geduld, Gertrude," tröstete er sein Weib, das über die undankbare Gesinnung ihres Kindes bittere Thränen weinte, „Geduld, ich will auf's Schloß, mit unserem Kinde sprechen und — was gilts? — er wird es uns nicht wenig danken, daß wir aus dem Pächterssohn einen Baron gemacht haben, und uns mit irdischen Glücksgütern überschütten."

D'rauf nahm er Hut und Stock und ging auf's Schloß. Ein altes Sprichwort, das heißt: „Wie der Herr, so der Diener," bewies seine Wahrheit auf dem Schlosse auf das glänzendste, denn zu Lebzeiten des verstorbenen Baron war die Dienerschaft gleich ihrem Herrn freundlich und höflich mit Hoch und Nieder gewesen; unter dem neuem Herrn aber empfingen den armen Besucher nur grobe Worte, ja oft sogar Schläge.

So ward denn auch der Pächter grob empfangen, und als er sein Ansuchen: den jungen Baron sehen und sprechen zu wollen, vorbrachte, antwortete ihm Einer der herumlungernden Diener: „Der Herr Baron obliegen eben ihrer Lieblingsbeschäftigung; Sie hetzen Ihre Hunde auf einander und haben dabei die spaßhafte Angewöhnung,

Digitized by Google

Jeden, der Sie in diesem Amüsement unterbricht, durch die Hunde zur Thüre hinaussagen zu lassen. Wollen Sie's aber vielleicht versuchen, Herr Pächter?"

Der aber sagte wohlweise: „Nein!" ging heim, und als er den andern Morgen wieder kam, erhielt er dieselbe Antwort, nur gröber; so ging er durch acht Tage auf's Schloß, ohne sein Kind sprechen zu können, und wurde das achte Mal von dem Dienerpak, dem sein oftmaliges Erscheinen lästig war, mit Scheltworten und Prügeln in Menge traktirt. — Doch blieb er frohen Muths und dachte: „Habe ich einmal mit meinem Kind gesprochen, mich ihm zu erkennen gegeben — so soll das Dienervolk schon höflicher mit mir umgehen; aber, um dies zu bewerkstelligen, muß ich ihn je eher, je lieber zu sehen trachten!"

Um nun diesen Vorsatz ausführen zu können, begab er sich zu einem seiner Freunde, einem alten Gärtner, der in Diensten Johanns stand und erzählte ihm bei einer Flasche Wein, daß er den Baron sehr nothwendig zu sprechen hätte, und daß er hoffe, sein alter Freund werde ihm zu dieser Unterredung behilflich seyn, da man ihn im Schlosse nicht vorlassen wolle.

„Wie," rief der alte Gärtner, „wie, du willst unsern Herrn sprechen? Willst du dir denn durchaus den Kopf von ihm blutig schlagen und den Rücken zerbläuen lassen? Denn er würzt seine Spaziergänge damit, daß er Jedermann, der ihm im Parke aufstößt, weidlich prügelt und sich an den Schmerzlauten seiner Opfer lachend ergötzt! Drum verkriechen wir uns — ich und mein Gefährte — in die Glashäuser, wenn wir ihn nur von weitem nahen sehen; denn mir nichts, dir nichts, reißt er Einem ein paar Büschel Haare vom Schädel oder rupft Einem sein Bischen Bart."

„O! da sey nur unbesorgt! Gegen seinen Ziehvater wird er nicht so grausam verfahren, und überdies kann ihn das, was ich ihm zu vertrauen habe, nur freuen. Und dann — gesetzt auch, es gäbe Schläge, was kümmert's dich, du sollst mir nur die kleine Parkthüre öffnen und kannst dich dann aus dem Staube machen, so viel und so weit du willst; dringe ich aber bei dem Baron durch—und ich zweifle keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge meiner Unterredung mit ihm, so soll's dein Schade nicht seyn!"

Noch redeten sie eine Weile; endlich gab der Gärtner nach.

„Gut denn!" schloß derselbe, „ich will dich Morgen Nachmittag durch die kleine Parkpforte einlassen, dagegen du mir versprichst, mich unter keiner Bedingung zu verrathen, da mich der Spaß den Dienst kosten könnte."

„Das versprech' ich dir! — Ein Mann, ein Wort."

Damit und mit einem kräftigen Händedruck schieden sie.

Nachts konnte der Pächter und sein Weib kein Auge zuthun, so harrten sie der Stunde der Entscheidung, in der sich ihr Kind dankbar beweisen sollte, entgegen.

Der Vormittag des nächsten Tages verging ihnen im Schneckengang und lange vor der anberaumten Zeit stand der Pächter vor der Gartenthüre, die ihm endlich sein Freund öffnete, der sich eiligst aus dem Staube machte.

Lang war der Pächter schon, seines Sohnes gewärtig, in den vielen Baumgängen des Parks umhergeschweift, ohne daß sich ihm Johann gezeigt hätte. Schon glaubte er, derselbe hätte diesmahl zufällig seinen Spaziergang unterlassen und er werde unverrichteter Sache wieder abziehen müssen, da tönt plötzlich Lärm und Geschrei an sein Ohr und in geringer Entfernung sieht er seinen Sohn sich damit unterhalten, ein paar Gärtnerbursche, die im Eifer der Arbeit gar nicht daran gedacht haben mochten, daß die Stunde nahe sei, an der ihr Gebieter gewöhnlich:

„Den Erdkreis" (oder wenigstens seinen Park) „beben macht,"

mit Steinwürfen zu verfolgen und diese rohe Unterhaltung mit schallendem Gelächter zu

Digitized by Google

begleiten. Ihm folgten ein paar Diener, die ihm zur Fortsetzung des Bombardements Steine reichen mußten. Nachdem er sich sattgeworfen hatte, nahte sich ihm der Pächter.

Als Johann seiner ansichtig wurde, rief er erzürnt:

„Was will der alte Maulaffe hier, und wer ist er?"

„Ich bin Euer Vater — Euer Ziehvater nämlich, Herr Baron!" entgegnete der Pächter, von der Anrede seines Kindes nicht sonderlich erbaut.

„Ah! da kommst du gewiß, von mir Geld zu erschleichen, wie du es so lange von meinem seligen Vater erbettelt hast. Doch da hast du die Rechnung ohne den Wirth gemacht, ich gebe dir keinen rothen Heller; du hast schon meinen weiland Vater um allzu runde Sümmchen betrogen, als daß ich dem Beispiele desselben folgen und dich mit deinem faulen Weibe als unnütze Brotesser erhalten sollte. Und damit sieh', daß du fortkommst, sonst wehe deinem Rücken, da ich noch viel Lust und Kraft in mir verspüre, dem Steinregen, mit dem ich eben die zwei Gärtnerschlingel in die Flucht getrieben, eine Fortsetzung folgen zu lassen."

„Ich komme weder Geld von Ihnen zu erbitten, noch will ich irgend Etwas, Herr Baron," begütigte der Alte mit wundem Herzem, „sondern ich bin hergekommen, Ihnen etwas zu verkünden, das Ihnen nur, davon bin ich überzeugt, sehr angenehm seyn wird."

„Und ich habe nicht lange Lust, dein fades Geschwätze anzuhören," äffte Johann, „kurz, geh' mir aus dem Wege, wenn du nicht mit meinem Stock oder mit einem Steinregen in nähere Berührung kommen willst."

„Warten Sie nur, Baron, Sie werden schon anders reden, wenn Sie erfahren werden, wer vor Ihnen steht."

„Ich glaube gar," wüthete Johann, „das alte Schaf will mir Furcht einjagen; nun warte" — damit hob er seinen Stock auf, den alten Mann zu schlagen.

„Wag's nicht — deinen Vater zu schlagen, Knabe!" zitterte der Alte, erbleichend.

„Ob ich es nicht wage; da sieh, Vater, wie dich dein Sohn fürchtet!" höhnte der nichtswürdige Jüngling und schlug die Wange des Greises, daß Blut aus Mund und Nase spritzte.

„Fluch dir! unnatürliches Kind, das seinen Vater geschlagen!" brüllte der Greis in Verzweiflung.

„Du — mein Vater? Vielleicht weil dein Weib die Ehre hatte, meine Amme, gewesen zu seyn?"

„Ich bin doch dein Vater, ich; denn des seligen Barons wahrer Sohn starb, und wir unterschoben dich, ungerathenes Kind, anstatt des todten, um dein Glück zu begründen. Und so lohnst du es uns!" schluchzte der Greis.

„Werft den Narren vor die Schloßpforte hinaus! Er mag derlei Ammenmärchen alten Weibern, nicht mir erzählen!"

Zornwüthend, blutig, stieren Blicks, verzweifelnd schleppte sich der Greis nach seiner Hütte.

Wie wenig Gewicht auch Johann auf die Worte seines Vaters gesetzt hatte, eben so viel legten die Zeugen dieser Unterredung, seine Diener, auf dieselbe. Da er sich durch sein tyrannisches Benehmen gegen diese auch ihren Haß zugezogen hatte, benachrichtigten sie die entfernten Verwandten des Barons von jener Szene; diese eilten zu dem Pächter, und da dieser, wüthend auf seinen elenden Sohn, ihnen die Unterschiebung bald eingestand, begannen sie einen Prozeß, der zu ihrem Gunsten endete.

Johann, von der ganzen Welt verachtet und gehaßt, ward seines widerrecht-

Digitized by Google

lichen Besitzes entsetzt. Da er nichts gelernt hatte, ward er einem Bettler gleich, und mußte, da ihn Niemand als Knecht aufnehmen wollte, sich von Haus zu Haus fortbetteln bis an sein endliches Grab.

Das Pächterpaar aber hatte seinen Betrug mit gefänglicher Haft zu büßen und es nur der Milde seiner Richter, die es mit einem solchen Sohne schon hinreichend gestraft hielten, zu danken, daß diese nur kurze Zeit währte.

Wäre es nicht überflüssig, die mancherlei Lehren, die man aus dieser Erzählung ziehen kann, erst in Worte einzukleiden?"

Überlassen wir dies dem Scharfsinn des Lesers. Walter vom Berge.

Verdorbene Lesefrüchte.

Unter Lesefrüchten pflegt man gewisse aus gelesenen Schriften herausgehobene Stellen zu verstehen, welche man für beachtenswerth hält und gleichsam als fertige Früchte den Lesern zum Genusse darbietet. Mit Unrecht. Denn die Frucht setzt eine Saat voraus. Nun ist zwar allerdings jede Schrift an sich, und folglich jede einzelne Stelle aus derselben, eine Frucht, nämlich die Frucht jener Saat, welche der Schriftsteller in sich aufgenommen und zur Zeitigung gehegt und gepflegt hat, die Frucht seiner geistigen Thätigkeit; aber diese Frucht soll der Leser genießen, d. i. als Saat in sich aufnehmen, damit sie Keime und neue Früchte hervorbringe, Früchte der besseren Erkenntniß und befestigteren Willenskräftigkeit. Lesefrüchte wären demnach aus gelesenen Schriften entwickelte neue Wahrheiten; Stellen aus gelesenen Schriften selbst werden diesen Namen nur dann verdienen, wenn sie entweder auf besondere Fälle angewendet oder auf ähnliche übertragen werden. Stellen aus Schriften, wie man sie eben gemerkt — oder vielleicht nur abgeschrieben — noch unverdaut für Lesefrüchte, d. i. für Früchte einer durch das Lesen aufgenommenen und zur Reife gebrachten Saat ausgeben, hieße das Samenkorn, welches hundertfältige Frucht zu bringen gesäet ward, vor dem ersten Keime dem Boden entreißen, um es als karge und, wenn es in schlechtem Boden ohne Keim bereits der Verwesung verfiel, ungenießbare Frucht darbieten. Dergleichen ungenießbare Früchte sind schlecht gemerkte und verkehrt oder verstümmelt wiedergegebene Schriftstellen, die oft Gedanken aussprechen, über welche der Verfasser erschrecken würde, wenn er in's Leben wiederkehren könnte und sehen müßte, daß man sie ihm als die seinigen zu unterschieben sich erdreistet. Ich nenne sie verdorbene Lesefrüchte und führe einige Beispiele davon an.

1. „Frisch gewagt, halb gewonnen"! ist ein bekanntes Sprichwort, welches schon viele unbesonnene Menschen in's Verderben gestürzt hat, wie das lateinische: „audaces fortuna juvat". Aber Cicero sagt: „Fortes fortuna juvat, multo magis ratio." Das klingt anders. Schon der Ausdruck „fortes" schließt Tollkühnheit aus; und der zweite Theil des Satzes befiehlt, die Vernunft zu Rathe zu ziehen, z. B. zu überlegen, ob das Unternehmen ein gerechtes, erlaubtes sey, und ob man nebst der Berechtigung die Fähigkeit oder die Kraft dazu habe.

2. „Quandoque bonus dormitat Homerus," ist ein sehr bequemer Satz, den besonders manche Romanen-Fabrikanten recht fleißig in Anwendung zu bringen scheinen. Aber Horatius setzt nach dem billigen Zugeständnisse, daß er sich bei einem sonst gelungenen Gedichte an wenigen unbedeutenden Kleinigkeiten nicht stoßen wolle, nichts weniger als nachsichtig hinzu:

„Et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus."

Indignor ist hier das wichtigste Wort, und der Leser wird es jederzeit über

Digitized by Google

die ganze Schrift ausrufen, wenn der Verfasser mit Auslassung desselben nur den letzten Theil des Satzes zur Richtschnur genommen hat.

3. „Ut sibi quivis speret idem" wird zuweilen einer Schrift als Motto vorgesetzt, allerdings in wohlgemeinter Absicht; wer aber den Zusammenhang der Stelle kennt, wird unwillkürlich versucht, den Satz für Ironie zu nehmen. „Aus bekannten Ausdrücken," lautet dieselbe, „wollte ich ein Gedicht machen, daß Jeder denken sollte er könne es auch, wenn er es aber versuchte, viel schwitzen und sich umsonst plagen würde."

4. „Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit" soll als Sinnspruch vor manchen Lebensbeschreibungen so viel heißen als: „Der Mann hat in seinem Leben Vieles ertragen u. s. w." Eine ganz inhaltleere Auslegung, eitle Schaustellung nichtssagender Worte! Der Dichter spricht anders: „Wer im Wettlauf das Ziel zu erreichen strebt, hat schon als Knabe Vieles ertragen u. s. w." Er erläutert diesen Satz (daß, wer es zum Meister bringen wolle, schon als Knabe ernstlich lernen und sich üben müsse) an derselben Stelle (Epistel an die Pisonen V. 412) weiter und verbreitet sich auch in dem Briefe an Lollius darüber, am Schlusse beifügend:

„Nunc adhibe puro
Pectore verba puer, nunc te melioribus offer."

Der Satz „multa tulit" enthält also den Gedanken: „Schon in der Jugend muß man mit Ernst und Eifer und Ausdauer lernen und nach dem Besseren streben;" und nur in diesem Sinne wird er ein würdiges, bedeutsames Motto seyn.

5. „Ut pictura poësis" wird ebenfalls mißverstanden, wenn man diese Worte aus dem Zusammenhange herausreißt und als allgemeinen Satz hinstellt, was der Dichter nicht wollte, der damit nur die Vergleichung andeutete zum bessern Verständnisse des an diese Worte Angeknüpften: „Manche Gemälde gefallen von fern angesehen und nur einmal, manche erst in der Nähe, und je öfter betrachtet, desto besser." So manche Gedichte. Wir können übrigens dieser Vergleichung eine weitere Ausdehnung geben. Auch manche Menschen gefallen beim ersten Anblicke, mißfallen aber nach und nach gänzlich; während andere, so wenig wir uns anfangs von ihnen angezogen fühlen, uns von Tag zu Tag liebenswürdiger erscheinen. Der erste Anblick nämlich zeigt uns nur das Äußere.

6. „Carere debet omni vitio, qui in alterum paratus est dicere," ist ein schöner Spruch, der schwerlich je als Motto gebraucht wurde, obgleich er dazu für nicht wenige Schriften sehr geeignet wäre. Es würde nicht nur um manche Zweige der Literatur, sondern auch, was das wichtigste ist, um die gesammte Menschheit sehr gut stehen, ja die Menschen würden den Himmel schon auf der Erde haben, wenn diesen Satz Jeder zum Wahlspruch nähme und demselben nachlebte. „Wer sich rein von jeder Sünde weiß, der hebe den ersten Stein auf." Wir hätten dann gewiß nie, weder im Kleinen noch im Großen, den Verlust jenes kostbaren Gutes zu beklagen, welches der göttliche Mittler seinen Jüngern so oft mit den Worten empfahl: „Der Friede sey mit euch!"

Andreas Wilhelm.

Korrespondenz.

Paris. Großes Aufsehen macht hier die Verhaftung des Notars Outrebon, eines sehr reichen und angesehenen Mannes, der seit 22 Jahren im Besitz einer zahlreichen und hochstehenden Clientel war und ein sehr glänzendes Haus machte. Zahlreiche Fälschungen, Unterschlagung anvertrauter Gelder, Vertrauensmißbrauch sind die gegen ihn erhobenen Anklagen, die durch die ersten Schritte der Untersuchung und die Beschlag-

Digitized by Google

nahme seiner Papiere als erwiesen anzunehmen sind. Sein Deficit beträgt 1.600.000 Franks und betrifft fast durchgängig Pupillen- und andere anvertraute Gelder.

Berlin. Vor dem Weihnachtsfeste sind hier zu den bereits bestehenden noch zwei weitere Pferdeschlächtereien eröffnet worden, so daß man deren bereits sieben dort zählt. Die Gardekavallerie-Regimenter haben auf Verwendung des Vereins gegen Thierquälerei die Weisung erhalten, alle für den Dienst nicht mehr brauchbaren Pferde, die sich aber noch zum Genuß eignen, gegen einen mäßigen Preis an die Pferdeschlächtereien abzulassen, anstatt sie, wie bisher, in öffentlicher Auktion an den Meistbietenden zu verkaufen. Das Pfund vom gewöhnlichen Fleische kostet 3 kr., von der Keule 6 kr., und vom Filet 15 kr. C. M. Man will berechnen, daß jetzt bereits über tausend Berliner Familien blos Pferdefleisch genießen, worunter sich sogar solche aus den besseren Ständen befinden sollen. Wer also etwa in Berlin zu Gast geladen wird, hüte sich, daß man ihn nicht wider Wissen und Willen zum Mitglied der Hippophagenzunft presse.

Anekdote.

Der berühmte italienische Dichter Alfieri trug das Haar lang auf die Schultern herabhängend. Als er sich einst im Theater zu Turin über eine Seitenloge lehnte, fielen seine langen, dunkelbraunen Haare in dieselbe hinab. Eine Dame, welche sich in der Loge befand, war so sehr von Bewunderung über seine Locken hingerissen, daß sie in laute Lobeserhebungen ausbrach und nicht müde war, dieselben zu wiederholen; doch der Besitzer blieb für den Augenblick unbarbar. Allein am folgenden Morgen empfing die Dame ein Packet, welches alle Locken, die am verhergehenden Tage des Dichters Haupt zierten, enthielt, mit folgenden Zeilen: „Hier sind meine Haare, weil sie Ihnen so gefallen, allein, um Gotteswillen, lassen Sie mich in Zukunft selber in Ruhe!“

Charade.

Die erste Sylbe — sprich sie aus vor tausend Ohren
Mit einem Augenwink — sie fesselt, trau'n!
Gleich tausend Augen an den Punkt, den du erkoren,
Und wär' auch nichts als leeres Nichts zu schau'n.
Die Zweite schrieb der Schöpfer in des Menschen Seele
Mit ew'gen Lettern, hell wie Flammenschein;
Da lies! was sie verordnet, ohne Zagen wähle,
Und nie wird dein Beginnen unrecht seyn.
Des Ganzen Gründung ist wohl alt, doch jung der Boden,
Den es als Eiland einst dem Bau geweiht;
Vor Zeiten war's berühmt durch stürmische Synoden —
Ist's noch, wenn — Stockfischhandel Ruhm verleiht.

Balduin.

Inserate.

In der Verlagshandlung von A. Pichler's Witwe (Stadt, Plankengasse Nr. 1061) ist so eben erschienen:

F. Ph. Huber's

GRATULANT

in verschiedenen Verhältnissen bei festlichen Anlässen.

Ein Hand- und Hilfsbuch für Jung und Alt,

zur Bezeigung von Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit.

Enthaltend: Wünsche zum Neujahr, zu Geburts- und Namensfesten, Hochzeitsgedichte, Akrostichons, ein Potpourri zu verschiedenen Gelegenheiten Cals: Abschiedsgedichte, zur Genesungsfeier, Strumpfbänder-Devisen ꝛc. ꝛc.), Stammbuch-Aufsätze, Schlummerlieder für die Kinderstube, dann einige Grabschriften.

Wien 1848. Zweite umgearbeite und vermehrte Ausgabe. 176 Seiten in Umschlag broschirt **20** kr. C. M.

Nicht nur allein die Jugend, vom zartesten Alter bis zum höheren, ist in diesen Büchlein reichlich bedacht, sondern auch ältere Personen, ja selbst ganze Gesellschaften, welche Vergnügten oder Freunden huldigen wollen, werden in selbem eine reichhaltige Hilfsquelle für mannigfaltige Gelegenheiten finden, und überdies zeichnet sich das Werkchen durch nette Ausstattung und Wohlfeilheit aus.

Der **„Wiener Zuschauer“** erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem **Komptoir des „Zuschauers“ (Wien,** Dorotheergasse Nr. **1111)** täglich angenommen wird, beträgt nur: **1 fl. 15 kr. C. M.** — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von **3 fl. 30 kr. C. M.** vom **1.** Jänner bis letzten Juni, oder vom **1.** Juli bis letzten Dezember **franko** bezogen werden. — Einzelne Blätter: **10 kr. C. M.** — **Inserate** aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu **1½ kr. C. M.** berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. E. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Bajazzo.

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 5. Montag den 10. Jänner. 1848.

Der geistige Fortschritt in Trüffelhausen.

Ein Faschingshistörchen von Dr. August Schilling.

„Sic itur ad astra."

Wenn der freundliche Leser die Landkarte von Hinterpommern in die Hand nimmt, so wird er hart am Abhange einer Gebirgskette (es ist dieselbe, wo die Gelehrten vor Kurzem so viele versteinerte Maikäfer und antidiluvianische Schnecken im Mergel fanden) einen kleinen Fluß entdecken. Obschon dieses Flüßchen des Sommers wenig fahrbar und des Winters meist zugefroren ist, so hindert dies nicht, daß an einem seiner grünen Ufer ein Städtchen liegt, dessen Namen die Geographen und Magister selten speziell aufführen, dessen Existenz aber demungeachtet auf größeren Karten als nächste Grenzstadt an Krähwinkel durch einen leichten Punkt angedeutet ist.

Ja, Trüffelhausen heißt das anmuthige Landstädtlein, regiert von einem Burgemeister, dessen eigentliches Gewerbe zwar Leimsieden, dessen höherer Beruf aber die kräftige und umsichtige Handhabung des stadtbehördlichen Scepters war. Namentlich aber war es die Politik, in welcher unser Burgemeister und Leimsieder ausgebreitete, ja sogar verwickelte Kenntnisse besaß, und er schmeichelte sich, in vielen Punkten der Diplomatie, über welche die Gelehrten im Reinen zu seyn glaubten, dunkle Ahnungen eines geheimnißvollen Nichtwissens zu besitzen. Eben diese dunkeln Ahnungen gaben seinem Äußern das Ansehen eines Mannes von tiefer Bedeutsamkeit, und wenn unser Burgemeister so an der Spitze seines schläfrigen Rathes saß, mit vollen Backen, gerunzelter Stirne, mit der Faust auf den Tisch schlagend, das Gleichgewicht von Europa vertheilend — da mußte sein Feind gestehen: das ist ein Mann, wie ihn jeder Souverain zu seinem Staatsminister kaum brauchen könnte!

Allein da gab es sogenannte hellsehende, denkende Köpfe, Oppositionelle, wie man zu sagen pflegt, welche sich unterfingen, aus fremdländischen Journalen ganz andere Wahrheiten, insbesondere über Trüffelhausen an's Tageslicht zu fördern und unter die Menge zu bringen, als unser Herr Burgemeister und Leimsieder für das physische und moralische Wohl seines Städtchens angemessen fand, die weisen Anordnungen des Burgemeisters satyrisch zu bemängeln, und überhaupt — sowohl was Trüffelhausen als die übrigen Großmächte Hinterpommers anlangte — gefährliche Ansichten laut werden ließen. Namentlich war da ein gewisser Pfiffwitz, städtischer Bader, welcher sowohl ausländische Zeitschriften hielt, als sogar persönlich ein geschriebenes Journal mit freier Tendenz unter die Trüffelhausner zu vertheilen wußte.

Digitized by Google

Alles dies bewog endlich den Herrn Burgemeister ein für allemal ein strenges Interdikt gegen die Haltung auswärtiger Blätter, in welchen häufig über Trüffelhausen unliebsame Bemerkungen stauden, ergehen zu lassen, zugleich aber unter amtlicher Aufsicht ein Blatt zu gründen und sogar drucken zu lassen, dessen Herausgabe der Herr Burgemeister in pleno consilio mit folgendem Probeblatt ankündigte, und welches durch die Güte des Herrn Chirurgus Pfiffwitz zur Veröffentlichung zu uns gekommen ist.

Probeblatt der neuen Zeitung von Trüffelhausen: „Der Krebs" genannt, welche unter der Redaktion des dasigen Burgemeisters vom 1. Jänner d. k. J. an zu erscheinen hat.

Politischer Theil.

(Trüffelhausen). Lügenhafte elende Correspondenzler bemühen sich, die natürlichsten politischen Ereignisse in dieser ruhigen Stadt auf eine Weise zu entstellen, daß wir bemüßigt sind, obschon mit Widerwillen, in diese Kloake ekelhafter Verläumdungen hineinzuspazieren und die wahre Sachlage auf authentische Quellen gestützt aufzudecken. So läßt sich die Augsburger Allgemeine neuerlich wieder berichten, der Burgermeister und Leimsieder daselbst habe bei dem letzten städtischen Festdinée mit etwas schwerer Zunge über die Verfassung von Trüffelhausen gesprochen.

Wir sind ermächtigt, diese lügenhafte Erfindung mit voller Entrüstung dahin zu berichtigen, daß daran kein wahres Wort sey. Wolle sich der Herr Korrespondenzler, welcher sich so rücksichtlich über gehabte Amtsautoritäten ausläßt, selbst nach Trüffelhausen begeben, so wird ihm jedes Kind auf der Gasse sagen, daß Trüffelhausen gar keine Verfassung habe, nie hatte, nie haben wird, nie haben kann, ja — kann! — Uebrigens ist des Herrn Burgermeisters Zunge so leicht, daß sie kaum zwei Lothe wiegen könnte, wenn man sie speziell wiegen wollte, und daher ihre angebliche Schwere im Gegenhalte nur mit einer gewöhnlichen Rindszunge in gar keinen Betracht kommen kann. Dies dem elenden Skribler und keine Sylbe mehr! — Ha! (dieses letzte Ha! rührt nicht vom Herrn Burgemeister, sondern von dem diensteifrigen Amtsschreiber her, welcher glaubte, seinen Eifer beim Copiren darlegen zu müssen.)

(Platschendorf.) In unserer Nachbarstadt Platschenheim ist keineswegs eine Hungersnoth ausgebrochen, wie fälschlich berichtet und von einigen Seiten her fälschlich geschildert ward, zwar ist großer Mangel an Lebensmitteln, allein: Woher nehmen? Es ist kein Geld da! Uebrigens hat der dortige Burgemeister und Brodsitzer unlängst bei einem Festschmause aus Anlaß seiner Erwählung einen Pokal Unterzeug auf Platschenheims Wohl geleert. Sonach scheinen sich die Verhältnisse für diese unglückliche Stadt angenehmer zu gestalten.

(Spargeldorf.) Auch hier ist die Ruhe seit Langem nicht gestört worden, die Ausraubungen des Postwagens sind durchaus von keiner politischen Bedeutung. Sobald man die Thäter hat, werden sie der verdienten Strafe nicht entgehen.

Anhang.

(Eisenbahnunfall bei Trüffelhausen.) Obschon mit vielem Bedauern, sind wir dennoch der Oeffentlichkeit schuldig, den letzten Eisenbahn-Unfall, um allen böswilligen Entstellungen zu begegnen, offiziell und authentisch darzustellen. Nicht 35, sondern ein einziges Menschenleben ging durch die unliebsame Katastrophe selbst zu Grunde; die übrigen hatten es nur ihrer eigenen Unvorsichtigkeit zu danken, daß sie nicht mehr sind. So starb der Eine blos durch eigensinniges Anfichhalten des Athems, nachdem alle Aerzte gehofft hätten, er werde noch länger respiriren;

Digitized by Google

ein Anderer hatte sich so ungeschickt im Waggon gesetzt, daß er so zusagen zerquetscht werden mußte; ein Dritter endlich hätte sein Leben recht leicht retten können, wenn er ¾ Stunden vor dem Zusammenstoß ausgesprungen wäre und die Anzeige bei der nächsten Station gemacht hätte. — Von den Heizern, Lokomotivführern und Conducteurs sind blos jene umgekommen, welche dabei waren, die übrigen erfreuen sich vollkommenen Wohlbefindens. — Uebrigens ist die strengste Untersuchung über beide Lokomotive verhängt worden und sollten die über dieselben verhängten Strafen der Oeffentlichkeit seiner Zeit nicht entzogen werden.

Eine Stunde nach der Katastrophe konnte man schon wieder fahren, und sind alle Anstalten getroffen, daß in Zukunft schon binnen einer halben Stunde nach ähnlichen Unfällen wieder gefahren werden kann.

Inserate. (Die Spalte zu 6 kr. rheinisch). (Berichtigung.) Es hat sich ein gewisser Jemand beigehen lassen, mir anzudichten, als hätte ich die Berichtigung einer Thatsache, welche dieser Jemand anders berichtiget, aus dem feigen Grunde unterlassen, weil die Berichtigung jener Berichtigung von mir damals unrichtig berichtigt worden wäre. Pfui, schämen Sie sich, mein Herr! Deutschland ist frei! und wenn Sie es nicht glauben, so werde ich Sie arretiren lassen. Dies die letzte Berichtigung meiner noch unberichtigten Kontraberichtigung. (Johannes Geistesstark, Bursche aus Halle.)

Die Redaktion ist um Aufnahme dieser Berichtigung angegangen worden und theilt zwar die Insertionsgebühr, aber durchaus nicht die auf eine so verletzende Weise ausgesprochene, etwas vorlaute Ansicht in dieser Berichtigung rücksichtlich Deutschlands. Die Redaktion in Trüffelhausen.

Offene Erklärung. Es ist gewissen Leuten beigefallen, über gewisse Dinge gewisse Erzählungen zu schmieden; wir erklären hiermit, daß wir an diesen gewissen Dingen gänzlich unschuldig sind. Gewisse Leute wissen schon, was wir meinen.

Ein Gewisser.

Die Körper und ihre Eigenschaften.

(Eine Lesefrucht aus dem Gebiet populärer Naturkunde.)

Wer sich mit der eben so angenehmen als nützlichen Wissenschaft der Natur beschäftigen will, muß sich vor allen Dingen eine deutliche und richtige Vorstellung von einem Körper machen können, weil sich die Naturlehre mit lauter Körpern, nämlich, wie sich's von selbst versteht, mit natürlichen Körpern, die den künstlichen, unter welche z. B. Uhren und eine unzählige Menge andere Dinge gehören, entgegengesetzt sind, beschäftigt.

So viel wird der Leser sogleich selbst, und ohne mein weiteres Erinnern einsehen, daß man das Wort Körper nicht in der eingeschränkten Bedeutung zu nehmen hat, nach welcher es einerlei mit dem menschlichen Leibe ist, und in der es Ungelehrte fast nur allein nehmen, welche darüber stutzen, wenn sie z. B. von Himmelskörpern hören, und nicht recht wissen, was sie sich unter diesen denken sollen. Körper drückt in der Naturlehre überhaupt alles das aus, was aus trennbaren Theilen zusammengesetzt ist, und in dieser allgemeinen Bedeutung liegt der Grund davon, daß der menschliche Leib ein Körper heißt. Denn er besteht ja aus trennbaren Theilen, und führt also eben deswegen den Namen eines Körpers mit Recht. Aber aus eben dieser Ursache sind nun auch ein Baum, ein Stein, das Wasser, die Erde, und unzählbar viel anderes, Körper. Denn ein

Digitized by Google

Baum besteht ja aus unermeßlich vielen Theilen, die man alle von einander absondern kann, wenn man den Baum zersägt und dann die Stücke noch weiter, soviel man nur immer Lust hat, spaltet. Eben so verhält sich's mit einem Sandsteine. Löset man ihn durch Zerklopfen bis auf seine einzelnen Bestandtheile auf, so erhält man aus dem Steine, welcher ein einziges Ganzes ausmachte, wenn er von einer nur etwas beträchtlichen Größe war, Millionen Sandkörner, welche man nun alle einzeln vor sich liegen sieht, statt daß sie, wie zuvor, zusammenhängen. Neiget man ein mit Wasser angefülltes Glas, welches eine kleine Öffnung hat, allmälig und mit Behutsamkeit unter sich, so fällt das Wasser tropfenweise, und folglich theilweise herab. Läßt man alle einzelne Tropfen in ein darunter stehendes Glas sinken, so fließen sie wieder zusammen, und hängen sich an einander, wie im erstern Glase. Die Erde wird, wenn sich ihre zusammenhängenden Theile von einander absondern, welches bei anhaltender Dürre geschieht, feiner Staub.

Die kleinsten oder letzten Theile eines Körpers, welche auch durch die feinsten Instrumente nicht von einander abgesondert werden können, heißen Atome und sind unendlich klein. Hiervon kann man sich sehr leicht durch folgende und andere ähnliche Erfahrungen überzeugen. Wenn selbst das kleinste Stückchen Holz angezündet, und durch Feuer zerstört wird, so steigen eine unzählbare Menge Theile des angezündeten Holzes durch Rauch in die Höhe, welche dem Auge sichtbar sind. Und noch sind die Rauchtheile nicht die kleinsten Theile des verbrannten Holzes. Die noch viel kleineren Theile sind diejenigen, welche blos der Geruch vom Holzrauche empfindet, die aber schlechterdings nicht gesehen werden können. Dieser Geruch verbreitet sich nun aber weit um den Ort herum, an dem das Stückchen Holz durch Feuer verzehrt worden ist, und füllet die ganze Luft des Raumes an. Wie unbeschreiblich klein sind diese Theile, da sie sich dem Auge gänzlich entziehen, und nur blos vom Geruche empfunden werden können! Daß beide Arten von Theilchen aus dem verbrannten Stückchen Holz entstanden sind, und also zu demselben gehören, und das Ganze desselben ausgemacht haben, versteht sich von selbst. Denn sie sind zuvor nicht gewesen, ehe das Holz angezündet wurde, zeigen sich aber, sobald das Holz angezündet und verbrannt worden war. Wer würde nun alle diese vielen kleinen Theilchen in dem kleinen Stückchen Holze gesucht haben, wenn ihn nicht das Feuer von ihrer Gegenwart überzeugte? Würde er nicht ohne die durch Feuer mit dem Holze gemachte Erfahrung vielleicht geglaubt haben, daß die kleinsten Theile des Holzes diejenigen wären, die er etwa durch das zarteste Messer bis zu einem solchen Grade von einander getrennt hätte, als sie sich durch das Messer hätten trennen lassen?

Eben so wenig darf man ferner meinen, daß der kleinste Theil des Wassers der Tropfen wäre. Dies würde ein sehr großer Irrthum seyn. Denn die kleinsten Theilchen des Wassers sind unendlich kleiner als ein Tropfen, wie die in Sommermorgen aus Flüssen in einem Dampfe aufsteigenden Dünste beweisen, welche ja eben Theilchen des Flußwassers sind, und aus demselben sich in die Höhe gehoben haben. Ein außerordentlich dichter Körper ist das Gold. Dies läßt sich auch bis zum Staunen fein theilen. Eine Unze Gold kann durch die Goldschläger in so feine Blättchen geschlagen werden, daß sie 146 Pariser Fuß in's Gevierte bedecken. Die Dicke eines solchen Goldblättchens ist an manchen Orten nicht $\frac{1}{300000}$ einer Linie. Doch ist diese Dicke selbst noch ansehnlich in Vergleichung mit der Feinheit der Goldfäden, welche die vergoldeten Silberfäden bedeckt, die man über die Seide spinnt. Ein silberner Cylinder, 45 Mark. schwer, welcher 22 Zoll lang ist, und 15 Linien im Durchmesser hat, wird, wenn die Vergoldung stark werden soll, mit 6 Unzen Gold-

Digitized by Google

blättchen, bei der leichteren und gemeinen Vergoldung aber nur mit 2 oder gar 1 Unze vergoldet. Gleichwohl läßt er sich in einem Faden ausziehen, welcher 1163520 Fuß lang ist, oder dessen Länge, wenn man sie in Meilen verwandelt, und 2000 Ruthen für die Meile annimmt, 96 Meilen und 196 Ruthen beträgt. Dieser Faden ist noch immer über und über vergoldet, und daß das Gold eine zusammenhängende Fläche ausmacht, wird sichtbar, wenn der vergoldete Silberfaden in Scheidewasser aufgelöst wird, da nach der Auflösung des Silbers sich das Gold in ein besonderes hohles Röhrchen zusammensetzt. Nach fernerer Betrachtung der Art, wie die Künstler mit einem solchen Faden verfahren, schließet man, daß das Goldblättchen, welches einen silbernen Faden vergoldet, weniger als ein Millionstheil einer Linie seyn kann. In dieser Feinheit sind die Theilchen doch noch wirkliches Gold. Die größte Aufmerksamkeit verdient, was bisher die Vergrößerungsgläser gelehrt haben. Denn da man durch dieselben, wenn sie mehre tausendmal vergrößert haben, dennoch Thiere wahrgenommen hat, welche auch in dieser Vergrößerung etwa die Größe eines Sandkorns gehabt haben, und deren Körper doch eben sowohl aus Gliedmaßen und Werkzeugen der Empfindung zusammengesetzt seyn muß, so urtheile man z. B. wie groß ein Glied eines solchen Thierchens, oder wie groß ein Fäserchen desselben sey, aus deren sehr vielen es doch zusammengesetzt seyn muß. Man braucht die Vergrößerungsgläser nicht einmal so fein, so wird man in einem Tropfen Wasser, welcher etwa so groß als der Knopf einer kleinen Stecknadel ist, nachdem man das Wasser im Sommer ein Paar Tage hat stehen lassen, ganze Haufen Thiere ganz eigentlich gewahr werden, welche wie ein Schwarm Mücken durch einander herum fahren. Der Leser kann selbst leicht Versuche machen, durch welche er sich sichtbar überführen wird, daß die letzten Theilchen oder die Atome der Körper unbeschreiblich klein sind. Schütte eine wohlriechende Flüssigkeit in ein Glas mit einer engen und gekümmten Röhre, wäge beides, und setze es hernach über das Feuer einer Lampe. Fängt die Flüssigkeit an zu kochen, so steigt durch die Röhre ein starker Dampf empor, welcher ein großes Zimmer mit seinem Geruche anfüllt. Wäget man nun Glas und die Flüssigkeit wieder, so wird man finden, daß die Flüssigkeit nach Abgang des Dampfs am Gewichte kaum merklich verloren hat. Ähnliche Proben kann man mit stark riechenden Blumen machen, wenn man sie wägt, ehe sie in ein Zimmer gebracht werden, und dann wieder von neuem wägt, wenn sich ihre Gerüche in demselben verbreitet haben und also eine sehr große Menge Theile hierdurch von ihnen abgesondert worden sind, die auf der Schleimhaut der Nase die Geruchsnerven erregt und gereizt haben.

Will man, worauf Alles ankommt, richtig und sicher beurtheilen, was Körper *wirken* können, und *wie* sie es wirken können, so muß man zunächst ihre allgemeinen, das heißt, diejenigen Eigenschaften kennen, welche man in allen und jeden Körpern ohne Ausnahme antrifft, von denen wir jetzt neu handeln werden. Sie sind folgende: daß Körper *ausgedehnt*, *theilbar*, *undurchdringlich*, *beweglich* und *porös* sind; daß sie ferner eine *zusammenhängende* und eine *anziehende* Kraft haben.

Alle Körper, sie mögen seyn welche sie wollen, sind also *ausgedehnt*, das ist, ein jeder Körper nimmt einen Raum ein. Dies ist an sich verständlich genug, und bedarf also keiner weiteren Erklärung. Die Erfahrung bestätigt es auch als so gewiß, daß nichts dagegen eingewendet werden kann. Denn einen Raum nimmt ja, wie man sieht, ein Glas, ein Krug, ein Leuchter u. s. w. ein.

Eben so deutlich ist die zweite allgemeine Eigenschaft der Körper, nach welcher

Digitized by Google

sie theilbar sind, das ist, die Theile, aus denen sie bestehen, von einander getrennt werden können, z. B. durch Spalten und Reiben. Jenes findet bei solchen Körpern statt, in denen sich ganze in gerader Linie fortgehende Reihen befinden, deren Theile unter sich mehr zusammenhängen als die Reihen selbst unter einander; dieses in solchen Körpern, deren Theile von verschiedener Figur und Lage sind. Doch von der Theilbarkeit der Körper ist im vorhergehenden Abschnitte schon genug geredet worden.

Mit der Undurchdringlichkeit der Körper will man sagen, daß in ebendenselben Raum, welcher schon völlig mit Materie angefüllt ist, keine Materie mehr dringen kann. Denn ist z. B. ein Gefäß völlig und bis oben an mit Wasser angefüllt, so kann in das Gefäß weiter kein Wasser hineingebracht werden, sondern das Wasser läuft über, wenn man es immer weiter zugießt.

Bewegbar werden Körper genannt, in so fern ihr Ort verändert werden, oder sie von dem Orte, den sie einnehmen, weggetrieben und an einen andern gebracht werden können. (Denn die Bewegung ist eine Veränderung des Orts.) So kann man einen Stein, ein Stück Holz u. s. w. von einem Orte an den andern bringen. Dasjenige, wodurch der Körper in Bewegung gesetzt oder aus seinem Orte gebracht werden soll, heißt die bewegende Kraft. (Denn Kraft ist das, wodurch etwas möglich wird.) Kraft aber muß angewendet werden, wenn ein Körper seinen Ort verändern soll, weil ein jeder Körper durch seinen innern Zusammenhang eine sogenannte Trägheit, das ist, die Fähigkeit hat, sich in seinem Zustande zu erhalten, welche von seiner Schwere verschieden ist, und nicht etwa mit ihr verwechselt werden darf, weil man bei fallenden Körpern sieht, daß die Schwere den Körper sogar in Bewegung setzt. Die Kraft, welche ein Körper anwendet, die Bewegung, in die man ihn setzen will, zu hindern, heißt der Widerstand. Die Bewegung der Körper erfolgt nach gewissen bestimmten Gesetzen, die wir später klar machen werden.

In allen Körpern findet man auch Poren, das ist, Zwischenräume zwischen ihren Theilen, welche mit ihrer eigenen Materie nicht angefüllt sind. Und in diesem Sinne nennt man die Körper porös. Die Erfahrung setzt die Zwischenräume, oder Poren der Körper außer allen Zweifel. Denn wird das Gold z. B. zu Blättchen geschlagen, und man hält ein solches Blättchen gegen die Sonne, so dringt der Schein des Lichts, obschon das Gold ein sehr dichter Körper ist, durch dasselbe hindurch. Wie könnte dies aber geschehen, wenn das Goldblättchen keine leeren Zwischenräume hätte? Ist ein Glas völlig mit Wasser angefüllt, so läuft es über, wenn man noch mehr Wasser zugießt. Aber Salz kann man demungeachtet, wenn man es langsam und mit Behutsamkeit hineinwirft, in eben dasselbe Glas bringen, ohne daß es überläuft. Wie kann aber auch dies anders geschehen, als daß das aufgelöste Salz in die feinen Zwischenräume des Wassers eindringt, und es also im Glase keinen für sich besondern und vom Wasser selbst verschiedenen Raum einnimmt, weil ja sonst außerdem das Glas, wenn man Salz hineinwirft, eben sowohl überlaufen müßte, als es überläuft, wenn man noch weiter Wasser in dasselbe bringen will? In ein Seil dringet viel Wasser ein. Dann zieht es sich zusammen, und wird kürzer. Hängt es in gerader Linie herunter, und es ist unten an demselben ein Gewicht befestigt, so zieht es das Gewicht mit sich in die Höhe. In manchen Körpern kann man die leeren Zwischenräume sogar mit bloßen Augen sehen, weil sie groß sind, wie dies der Fall bei einem Schwamme ist. Kleine und feine leere Zwischenräume der Körper kann man aber nicht anders, als durch Vergrößerungsgläser bemerken. Betrachtet man z. B. mit einem solchen Glase die menschliche Haut, so sieht man, daß sie überall durch-

Digitized by Google

löchert ist, und einem Schwamme gleicht. Hätte die Haut keine Zwischenräume, so könnte der Körper gar nicht ausdünsten, welches seine Zerstörung bewirken würde. Die leeren Zwischenräume der Körper sind aber entweder wesentliche und beständige, oder zufällige und veränderliche. Unter die letztern gehören die Höhlen im Brote, welche von der Luft entstehen, die durch Wärme ausgedehnt worden ist, aber wegen der Zähigkeit des Teiges nicht hat herausgehen können.

Wenn man vom Zusammenhange der Körper redet, so meint man nicht den mechanischen, wie man ihn nennen kann, wenn nämlich verschiedene Körper durch Nägel oder Stricke z. B. mit einander verbunden werden, oder, wenn die Stacheln der Bienen in der Haut stecken bleiben, oder, wenn sich eine Fliege mit den Häkchen, welche an ihren kleinen Füßen befindlich sind, an einen Körper hängt, sondern man versteht den physikalischen Zusammenhang, welcher das Bestreben der Theile eines Körpers ist, sich durch ihre gegenseitige Berührung ohne Zuthuung der Schwere, oder einer äußeren Kraft beisammen zu erhalten. Daß die Theile der Körper unter sich zusammenhängen, obgleich freilich in dem einen Körper immer mehr als in dem andern, z. B. in einem festen mehr, als in einem flüssigen, ist offenbar, weil eine Anwendung der Kräfte, die natürlich dem Grade des Zusammenhangs der Theile unter sich proportionirt seyn muß, erfordert wird, wenn die Theile eines Körpers wirklich von einander abgesondert werden sollen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Zucker-Fabrikation.) Obschon es viele Arten von Zuckerrohr gibt, so werden doch nur zwei davon zur Zuckerbereitung verwendet, nämlich: das **saccharum spicatum**, welches in Ostindien, und das **saccharum officinale**, welches in Westindien einheimisch ist. Ob die Alten dieses Geheimniß kannten, ist ungewiß. Die frühesten Nachrichten, welche wir von dessen Gebrauche haben, stammen aus der Zeit der Kreuzzüge, wo es von den Sarazenen erkauft und nach Europa geführt worden zu seyn scheint. Das Zuckerrohr wurde später auf der Insel Cypern angepflanzt, und schon im Jahre 1166 geschieht Erwähnung von einer Mühle in Sizilien, um das Zuckerrohr zu zermalmen. Im Jahre 1420 wurde es auf Madera, später auf den kanarischen Inseln gebaut, und von Columbus bei seiner zweiten Fahrt nach Amerika, auf der Insel Kuba eingeführt.

Seitdem hat man sich jedoch vergewissert, daß das Zuckerrohr im wilden Zustande in Südamerika auf den westindischen und den Inseln des stillen Meeres keineswegs selten ist; ob zwar sich die Einwohner dessen zur Nahrung bedienten, so verstanden sie es dennoch nicht, daraus Zucker zu bereiten. — Das Raffiniren des Zuckers wurde in Venedig zu Ende des 16. Jahrhunderts entdeckt. Erst im Jahre 1659 geschieht von Zucker-Raffinerien in England Erwähnung. In späterer Zeit hat die Kultur des Zuckerrohrs auf den meisten westindischen Inseln eine große Ausdehnung gewonnen. In Deutschland hat Hamburg nicht allein die meisten und größten Zucker-Fabrikationen, sondern auch die besten und vorzüglichsten Zucker-Raffinerien, und kein anderes Land, selbst England, Frankreich und Holland nicht ausgenommen, ist im Stande alle Sorten des raffinirten Zuckers so vollkommen darzustellen.

Digitized by Google

Lebensansicht.

1. Falsche (von Poseidippos, nach Andern von Platon dem Komiker).

Welchen Pfad des Lebens betret' ich? In der Gesellschaft
Herrschen Tücke und Neid, Sorgen im eigenen Haus,
Auf dem Lande zu viel der Mühsale, und auf dem Meere
Schrecken; in fremdem Gebiet, wenn du Besitzthum hast, Furcht,
Hast du keines, Verdruß; vermählst du dich, wirst du nicht sorglos
Seyn, vermählst du dich nicht, lebst du verlassener noch.
Kinder sind eine Last, ohne Kinder öde das Leben.
Jünglingen fehlt der Verstand, Greisen dagegen die Kraft.
Wahrlich es wäre von diesen Zweien nur Eines zu wählen:
Nimmer geboren zu seyn oder zu sterben sogleich.

2. Wahre (von Metrodoros).

Jeglichen Lebenspfad magst du wandeln. In der Gesellschaft
Findest du Weisheit und Ruhm, Ruhe im eigenen Haus;
Auf dem Lande den Dank *) der Natur, Gewinn auf dem Meere;
In der Fremde, wenn du etwa Besitzthum hast, Ruhm,
Hast du nichts, weißt du's nur. Vermählst du dich, steht dir das Haus dann
Trefflich; vermählst du dich nicht, lebst du noch leichteren Sinns.
Kinder sind eine Lust, ohne Kinder sorglos das Leben.
Kraft hat der Jüngling, dafür Achtung und Ehre der Greis.
Nicht ist zu wählen fürwahr von Zweien nur Eins: nicht geboren
Seyn oder sterben sogleich. Alles im Leben ist gut.

*) Die Natur ist dankbar für die Arbeit des Menschen. Xenoph. oeconom.

Der Gießbach (von Antiphilos).

Warum stürmst du so brausend daher, unbändiger Gießbach,
Hemmest des Wanderers Tritt auf der versperreten Bahn?
Regen schwellt dich, und nicht dein eig'nes reines Gewässer
Führest du, nur von der Flut trüben Gewölkes gefüllt.
Trocken seh' ich dich einst von der Sonne, welche, was eig'ne
Flut der Ströme ist, zeigt, und was gebergele war.

Undank (von Lukian).

Schlechte Menschen sind gleich durchlöcherten Fässern; so viel du
Gutes auch schüttest in sie, bleibet doch leer stets ihr Herz.

Andreas Wilhelm.

Anekdoten.

Ein Fiaker wurde von einem Höckerweibe derb ausgescholten. Sein Freund wurde über dessen Gleichgiltigkeit zornig und sagte: „Esel, du dummer, warum läßt du dich denn schimpfen!"

Einem musikalischen Menschen gefiel eine Melodie in einer Oper außerordentlich: um dieselbe nicht zu vergessen, machte er — einen Knoten in sein Schnupftuch.

Auflösung der Charade in Nr. 4, S. 32: Dortrecht.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Wiener Buschauer

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 6. Mittwoch den 12. Jänner. **1848.**

Wien

Das Unglücksjahr 1847 wandte seinen letzten Fußtritt beim Scheiden der Börse zu, welcher es fast zwölf Monate hindurch nur finstere und drohende Mienen gezeigt hatte. Die am Sylvestertag eingetroffene Nachricht von dem Falle einiger Handelshäuser in Frankfurt und Karlsruhe, und andere ungünstige Konstellationen, wozu noch eine gesteigerte Geldklemme kam, verbreitete über den Papier- und Aktienmarkt Schrecken und Muthlosigkeit. Die Kurse der Eisenbahnen fielen am 31. Dezember vom Morgen an unablässig, die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn z. B. fast um 10 Prozent — auf den niedersten Stand, den sie während drei Jahren erreicht haben — in andern stand aller Verkehr beinahe still. Das war für Viele ein trauriger Jahresabschluß und ein wenig erfreulicher Anfang des Neuen!

— Der wohlthätigen Wirksamkeit des ehrwürdigen Ordens der barmherzigen Brüder haben wir in diesen Blättern schon oft gedacht. Wir erhalten eben den Ausweis über ihre Krankenpflege vom Militärjahr 1847. Das Krankenhaus dieses Ordens in der Leopoldstadt zu Wien, unter den 29 Häusern das bedeutendste, verpflegte und behandelte im verflossenen Jahre 4226 Kranke, wovon 3841 genesen entlassen wurden und 385 starben. Die häufigsten Krankheitsformen waren: Lungensucht (426), dann Wechselfieber (383), Krätze (336), Lustseuche (312), gastrisches Fieber (247), Gallenfieber (217). — Nach Wien verpflegten die meisten Kranken die Hospitäler dieses Ordens in Prag (3380) und in Ofen (3068). Alle 29 Konvente zusammen nahmen im Jahre 1847 die bedeutende Zahl von 28,284 Kranken auf, von welchen 2565 starben und 25,719, der Gesundheit und ihrem Berufe wiedergegeben, die frommen Stätten der aufopfernden Bruderliebe segnend verließen.

— Die Einnahme der a. p. Kaiser Ferdinands-Nordbahn betrug im Monat Dezember 1847 für Personen- und Waaren-Transport sowohl auf der Hauptbahn zwischen Wien und Olmütz, als auf dem Stockerauer Flügel, 251,325 fl. 13 kr. C.M., um 49,974 fl. 53 kr. mehr als in demselben Monat des Jahres 1846. — Damit erreicht die Einnahme des Jahres 1847 die bedeutende Summe von zwei Millionen 877,621 fl. 13 kr. C. M.

Theater. (Theater an der Wien.) Am 8. Jänner wurde des Britten Wallace's oft angekündete Oper: „Maritana", zum Vortheile und unter der persönlichen Leitung des Tonsetzers zur Aufführung gebracht. — Wir haben es mit

Digitized by Google

einem tüchtigen und achtbaren Werke zu thun! Melodienreichthum und eine Gedankenfülle, die zugleich von des begabten Tonsetzers edler Geschmacksrichtung zeigt, weisen dieser gefälligen Musik einen Ehrenplatz unter den Opern-Kompositionen der Neuzeit an. Die effektvoll gearbeitete, melodiöse Ouvertüre nimmt schon für das Werk ein, und ein paar würdig gehaltene Nummern des ersten Aufzuges — wie das Gebet mit Chor und zwei Duetten — entwaffnen das Urtheil über die anderen wenig hervorragenden Nummern dieses Aktes, der unstreitig der schwächste ist und ziemlich kalt ließ. Von hinreißender Wirkung sind im zweiten Akt, dem vorzüglichsten dieser Oper, zwei Duetten, dann eine Arie Staudigl's, und endlich das Finale. Die schönste Piece aber ist für den dritten Akt in einer Arie Staudigl's aufbehalten, um der allein willen man schon dieses Tonwerk zu hören nicht versäumen sollte. Eben so wirksam sind die drei Duetten und der Schlußchor (mit der Arie Maritana's) dieses Aktes, der dem Komponisten, wie nach dem zweiten Akt, wieder die Ehre des Vorrufs verschaffte. — Ein öfteres Anhören und vielleicht einige Kürzungen im ersten Aufzuge dürften den Succeß dieses in allen seinen Theilen achtbaren Tonwerkes steigern. Das recht wirksame Buch ist dem bekannten Schauspiele: „Ritter und Zitherschlägerin" entnommen und in nicht immer leichten Versen von Dr. A. J. Becher aus dem Englischen in's Deutsche verpflanzt. Die Aufführung war eine meisterliche: das Orchester und die Chöre, die vorzüglich charakteristisch gearbeitet sind, hielten sich ausgezeichnet. Wohl unnöthig ist es, zu erwähnen, daß Fräul. Karoline Mayer (Maritana), diese Künstlerin, der an Korrektheit des Vortrags und Sangesliebhaberei keine Stimmkünstlerin Deutschlands gleich kommt, ihre schwierige Aufgabe auf das Vortrefflichste löste; daß ferner unser großer Tonmeister Staudigl seine beiden Arien, die ihm Keiner nachsingt, wiederholen mußte, und daß Herr Bielezizki, dessen schmelzreiche Tenorstimme im Publikum immer mehr Anklang findet, in den ersten zwei Akten, besonders im zweiten, so schön und weich und herrlich wie fast noch niemals sang, während ihn leider im letzten eine sichtliche Indisposition an der völligen Entfaltung seiner schönen Kunstmittel hinderte. Fräulein Hellwig, an welcher Kunstjüngerin dem warmen Kunstfreund ein rüstiges Vorschreiten bemerkbar wird, sah als Knabe Lazarillo allerliebst aus und gab ihren Part mit jener Lieblichkeit, die in allen ihren Leistungen hinreißt. Der treffliche Salomon und der tüchtige Radl waren zu wenig beschäftigt, um vortreten zu können. Daß das Theater gedrängt voll war, die Sänger fast nach allen ihren Nummern stürmisch und oftmals gerufen wurden, bedarf kaum einer Versicherung — man ist der freundlichen Aufnahme aller Leistungen dieser Bühne gewohnt; aber Pokorny's rastloses Bestreben, das von keinem Privatmann noch in gleichem Maß und mit gleichen Opfern bethätigte Wirken desselben verdient auch diese allgemeine Beliebtheit und Gunst!

v. B.

(Theater an der Wien.) Der Korrespondent der „allgemeinen Zeitung" schreibt bei Gelegenheit der zweiten Aufführung des „Liebestrankes" Folgendes über die Gastdarstellungen der Madame Jenny Lutzer, dem wir mit gutem Gewissen vollkommen beistimmen: „Frau Jenny Lutzer gab den Part der „Adine" wiederholt unter demselben stürmischen Beifall des Publikums und mit wo möglich noch freierer Entfaltung ihrer seltenen Künstlerschaft. Unsere Kenner und kompetenten Kritiker sind über den Fortschritt ihrer Gesangskunst, so wie über die ungeminderte Vortrefflichkeit ihrer Gesangsmittel, einmüthig hoch erfreut. Daß ein vereinzeltes Blatt dem persönlichen Haß gegen Dingelstedt und dem Hader mit Pokorny an der gefeierten Frau in der Weise, die man an ihm gewohnt ist, Luft zu machen suchte, kann nicht verwundern, eher würde hier unbefangene Würdigung und Konstatirung des allgemeinen Beifalls überraschen. Wir hoffen, daß die treffliche Künstlerin den Angriff von solcher Seite verschmerzt und in dem aufrichtigen lauten Beifall, der jedesmal ihr Auftreten begleitet, dafür hinreichend Entschädigung gefunden hat."

Digitized by Google

Ein Nachmittag bei Bartholomeo Bosco.

„Um den Bosco zu sehen
Beschloß auch ich hineinzugehen!"

nämlich in die Stadt auf den Haarmarkt, Nr. 733, 1. Stock rechts. Ich saß fünf Minuten vor Schlag fünf Uhr auf einem sogenannten Sperrsitz, den ich mir bei großem Andrang nur mühsam zu erkämpfen vermochte, in Bosco's winzigem Salonchen mitten in einem lieblich duftenden Kreise der Ausschuß-Physiognomien beiderlei Geschlechtes unserer haute-volée. Nun denke dir, lieber Leser, um dir den Salon des Zauberers anschaulich zu machen, ein Gemach, Mittelding zwischen Groß und Klein, das, wenn es Anspruch auf Symmetrie machen würde, um soviel zu lang, um was es zu schmal ist; gegen Westen zwei verschlossene Fenster, zwischen denen ein vorzüglich schöner Spiegel, gegen Osten — leere Wand, im Süden der Länge nach die Zuseherplätze, und diesen gegenüber im Norden die kleine Tribune, auf der Bosco zaubert, der zu beiden Seiten zwei lange Tafeln mit den buntesten und mannigfaltigsten Apparaten in glänzender Beleuchtung stehen.

Kaum, daß wir uns etwas umgesehen haben, erscheint Bosco, klingelt und im Nebenzimmer beginnt eine Art Zigeunermusik. — Nach kurzer Frist neues Klingeln, und die Musikqual ist überstanden!

Nun beginnt Bosco seine Vorstellungen; ich kann füglich voraussetzen, daß jeder der Leser den berühmten Eskamoteur von Angesicht kennt. Gewiß habt Ihr schon den beleibten Mann mit dem lebensfrohen Gesicht, das nur wenig Schnurr- und Kinnbart umgibt, und mit dem krausen zu Berg stehenden Haar entweder selber bei einer seiner amüsanten Produktionen anzustaunen Gelegenheit gehabt, oder wenigstens sein Konterfei lithographirt oder in Holz geschnitten gesehen?

Aber über dem vielen Plaudern haben wir schon ein paar Kunststücke versäumt. Desto besser wollen wir nun auf die Folge Acht haben! Jetzt begehrt Bosco einen Schlüsselbund, holt einen Brotlaib und einen Blumentopf herbei, und bittet zu bestimmen ob er in's Brot oder in den Topf die Schlüssel hineinzaubern solle? Da schreien Einige: „In den Blumentopf!" Andere: „In das Brot!" Endlich bestimmt die Mehrzahl das Brot; worauf er die Schlüssel in eine vertiefte Tasse gibt und sie zudeckt. — Nun greift er nach dem Brote — „Oh, setzt praktizirt er sie in den Brotlaib!" flüstert hinter uns ein vorlauter Taschenspielerjüngling seinem staunenden „Speci" zu. Die unsichtbaren Geister flüsterten aber in Bosco's Ohren das kunstverrätherische Wort des Jünglings, und zur Widerlegung der Meinung desselben zeigt er diesem unter der Versammlung Jubel und Gelächter und mit den Worten: „Der Bosco hören Alles!" die Schlüssel, die noch immer in der Tasse liegen. Dann ruft er, bonmotisirend und scherzend über des purpur erglühenden Jünglings Verrath, sein „Spiriti mei obedite mi", und nachdem er ein Paarmal das Brot über die Tasse, welche die Schlüssel birgt, gehalten hatte, entblößt er die erstere, die — leer ist, und zieht aus dem Brote, das er aufschneidet, den Schlüsselbund. Dasselbe Kunststück macht er mit einem Blumenstock, damit man überzeugt werde, daß bei ihm durchaus „nichts Präparation", sondern „Kunstfertigkeit" sey, dessen Geschirr er nach dem Zauberformelsprechen zusammenschlägt und aus seiner Wurzel die Schlüssel zieht.

Nachdem er nun seine Apparate wieder schnell in Ordnung gebracht, begehrt er eine Uhr; läßt sie auf die Erde fallen, zerbricht sie, nimmt ihr Zeiger und Glas ab, das Letztere zersplitternd, zerreißt die Kette, an der sie baumelt, und — im Nu geht die Uhr wieder aus einer Schatoulle im besten Gang hervor. Gar interessant sind bei dem

Digitized by Google

letzteren Kunststücke die bittersüßen Mienen Jener, die ihre Uhren zu dem gefährlichen Kunststück hergeliehen; alle Martern der Hölle stehen sie beim Anblick der barbarischen Behandlung aus, welche, wie die Täuschung glauben macht, ihre Uhren zu erleiden haben, und nur mit Mühe überzeugen sie sich endlich, nachdem sie selbe zurückerhalten und wohl ein halb Dutzendmal an's Ohr gelegt haben, zu prüfen, ob sich ihr „Tick, Tack" wieder richtig eingestellt habe, daß denselben kein Schaden passirt sey. Oder — doch genug, wir wollen nicht mehr ausplaudern; geh' selbst hin, Leser, und sieh die lustige Geschichte mit an; kurz, auf diese Art zaubert Bosco zwei Stunden auf das Angenehmste weg, die so unbemerkt und schnell verflogen sind, wie er seine Kugeln verschwinden macht. Niemand verläßt die niedlichen Räume des Zauberers, ohne sich sagen zu müssen, zwei Stunden um wenig Geld auf angenehme Art losgeworden zu seyn; und wer Einmal dort gewesen, tritt gewiß wieder, sobald er ein paar müßige Stunden und drei überflüssige Zwanziger hat, auf eine Nachmittagssoiree in Bosco's Salon ein, sich sowohl an der kauderwälschen und humoristischen Vortragsweise des Prestigiateurs, als an seinen staunenswerthen Kunstleistungen und an den Mienen und der Überraschung der anwesenden Zuschauer zu erfreuen. J—e.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1847. Dezember 31. Der letzte Tag des verflossenen Jahres, das so viele hohe und berühmte Personen dahinraffte und den unerbittlichen Engel mit der umgekehrten Fackel häufiger als je in die Paläste der Großen und Mächtigen treten sah, entreißt dem greisen Könige der Franzosen, Ludwig Philipp, die treue Gefährtin seines Lebens, die mit Ihm in der Schule des Unglücks aufgewachsene geliebte Schwester, die Prinzessin Adelaide, deren Tod in der königlichen Familie eine Lücke zurückläßt, die wohl nie mehr ausgefüllt werden dürfte. Sie hatte das 71. Lebensjahr erreicht, war an der zu Paris eben herrschenden Influenza erkrankt, hatte noch der Eröffnung der Kammern beigewohnt und wahrscheinlich in der, von diesem Besuche erlittenen Erkältung die Ursache eines raschen Todes gefunden, der nicht blos den König und die Seinen auf's Tiefste niederbeugte, sondern ganz Frankreich in aufrichtige Trauer versetzte. Madame Adelaide hatte großen Einfluß auf ihren königlichen Bruder geübt, dem sie in Leid und Glück mit schwesterlicher Liebe gleich ergeben geblieben. Sie war die zartweibliche Milde, welche sie aus der Schule des Unglücks sich angeeignet hatte, die ungetrübte Freundlichkeit, die unerschöpfliche Wohlthätigkeit selbst. Die Gutthaten, welche sie unablässig gespendet, suchte sie möglichst mit dem Schleier des Geheimnisses zu bergen. — Tausende von Armen werden diesen unersetzlichen Verlust noch lange beweinen, und die aufrichtigste Theilnahme der Franzosen aller Parteien folgt dem Sarge dieser verständigen und charakterstarken, liebevollen und gemüthstiefen Schwester ihres Königs. E.

1848. Jänner 1. Die französische Regierung wird am ersten Jahrestage durch die Kunde eines für Frankreich glücklichen Ereignisses überrascht. Der Telegraph berichtet nämlich aus Toulon, daß mit dem Schiffe „Asmodé" vom afrikanischen Gestade der gefährliche und gefürchtete Abd-el-Kader im Hafen zu Toulon als Gefangener eingetroffen sey. Er hatte sich nach zwei schweren Niederlagen, von dem marokanischen Heere und jenem der Franzosen gedrängt, gehetzt und in die Enge getrieben, dem General Lamorciere sammt seinen Getreuen, Frauen und Kindern ohne Bedingung ergeben.

Digitized by Google

Grillenkonzert.

Fabel.

„Horche Vater! wie sie schwirren
Diese Grillen! — Höre, welchen
Liederkranz die Sängerkehlchen
Hinter diesen Ährenwänden
Künstlich weben und entwirren,
Daß wir Beifall ihnen spenden!“
Lächelnd winkt der Vater leise
Mit dem Aug' zur nahen Hecke,
Wo der Amsel zarte Weise
Lieblich tönet im Verstecke;
Aber *diese* hat vernommen
Jenes Lobes Hyperbolen;
„Thöricht Mädchen!“ — spricht sie — „kommen
Zaubertöne von den Dohlen?
Sind der Feile scharfe Klänge
Süßer? ist der Säge Kreischen
Lieblicher, als Schwangesänge? —
Kann dein Ohr so arg dich täuschen,
Daß die Grillen, die zum Schwätzen
Nur die straffen Flügel wetzen,
Dies Geschwirr der *Kehl'* entsenden,
Und ein Werk der *Kunst* dir spenden?“
Schamroth senkt das Mädchen nieder
Ihre feuchten Augenlider,
Und der Vater spricht liebkosend:
„Liebes Kind der Amsel Werke,
Wenn auch mit dem Zufall kosend,
Trafen dich am wunden Orte;
Sieh! du liebst der Seide Rauschen,
Liebst des Prunkes nichtig Wesen —
Doch zu Besser'm auserlesen,
Lerne weisem Rathe lauschen:
Amseln sind und *Nachtigallen*,
Die durch Geist und Witz gefallen,
Aber *Grillen*, die da meinen
Groß durch viel Geräusch zu scheinen.“

Baldwin.

Die Körper und ihre Eigenschaften.

(Schluß.)

Daß aber die Theile eines Körpers unter sich nicht etwa durch eine *äußere* Kraft zusammengehalten werden, ist offenbar. Denn wäre dies, so müßte es entweder durch den *Druck der Luft*, oder durch die *Figur ihrer Theile* geschehen. Der Druck der Luft, welcher sonst allerdings Körper zusammenhält, kann es nicht bewirken, weil es bewiesen werden wird, daß die Theile der Körper blos dadurch unter sich zusammenhängen, weil sie einander *berühren*, und *mehr* oder *weniger* zusammenhängen, *je mehr* oder *weniger* sie einander *berühren*. Denn wäre der Druck der Luft die Ursache des Zusammenhanges, so müßten alle Körper, mögen sich ihre Theile wenig oder viel berühren, gleich stark zusammenhängen. Aber dies streitet mit der Erfahrung. Die *Figur* der Theile eines Körpers, wenn man nämlich annehmen wollte, daß die letzten und kleinsten Theilchen, oder ihre Elementartheilchen mit unsichtbaren Häkchen versehen wären, durch die sich das eine an das andere anklammert, und sich an ihm festhält, wie sich etwa ein Insekt mit den Häkchen der Füße an einen Körper anklammert, die *Figur* der Theile eines Körpers, sage ich, kann den Zusammenhang der Theile auch nicht veranlassen. Wenn wir uns auch an den Elementartheilchen kleine Häkchen vorstellten, so müßten doch diese mit den Elementartheilchen zusammenhängen. Dieses könnte nicht wieder durch Häkchen geschehen, weil dieses die letzte Ursache des Zusammenhangs sein soll, und also nicht wieder von andern Häkchen verursacht werden kann. Der Zusammenhang der Theile eines Körpers unter sich muß also aus einer *innern* Kraft, nämlich aus der *gegenseitigen Berührung* der Theile hergeleitet werden. Hiervon wird man sich durch folgenden Versuch noch fester überzeugen: Man drücke durch Reiben zwei glatt polirte Flächen z. B. an zwei Halbkugeln oder Cylindern an einander, so hängen sie zusammen, wenn man sie mit einer flüssigen oder fetten Materie, z. B. mit Unschlitt überstreicht, welche für sich selbst nichts weiter thut, als daß sie die in den

Digitized by Google

Flächen befindlichen, aber unsern Augen unbemerkbaren leeren Zwischenräume ausfüllt, wodurch bewirkt wird, daß die Flächen einander in allen Punkten berühren. Fasset man diese Cylinder an dem Ringe, welcher an einem derselben oben befestigt seyn muß, so muß man viel Gewalt brauchen, wenn man sie auseinander reißen will

Auf eine ähnliche Weise muß man sich den Zusammenhang der Körper vorstellen, wenn Steine durch Kalk, oder Bretter durch Leim mit einander verbunden werden, obschon hier Kalk und Leim zum Zusammenhange allerdings auch das ihre beitragen. Gießet man Wasser auf Holz oder Papier, so zerfließt es, und verbindet sich mit dem Wasser oder Papier. Bestreuet man aber Holz oder Papier mit Herenmehl, so bleibt das Wasser, wenn man es nun aufgießet, in Tropfen stehen. Der Grund hiervon ist, weil das Herenmehl hindert, daß das Wasser das Papier oder Holz berühren kann, da dieses leichter ist, als das Wasser. Die anziehende Kraft der Körper, welche von manchen Physikern bezweifelt wird, hat eine Ähnlichkeit mit der zusammenhängenden, und unterscheidet sich von dieser blos dadurch, daß die anziehende Kraft eher wirkt, als sich die Körper selbst noch berühren. Von der Schwere der Körper aber ist ihre anziehende Kraft gar nicht unterschieden, sondern mit ihr völlig einerlei. Handelt man also von der anziehenden Kraft der Körper, so handelt man von ihrer Schwere, welche in einem Vermögen der Körper besteht, sich nach eigner Kraft senkrecht auf die Oberfläche der Erde zu bewegen. Hält man einen Stein in der Hand verschlossen, so äußert er seine Schwere durch den Druck, den man empfindet. Läßt man den Stein aus der Hand fallen, so sinkt er, vermöge seiner Schwere, unter sich auf die Erde.

Jeder fallende Körper nimmt an Gewalt zu, und zwar wird seine Gewalt um desto größer, je höher er fällt. Sie ist aber geringer, wenn die Höhe, aus welcher er herabfiel, geringer ist. Fällt daher ein zerbrechliches Gefäß von einer kleinen Höhe herab, so bleibt es vielleicht ganz. Fällt es aber höher herab, so zerbricht es gewiß. Fällt ein Stein von einer kleinen Höhe herab, so schadet er wenig. Fällt er aber höher herunter, so schadet er viel. Eben so verursacht der Stein dort beim Fallen auf ein Bret einen geringen Schall; hier aber einen starken.

Die Geschwindigkeit der fallenden Körper erfolgt nach einer festen Regel, und läßt sich also berechnen. Sie nimmt nämlich, wenn der Körper im Fallen nicht gehindert wird, in allen Zeitpunkten zu, und zwar wie die ungeraden Zahlen, 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, u. s. w. die Räume, welche fallende Körper zurücklegen, verhalten sich daher wie die Quadrate der Zeiten. Eben dieselbe Bewandtniß hat es mit der Gewalt fallender Körper, daß sie nach gleicher Regel zunimmt. Fällt daher ein Körper zwei Sekunden, so hat er viermal mehr Gewalt als in der ersten. Fällt er drei Sekunden, so hat er neunmal mehr Gewalt, und dies im steigenden Verhältnisse fort. (Dr. Hartmann's „Schätze der Welt.")

Korrespondenz.

(St. Petersburg.) Das Versorgungshaus für Bettler in St. Petersburg verdient die Beachtung von Menschenfreunden und vielleicht den Verhältnissen angepaßte Nachahmung. Mit dem Beginn der Wirksamkeit des auf kaiserlichen Befehl zur Versorgung der Bettler zu St. Petersburg im Jahre 1837 errichteten Komité's sind demselben bis heute 6501 Männer, 7434 Weiber, im Ganzen 13,935 Personen durch die Polizei zugeführt worden. Die Geldmittel des Komité's bestehen in 2785 Silber-

Digitized by Google

Rubel, welche von der Reichsrenterei ausgezahlt werden, und in 14,285 Rubel, die aus den Staats-Einnahmen fließen; außerdem hat das Komité seit seiner Eröffnung, durch Geschenke von seinen Mitgliedern und Gehilfen, von der St. Petersburgischen und an der Börse handelnden Kaufmannschaft und durch Kollekten 94,875 Rubel 59 Kop. eingenommen. Diese Gaben, durch welche das Komité seine Mittel zur Milderung des Loses der Bettler vermehrt sah, machten es denselben zugleich möglich, schon im Jahre 1838 ein steinernes, zweistöckiges Haus nebst Garten und großem freien Platze anzukaufen, auf letzterem zwei hölzerne Häuser und steinerne Nebengebäude aufzuführen und endlich eine Kirche und zwei Krankenhäuser, eines für Männer, das andere für Weiber, aufs beste einzurichten. In diesen Häusern finden die Bettler, entweder bis zur Abfertigung an den Ort ihrer Bestimmung, oder bis zur Sicherstellung ihres Loses, ein zeitweiliges Unterkommen; viele von ihnen aber, und insonderheit Soldaten-Witwen und Waisen, die größtentheils alt oder der Kraft beraubt sind, sich durch eigene Anstrengung ihren Lebensunterhalt zu erwerben, verbleiben so lange in dieser Anstalt, bis sich ihnen Vakanzen in Armenhäusern und Versorgungs-Anstalten eröffnen. Im Durchschnitte befinden sich dort fortwährend 300 bis 400 Bettler beiderlei Geschlechts, und in dieser Zahl sind fast immer vier Fünftheile Weiber, unter der Obhut und Fürsorge des Komité's. Diese Leute erhalten eine einfache, gesunde Kost, bestehend aus zwei Speisen und verbessert an Sonn- und Feiertagen, sie Alle werden dabei für die Zeit ihres Aufenthaltes in der Anstalt mit gleichmäßiger Kleidung und Wäsche versehen. Außer den regelmäßigen Arbeiten für die Wirthschaft und der Sorge für die Reinlichkeit und Ordnung des Hauses sind die in der Anstalt Aufgenommenen mit der Verfertigung von Wäsche und Kleidung, theils für die Anstalt selbst, theils auch auf Bestellungen, ferner mit dem Auseinanderzupfen von Hanf und anderen Arbeiten beschäftigt. Dem Geistlichen der Anstalt ist es zur Pflicht gemacht, seine Pflegebefohlenen im Glauben und christlicher Gottesfurcht zu stärken und den dazu Fähigen Arbeitsliebe einzuflößen, damit sie, den Müßiggang verabscheuend, durch eigenen Fleiß auf ehrliche Weise ihren Lebensunterhalt sich verdienen.

(Paris.) Auch hier herrscht die Wuth, Journale zu gründen. Fast alljährlich entstehen mindestens 150 neue Unternehmungen und gehen in derselben Zahl wieder zu Grunde. Selbst tüchtige Literaten haben von den Schwierigkeiten, wie sie der Begründung von periodischen Schriften entgegenstehen, keinen Begriff; wie sollte man diese richtige Auffassung und Erkenntniß von Spekulanten und literarischen Glücksrittern erwarten? Die Phantasie spiegelt ihnen nicht Hunderte, sondern Tausende von Abonnenten vor, deren Zahl sie blos mit dem Abonnementspreis zu multipliziren und als reinen Gewinn anzusehen haben. Wie bitter ihre Erwartungen getäuscht werden, lehrt ja seit Jahren der Erfolg; aber immer vergebens für die Herausgeber und Redakteure in spe, deren sich Jeder weit kluger und mehr berufen wähnt, als seine verunglückten Vorgänger. Dieser Journalplitter (in Wirklichkeit so abgeschossen, ärmlich und trübselig) gleicht einem Lichte, dem immer neue Mücken zutanzen, unbekümmert um Jene, die mit verbrannten Flügeln und abgesengten Köpfen am Boden liegen. — So wird eben in Paris eine Zeitschrift in vier Sprachen, „Le Cosmopolit" bei dem Buchhändler Gabriel ausgegeben und zwar: französisch, englisch, deutsch und italienisch, im Formate der großen politischen Zeitungen. Bisher hatte man wohl Zeitungen in zwei Sprachen erscheinen sehen, wie z. B. im Elsaß, in Griechenland und der Türkei. — Der „Zuschauer" erwähnte ja neulich eines ähnlichen Unternehmens für Wien: „Il Poligrafo", der deutsch und italienisch am 1. Jänner erscheinen sollte, aber uns noch nicht zu Gesicht gekommen ist (?) — Das zu New-York in englischer Sprache erscheinende Blatt „The Herald for Europe" hat in neuer Zeit auch angefangen, einen Theil seiner Artikel und zwar vorzugsweise diejenigen, welche für den europäischen Leser ein besonderes Interesse haben, in französischer Sprache zu geben, in einer Berechnung, deren Grundlagen auf den ersten Blick erkennlich sind. Aber eine Zeitung, in vier Sprachen zugleich, und zwar in den vier wichtigsten von Europa geschrieben, ist allerdings ein neuer Gedanke, — ob auch ein fruchtbarer, kann erst die Erfahrung lehren. Der „Cosmopolit" will die Zeit-

Digitized by Google

ereigniſſe erläuternd beſprechen, und das Neueſte über Kunſt, Wiſſenſchaft, Induſtrie, Handel, Gewerbe u. ſ. w. mittheilen. Beſonderes Intereſſe ſollen ihm aber die Artikel über die vier Sprachen gewähren, in denen er erſcheinen wird: er will nämlich nach und nach ein Wörterbuch und eine vergleichende Grammatik der vier Sprachen erſcheinen laſſen. Alles Verſprochene mit einer Zugabe von Erzählungen, Anekdoten, Sinnſprüchen u. dergl. ſoll jährlich nur 15 Fr. koſten, eine für Paris faſt fabelhafte Wohlfeilheit, die einen grellen Kontraſt bildet zu den Koſten, welche ein ſolches in vier Sprachen geſchriebenes, alſo auch wenigſtens vier Redakteure erheiſchendes Blatt in Anſpruch nehmen muß. Ich fürchte ſehr, wir werden es auch da mit einer Utopie zu thun haben, die eben ſo ſchnell verſchwinden wird als ſie in's Daſeyn getreten.

— (Ithehoe.) Hier hat ſich eine ſchauderhafte Begebenheit zugetragen. Ein Chirurg hatte ſeit längerer Zeit ein Verhältniß mit einem Frauenzimmer außer der Ehe, und in Folge deſſen ſuchte er ſich ſeiner Frau zu entledigen. Er gab ihr zu dem Ende, wie das Gerücht beſagt, ſeit Jahresfriſt nach und nach Gift in ſo ſchwachen Doſen, daß ſie daran nicht ſterben konnte, aber in einen Zuſtand großer Aufregung verſetzt wurde. So oft er ſie darein verſetzt hatte, ließ er ihr zur Ader und brachte ſie dadurch zu einer ſolchen Entkräftung, daß ſie jetzt zwar noch lebt, aber nach dem Urtheil mehrer Ärzte ſchwer zu retten ſeyn wird. Dieſe im Verborgenen ſchleichende Unthat kam endlich dadurch an das Licht, daß ſein Schwiegervater durch ein Fenſter beobachtete, wie er in einem Augenblicke, wo er die Frau entfernt hatte, Etwas in ihr Eſſen miſchte. Der Verbrecher wurde verhaftet und hat ſich im Gefängniß erhängt.

Miscellen.

(Weihnachtsgeſchenke in Paris.) Die Zeit zwiſchen Weihnachten und Neujahr iſt in Paris, wiewohl überall, ein ſehr lebendiger Moment. Weihnachten wird hier zu Land freilich nicht häuslich und kindlich, wie in Deutſchland, ſondern etwas bachantiſch gefeiert, und die Geburt Chriſti wie ein Dionyſosfeſt begangen. Neujahr iſt der Tag der Geſchenke für Kinder wie für Erwachſene, und die Puppen halten zu gleicher Zeit mit den Trinkgeldern ihren Einzug. Unter den übrigen Angebinden behaupten zierlich geformtes Zuckerwerk und prächtig ausgeſtattete Erbauungsbücher die oberſte Stelle. Hierauf kommen die Klaſſiker aller Nationen, natürlich alle illuſtrirt, ſchlecht und gerecht, wie es ſich trifft; dann kleine Körbe, kleine Schalen, kleine Büchſen, was auf Kamin und Putztiſch ſich leidlich ausnimmt; mit einem Worte: Flitterwerk in einer Unzahl von Geſtalten. Muſikalien und Bilder werden auch nicht verſchmäht, aber ſie ſpielen doch eine äußerſt untergeordnete Rolle. Kurz, Paris iſt jetzt über alle Maßen blendend und verführeriſch. Ueberall funkelt es von koſtbarem Geſchmeide, überall glänzt es von Votivgeſchenken für den Tempel der Cythere. Amor hat Millionen Angeln ausgeworfen, und wo ich hinblicke in der Rue Vivienne und auf dem Boulevard des Italiens, iſt Paphos und Amathunt. Was die Eitelkeit lüſtern, die Sittſamkeit begehrlich und die Tugend gebrechlich machen kann, iſt hier in entſetzlicher Fülle aufgehäuft, und wer kann ſie berechnen die geheimen Zugeſtändniſſe, die belohnt mit dieſen Schätzen und die mit ihnen vorbereitet werden. Neben dieſen gefährlichen Reizmitteln für die flüggegewordene Jugend haben ſich ſeit etwa ſieben bis acht Jahren, ſeit der Zeit etwa als Becker den freien Rhein beſang, auch die Nürnberger Spielwaaren Geltung verſchafft. Ich weiß nicht ob ſie alle aus der alten, ehrbaren Reichsſtadt herſtammen; macht man in Deutſchland Champagner, wird man auch in Frankreich Nürnberger Waaren zu verfertigen im Stande ſeyn. Ein jüngſt aus Deutſchland hier angekommener Theolog ließ ſich ganz begeiſtert darüber aus, wie wohlthuend es ſey, mitten in dem großen Babel, wo die Seufſtard und die Praslin zu Hauſe ſeyen, eine ſo gemüthliche Erinnerung an die heimiſche Biederkeit zu finden.

Der „Wiener Zuſchauer“ erſcheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuſchauers“ (Wien, Dorotheergaſſe Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poſtſtation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inſerate aus dem Fache der Literatur und Kunſt werden die einſpaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Eberöberg.

Digitized by Google

Wiener Blätter

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 9. Freitag den 14. Jänner. 1848.

Wien

Nationalbank. Aus dem Vortrage des Bank-Gouverneurs, gehalten in der Versammlung des Bank-Ausschusses am 10. Jänner, geht unter anderm hervor, daß im Jahre 1847 die Bank an Anweisungen für mehr als 65 Millionen ausgestellt und hierfür 50,626 fl. an Gebühren empfangen; im Escompte 92,757 Effekten, im Werthe von mehr als 429 Millionen, übernommen und bis auf einen noch nicht fälligen kleinen Rest einkassirt; im Leihgeschäft gegen Pfänder, von mehr als 134 Millionen im Werthe, Vorschüsse von etwas mehr als 82 Millionen geleistet habe. Die Einnahme des Jahres 1847 stellte sich auf die bedeutende Summe von 126 Millionen 269,444 fl., der Gesammtverkehr auf 2 Milliarden 244 Millionen 997,186 fl. 18¾ kr.! das Reinerträgniß betrug für das verflossene Jahr 4 Millionen 777,470 fl. 12¾ kr. C. M., und jeder Aktie ward die ganzjährige Quote von 88 fl., wovon für das erste Semester bereits 40 fl. hinausbezahlt worden, einstimmig zuerkannt.

— Im Jahre 1847 wurden in den sämmtlichen Pfarren Wiens 2730 Paare getraut (darunter 26 Mitglieder der Augsburger und Helvetischen Konfession, 13 Israeliten, 2 n. u. Griechen), um 915 Paare weniger als 1846. Verstorben sind 1847 in Wien, die Civil- und Militär-Spitäler einbegriffen, 18,320 Personen, davon haben eilf ein Alter von 90, 8 von 92 und 93, 5 von 94, 6 von 95 und 96, 4 von 97, 2 von 98, 1 von 100, und der älteste von 101 Jahren erreicht. In dem Jahre 1847 sind um 1859 Personen mehr verstorben, als im Jahre 1846. Geboren wurden in Wien 19,019 Kinder (9779 Knaben und 9240 Mädchen), im Vergleiche mit 1846 um 738 Kinder weniger.

Theater. (Theater an der Wien.) Am 12. Jänner ein Lustspiel von Roderich Benedix: „Die Banditen". Solche Arbeiten machen keine andern Ansprüche, als dem Theaterbesucher einen Abend heiter wegzuscherzen. Auch dieses Lustspiel trägt den Charakter aller Versuche des Herrn Benedix: eine gewisse Lebendigkeit, die allerdings für einen Vorzug gerühmt werden darf, Effekthascherei und gehäufte Unwahrscheinlichkeit. Zwei Mädchen gehen, als Banditen verkleidet, auf einen Maskenball, um ihre Liebhaber in derselben Maske zu beobachten. Sie erregen dadurch deren Eifersucht und werden auf der Rückkehr von der Sicherheitswache, die sie sammt dem Verhörrichter, einem romansüchtigen Amtschreiber, für wirkliche Räuber hält, nebst

Digitized by Google

den Liebhabern eingefangen. Dies gibt zu komischen Szenen Stoff, welchen der Verfasser nicht ohne Geschick auszubeuten verstand. Die Hauptsache war hierbei das Spiel der Betheiligten. Es bestätigte wieder, daß diese Bühne auch für das Lust- und Schauspiel eine trefflich organisirte Gesellschaft besitzt. Die Dlle. Weißbach und Posinger gaben die Mädchenrollen so meisterlich, als Herr Nolte den eifersüchtigen, und Herr Wagner den leichtfertigen Liebhaber. Köstliche komische Figuren waren Herr Lußberger, der durch Romanleserei verrückte Räuberseher, und Herr Podesta, sein beweglicher Gerichtsdiener. Das Publikum zahlreicher versammelt, als man von der Zugkraft eines bescheiden angekündeten Lustspiels erwarten durfte, war sichtlich erheitert und vergnügt über das schöne Zusammenspiel, lachte viel und ließ es an beifälligen Zeichen seiner Zufriedenheit nicht fehlen. C.

Tagesbegebenheit. In unserer traurigen und ernsten Zeit muß das Glück eines studirenden Mediziners, der, wie der „Wanderer" erzählt, in die Wechselstube Zinner's in der Absicht kam, ein Los vom 34ger Anlehen zu verkaufen, doppelt erfreuen. Herr Großhändler Zinner nannte ihm den dermaligen Werth dieses Papiers, der dem Offerenten wohl gering erschien, allein Noth kennt kein Gebot, er war demnach entschlossen, sein Los zu verkaufen. Herr Zinner schlug, bevor er das Los auszahlte, in den Listen nach, und entgegnete dem überraschten jungen Mann: „Ihr Los ist ja schon im Jahre 1845 mit einem Gewinnste von 12,000 fl. C. M. gezogen worden!" Beifügen müssen wir dieser Notiz, daß der Mediziner das Los zu veräußern gezwungen war, um das nöthige Geld für ein Doktor-Rigorosum zu erhalten. Die Freude des Glücklichen läßt sich errathen. Gönnen wir sie ihm von ganzem Herzen!

Denkwürdiges aus der Gegenwart.

1847. Dezember 18. In der spanischen Kammer der Deputirten ereignet sich in Folge einer Debatte die Königin-Regentin betreffend ein Skandal, der im parlamentarischen Leben glücklicher Weise unter die Seltenheiten gehört. Herr Sagasti forderte nämlich die Einstellung jener Summen, welche die Königin-Witwe aus dem Staatsfonde bezieht. Herr Mon, der Finanzminister, vertheidigte nicht nur das Recht dieser Forderungen, sondern hielt auch der Königin Christine eine begeisterte Lobrede. Als nun Sagasti ihm entgegnen wollte, erhebte der Saal von dem Geschrei von mehr als hundert Deputirten, die in die Mitte des Saales rannten und den Redner mit Fäusten und Stöcken bedrohten. Ein spanisches Blatt sagt: „Die Ausbrüche der Rohheit, deren Zeuge das sogenannte Heiligthum der Nationalvertretung vorgestern wurde, haben — man bedenke! — dem Eingeständniß aller Blätter gemäß, selbst in den Jahrbüchern der spanischen Cortes nie ihres Gleichen gehabt. Sessel wurden zertrümmert, und wenn gleich dem Vergießen des schuldigen Blutes vorgebeugt ward, so ergossen sich doch von umgestürzten Schreibtischen ganze Ströme schwarzer Tinte. Mitten in diesem chaotischen Gewühl suchte der Ministerpräsident, General Narvaez, sich mit geschwungener Reitpeitsche Gehör zu verschaffen, damit Herr Sagasti im Namen der Regierung zur Ordnung gerufen wurde." — Das Ende der Verhandlung war die Verwerfung des Antrags, welchen Herr Sagasti gemacht, mit 141 gegen 29 Stimmen.

Die theure Schau eines Dampfschiffs.

Wie ich mich noch recht gut zu erinnern weiß, machten die Leute die ungläubigsten Gesichter und schüttelten bedenklich den Kopf, als es hieß: Auf dem Rheine fahren

Digitized by Google

stattliche Schiffe gegen das Wasser und es ziehen sie keine Pferde, sondern der Rauch treibt sie, und daher nennt man sie Rauch- oder Dampfschiffe.

Ein einfacher Landmann rückte damals seine Strumpfkappe auf's eine Ohr und sagte eifrig: „Was? der Rauch soll ein Schiff gegen den Strom treiben? Ja, Ihr habt Rauch im Kopfe! Ich bin zu alt, mir so blauen Nebel vormachen zu lassen. Wenn Ihr Einen hänseln wollt, so geht ein Haus weiter!" Als aber endlich nicht mehr zu zweifeln war, ging er nach Bingen und sah's nun mit eigenen Augen, schüttelte den Kopf und sagte: „Vor sechzig Jahren hätten sie gesagt: das ist Teufelsblendwerk! Pure Hexerei! Nun sieht man's selbst und muß es glauben; aber fahren möcht' ich doch nicht drin!" Und — ein Jahr später ist er mit nach Mainz gefahren. So geht's in der Welt!

Gerade wie Jener, sprach dazumal Einer, der bei Jugenheim da herum, etwa drei Stunden von Mainz landeinwärts, wohnte. Er hieß Hanjakob, war ein dicker Bauer, wie man so von Einem sagt, der nicht so rechnen muß: Vier von Drei kann ich nicht — so lehn' ich Eins. Er schickte alle Markttag einen Wagen Frucht nach Mainz, daß die stolzen Rappen, die ihn zogen, keuchten, und der Jergel, sein Sohn, fuhr's hinein. Der Hanjakob war auch so Einer, der überall knauserte, nur nicht wenn er Morgens einen vierteligen Krug voll Wein holte, den er in das Schränklein neben dem lederbezogenen Sorgenstuhl stellte und ihn regelmäßig gegen Abend bis auf die letzte Thräne ausgepfiffen hatte.

Die rothen Nasen kommen nicht vom Wassertrinken und auch nicht vom Durstleiden!

Wenn er Geld ausgeben sollte, so fand seine Hand gar den Säckel nicht; wenn's aber an's Einnehmen ging, war er so fingerfix wie der Gelderheber.

Der Hanjakob wollt's auch nicht glauben, daß es möglich sey, daß der Dampf Schiffe triebe. Als aber dazumal sein Jergel von Mainz kam und den schweren Geldgurt auf den Tisch warf und sagte: „Vater, 's ist meiner Sechs wahr, das Geschwätz mit den Rauchschiffen, ich hab's nun selbst gesehen und bin drin gewesen; Himmel! was eine Pracht ist das!" Da wurde er andern Sinnes und sagte: „So muß ich's auch sehen!"

Das war kein leichter Entschluß! Vom Gehen war er kein Liebhaber, seit er seine 250 Pfunde wog. Essen und Trinken schlug an bei ihm, und hernach die Ruhe auch. Als nun der nächste Markttag kam, ließ er Weizen laden, wie ihn die Mäuse nicht schöner zusammen trugen; kleidete sich in seinen Hochzeitsrock von dunkelblauem Tuch mit übersponnenen großen Knöpfen, that die rothe Weste und die hellgrauen Hosen an; setzte die Otterpelzmütze auf, und d'rüber zog er seinen blauen Kittel; setzte sich auf den Wagen und der Jergel klatschte und rief: Jeh!

Wie der Blitz war der Wagen voll Weizen verkauft, und des Herrn Probst seine hellen Fünffrankthaler rutschten in den Ledergurt, den der dicke Hanjakob um die Hüften schnallte, und zum Jergel sagte er: „Stell' die Pferde ein und geh' in's Röschen und trink' einen Schoppen Bier, bis ich wieder komme."

Drauf ging er an den Rhein, um das Rauchschiff zu besehen. Da lag denn das stolze Schiff, es war die Konkordia, und der Rauch qualmte eben aus der Esse, und die dürren Engländer liefen mit ihren Mänteln, Schachteln und Säcken in's Schiff. Stand der Herr Hanjakob da und sperrte die Augen auf vor Verwunderung; ging dann ein Schrittchen näher, und kam endlich auf das Schiff.

„Nichts für ungut," sagte er zu dem schelmigen Kondukteur, „darf man einmal, das Schiff sehen? — Wenn's auch ein Trinkgeld kostet."

Digitized by Google

„Wollen Sie mitfahren?“ fragte der

„Gott behüte!“ sprach der Herr Hanjakob, — „sehen möcht' ich's nur so einmal, daß ich sagen könnte, ich hätt's gesehen.“

„Warum denn nicht!“ sprach der Kondukteur, „ich habe just noch so viel Zeit. Kommen Sie nur! Es kostet durchaus nichts!“

(Schluß folgt.)

Die Verbindung des Schwefeläthers mit Chloroform.

Ich habe mich bekanntlich bereits nach den ersten 25, von mir an ätherisirten Individuen glücklich ausgeführten Operationen voll Entzücken über den hohen Werth der von Dr. Jackson gemachten Entdeckung ausgesprochen (siehe Wiener-Zeitung 1847, Nr. 66), und die seitdem in beiläufig fünfthalbtausend Fällen gewonnene Erfahrung hat mich von der Richtigkeit meiner damals veröffentlichten Ansicht überzeugt.

Auch beim Chloroform habe ich nach 22 an Kranken gemachten Beobachtungen mich (siehe Zuschauer 1847, Nr. 198) unverholen geäußert; sehe mich aber selbst gegenwärtig, da ich die an beiläufig 300 damit narkosirten Individuen erhaltenen Resultate überblicke, außer Stande, über diesen so überschwänglich angerühmten „Schmerzstiller“ ein ebenso günstiges Urtheil, wie über den Äther, zu fällen. Wohl wissend, daß dieses Geständniß Viele um so mehr befremden wird, als das Chloroform nicht blos unter den in der Äther-Anwendung praktisch erfahrenen Operateuren einzelne Lobredner fand, sondern selbst von Manchen, welche leidenschaftlich gegen die Ätherisation waren, gepriesen wird, halte ich es nicht für überflüssig, ausdrücklich zu versichern, daß ich nicht etwa mit einem ungünstigen Vorurtheil zu seiner Anwendung schritt, daß ich es im anerkannt reinen Zustande und mittelst der meinem speziellen Zwecke entsprechendsten Apparate anzuwenden bestrebt war. Für die sachgetreue Mittheilung dürften endlich am besten die, in meinen zu Jedermanns Einsicht aufliegenden Protokollen aufzuweisenden, meist eigenhändigen Fertigungen der betreffenden Operirten und anwesenden Ärzte bürgen.

Beim Vergleiche der durch Äther und der durch Formchloryd bewirkten Narkosen stellt sich schon im Allgemeinen der auffallende Unterschied heraus, daß, während bei letztern unangenehme, entweder im Verlaufe oder nach der Operation eintretende Erscheinungen sehr häufig sind, solche bei der Ätherisation verhältnißmäßig selten zu beobachten waren, und daß die Äthernarkosen, der Hauptsache nach, größtentheils unter gleichen oder höchst ähnlichen Erscheinungen verliefen, was sich beim Chloroform nur von wenigen Fällen sagen läßt. Ja, bei einem und demselben Individuum, das sich unter Beobachtung der möglichst gleichen Umstände zum zweiten Male der Chloroform-Narkose unterzieht, werden die Symptome meistens auffallend von den beim ersten Male beobachteten abweichen.

Weit entfernt der Ansicht des ultrachloroformistischen Berichterstatters der Augsburger allgemeinen Zeitung (siehe Beilage vom 17. Dezember 1847) beizupflichten, welcher sagt: „Kein Zweifel mehr, das Chloroform hat den Äther verdrängt; letzterer wird bereits wie eine veraltete, verschollene Modesache angesehen und tritt in das bescheidene Halbdunkel der Arzneimittellehre zurück, aus welchem Dr. Jackson ihn auf kurze Zeit heraufgezogen hatte“ — sage ich mit weit größerer, weil auf eigene tausendfältige Erfahrung gegründeter, Zuversicht: das Chloroform wird den Äther nicht verdrängen!

Um jedoch selbst den Schein zu meiden, als wollte ich den verehrten Lesern meine subjektive Meinung aufdrängen, theile ich in gedrängter Kürze das Resultat meiner Beobachtungen mit, welches sie in den Stand setzt, selbstständig einen Schluß zu ziehen.

Bei Vielen, die zuvor während der Äthernarkose einmal waren operirt worden, wendete ich auf ihren Wunsch bei einer zweiten Operation Chloroform an, allein We-

Digitized by Google

nige fanden letzteres besser, während fast Alle, die sich zum dritten Male schmerzlos operiren lassen wollten, dann ausdrücklich wieder Äther verlangten.

Abgesehen davon, daß man bei Erwägung der, mit dem Ätherisiren verbunden seyn sollenden Nachtheile die thatsächlich beobachteten gar wohl von den theoretisch erdachten zu unterscheiden hat, glaube ich fest, daß selbst die unläugbaren Schattenseiten des Äthers viel zu sehr hervorgehoben werden. Dahin zähle ich die allerdings schwierige Manipulation, dann die verhältnißmäßig lange Dauer der im Durchschnitte erforderlichen Einathmungen, endlich den oft über einen Tag anhaltenden, Manchem widerlichen Geruch des Athems der Operirten nach Äther.

Anderseits werden die Unannehmlichkeiten vielfach aufgewogen durch die fast ausnahmslos sicher eintretende Äther-Narkose durch die entschiedene Schmerzlosigkeit während, und durch die oft bis zum Entzücken gesteigerte Heiterkeit der Operirten nach derselben.

Auffallend zu Gunsten des Äthers spricht ferner die Beobachtung, daß die Meisten, welche einmal ätherisirt worden waren, dies mit größter Bereitwilligkeit wiederholten, was beim Chloroform, wie gesagt, höchst selten geschieht.

Einzelne besonders günstig erfolgende Wirkungen des Letztern können aber keineswegs den vielfach erprobten Werth des Äthers, als Narkotisirungsmittel, in Frage stellen; ein Anderes wäre es, wenn wir keinen Äther hätten, dann wäre der Chloroformyl unstreitig eine Panacée.

Ich habe während der Dauer einer und derselben Äther-Narkose die größten und sonst schmerzlichsten Eingriffe in den Organismus, z. B. die Herausnahme von 16, sage sechszehn Zähnen bei einem sehr robusten Individuum, in andern Fällen das Entkernen und Nervenausbrennen mehrer Zähne bei höchst nervenschwachen Damen ausgeführt und doch konnten sich die Operirten meistens schon nach dem Verlaufe weniger Minuten entfernen und nöthigenfalls zu Fuße in ihre selbst stundenweit entfernte Wohnung begeben.

Der Äther macht, wie fast alle Patienten gestehen, welche seine Wirksamkeit zu erproben Gelegenheit hatten, wirklich schmerzlos; denn zuweilen sah der Narkotisirte die Instrumente und ihre Einführung in die Mundhöhle, ja hörte die Berührung des Zahnes und überstand doch die Operation, ohne den geringsten Schmerz empfunden zu haben. Beim Chloroform hingegen zeigt das Schmergefühl sich erst beim Eintreten einer kompleten, andererseits mit manchen unangenehmen Nebenerscheinungen verbundenen Narkose vollkommen abgestumpft.

Die schätzenswertheste Eigenschaft des Chloroforms ist unverkennbar die Schnelligkeit seiner Wirkung; allein gerade dieser Umstand hat mir manches Bedenken erregt, wenn man berücksichtigt, daß bei der Chloroform Narkose der Puls fast bei jedem Individuum unterdrückt und auffallend verlangsamt erscheint.

Zur Anwendung des Äthers schreite ich hingegen ohne Angst, selbst bei Personen mit entschiedener Anlage zum Schlagflusse, weil der Puls während der Äther-Narkose normal bleibt.

Was die Anwendung der Dämpfe des Chloroforms betrifft, habe ich verschiedene Methoden versucht. Das Aufstreichen auf die Oberlippe, welches eine oberflächliche Entzündung hervorrief, fand ich überdies unzureichend; auch das Verhalten des mit Chloroform benetzten Schwammes oder Sackluchs vor Mund und Nase erwies sich minder zweckmäßig, als der auch für Äther-Inhalationen unstreitig empfehlenswertheste Apparat, welcher aus einer, Mund und Nase einschließenden Muschel und einer aus Goldschlägerhäutchen verfertigten großen Blase besteht, in welcher ein mit Chloroform getränkter Schwamm sich befindet.

Schwieriger gestaltet sich die Anwendung des Chloroforms dadurch, daß die in

Folge seiner Erscheinung entstehende Narkose keineswegs so charakteristische Stadien wie die Äther-Narkose durchläuft. Unterbricht man nämlich bei ersterem die Einathmung, bevor noch die Narkose vollkommen ist, so ist selten Schmerzlosigkeit vorhanden; setzt man sie hingegen bis zum Eintritt des Schnarchens fort, so kömmt allerdings eine mit völliger Schmerzlosigkeit verbundene Narkose zu Stande, allein man muß darauf gefaßt seyn, daß der Patient nach dem Erwachen über Abspannung, Ermattung der Füße, oft unüberwindlichen Reiz zum Erbrechen und Hinfälligkeit klagt, und wenn er sich vielleicht nach einer Stunde davon etwas erholt hat, mit eingenommenen Kopf und einem selbst durch zwei bis drei Tage verstimmten Gemüthe herumgeht. Und in dieser Beziehung hat gerade der Zahnarzt Gelegenheit, die heerlichen Nachwirkungen des Äthers in der Mehrzahl der Fälle zu beobachten. Wenn sich nämlich die oben angeführten Symptome nach der Chloroform-Narkose nach einer vollbrachten größern chirurgischen Operation einstellen — nach welcher der Patient ohnehin das Bett zu hüten genöthigt ist — würde man diese Zufälle höchst wahrscheinlich als Folge der Operation ansehen. Allein bei zahnärztlichen Operationen wäre dieser Schluß unstatthaft. Und wie sehr stechen dann die Nachwehen der Chloroform- von der Äther-Narkose ab, da es Thatsache ist, daß die aus letzterer Erwachenden alle Leidenden zu Proselyten machen möchten und durch ihre oft bis zum Enthusiasmus gesteigerte Heiterkeit selbst den Zaghaftesten Muth einflößen.

Ich hege keinen Zweifel, daß der für das Chloroform eingetretene Enthusiasmus bald einer ruhigen, nur nach Verdienst urtheilenden Würdigung Raum machen werde, und glaube, daß es jedenfalls ungerecht sey, den Werth des Äthers zu läugnen und denselben zu verdächtigen, blos um das Chloroform desto mehr preisen zu können. Denn — ich wiederhole absichtlich — als unangenehme Eigenschaften des Äthers lassen sich allerdings: 1. das erforderliche öfters langwährende Einathmen, 2. sein für Einzelne beim Einathmen anwiedernder Geruch, und 3. der oft sehr lange nach vollendeter Operation zurückbleibende Geruch des Athems nach Äther aufzählen; während man als Vorzüge des Chloroforms 1. schnelles Eintreten der Narkose, 2. den für die Mehrzahl angenehmen Geruch seiner Dämpfe, und 3. das Freibleiben des Athems von einem auffallenden Geruche, geltend macht.

Was nun den Geruch betrifft, so ist die Ansicht darüber ganz individuell und Nebensache, da Ängstliche nicht nur vor Äther, sondern selbst vor Rosenwasser zurückbeben würden, wenn sie dessen Duft einhauchen sollten, daher ich bei Kindern das Chloroform zumeist vorzog, weil sie an und für sich leichter, also schon durch Vorhalten eines mit Chloroform benetzten Schwammes vor Mund und Nase sicher narkotisirt werden. Obschon übrigens die geschilderten schlechten Eigenschaften des Äthers und die guten seines Rivalen, des Chloroforms, nichts Wesentliches sind, wie dies aus dem bisher Gesagten zur Genüge erhellt, so habe ich doch gestrebt, ein Mittel ausfindig zu machen, welches alle gute Eigenschaften des Äthers mit den angenehmen des Chloroforms vereint, und dieses gelang vollkommen durch Verbindung Beider, wobei jedoch das Auffinden eines dem Zwecke am besten entsprechenden Mischungsverhältnisses erst das Resultat vieler an mir, meinen Assistenten und Technikern angestellten Versuche war.

Am günstigsten stellt sich der Erfolg heraus, wenn man die Dämpfe einer aus 4 Gewichtstheilen reinsten Schwefeläthers und 1 Gewichtstheil reinen Chloroforms bestehenden Mischung einathmen läßt. Das Einathmen derselben ist höchst angenehm, da die ätherische Chloroform-Auflösung weder den für die Mehrzahl widerlich süßen Geschmack

Digitized by Google

des Chloroforms, noch den penetranten Geruch des Äthers besitzt. Die Narkose tritt zwar nicht so schnell als beim Chloroform, aber auffallend schneller als beim Äther, nämlich bei den Meisten schon nach einer, bei Wenigen erst nach 2½ Minuten sicher und mit markirten Symptomen, dann mit so vollkommener Schmerzlosigkeit ein, daß die Patienten selbst beim wiedererwachenden Sehvermögen gänzlich schmerzlos operirt werden können, was bei Anwendung des Chloroforms an und für sich nicht stattfindet. Die Operirten erwachen aus größtentheils heitern Traumbildern sehr froh und fühlen sich sogleich im Besitze ihrer Muskelkraft.

Als charakteristische Wirkung des, vereint mit Chloroform eingeathmeten Äthers läßt sich aber herausheben, daß der Athem schon unmittelbar nach der Operation nur geringen, und nach kurzer Zeit völlig verschwindenden Geruch nach Letzterem zeigt.

Mit diesem Präparate habe ich bereits mehre hundert Individuen, sowohl Kinder als auch Greise, Männer und Frauen, Vollblütige und Nervöse narkotisirt und bei allen die Überzeugung gewonnen, daß wir nun im Besitze eines schmerztilgenden Mittels sind, welches keinen billigen Wunsch mehr übrig läßt, so daß ich die Anwendung des ohne Hehl mitgetheilten, sehr leicht und unmittelbar zu bereitenden Gemisches jedem Operateur mit der frohen Zuversicht empfehle, dadurch bei allen Patienten ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Konstitution so schnelle, sichere und von keiner üblen Nachwirkung begleitete Narkosen zu erzielen, daß den durch Operationen entstehenden Schmerzen nun fürwahr alle Stacheln benommen sind. Joseph Weiger,

erster Armen-Zahnarzt der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien.

Miscellen.

(Pius IX. und seine Gewohnheiten.) Der „Conservateur" gibt nachstehende Details über die Person des erlauchten Oberhauptes der Kirche: „Einer der früheſten Lehrer Sr. Heiligkeit sagt, daß sein Zögling mit großen und glänzenden Geistesgaben ausgestattet ist. Seine Seele ist engelmild; kein Fach des Wissens seines Jahrhunderts ist ihm fremd geblieben, und in einigen besitzt er ausgezeichnete Kenntnisse. Im Alter von zwanzig Jahren begab sich der junge Mastai nach Rom, um sich dort den ernstern Studien zu widmen. Sein feines Betragen und seine vielfältigen Kenntnisse brachten in der höhern Gesellschaft große Sensation hervor. Er bat den Papst Pius VII., der seiner Familie sehr ergeben war, um die Gunst, als Hauptmann in seine Garde eintreten zu dürfen. Der Papst rieth ihm, zuerst die heilige Jungfrau von Loretto um Rath zu fragen. Der fromme Mastai begab sich dorthin. Bei seiner Zurückkunft wurde er von Pius VII. ermahnt, in den geistlichen Stand zu treten. Obgleich er nie daran gedacht hatte, Geistlicher zu werden, so ging er doch, auf das Wort des Papstes, zu einem gelehrten Theologen, wo er tiefe Studien in den Kirchenwissenschaften machte, und nach Verlauf von drei Jahren erhielt er das Unter-Diakonat. Ein römischer Prälat, dem seine Verdienste aufgefallen waren, wählte ihn zum Begleiter auf einer überseeischen Mission. Bei seiner Rückkehr wurde Johann Mastai Kanonikus von **Sta. Maria in via lata**, dann Direktor des prachtvollen Hospitiums zum heiligen Geiste, endlich Erzbischof von Spalato, Imola u. s. w. — Der Papst steht jeden Morgen um 4 Uhr auf, und verfügt sich nach seiner Kapelle, wo er eine Stunde im Gebete zubringt und dann die Messe liest. Er wohnt auch jeden Tag einer Danksagungsmesse bei, dann begibt er sich nach seinem Kabinette, wo er bis 1 Uhr Nachmittags arbeitet. Hierauf

Digitized by Google

speist er zu Mittag, und während der Mahlzeit, an der sein Privat-Sekretär, der gelehrte Abate Stella, Theil nimmt, beschäftigt er sich mit Staatsgeschäften, diktirt seinem Sekretär und nimmt Besuche an von Fremden, die begierig sind, alle Nüancen dieser schönen Gestalt zu bewundern, deren Lächeln bezaubernd, und in welcher Geist, Güte und Heiterkeit vorherrschend sind. So ist das Porträt, welches der unzertrennliche Gefährte Pius IX., der Abate Stella, von ihm entwirft. Nach dem Mittagsmahle widmet der Papst eine Stunde dem Spaziergange in den Gallerien der Gärten des Quirinals; dann fangen die Audienzen an, die ohne Etiquette, bis 5 Uhr dauern. Um 5 Uhr begibt sich Pius IX. eine Stunde zu dem heiligen Sakramente, zum öftern in der Kapelle irgend einer Kommunität oder öffentlichen Anstalt, bei welcher Gelegenheit er dort selbst alles untersucht. Nach diesem Besuche bei Gott und bei den Menschen kehrt der Papst nach seinem Kabinette zurück und arbeitet bis 10 Uhr. Hierauf nimmt er ein leichtes Abendmahl, wobei er einen Freund unter den Kardinälen empfängt, und begibt sich dann nach abgehaltenem Gebete zur Ruhe.

Der Schnee.

Du Himmelskind! was willst du auf der Erde,
Die, staubbedeckt, dein schönes Kleid verdirbt?
Du wagst es, deiner Reinheit zu vertrauen,
Und weißt nicht, daß auf Erden Alles stirbt?

Doch einem schönen Tod bist du geweihet,
Weil unter'm Leichentuch der Frühling keimt,
Du scheinst nur kalt zu seyn, indeß die Blume,
Durch dich erwärmt, vom Auferstehen träumt.

Du deckst die Saaten zu, auf die wir hoffen,
Damit sie nicht der Frost erreichen kann;
Doch wenn der Sonne Glut sie weckt zum Leben,
Fängst du zu sterben, zu zerschmelzen an.

O laß' in deinen Anblick mich versenken,
Der stumm von Gottes Wundern uns erzählt!
Du fliegst herab, den Opfertod zu sterben —
Drum hast du dir ein weißes Kleid erwählt.

Natalie.

Korrespondenz.

(Prag.) Einem sehr bejahrten und kränklichen Herrn waren, wie die „Bohemia" berichtet, in kurzer Zeit 4—5 seidene Sacktücher aus der Rocktasche gestohlen worden. Darüber aufgebracht, kaufte und trug er fortan nur baumwollene Sacktücher. Als er nun eines Tages spazieren ging, sah er zu seinem Erstaunen auf einmal vor sich einen Knaben, der das baumwollene Sacktuch in der Hand hielt und unter dem spöttischen Rufe: „Euer Gnaden, keine seidenen Sacktücher mehr?" lustig davon sprang, ohne daß man ihn einfangen konnte. Der Junge kann's weit bringen!

(Stuttgart.) Auf unserem Hauptpostamte wurde dieser Tage unter den unanbringlichen Briefen ein Schreiben mit der ganz wunderlichen Adresse ausgestellt: „An das liebe Christkindlein im Himmel."

(München.) Wie der „Schwäbische Merkur" aus dieser Stadt berichtet, ist Freiherr v. Hormayr in der Nacht vom 1. zum 2. Jänner vom Schlage getroffen worden und liegt in Folge dessen tödtlich krank darnieder.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Kompoire des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Oberhofer.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 8. Samstag den 15. Jänner. 1848.

Wien

Auszeichnung. Die liebenswürdige jugendliche Komponistin Constanze Geiger hat eben eine sehr ehrende Auszeichnung erhalten. Se. Durchlaucht Fürst Milosch Obrenovich, von dessen humaner Wirksamkeit unsere Tagesblätter so oft erzählen und Höchstwelcher an dem, was unser Vaterland in Wissenschaft und Kunst leistet, fördernden Antheil nimmt, hat der talentvollen Tonsetzerin, deren kindlicher Geist, wie Lichtbilder auf Sonnenwolken, sich in den Erzeugnissen ihrer Tonmuse ausprägt, für die Ihm gewidmeten Walzer sein Bildniß in Brillanten und geschmackvolle brillantne Ohrgehänge übersandt. Diese lieblichen Walzer, deren Aufführung die hiesigen Blätter einstimmig lobend erwähnten (wenn man ein einziges, das in letzterer Zeit das Unglück hat, mit seiner grundlosen und gehäßigen Opposition allgemeine Mißstimmung wider sich zu wecken, ausnimmt), haben auch in Paris, wo sie in den Hofkonzerts und bei öffentlichen Festen gespielt wurden, den lebhaftesten Beifall gefunden.

Die theure Schau eines Dampfschiffs.

(Schluß.)

Das gefiel dem Herrn Hanjakob und um so mehr, als der Herr Kondukteur nicht sagte: „Aber — es kostet so und so viel", sondern generös war und ein galanter Mann.

Geht er denn mit ihm; sieht die Kajüte, die Küche, die Maschine, und endlich auch den prachtvollen Pavillon, so heißt nämlich das hinterste und schönste Gemach, in dem nur fürstliche Personen reisen.

Hei! rief er da aus, so was, das muß ich sagen! hab' ich noch nicht gesehen und bin fünfzig Jahre alt! Und wie müßte da ein gutes Tröpfchen schmecken? Er schnalzte mit der Zunge und dachte an seinen vierteligen Krug daheim im Schränklein neben dem Sorgenstuhl.

„Ei, das können Sie auch hier haben, sagte der Kondukteur," und klingelte.

Wie der Blitz war ein Kellner da.

„Eine Flasche Ptsporter!" rief der Kondukteur.

„Ei, was!" rief der Herr Hanjakob, „macht doch keine Narrenstreiche. Meint Ihr, ich tränke? — Das darf man hier nicht!"

Der Kondukteur lachte und sagte: „Still nur, das ist ja der allerbeste Moselwein, und jeder darf hier so viel Flaschen auspfeifen, als er will!"

Digitized by Google

„Wenn das ist, so laß ich mir's gefallen, meinte Hanjakob, und setzte sich mit unendlichem Behagen in die Sammetpolster.

In dem Augenblick kam der Kellner.

Der Kondukteur schenkte ein und sagte: Lassen Sie sich's schmecken, ich muß einmal hinauf, komme aber bald wieder."

Hanjakob versuchte und probte. Pih! sagte er zu sich, der ist, mein' Seel, besser wie meiner daheim.

Als der Kondukteur kam, war das Fläschlein leer.

„Hört mal," sagte Hanjakob, „der ist besser, als ich dachte; laßt Euren Sohn noch eine Flasche holen, die aber noch einmal so viel hält, wie diese da; — denn als ich ihn geprobt hatte, war sie leer. Das hessische Maß ist probat, da schlägt der Wein Wellen vor der Nase, wie die Binger sagen!"

Der Kondukteur klingelte und der Kellner kam.

„Kind," sagte Hanjakob in bester Laune, „bring' gleich zwei, denn dein Vater soll auch mittrinken."

Der Kellner verbiß das Lachen und brachte die verlangten Flaschen; aber die hielten nicht lange aus, denn nun war der Herr Hanjakob angetrunken und im Zuge.

Es kamen noch zwei.

Als nun das Schiff sich bewegte und die Räder anfingen zu schlagen, fragte Hanjakob, „was das wäre?"

„Die Räder schaufeln!" erwiederte der Kondukteur, und der Herr Hanjakob gab sich drein, und meinte: Hier sey's herrlich; da könnte ein König sitzen und trinken!

„Da sitzen auch nur Könige und Fürsten!" war des Kondukteurs Antwort.

„Das wäre!" lallte der Hanjakob, den die Zunge war schwer geworden und die Augen sahen schon quer in die Welt. Er nahm die leere Flasche, klopfte auf den Tisch und rief: „Hollah, Wirthschaft! Noch eine!"

Der Kondukteur ging, den Kellner zu senden, und der brachte noch eine Flasche, die ihre gute Wirkung that. Als nach einiger Zeit der Kondukteur wieder kam, lag der gute Hanjakob auf dem Polster und schlief hart und fest. Der schalkige Kondukteur schloß die Thüre ab und ging, seines Amtes zu warten.

Es war schon spät am Nachmittag, als das Schiff bei Köln anlegte, da polterte Herr Hanjakob wie rasend an der Thüre des Pavillons.

Der Kondukteur eilte hinab, um aufzuschließen.

„Ausgeschlafen?" fragte er.

„Ja," sagte Hanjakob und dehnte sich, behaglich gähnend, „das heiß' ich schlafen!"

Er kam auf das Verdeck, um nun zu seinem Zergel in's Rößchen zu gehen, und dachte: Was wird der Bub' sagen, daß ich so lange ausblieb? —

Als er sich aber umsah, wurd's ihm ganz kurios zu Muthe; denn die Stadt Mainz, die er seit 40 Jahren so genau kannte, wie seine Westentasche, sah ihm jetzt ganz anders aus.

„Was, alle Wetter!" rief er, „sind denn die Mainzer alle behext worden, seit ich schlief? Die haben ja alle ihre Hausthüren zugemauert! *) Nein, so was hab' ich auch noch nicht erlebt!"

Als er aber sich genauer umsah und Alle, die um ihn standen, und denen der Kondukteur den Spaß erzählt hatte, in ein schallendes Gelächter ausbrachen, rief er: „Wo bin ich denn?"

*) Bekanntlich haben die Gasthöfe und Häuser in Köln, welche die Rheinseite bilden, alle nach dem Rheine hin keine Hausthüren.

Digitized by Google

„In Köln!“ sagte der Kapitän.

„Heda!“ rief er zornig, und faßte den Kondukteur beim Rocke. „Warum habt Ihr mir den Streich gespielt?“

„Nun, Sie schliefen so fest,“ sagte der, „daß ich Sie, trotz alles Rüttelns und Schüttelns, nicht wach kriegen konnte! Da dachte ich denn, Sie wollten einmal eine Rheinreise machen und sich die schöne Gegend besehen, wie ein Engländer.“

Als Alles wie besessen lachte, kratzte er sich hinter dem Ohr und sagte: „Was wird mein Jergel sagen, der im Rößchen einen Schoppen Bier trinkt und auf mich wartet?“

„Nun, Sehen Sie nur ruhig,“ sagte der Kondukteur, „morgen fahren Sie wieder mit uns nach Mainz!“

„O! dann ist's gut,“ rief nun Hanjakob aus, und flüsterte dem Kondukteur in's Ohr: „Habt Ihr noch von dem — Ihr wißt's schon?“

„Freilich!“ versetzte der Kondukteur.

„Ei, so sagt Eurem Sohne, er soll mir noch eine hinunter in die schöne Stube bringen,“ sagte er, und ging wieder hinab.

Und am andern Tage fuhr er wieder mit nach Mainz.

Aber was machte er für Augen, als er die Zeche für den 1822er Pisporter hörte und das Reisegeld für den Pavillon, in dem er hinab und herauf gesessen? Sein Gurt wurde um Vieles leichter.

Als er aber in Mainz an's Ufer stieg, blieb er stehen, sah das Schiff noch einmal an und sagte: Dich vergeß' ich sobald nicht! Und der Kondukteur ist ein höflicher Mensch, das ist wahr, aber — aber — ich weiß, was es kostet, und fahre meiner Lebtag mit keinem Rauchschiffe mehr. Was wird meine Frau sagen?! (Spinnstube.)

Die Details der Gefangennehmung Abd-el-Kaders.

Wie unser Blatt gemeldet, ist dieser neue Jugurtha, der König der afrikanischen Wüste, dieser für die französische Kolonie gefährlichste Feind, in die Gewalt der Franzosen gekommen. Die Schilderung seiner Ergebung verdient in unsern Blättern als eines der wichtigsten historischen Ereignisse bewahrt zu werden. Der Ausgang des algierischen Dramas mahnt an die Einschiffung Napoleons auf dem Bellerophon.—Nach dem tapfern aber erfolglosen Überfall des marokkanischen Lagers in der Nacht vom 11. Dezember war dem Helden der Wüste keine Wahl übrig gelassen als sich zu seiner Dera zurückzuziehen. Die Feinde rückten ihm auf dem Fuß nach, viele der Gebirgsbewohner schlugen sich auf ihre Seite, oder nahmen wenigstens eine zweideutige, wo nicht drohende Stellung. Mehre Tage standen beide Theile einander beobachtend gegenüber. Das Wetter war scheußlich. In der Dera herrschte furchtbare Noth. Am 21. beschloß Abd-el-Kader die französische Gränze zu gewinnen, und setzte über die Mündung der Maluia. Dieser Übergang war der Schauplatz eines heroischen Kampfes: 40,000 Feinde drängten seinen Rückzug. Noch blieben ihm 1000 Krieger, die Trümmer seiner seit acht Jahren unter Mühen und Gefahren abgehärteten Schaaren. In Hinterhalt gelegt vor dem Fluß, deckten sie den ganzen Tag den Rückzug und folgten hierauf der Dera, aber die Hälfte bezahlte diesen Erfolg mit ihrem Blut. An der Gränze stellten die Marokkaner die Verfolgung ein, und die Dera, erschöpft von Anstrengungen und Entbehrungen, befand sich also auf algierischem Gebiet, das von den französischen Kolonnen besetzt war. Ihre Chefs riefen die französische Großmuth an, und unterwarfen sich dem General Lamoricière. Abd-el-Kader selbst, begleitet von einigen treuen Reitern, denkt nach dem Süden zu entkommen. Am 21. um Mitternacht erscheint er bei dem Paß Kerbens,

Digitized by Google

aber diesen Paß findet er von Reitern besetzt, die seine Plänkler mit Flintenschüssen empfangen. Es sind Reiter im Dienste Frankreichs. Was nun thun? Wohl gibt es noch viele Pferde und unter dem Schutz der Nacht wäre es ihm ein leichtes gewesen zu entfliehen, allein dieses Hinderniß scheint ihn entmuthigt zu haben, und er schickt Zwei der Seinigen, um zu parlamentiren. Seine Boten werden von dem Lieutenant der Spahi Ben-Khonia empfangen, der sich zu ihm begibt und sich erbietet, sie zum General Lamoricière zu begleiten. Es war eine finstere Regennacht. Abd-el-Kader konnte nicht schreiben, er legte sein Siegel auf ein Blatt Papier und gab es zur Beglaubigung seinen Abgesandten. Der General nimmt ihn gut auf, und als Beweis seiner guten Gesinnung schickt er ein eben so beigelegtes Petschaft und seinen Säbel zurück, schlägt sein Lager an der Gränze auf, stellt seine Wachen aus und wartet. Die neue Mittheilung des Emir ließ lange auf sich warten, man erhielt sie erst am 22. Nachts 11 Uhr. Er begehrte Zusicherungen, die ihm alsbald gegeben wurden. Nun hörten seine letzten Bedenklichkeiten auf, und er versprach, am andern Morgen nach dem Marabut von Sidi-Brahim zu kommen. Hier fand er sich denn auch zur bestimmten Stunde ein, eben auf derselben Stelle wo er vor zwei Jahren und drei Monaten, am 23. September 1845, die tapfere Schaar des Obristen Montagnac vernichtet hatte. Von dem Obristen v. Montauban, der sich mit der Reiterei daselbst befand, bald darauf vom General v. Lamoricière empfangen, wurde Abd-el-Kader nach Nemours geführt, wo der Herzog von Aumale erst am Morgen in einem gräßlichen Sturme gelandet war. Der Emir war niedergeschlagen und schien entkräftet von Ermüdung. Seine Haltung vor dem Generalgouverneur und seine Rede hatten das Gepräge des Respekts und der Resignation, welche die muselmanische Religion ihren Jüngern einflößt. Am Morgen des 24. that er einen sehr bemerkenswerthen Schritt — als Symbol einer völligen Verzichtung auf die Unabhängigkeit und die Gewalt, führte er dem Prinzen sein letztes Pferd als Unterwerfungspfand zu. Um 4 Uhr wurde er mit seinen Frauen und einigen ergebenen Dienern an Bord des Solon eingeschifft, auf welchem der Herzog von Aumale nach Oran zurückfuhr. Morgens 5 Uhr traf er in Mers-el-Kebir ein, und um 2 Uhr Nachmittags ging er auf dem Asmodée nach Frankreich ab; die Dera blieb einige Stunden von Nemours unter Obhut des Obristen Mac-Mahon gelagert. Sie war mit Verwundeten überhäuft, denen die französischen Chirurgen ihre sorgliche Pflege widmen. Sie bestand noch aus 5 bis 6000 Personen.

Abd-el-Kader ist von mittlerer Größe, sein Gesicht von sanftem, mehr schwärmerischem als kriegerischem Ausdruck. Die Farbe hat nicht ganz die vollkommene Reinheit vornehmer Araber, sie ist durch kleine Flecken gezeichnet, die wie von Pocken herrühren. Inmitten der Stirne trägt er eine leichte Tatuirung. Sein Bart ist sehr schwarz aber wenig buschig, sein Kostüm von einer Einfachheit, die vielleicht nicht ohne einige Affektation ist. Der Asmodée hatte eine sehr stürmische Überfahrt. Ohne gerade seekrank zu seyn, hatte der Emir vom schlechten Wetter genug zu leiden, um während der ganzen Reise das Zimmer nicht verlassen zu können. Nur einmal, einen Tag nach der Abfahrt von Oran, kam er eine halbe Stunde auf's Verdeck (die Scheu, sich den Augen der Gaffer auszusetzen, mag ihn freilich auch in seinem Closet zurückgehalten haben). Sein Gefolge besteht hauptsächlich aus Weibern und Kindern. Unter den Personen von Auszeichnung, die ihn begleiten, befindet sich einer seiner Schwäger — derselbe, der den barbarischen Befehl der Ermordung der Gefangenen von Sidi-Brahim vollzogen hat, sein Chalifah und der General seiner Regulären. Er hat drei Frauen und zwei Söhne bei sich, von denen der jüngste, ein Kind von sehr interessanter Physiognomie, gegen acht Jahre alt ist.

Digitized by Google

Miscellen.

(Der Anblick des Kaukasus.) Der Tourist Moriz Wagner beschreibt den Eindruck, welchen diese Scheidewand Europa's von Asien auf den Beschauer macht, in folgender Weise: „Als ich am Morgen im Kosakenhäuschen erwachte, lachte die helle Sonne durch die Scheiben — ein langentbehrter Anblick. Mein Diener war vor mir ausgegangen und trat nun plötzlich in das Zimmer mit dem freudigen Ausrufe, man sehe den ganzen Kaukasus in allerschönster Klarheit. Ich eilte hinaus, und da stand ein Naturgemälde vor mir, das mir unvergeßlich bleiben wird bis zum jüngsten Tage. Der Nebel der uns so lange den Anblick des Kaukasus mißgönnt hatte, war verschwunden, und eine helle Atmosphäre leuchtete über Steppe und Gebirge. Jetzt freute ich mich fast des düsteren Wetters der letzten Tage, denn die Überraschung war um so schöner, die Wirkung des unbeschreiblich grandiosen Bildes um so gewaltiger, da nun der Vorhang so mit einemmale gefallen war. In unabsehbarer Reihe standen die kaukasischen Giskolosse im Hintergrund der Steppe; sie schienen ganz nahe, obwohl ihre wirkliche Entfernung noch einige Tagereisen betrug. Über das dunkle, bewaldete Vorgebirge ragten sie in den bizarrsten Formen, als Zacken, Säulen, Hörner, Kuppen, Pyramiden hervor. So zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen, wie die Riesen der kaukasischen Centralkette, haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan, die Apenninen oder irgend eines von den mir bekannten Gebirgen Europa's. Die Orientalen nennen den Kaukasus mit Recht den „Tausendgipfeligen." Unter den Gebirgsländern, die ich in drei Welttheilen durchwanderte, ist mir kein Punkt bekannt, der so günstig gelegen wäre, ein ganzes Gebirge in seiner größten Ausdehnung zu überschauen, wie die Terekssteppe bei Georgiefsk. Hier befindet man sich in fast gleicher Entfernung von den beiden äußersten Enden des Kaukasus am schwarzen und kaspischen Meer. Man denke sich eine fast völlig flache Steppe mit geringer Erhebung über dem Meeresspiegel, nur äußerst sparsam mit Bäumen bedeckt, im Hintergrunde dieser kahlen Ebene aber plötzlich fast ohne Unterbrechung eine gegen hundert Meilen lange Reihe von Riesenbergen emporragen, deren absolute Höhe über der Terekssteppe im Durchschnitt 10,000 bis 12,000 Fuß beträgt. Ob es irgendwo auf der Erde günstigere Punkte gibt, Ketten von solcher Größe und Ausdehnung mit einem einzigen Blicke zu überschauen, bezweifle ich. Von außen und in einiger Entfernung gesehen, übertrifft der Kaukasus an malerischer Schönheit die Alpen Europa's, aber im Innern kann er bei dem Mangel an Seen und großen Wasserfällen, bei der geringen Zahl seiner Gletscher, den Vergleich mit der Schweiz und Tirol nicht aushalten."

(Naturhistorische Notizen über die Cholera.) Unter diesem Titel bringt ein Herr Viktor von Motschulsky im russischen Gouvernement Charkoff eine Reihe interessanter Beobachtungen über die Cholera zur Öffentlichkeit. Wir theilen einige davon im Auszuge mit: „Im Oktober hörte die Cholera in Tschuguieff und Charkoff ganz auf, und nur deren nachfolgende Einwirkungen dauern noch fort. Man bemerkte im Oktober und November bei vielen Menschen eine besondere Gereiztheit des Nervensystems, die sich durch Andrang des Blutes zum Kopfe, durch Migränen, Augenentzündungen, Zahnweh, Ohrenschmerzen, Halsschmerzen, Stumpfheit des Gehörs und ähnliche Übel äußerte. Selbst akute Schlagflüsse zeigen sich in größerer Zahl als gewöhnlich, indem sie sich auf ähnliche Art äußern wie die Cholera, nur daß statt der Krämpfe ein Ausstrecken der Glieder unmittelbar dem Tode vorangeht. Die Krankheit dauert meistens nur wenige Minuten."

Nach den eingesammelten Nachrichten erweist sich der cholerische Einfluß auf die lebenden Organismen viel allgemeiner, als man es vermuthen sollte. Im Jahre 1830 hatten die Hunde mehrfach von der Krankheit zu leiden, und zwar mit ähnlichen Anfällen wie beim Menschen. Selbst Krämpfe blieben

Digitized by Google

nicht aus. Unter den Katzen zeigte sich 1847, bald nach dem Aufhören der Cholera, eine ungewöhnliche Sterblichkeit, namentlich an denselben Orten, wo diese Krankheit am heftigsten unter den Menschen gewüthet hatte. Das Rindvieh litt in diesem Jahre in vielen Orten an einer besonderen Krankheit, die sonst nicht vorkommt; sie raffte eine unthätige Menge hin, wobei bemerkt wurde, daß in den Strichen, Dörfern, selbst Straßen und Häusern, wo dasselbe erkrankte, meistentheils die Menschen von der Seuche verschont blieben. Schweine wurden hin und wieder von einer ähnlichen Krankheit befallen und starben unter den heftigsten Konvulsionen. Erfahrene Jäger behaupten, daß die Zugvögel, besonders Waldschnepfen; 1847 wie 1830 bis 1831 sehr wenig oder gar nicht an die Orte kamen, wo die Cholera herrschte oder kurz vorher gewesen war, und ihre gewohnten Marschrouten daher verändert haben mußten. Was ich schon früher über die Sterblichkeit der Stubenfliegen gesagt hatte, wurde mir aufs Neue von mehren Personen bestätigt, indem man mir Glasscheiben zeigte, an denen noch die bogenförmigen Linien und Streifen zu sehen waren, die sich als Spuren der kranken Fliegen auswiesen, da an deren Ende oft das aufgedunsene todte Insekt, mit dem Abdomen an die Glasscheibe geklebt, noch vorhanden war. Spinnen fanden sich im August und September mehrmals todt vor. 1830 und 1831 wurden von Blumenfreunden manche Beobachtungen über das plötzliche Verwelken und Absterben der Rosenköcke, ohne besondere ergründbare Ursache, gemacht. Ich selbst habe in meinem Garten Striche bemerkt, wo an den Pflanzen noch im August alle Blätter gelb geworden und sie sammt den jungen Trieben in ein Paar Tagen verdorrt waren. Der Kohl schrumpfte auf eine eigenthümliche Weise zusammen und ging sehr schnell von der Wurzel aus in Fäulniß über. Während der Dauer der Cholera war der Südostwind der herrschende, später trat Nordwind ein.

Es scheint mir nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich, daß die Ursache der Cholera in einer Ueberhäufung der magnetischen Kraft oder Materie zu suchen ist, — eben so, wie Manche behaupten, der Scorbut sey eine Folge von elektrischer Anfüllung. Da die Cholera immer aus Süden kam, so muß auch dort der Herd ihrer Entstehung gesucht werden. Man hat die Beobachtung gemacht, daß in den Jahren, auf welche die Cholera als Landplage in jenen ihren heimatlichen Regionen folgte, sehr heiße Sommer gewesen waren: eine Bemerkung, die, auf Erscheinungen des Magnetismus zurückgeführt, nur eine stärkere Absonderung desselben aus der Erdrinde und den sie bedeckenden Gegenständen voraussetzen ließe, da Magnete, erwärmt, ihre Kraft verlieren, d. h. dieselbe gewaltsam ausströmen. Es wäre daher eine Anfüllung von freigewordenem Magnetismus in der Atmosphäre und allen guten Leitern derselben, also namentlich dem süßen Wasser, anzunehmen, was vielleicht die Hauptursache der Entstehung der Krankheit überhaupt und ihrer raschen Entwicklung längs den Gewässern seyn mag.

Salz scheint ein wichtiges Agens oder Gegenagens bei magnetischen Wirkungen zu seyn. Alle Nervenschwäche zeigen eine Vorliebe für Salz, besonders merkt man dieses bei Hysterischen. Bei den blonden Menschenracen ist Salz zur Lebensbedingung geworden, nicht so bei den brünetten, von denen noch jetzt es Völker gibt, die ohne Salz bestehen. Salz wirkt gegen die Cholera, und an vielen Orten, die bei Salzseen liegen, kam diese Krankheit gar nicht oder nur schwach vor. Selbst manche Salzgegenden an den Ozeanen *) und Meeren blieben von der Seuche frei oder wurden schwächer davon berührt, als nach der isodynamischen Breite es der Fall seyn sollte, und die Krankheit zog sich gleich weiter in's Land oder an solche Meeresküstenorte, wo das Salzbodenelement verschwindet. In den meisten Fällen trat die Cholera in den Sommergegenden auf, d. h. in denjenigen, wo die mindeste Absorption des Magnetismus durch die Erdrinde und deren Produktionen seyn konnte, oder in denjenigen, wo am Meisten des freien Magnetismus vorhanden war. Allerdings wäre hiernach der Umstand nicht zu übersehen, daß die Erde, mit ihrer ganzen Atmosphäre im Weltall so zu sagen schwimmend leicht theilweise oder ganz solche Regionen desselben berühren könnte, wo verschiedenartige Bestandtheile oder Einflüsse des Weltraumes selbst mehr oder weniger für das Lebensprinzip der irdischen Organismen ungünstige Veränderungen hervorrufen und dadurch epidemische oder landstreichende Krankheiten verursachen müßten. Nach Dem, was man bisher gesehen hat, die Cholera unter den brünetten Menschenracen, den magnetischen nämlich, mehr gewüthet, als unter den blonden oder elektrischen."

*) Mir ist kein Fall bekannt, wo die Cholera auf einem Schiffe in hoher See ausgebrochen wäre, immer war es beim Landen oder dem Absegeln, d. h. in der Nähe der Küsten.

Digitized by Google

Bilder aus dem Leben.

Eine Ehe von Ehemals, eine Ehe von Heute!

(Eine Ehe von Ehemals.) Der reiche Kaufmann Redlich überließ seiner achtzehnjährigen Tochter die Wahl ihres Mannes. Bald fand sich ein würdiger Jüngling, dem sie am Altare, von ihren Eltern gesegnet, Hand und Herz gab. Ihr Gatte, 24 Jahre alt, hatte seit fünf Jahren als Offizier dem Vaterlande mit Auszeichnung gedient. Die Ehe war eine der glücklichsten; drei Söhne und eine Tochter waren die Frucht derselben. Als diese das achtzehnte Jahr erreichten, waren sie sämmtlich versorgt. Der älteste Sohn folgte dem Berufe des Vaters; der zweite trat in den Beamtenstand, der jüngste, welcher Lust und Talent zum Maschinisten zeigte, wurde einem bewährten Künstler zur Ausbildung übergeben, und als er etwas Tüchtiges erlernt hatte, errichtete ihm sein Vater eine Fabrik, bei welcher Beschäftigung, Fleiß und Ehrlichkeit ihn hoch emporbrachten. Die Tochter vermählte sich mit einem reichen Kaufmann. Alle vier Geschwister lebten, sich gegenseitig liebend und achtend, in derselben Stadt. Als ihr Vater, zum Major und Ordensritter erhoben, in der Schlacht den rühmlichen Tod für sein geliebtes Vaterland gestorben war, nahmen die Kinder ihre betagte Mutter zu sich, liebten und ehrten sie, so daß der Rest ihrer Tage im stillen Familienleben glücklich verfloß. Im hohen Alter vertauschte sie die irdische Seligkeit mit der ewigen. Vier Kinder und dreimal so viel Enkel folgten trauernd ihrem Leichenzuge. — Stets blieb ihnen das Andenken der Heimgegangenen heilig; viermal des Jahres beteten sie an dem Orte, wo die Überreste der Mutter sich befanden, vor einem einfachen Kreuz, das ihr die Pietät der Kinder widmete, und gaben an diesen Tagen reichliche Almosen an die Armen, auf daß sie für das Seelenheil der Staubgewordenen beteten.

(Eine Ehe von Heute.) Der unermeßlich reiche Kaufmann Wechsel besaß eine reizende Tochter. Banquier Trugheim lernte sie auf einem Balle kennen, aber erst, nachdem er acht Jahre, nicht ohne bedenkliche Bemerkungen der Nachbarschaft, den Liebhaber gespielt, trat er mit ihr an den Altar. Gleich nach der Vermählung führte er sie aus ihrer Heimat fort, angeblich nach seinen Gütern, die aber im Nirgendsdaheim lagen. Bald nach den Flitterwochen besucht die junge Frau, eines Nervenleidens wegen, einen entfernten Badeort; der Herr Gemahl aber jagt, dringende Geschäfte vorschützend, nach Venedig. Beide sahen einander den Sommer über nicht, und kamen erst im Spätherbste in der Residenz zusammen. Die Frau hatte sich daran gewöhnt, am Arme eines Freundes Konzerte, Theater und Bälle zu besuchen, der Herr Gemahl aber saß bis nach Mitternacht bei hohem Spiel in einem Hause, dessen Ruf höchst zweideutig klang. Drei Söhne und eine Tochter entsprangen aus dieser liebe- und freudenleeren Ehe. Der Vater, der seine Frau völlig vernachlässigte, und dessen ungeregelte Aufführung ihn aus dem Zirkel der Geschäftsleute ausschloß, starb arm und verachtet im Schuldenhause. Sein ältester Sohn wurde von dem Chef des Handelshauses, bei dem er Geschäftskenntnisse gewinnen und was Rechtes lernen sollte, seines schlechten, pflichtwidrigen Betragens halber entlassen. Nun schwur er zur Fahne des Mars, aber die edlen Krieger duldeten den Unwürdigen nicht in ihrer Mitte. Der zweitgeborne Sohn fiel in einem Duell, wozu eine leichtfertige Dirne den Anlaß gegeben; den dritten entrissen Ausschweifungen der Welt in der Blüte seines Lebens. Die Tochter ließ sich von einem Schauspieler zweideutigen Rufes entführen. Sie betrat dann selbst als Sängerin die Bretter, verlor aber bald die Stimme, und da ihr Gatte inzwischen mit einer Tänzerin in die weite Welt gegangen war, mußte sie als bettelnde Harfenistin einsam durch das winterlich kalte Leben wandern. — Nach einigen Jahren vernahm der aus dem Kriegerstande gestoßene Sohn, der einzige noch lebende Sprößling dieser sich und Andern Unheil bringenden Familie, seine Mutter sey, durch den Barbarismus ihres Gatters verarmt in ihrem 43. Lebensjahre in einem Pfründnerhause gestorben. Ihren Sterbetag und ihre Ruhestätte unterließ er zu ermitteln.

H. Barbach.

Räthsel-Biographie.

Wie oft so manches Lands die Mode sich verändert,
Hervor an's Licht ihn zieht, mit Flittern überkleidet,
Auf neue Maßen sinnt, den Findling d'rein zu hüllen,
Um mit Bewunderung die Schwachen zu erfüllen:
Davon gibt — merkt es Euch, als lehrendes Ereigniß
Die Quelle meines Seyns, mein Glück und Ende Zeugniß.

Digitized by Google

Mit Roma's Kleiderschnitt, lateinisch kostumirt,
Erschein' ich Manchem wohl dem Alterthum entführt;
Doch Rom gebar mich nicht, trug kaum nach mir Verlangen,
Auch wär' ich nie dem Pfeil' des Martial entgangen.

Dem lumpigsten Geschlecht entstammt mein armer Vater,
(Nach meiner Ahnenprob' ein perfidelis frater)
Den man, nach Fama, halb im Konterfei verbrannte;
Der ließ verstümmelt mir den Titel seiner Schande,
Und stieß mich windigdürr hinaus in fremde Lande.
Im Anfang ging mir's hart; gleich vielen Publizisten
Mußt' ich mit Mosaik, Kritik, Notizenlisten
Und nasser Verselei mein Daseyn weiter fristen;
Befand mich nur zu Haus' in qualmerfüllten Kneipen,
Umringt von Pöbelvolk und Professionisten;
Gar manches Fingers Ruß beklexte mein Gewand,
Und, wie mein Vater einst, verkleinert und verkannt,
Sah ich im Kehricht oft von dort hinaus mich stäupen.

D'rauf kam auch bess're Zeit, wo ich in noblern Kreisen,
An offner table d'hôte, bei bartgeschmückten Weisen,
(Braminen à la mode) gewährten Zutritt fand.
Nun fröhnt' auch ich dem Geist der Zeit, ward elegant.
Der Kunst Maschine lieh mir feineres Gewand;
Ich zwang mein glatt Gesicht in zierlich weise Falten,
Und ließ mehr Eleganz im äußern Zuschnitt walten;
Doch mußt' ich mit Verdruß gar bald verhöhnt mich seh'n,
Denn auch der Geist der Zeit verbot mir still zu halten,
Und drängte mich fortan, nach Neu'rungen zu späh'n:
Entflammt' ich gar zu träg, wenn Opfer dampfen sollten,
Schluckt' ich Salpeter ein; und ward ich dann gescholten,
Ich röche zu gemein, ja widerlich mitunter,
So sog ich Ambraduft und Benzoë hinunter;
Ging oft im Dampfer-Klubb der Witz' zu früh zu Bett, —
War ich damit verseh'n, sortirt von A bis Z,
Und hielt den Rücken hin, d'rauf stand er in Devisen,
D'ran hatten ihrer Zwölf oft abendlang genug,
Und selten sah ich sie so reich an Geist, so klug,
Als wenn sie Geist und Witz von mir sich borgen ließen.

Doch — all' die Artigkeit erwarb mir keinen Dank,
Mein Zeitvertreib hieß fad, mein Wohlgeruch Gestank;
Umsonst, daß ich in Stoff und Schnitt mich stets verjüngte,
Daß ich mein Angesicht mit allen Farben schminkte — —
Es war und blieb um mich gescheh'n auf immerhin;
Denn ach! kein Zeitgeist mehr — ein and'rer Geist erschien,
(Ein Geist, den, wie es heißt, man auf Retorten jetzt
Aus Koryphäenlob, Konzertrezensionen
Und Preislustspielen zieht, die man als Maisch zersetzt,
Und deshalb auch im Preis den Käufer nicht mag schonen)
Ein solcher Geist, gefüllt in zierliche Flacons,
Bemächtigt sich sofort des modischen Salons,
Und nährt den Vestaschatz, die Opfer anzuzünden,
Und Alles schickt sich an, den Dienst mir aufzukünden.

So sey denn auch der Welt, die kein Verdienst mag loben,
Mein trauriges Geschick hier in den Schuh geschoben,
Und Ich — zieh' mich zurück, zu stolz um zu verzweifeln,
Und wünsche die Salons und Klubb's — zu allen Teufeln!

Balduin.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 9. Montag den 17. Jänner. 1848.

Wien

Theater. (In der Josephstadt.) Am 14. Jänner produzirte sich auf dieser Bühne ein Ventriloquist, Herr Valentin Stegl. Besonders im Fernreden besitzt dieser Bauchredner und Bauchsänger eine eigenthümliche Kunstfertigkeit. Er gab zwei Szenenreihen, deren eine: „Der kropfige (!) Minnesänger," eine dürre und ziemlich matte — die letztere: „Eine Nacht im Feldlager," aber gar keine Handlung hat. In dem ersten Stücke sprachen aus ihm vier — im zweiten gar sechs Personen, jede mit völlig veränderter Stimme sowohl aus der Nähe als Ferne. Die Fertigkeit des Ventriloquisten fand indessen Anerkennung und unterhielt die Zuseher, welche ihn zweimal hervorriefen. Seine jedenfalls merkwürdige Leistung würde in einem Salon oder Zirkel sich noch besser ausnehmen, als in den Theaterräumen. Vorher wurde zum ersten Mal: „Eine Gefälligkeit erfordert die Andere", Faschingsschwank in einem Akt, von J. Schick gegeben, der, ohne neu in der Erfindung zu seyn, recht bühnenkundig, wenn auch etwas breit gearbeitet ist und durch ein paar Situations- und Wortwitze ein halbes Stündchen angenehm wegscherzt. Die sehr günstige Aufnahme hat dieser Schwank zum Theil auch den Bemühungen der fleißigen Schauspieler: Buel und Fröhlich, die beide von Humor und Laune übersprudelten, zu danken. — Als zweites Einschubstück wurde eine matte Posse: „Schildwache, Tod und Teufel" gegeben, die, wenn man den stets verwendbaren Herrn Buel ausnimmt, ihrem Werth angemessen gespielt wurde. Das Theater war des gräulichen Schneegestöbers halber nur wenig besucht. B.

„ Bosco's Fatalitäten in Wien. Darüber sagt der „Wanderer": „Bosco kann nun einmal nicht nach Wien kommen, ohne daß ihm Widriges passirt. Dies zu verhüten, ist selbst seine Kunst unzulänglich, da hören selbst seine spiriti infernali auf, die semper obbedienti zu seyn. Bosco kommt das erste Mal nach Wien, er erregt die höchste Aufmerksamkeit des Publikums, da überlistet ihn ein Direktor, dem er enorme Einnahmen verschafft, Bosco ist in einen Kontrakt verstrickt, den er nicht einhalten kann, und ehe er sich versieht, tritt sein Direktor als Bosco auf, parodirt den Künstler und verdient so abermals große Summen. Nach fast zwanzigjähriger Abwesenheit geht Bosco das zweite Mal nach Wien, da ereilt ihn die Nachricht von dem in Italien erfolgten Tode seiner geliebten Gattin. Die dritte Anwesenheit im folgenden Jahre hätte Bosco fast mit dem Leben bezahlt, bei der bekannten Explosion in seinem Logis, Hôtel zum „Erzherzog Karl". Und jetzt, wo Bosco das vierte Mal hier ist, sich einen Salon miethet, in dem er im engen Zirkel Produktionen gibt, gefällt er derart, daß sein Salon die Menge der Gäste nicht fassen kann; es wäre eine Reihe von Vorstellungen durch mindestens einen Monat in Aussicht gestanden, da erkrankt er an einer sehr gefährlichen Kopfentzündung derart,

Digitized by Google

daß ihm der Arzt gebot, durch mehre Tage das Bett zu hüten.“ — Uns zugekommenen Nachrichten zu Folge befindet sich der berühmte Prestigiateur auf dem Wege vollkommener Genesung und dürfte wahrscheinlich noch in dieser Woche seine dem Publikum lieb gewordenen Nachmittags-Unterhaltungen wieder beginnen.

Auch ich habe geliebt.

„Großmutter!“ — sagte Annette — „ich bin wieder einmal recht unglücklich!“

Was ist dir? mein süßes Täubchen! — sagte die besorgte Alte, die ihre Liebe zwischen Annetten, einem Kater und einem Papagei theilte, doch der Art, daß Annette allein die ganze Hälfte, Kater und Papagei zusammen die andere besaßen.

Die Großmutter war eine kernige Frau, die einen tüchtigen Rücken hatte, und die Last der Jahre aufrecht trug. Ihr Sinn war am ältesten, denn sie hing noch an den Sitten, Manieren und Vorurtheilen ihrer Großältern, das Gesicht zeigte eine Sechzigerin, den Magen konnte sich eine Frau von vierzig Jahren nicht kräftiger wünschen, die Füße waren flink, wie die einer jungen Hauswirthin; in der That zählte sie, laut Taufschein, zwei und siebenzig Jahre.

Annette, die Enkelin, war ganz ein Kind der modernen Zeit. Sie hatte die Mutter nie gekannt, da diese in dem Wochenbette starb. Der Vater, ein reicher Weltmann, hatte die Tochter frühzeitig in eine Pensions-Anstalt gegeben, in welcher die Mädchen für theures Geld viel Unterrichts-Stunden hatten und wenig lernten. Man predigte viel von Tugend und weiblichem Gehorsam und ließ die reichen Familientöchter machen, was sie wollten, damit sie in den Briefen an die Ihrigen sich über ihren Aufenthalt in der Pensionsanstalt nur immer recht glücklich preisen möchten.

Annette verlor auch frühzeitig den Vater und kam aus der Pensionsanstalt in das Haus der Großmutter mütterlicher Seite, welche glaubte die Enkelin für die Entbehrung der Eltern nicht genug durch Zärtlichkeit und Nachgiebigkeit entschädigen zu können.

Annette war ein sentimentales Wesen, zart von Körper, schwärmerisch von Herzen. Sie hatte eine einzige Übereinstimmung mit der Großmutter, daß sie, wie diese, gern betete. Die Großmutter griff in ihren starken Stunden zum Gebete, Annette in ihren schwachen Stunden. Die Großmutter betete für ihre ewige Seligkeit, Annette für ihre irdische; die Großmutter wollte in den Himmel der Engel und Heiligen, Annette nur in den Himmel der Ehe kommen.

Wenn ein Mädchen von siebzehn Jahren — so alt ist Annette — für den Himmel der Ehe betet, so bedarf es keines bedeutenden Grades von Scharfsinn, um zu errathen, daß sie verliebt ist.

Die Mädchen sind so lange ehesüchtig, bis sie darin sind und anfangen, sich heraus zu sehnen. Die Kinder spielen die Frauen, aus Nachahmungssucht der Mütter; in den weiblichen Flegeljahren, von 12 bis 16 Jahren möchten die Mädchen heirathen, gleichgiltig, wen, um nur aus der Gewalt der Mütter und der Erzieherinnen herauszukommen, die ihnen in dieser Zeit sehr tyrannisch dünkt; von 17 bis 24 Jahren sehnen sich die Mädchen nach der Ehe, um ihre Liebe gekrönt zu sehen, für welche Krönung sie sich nicht selten nach der Heirath an ihren Männern revangiren. Welches Mädchen liebte zwischen 17 und 24 Jahren nicht zum ersten Mal, denn ist dieses erste auch das zehnte Mal, so heißt es doch immer: es ist das erste Mal, daß ich wahr liebe, alles Frühere war nichts als Tändelei. Von 24—32 Jahren sind die Mädchen ehesehnsüchtig, um nicht alte Jungfer zu werden, und von da ab ins Unendliche, d. h. bis an ihr Lebensende, um nicht alte Jungfern zu bleiben.

Dabei wechselt nach den Jahren der Mädchen auch ihr Geschmack an den Män-

Digitized by Google

nern. Die Jüngsten wollen einen Mann für ihre Tändelei; dann wollen sie einen Mann für ihr Herz; späterhin einen Mann für ihren Geist; dann einen Mann für's Brot, und wenn Matthäi am Letzten ist, einen Mann für ihre Hand, um nur den Namen: Frau zu bekommen.

Annette hatte bereits einen Mann für ihr Herz, einen Elegant von 27 Jahren, ohne Furcht und Tadel. Alles, was er sprach, war weise, denn er widersprach ihr nie und fand Alles göttlich, was sie sagte. Er war ohne Furcht und Tadel, denn er fürchtete sich vor keiner neuen Anleihe bei dem Schneider, um stets tadellos nach der neuesten Mode gekleidet zu seyn.

Annette hat ihren Amadeus, diesen süßen, melodiösen — Mozart führte ihn auch — Vornamen hatte Herr v. Taille, auf einem Balle kennen gelernt, den sie von der Pensionsanstalt aus besuchte. Beim ersten Walzer hatte er ihr Worte zugeflüstert, wie sie in Alberti's Komplimentirbuch nicht syrupsüßer und nicht fader zu finden. Doch Annette hörte sie zum ersten Male aus dem Munde eines jungen Mannes, und jede angenehme Neuigkeit entzückt. Im ersten Galopp drückte er ihre Hand etwas stärker, im Kotillon gestand er ihr, daß er ohne sie nicht leben könne. Ach! sollte die gute Annette schon so jung einen Mord auf ihr Gewissen laden? Sie schlug die Augen nieder, und als darauf Amadeus seufzte, als ob es seine schön gestickte Weste sprengen sollte, da sah ihn Annette mit einem Blicke an, welcher Blick als Handbuch für alle Länder der Welt hätte dienen können, um in allen Sprachen verständlich die Worte auszudrücken: Auch ich liebe dich!

Amadeus stürzte nach beendetem Kotillon in Begeisterung in das Buffet-Zimmer und goß dort mit glühender Hast drei Schalen Gefrornes und zwei Glas Limonade hinunter, um die Hitze des Tanzes und des jungen Liebesglückes zu kühlen. In den Saal zurückgekehrt, bat er sich von Annetten ein Stammbuchblatt aus. Sie schickte es ihm am folgenden Morgen zu. Er schrieb darauf:

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

sagt! Schiller in seiner Glocke, und wie mit der großen Glocke des Münsterthurms in Straßburg tönen diese Worte, den Feuerlärm der Liebe wach erhaltend, ewig nach in dem Herzen Ihres bis über die Seligkeit hinaus getreuen

Amadeus v. Taille."

Annette weinte, als sie diese Worte las, die ersten Freudenthränen ihres jungen Lebens und rief dann in schwärmerischer Begeisterung aus: „O! Er ist eben so geistreich wie liebenswürdig!"

Von dieser Zeit an hatte die Stadtpost eine monatliche Mehreinnahme von zwei Thalern, in den Monaten mit 31 Tagen sogar von 2 Thalern und 2 Silbergroschen, denn täglich hatte sie einen Liebesbrief hin und einen zurück zu besorgen.

Man ging auch viel an schönen Mondabenden auf den einsamen Promenaden, die sich um die Stadt ziehen, spazieren, und diese Mondabende waren um so schöner, wenn der Mond nur im Kalender stand.

Um diese Zeit hatte Annette ihre Studien in der Pensionsanstalt beendet. Was brauchte sie noch zu lernen, da sie zu lieben verstand! Die Direktorin der Anstalt stellte ihr ein glänzendes Zeugniß der vollkommenen Reife aus, welches sämmtliche Lehrer unterzeichneten.

Ein gleiches Zeugniß hatte ihr auch bereits Mutter Natur ausgestellt, wie Figura zeigte.

So großen Reiz es für ein junges Mädchen hat, ihre Liebe als ein Geheimniß

Digitized by Google

den Verwandten gegenüber zu bewahren, so braucht doch auch Jede eine Vertraute ihrer Gefühle. Annette hatte in der Pensionsanstalt keine Freundin gefunden. Die Großmutter dagegen war so nachgiebig gegen alle Wünsche Annettens, daß diese sich an die Matrone, wie an eine Jugendfreundin, anschloß und ihr auch sehr bald das Geheimniß ihrer Liebe mitgetheilt hatte.

Kind! — rief diese nach dem Bekenntnisse verwundert aus — kaum siebzehn Jahre und schon eine Liebe?

„Mit siebzehn Jahren ist man kein Kind mehr, liebe Großmama!"

Ach! über diese Neuerungen! Ich hatte mit siebzehn Jahren noch eine Lieblingspuppe. Mit achtzehn Jahren erst bekam ich Tanzunterricht.

„So spät! Da müssen ja die Glieder schon recht steif seyn."

Damals, mein Kind, war der Tanz fein ehrbar, nur ein fortgesetzter Knix. Man lernte tanzen, um sich manierlich, graziös verbeugen zu können. Was ist aber der Tanz heutzutage? Der Rausch der Mädchen und Frauen, in welchem sie alle Grazie ablegen. Diese Straußwalzer, diese Galoppaden, diese Kotillons, und gar erst die Polka! Daß sich Gott erbarm! Zu meiner Zeit hätte sich eine Kunstreiterin geschämt, so wüthend hinzurasen, mit solch glühendem Gesicht, mit solch wirr umflatternden Haaren, mit so wild kochender Brust vom Tanze abzutreten, wie wir es jetzt von den Töchtern der angesehensten Familien sehen!

„Großmutter, Sie ahnen nicht, welch ein Genuß es ist, so auf den Tonwellen hinzuschwimmen, so in der Melodie der Pas hinzufliegen!"

Schwimmen! Ein Mädchen soll schwimmen! Es ist so weit gekommen, daß unsere Damen sogar in wirklichem Wasser schwimmen lernen. Mit Eurem fliegenden Tanze fliegt die Jugend noch rascher dahin, und Ihr werdet vor der Zeit alt.

„Ach ja, Großmutter, ich fühle mich schon recht alt. Und wenn ich nicht meinen Amadeus bekomme, sterbe ich bald an Altersschwäche."

Was willst du denn aber jetzt schon mit einem Manne anfangen? du kannst ja noch keine Suppe kochen.

„Suppe kochen? Braucht man denn das, um in der Liebe glücklich zu seyn?"

In der Liebe nicht, aber in der Ehe. Mein seliger Lebrecht sagte immer, wenn ihm die Suppe des Mittags recht wohl gemundet hatte: Martha, du bist ein treffliches Weib! Die Liebe zu dir kann nie erkalten! — Und dann ging er mitunter sogar so weit, daß er sich den Mund abtrocknete und mir gleich nach der Suppe einen Kuß gab, was sonst bei uns ehrsamen Eheleuten nur Gebrauch war, wenn wir vom Tische aufstanden.

„Großmütterchen, ich muß lachen. Ich kann Sie mir gar nicht denken, wie Sie jemals einen Mann geküßt haben!"

Närrisches Ding! Auch ich habe geliebt!

„Wie haben Sie denn das angefangen?"

Jetzt ist die Reihe zu lachen an mir, über deine närrische Frage. Freilich war meine Liebe kein Rausch, wie die deine. Sie war fein jungfräulich, ruhig, besonnen, wie es sich für ein wohlerzogenes Frauenzimmer ziemt.

„Großmutter, ich bin wieder einmal recht unglücklich! Der Briefträger ist bereits zwei Mal vor unserm Hause vorbeigegangen, und hat mir noch keinen Brief von meinem süßen Amadeus gebracht."

Süßen Amadeus! Kind, man muß die Männer nie süß finden, es wenigstens nicht laut gestehen, das ist wider allen Anstand.

„Wenn ich mit ihm zusammen bin, gebe ich ihm noch viel liebevollere Beinamen."

Digitized by Google

Man muß den Männern nie zeigen, daß man sie lieb hat. Dadurch verlieren sie alle Achtung vor uns, und wir können unsere Würde als Hausfrauen ihnen gegenüber nicht gebührend behaupten.

„Da ist der Briefträger schon wieder vorüber gegangen! Großmutter, erzählen Sie mir von Ihrer Liebe. Das wird mich zerstreuen."

Das Antlitz der Großmutter verklärte sich. Ihr Auge strahlte in mildem, verjüngendem Glanze. Über ihre Stirn verbreitete sich eine Heiterkeit, welche den Schatten der Erinnerungen bildete, die vor ihrem Gedächtnisse in hellen Bildern vorüberzogen. Annette kniete vor ihr nieder, legte die beiden Arme auf den Schooß der vor ihr sitzenden Matrone und sah dieselbe mit schwärmerisch sinnendem Blicke erwartungsvoll an. Die Großmutter beugte sich mit dem Oberkörper zu der lieben Enkelin vor und begann ihre Erzählung:

Eines Tages sah ich zum Fenster hinaus. Dies war ein sehr seltener Fall. Denn damals hielt man es für ein anständiges Frauenzimmer nicht passend, müßig stundenlang nach der Straße zu sehen, die Vorübergehenden zu mustern und darauf zu warten, daß ein Mann heraufgrüße, um ihm freundlich hinunterzunicken. Selbst wenn wir am Fenster arbeiteten, war dieses so mit Blumen und Epheugewinden verstellt, daß Niemand von unten herauf uns bemerken konnte. Man saß eben nur am Fenster, um mehr Licht zu haben zur feinen Handarbeit. Man kokettirte nicht mit dem Fleiße, wie jetzt, wo die Damen emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt zu seyn scheinen, während sie verstohlen ihr Auge nach dem draußen angebrachten Spiegel richten, und wenn sie Jemand nahen sehen, von dem sie gegrüßt seyn möchten, wie zufällig, einen Blick auf die Straße werfen. Diese Spiegel sind auch so eine rechte Erfindung für den heuchlerischen Müßiggang und die kokettirende Lüge.

„Diese Spiegel sind eine himmlische Erfindung. Ich sehe darin meinen Amadeus schon immer am Ende der Straße, wenn er mir Fenster-Parade macht und erquicke mich um so länger an seinem Anblick, da die Großmutter doch nun einmal so sehr in der Kultur zurück seyn will, es unpassend zu finden, daß er heraufkomme, bevor ich ordentlich mit ihm verlobt bin."

Damit du nicht unnützer Weise in's Gerede kommst — sprach die Matrone mild — es ist kein Mann im Hause, und da ziemt es sich nicht, Besuche junger Herren anzunehmen. Amadeus versichert ja in jedem Briefe, daß er sehr bald eine Anstellung haben werde. Dann will ich keinen Augenblick mehr Eurer Verlobung im Wege seyn.

„Ach!" — seufzte Annette — „daß die Minister doch so wenig das wahre Verdienst zu schätzen wissen, sich gar nicht um die glühende Sehnsucht liebender Herzen kümmern und meinen Amadeus so lang auf seine Anstellung warten lassen!"

Die Großmutter streichelte das zarte bleiche Gesicht der Enkelin, wie um sie zu beruhigen, und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

Ich sah damals zum Fenster hinaus, weil mich das Geräusch eines Auflaufs auf der Straße aufmerksam gemacht hatte. Eine alte Frau, die ein Bündel Holz mühselig auf dem Rücken schleppte, war unter der Last desselben zusammengesunken und hatte sich beim Falle auf das Straßenpflaster beschädigt, so daß sie aus Mund und Nase blutete. Eine Menge Gaffer standen müßig um sie herum und keinem fiel es ein, der Armen beizuspringen und sie auch nur von der Schwere des auf sie drückenden Holzbündels zu befreien. Man weiß nicht, ob man bei einem solchen Anblick, den man fast täglich auf den Straßen haben kann, sich mehr über die Gefühllosigkeit der Masse schämen, oder über die dumme Ungeschicklichkeit derselben ärgern soll. Denn Viele, namentlich Weiber, stehen dabei und drücken ihr Mitleid durch Mienen, Worte, wohl gar

Digitized by Google

Thränen aus, aber auf das Vernünftigste, beizuspringen und zu helfen, kommt selten Jemand. Damals kam ein junger, fein gekleideter Mann die Straße entlang, der sich durch den Haufen drängte, und als er sah, was vorgefallen, legte er sogleich Hand an, schnürte das Holzbündel vom Rücken der Armen, hob sie mit seinen kräftigen Armen vom Boden auf, und trug sie in das nächste Haus. Dies war das unsere.

(Fortsetzung folgt.)

Anstalten für Arbeitsuchende.

Wie der Zuschauer und andere Blätter gemeldet, hat der Kreuzer-Verein unter der Leitung des verdienstvollen Drs. Hammerschmied die erste Versuchsanstalt für Arbeitsuchende auf der Landstraße, in der Ungargasse, errichtet. Und mit Freuden hören wir, daß ein so schwieriger Versuch, der nicht geringe Opfer, und nebst jenen des Gebes auch persönliche in Anspruch nimmt, alle Aussichten des Erfolges zeigt. Solche Anstalten sollten in den meisten Wiener Vorstädten und besonders in jenen, wo das Proletariat zahlreicher ist, errichtet werden. Nebst den Armen und Arbeitsuchenden würde selbst das Publikum dadurch gewinnen und für seine wohlthätigen Beiträge zum mindesten entschädigt werden. Denn wie groß auch die Noth geschildert wird, wie zahlreich die Hilfsbedürftigen an allen Quellen sich einfinden, wie sehr über Mangel an Verdienst Klage geführt wird — es versuche nur Einer, der einen Arbeiter, Taglöhner braucht, sich verläßliche und dem Bedürfniß entsprechende Hilfeleistung zu verschaffen! Eine vermittelnde Anstalt dieser Art, die zugleich das Betragen, den guten Willen, die Tüchtigkeit der Arbeiter überwachen und nach Möglichkeit verbürgen könnte, stellte sich längst als Bedürfniß dar. Dem Dienstsuchenden, wie dem Dienstgeber, wäre sie gleich wünschenswerth und ersprießlich.

Wir fügen diesem einen Artikel der Karlsruher Zeitung über ähnliche Institute bei, wie sie in einigen Städten Deutschlands bereits bestehen. „Zu den wohlthätigen Einrichtungen neuerer Zeit," heißt es dort, „von denen durch verhältnißmäßig geringe pekuniäre Ausgaben oft sehr bedeutende Vortheile für die ärmeren Stände erreicht werden, gehören unbedingt auch die Arbeits-Nachweisungs-Anstalten, wie solche namentlich in Leipzig, Dresden, Berlin, Schwerin, Hamburg ꝛc. errichtet worden sind. Ihr Zweck ist die Vermittelung der Arbeitgebenden und Arbeitsuchenden mit einander, was oft von nicht geringer Wichtigkeit für beide Theile ist. Eine solche Anstalt besteht in einem öffentlichen Bureau, in welchem jedes Individuum, das auf kürzere oder längere Zeit Arbeit haben möchte, seine genaue Adresse, wo möglich unter Beibringung von Zeugnissen für seine Ehrlichkeit und Tüchtigkeit, aufzeichnen läßt. Jeder, der nun für irgend eine besondere Arbeit, als z. B. Wegtragen von Sachen, Bearbeitung eines Gartens, Reinigung von Höfen und Ställen, Ersatz für einen erkrankten Dienstboten ꝛc. Jemanden für Arbeit haben will, wendet sich mündlich oder durch einen schriftlichen Zettel an diese Anstalt, welche ihm ungesäumt ein passendes und zuverlässiges Individuum hinsendet, und bei entstehenden Differenzen auch den Preis bestimmt, der für die geleistete Arbeit zu zahlen ist. Die Kosten einer solchen Anstalt sind sehr unbedeutend, und bestehen hauptsächlich in Miethe und Heizung für eine wo möglich im Mittelpunkte der Stadt gelegene Stube zum Büreau. Auch das aber kann noch erspart werden, wenn man in irgend einem öffentlichen Gebäude, z. B. Rath- oder Posthaus, ein leeres Stübchen zu diesem Gebrauche einräumt. Ferner ist aufzuwenden die Besoldung des Schreibers auf diesem Büreau, welcher die An- und Nachfragen annimmt, das Register darüber führt, und die Nachweisungen beschafft. Zu dieser Stelle eignet sich am besten ein pensionirter Polizeidiener, Gensdarm ꝛc., welcher

Digitized by Google

so viel Orts- und Menschenkenntniß besitzt, um die Wahrheit der Angaben aller arbeitsuchenden Individuen prüfen zu können. Man ersieht hieraus, daß die Kosten für eine solche Anstalt sehr unbedeutend sind, und in Städten von 20 bis 25,000 Einwohnern kaum einige 100 Thaler jährlich betragen können. Die Vortheile derselben für die ärmeren Individuen, die gerne arbeiten wollen, oft aber aus Mangel an Bekanntschaft keine Gelegenheit dazu haben, sind nicht gering, denn es wird solchen verschiedener Verdienst zugewiesen, der ihnen sonst entgehen würde. Die Nachweisungen der schon bestehenden derartigen Anstalten ergeben, z. B. in Leipzig, daß monatlich mehren Hunderten (sowohl Männern als Frauen) Arbeit zum Theil auf Wochen hinaus zugewiesen ward. Zweckmäßig ist es auch, wenn eine solche Anstalt sich einige Arbeitsgeräthschaften, als Schiebkarren, Tragbahren, Schaufeln, Hippen ꝛc., anschafft, und sie gegen ganz geringen Miethzins, der nur die Anschaffungskosten deckt, an solche Arbeiter, die derselben bedürftig sind, aus Mangel an Geld aber keine anschaffen können, verleiht. Für das arbeitgebende Publikum aber erwächst aus der Wirksamkeit solcher Anstalten die Annehmlichkeit, jeden Augenblick für größere oder geringere Leistungen passende Personen zugewiesen zu erhalten, was oft gar nicht so leicht ist, wenn man nicht ganz genaue Ortskenntniß hat. Dies sind, kurz zusammengefaßt, die Einrichtungen und Vortheile einer solchen Anstalt, wie wir sie aus eigener Erfahrung in mehren norddeutschen Städten kennen gelernt haben. Möchten diese Worte dazu beitragen, daß man auch in Ihrem schönen Süden, für den Winter wenigstens, wo sie sich am nützlichsten zu erweisen pflegen, einen Versuch mit ihrer Einrichtung machte."

Revue des Büchermarktes.

Das, dem Unterstützungsfond alter, verdienstvoller und verunglückter Lehrer gewidmete „Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher," seit 1833 herausgegeben von dem k. k. Gubernialrathe, Domherrn Ignaz Jaksch, ist für 1848 wieder bei Kronberger und Rziwnatz in Prag an's Licht getreten. Es ist dies eines der wohlthätigsten und verdienstlichsten Unternehmungen, das die Presse ihren Widersachern und Feinden entgegenhalten, womit sie manchen begangenen Fehltritt wieder sühnen kann. Von seiner Gründung an bis zu der heurigen Ausgabe haben die erschienenen vierzehn Jahrgänge 35,480 fl. dem edelsten Zwecke zugeführt und davon als fruchtbringenden Unterstützungsfond 23,310 fl. für immerwährende Renten angelegt! Das Buch verfolgt konsequent seinen Zweck, dem Schulmann und besorgten Eltern manchen beherzigenswerthen Wink über Erziehung und die Fortschritte des Lehrfaches zu geben. Auch der heurige Jahrgang bringt treffliche Beiträge für den Elementar-Unterricht, über den Unterricht der Tauben, über Sprachlehre und Arithmetik, über die Lehre von den Körpern, Flächen und Linien — alles so praktisch und populär, wie es den Bedürfnissen der Volksschulen zusagt. Auch an unterhaltenden Beiträgen fehlt es nicht; wir nennen darunter die trefflich geschriebene Erzählung: „Wo zu finden die erste Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in Deutschland?" — Der Verfasser legt zum Schlusse jedesmal Rechnung über den Ertrag des früheren Jahrganges. Der von 1847 hat, das Exemplar zu 1 fl. C. M. gerechnet, einen Reinertrag von 3500 fl. seinem segensreichen Zwecke zugebracht, den nur der ganz zu würdigen weiß, welcher das Elend und die Dürftigkeit der meisten unserer Landschullehrer kennt. Unter den Unterstützern dieses Unternehmens, welche jedesmal namentlich angeführt werden, finden wir an der Spitze wieder unsern guten Kaiser und sein ganzes hohes Haus, Viele aus der Blüte des Adels, die Würdenträger des Staates und der Kirche. G.

Digitized by Google

Miscelle.

(Eine Erbschaft.) In England ist dieser Tage ein interessanter Erbschaftsprozeß entschieden worden. Vor etwa hundert Jahren strandete ein Schiffsjunge, Samuel Troutbeck, an der ostindischen Küste und wurde von den Eingebornen zum Gefangenen gemacht. Später erlangte er seine Freiheit, ging nach Madras und starb dort im Jahre 1786 als reicher Kaufmann. Sein Vermögen vermachte er der Schule von Wapping, in welcher er erzogen worden war. Dieser letzte Wille wurde aber für nichtig erklärt, weil er gegen das englische Gesetz über die todte Hand verstieß. Die gesetzlichen Verwandten wurden in den Zeitungen aufgefordert sich zu melden, und da Niemand seine Verwandtschaft hinlänglich darthun konnte, war die Erbschaft im Jahre 1816 der Krone zugesprochen. In jüngster Zeit erst traten gegen dies Urtheil zwei arme alte Frauen auf und bewiesen, daß sie mit dem Testator von seinem Urgroßvater her verwandt gewesen. Ihre Bittschrift (denn Klage darf in England keine gegen die Krone eingereicht werden) ward der Königin Viktoria überreicht und von dieser dem gewöhnlichen Rechtsgang zugewiesen. Dieser Tage sprach das Geschwornengericht von Guildhall den „Bittstellerinnen" die ganze Erbschaft zu. Diese beträgt eine Kleinigkeit von 373000 Pfd. Sterling oder eben so viel zehnguldigen Banknoten.

Korrespondenz.

(Philadelphia.) Die am 1. d. v. M. ausgegebene „Halifax-Morning-Post" erzählt folgende schauderhafte Seemannsgeschichte: „Der Schooner „Karoline," von Savannah nach Bath bestimmt, hatte vom 26. Oktober 1847 an stürmisches Wetter, während dessen alle Vorräthe über Bord gewaschen wurden, und vom 4. November an befand sich die Mannschaft ohne Speise und Wasser. Am 10. November wurde das Loos geworfen, wer von den Leuten zuerst sterben und den Andern zur Nahrung dienen sollte; das Loos traf einen großen starken Irländer, Namens Charles Brown, den einzigen Mann an Bord, der ein Messer hatte. Dieser setzte sich zur Wehr und drohte Den umzubringen, der sich an ihm vergreifen würde. Hierauf erbot sich ein junger Matrose von 19 Jahren, der Erste zu seyn, weil er der Jüngste sey, und Brown schickte sich an, ihn umzubringen, als der Kapitän ihn mit einem Handbeil schlug und tödtete. Die Mannschaft trank nun sein Blut und zerschnitt sein Fleisch in Streifen, um es zu essen. Am Morgen des 13. kamen drei Segel in Sicht, und die drei noch lebenden Mitglieder der Mannschaft wurden erlöst. Zwei von ihnen sind wohlbehalten in Philadelphia angekommen, der dritte ward von einem Westindienfahrer mitgenommen."

Anekdoten.

In einer irländischen Pfarrschule fand die Prüfung statt. „Wer hat die Welt erschaffen?" wurde ein Mädchen gefragt. „Der allmächtige Gott." — „Und wer hat sie erlöst?" Als das Mädchen mit der Antwort stockte, zwickte sie ihre Freundin so heftig in den Arm, daß sie laut aufschrie: „Ach, Herr Jesus!"

Ein Jude war plötzlich von einer Passion für das edle Waidwerk ergriffen worden. Er kaufte sich eine Flinte und nimmt an einer Jagd Theil. Mit einer anerkennungswerthen Gefälligkeit stellt sich das Wild zum Schuß, aber seine Flinte ist weniger höflich und versagt mit ausdauernder Heftigkeit. „Mai", schreit er endlich, „haben sie mir doch verkauft Pulver, das schon amahl gebraucht ist."

Auflösung der Räthsel-Biographie in Nr. 8, S. 64: Der Fidibus.

Anmerkung: Die launige etymologische Ableitung dieses Terminus von „adelibus fratribus" durch die Überreste einer halbverbrannten Eintrittskarte, welche diese Worte enthielt — wird als bekannt vorausgesetzt.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 10. Mittwoch den 19. Jänner. 1848.

Wien

Se. Majestät der Kaiser haben den allverehrten Staats- und Konferenz-Minister, Grafen von Kolowrat, auf dessen edlen Sinn und scharfblickenden Geist die Monarchie mit Vertrauen blickt, mit dem unserm milden Landesherrn eigenen Zartsinn am 16. Jänner durch folgendes Handschreiben überrascht:

„Lieber Graf Kolowrat! Ich benütze den heutigen Tag, an welchem Sie vor „fünfzig Jahren in den Staatsdienst getreten sind, um Ihnen durch die Verleihung „des Großkreuzes von Meinem königl. Ungarischen St. Stephans-Orden einen erneuer„ten Beweis Meiner vollen Anerkennung der Verdienste zu bieten, welche Sie sich um „den Thron und das Reich in einer so langen Laufbahn erworben haben. Diesem öf„fentlichen Merkmahle Meiner besonderen Gnade füge Ich den Wunsch bei, daß der „Allmächtige Sie noch lange Mir und dem Staate erhalten möge."

Wien, den 16. Jänner 1848. Ferdinand m. p.

Diesem Wunsche des gütigen Kaisers schließen sich gewiß einstimmig die Millionen Bewohner der Monarchie an.

Am 12. Jänner konstituirte sich wieder ein neuer Wohlthätigkeits-Verein, jener nämlich zur Aufsicht für Kostkinder, von Dr. Mauthner begründet. An obigem Tage fand die Generalversammlung im Saale des Musikvereines Statt. Allgemein wurde man durch die Rede des emer. Rektors der Wiener Universität, Franz Ritters v. Heintl begeistert. — Viele Menschenfreunde, bewährte und tüchtige Kräfte haben sich diesem wohlthätigen Verein angeschlossen, von dessen einflußvoller Wirksamkeit wir bald zu berichten Gelegenheit finden werden.

Konzert des Heinrich Ehrlich (am 16. Jänner im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde). Wir hatten darin Gelegenheit, uns von des Pianisten Ehrlich außerordentlicher Fertigkeit und vollendetem sicherem Spiele zu überzeugen. Er spielte eine Phantasie über zwei Motive von Bellini, für Pianoforte mit Orchesterbegleitung; dann den ersten Satz einer Konzert-Sonate (E-moll); ferner: „Lockung," Lied von Dessauer, für Klavier übertragen von Liszt; Etude über ein italienisches Motiv; Etude von Chopin, und endlich Kaprice über Motive aus der Oper: die Tochter des Regiments. Sämmtliche in diesem Konzerte produzirten Klavier-Piecen, mit Ausnahme der „Lockung" und der „Etude" von Chopin, waren von der Komposition des Konzertgebers und wohl darauf berechnet, uns in demselben mehr den vortrefflichen Spieler als genialen Tonsetzer zu zeigen; sie sind wohl äußerst schwer und kunstvoll, scheinen aber

Digitized by Google

mehr Resultate des Studiums als des Genies zu seyn. Was hingegen allgemein auffiel, war die außerordentliche Unbefangenheit und Sicherheit, mit welcher der Klaviervirtuos sämmtliche Klavier-Piecen vortrug. — Als Beigaben zu diesem Konzerte bekamen wir noch zu Gehör: Eine Ouverture, ausgeführt von dem k. k. Hofopern-theater-Orchester, welche das Konzert eröffnete aber ganz beifallslos aufgenommen wurde; dann: Konzert für zwei Harfen, komponirt von Parish-Alvars und recht gelungen vorgetragen von Herrn Antonio Zamarra, Solospieler am k. k. Hofopern-theater, und dem Komponisteur; endlich statt der Lieder für eine Baßstimme, welche von Herrn Formes hätten gesungen werden sollen, hörten wir noch freudig überrascht die wunderschönen Flöten-Variationen über den „Karneval", unübertrefflich vorgetragen von Herrn Heindl, welcher, mehrmal gerufen, dieselben sogar wiederholen mußte. — Das Publikum, welches so ziemlich zahlreich versammelt war, verließ zufrieden den Saal und würde ihn sicherlich noch mehr erwärmt, verlassen haben, wenn es nicht Heindl's Flöten-Variationen ausgenommen, nur mit lauter „Versandes" - Kompositionen bedient worden wäre. G.

Auch ich habe geliebt.

(Fortsetzung.)

Sogleich fiel mir ein, daß die Frau vor Allem Wasser brauchte, damit das Blut, welches das Gesicht bedeckte, weggewaschen und ihr auch ein Trunk zur Erquickung gereicht würde. Ich eilte daher selbst mit einem Kruge Wasser hinab.

„Schickte sich denn das, Großmama?" — fragte Annette mit naiver Ironie. Wo es gilt, einem Menschen zu helfen, da schickt sich Alles, nur nicht das Schlechte und das Gemeine — erwiederte die Großmutter mit ernstem Tone.

„Nun weiter!" — bat Annette mit neugieriger Spannung.

Als ich mit dem Wasser hinunterkam, nahm es mir der Fremde rasch aus der Hand, wusch die Ohnmächtige damit im Gesichte und flößte es ihr tropfenweise ein. Er hatte die Hausthür hinter sich geschlossen, um den Andrang der Neugierigen abzuhalten, und so war ich mit ihm allein zur Hilfeleistung. Ich stand ihm bei, indem ich den Kopf der Alten in die Höhe hielt, und bald hatten wir die Genugthuung, sie aus der Ohnmacht erwachen zu sehen.

Könnten wir die Kranke nicht in ein Zimmer und in ein Bett bringen? — fragte er mich mit weichem, bittenden Tone. Noch nie hatte die Stimme eines Mannes so wohltönend in mein Ohr geklungen. Ich wagte es, den Blick zu ihm aufzuschlagen, und bemerkte nun erst, daß er um Hut und Arm Trauerflor gewunden hatte.

Folgen Sie mir — sagte ich ihm mit zitternder Stimme — ich will die Leidende in mein Zimmer und Bett bringen.

Das sah ich Ihnen gleich an, Mamsell — rief er freudig aus — denn damals sagte man noch deutsch: Mamsell, nicht so pomphaft, wie jetzt: Fräulein — daß ich bei Ihnen keine Fehlbitte thun würde. — Dabei ward er über und über roth. Ich zeigte ihm den Weg. Er hob die Alte auf, stützte sie und trug sie mehr, als er sie gehen ließ, die kleine Treppe hinauf. Als wir in meinem Zimmer waren, sagte er:

Gottlob, daß sie sich erholt! Ich habe erst vor wenigen Tagen meine eben so alte Mutter in meinen Armen sterben sehen, und dieser Fall hat mich daher ungewöhnlich erschüttert. Ich überlasse die Kranke jetzt Ihrer weiblichen Fürsorge und eile nach der Apotheke, um einige Stärkungsmittel herbeizuholen.

Mir war, als ob Alles, was ich fortan für die Kranke that, mehr aus unwill-

Digitized by Google

kürlichem Gehorsam gegen den Unbekannten, aus einer mir unbegreiflichen innern Nothwendigkeit, als aus eigener Theilnahme geschähe. In wenigen Stunden hatte sich die Kranke vollkommen erholt und verließ reichlich beschenkt unser Haus. Der Unbekannte hatte sich meinem Vater, der indeß auch hinzugekommen war, genannt, und mein Vater begrüßte ihn als den Sohn eines alten Geschäftsfreundes und forderte ihn auf, seinen Besuch zu wiederholen. Herr Kauer, so hieß er, kam oft in unser Haus. Er saß mir stundenlang gegenüber, wenn ich arbeitete, und erzählte mir von seinen Reisen, wobei ich die Augen andächtig auf die Arbeit geheftet hatte und nur mitunter einmal aufblickte, um Athem zu schöpfen. Dann kam es wohl, daß sich unsere Blicke begegneten, und dann schlugen wir sie Beide erschrocken rasch nieder. Ging ich in die Kirche, so war Herr Kauer regelmäßig auch dort. In jener guten Zeit gingen die jungen Herren noch in die Kirche und warteten nicht draußen, um, wenn es aus war, die fortgehenden Damen zu begaffen und mit frechen Blicken in ihrer Nachandacht zu stören. War die Kirche zu Ende, so ging er vor mir hinaus, grüßte mich am Eingange bescheiden und setzte dann seinen Weg ruhig fort. Stehen zu bleiben und mir nachzusehen, das erlaubte sein Gefühl für Anstand nicht. So verging ein volles Jahr, und ich wußte sehr viel von ihm, denn er hatte mir seine ganze Lebensgeschichte erzählt. Er dagegen hatte nicht viel von mir erfahren. Ich beantwortete nur seine Fragen so kurz wie möglich. Anders geziemte es sich nicht für eine unbescholtene Jungfrau. Da trat eines Morgens mein Vater in mein Zimmer und sprach, indem er eine feierliche Miene annahm:

„Martha, Herr Kauer ist eben bei mir gewesen, und hat um deine Hand angehalten. Er ist ein braver Mensch, ein tüchtiger Kaufmann und hat sein glänzendes Auskommen. Mir wäre diese Verbindung recht erwünscht. Soll ich ihn zu dir schicken? Willst du ihm auch dein Jawort geben?"

Ich küßte dem Vater erröthend die Hand und sagte stotternd: Ihr Wille ist der meine, geliebter Vater! Aber es ziemt sich nicht für eine ehrsame Jungfrau, gleich zuzugreifen, wenn ihr ein Mann seine Hand anbietet. Ich bitte mir acht Tage Bedenkzeit aus. Dann mag Herr Kauer kommen und ich werde gewiß Ja sagen.

Der Vater lächelte zufrieden, küßte mich auf die Stirn und sagte: Du sollst deinen Willen haben, geliebte Tochter!

Als er hinaus war, erschrak ich, daß ich so rasch eingewilligt hatte. Bald aber that es mir leid, den guten Kauer so lange in Ungewißheit zu lassen. Die Zeit fing mir schon an, unerträglich lang zu werden. Ich merkte nun wohl, was ich bisher nicht geahnt, daß ich Herrn Kauer recht lieb hatte. Er kam in den acht Tagen nicht in unser Haus. Das verdroß mich ordentlich, obgleich ich andrerseits diese Zartheit von ihm sehr schön fand und ihn darum in meinem Innern loben mußte. Die Nacht vor dem achten Tage konnte ich kein Auge schließen, obgleich ich auch schon die Nächte vorher eben nicht viel geschlafen hatte. Gegen zwölf Uhr Morgens trat er in mein Zimmer. Was er zu mir gesagt? — weiß ich nicht. Er selbst gestand mir später, daß er es in der Angst und Beklommenheit, die er dabei gehabt, vergessen. Halblaut sagte ich nur: Ja — —

„Und sanken ihm entzückt in die Arme!" — ergänzte Annette, freudig in die Hände klatschend.

Wohin denkst du, mein Kind? Das hätte sich nicht geziemt. Ich vergaß sogar, ihm einen Stuhl zu bieten. Er stand lange Zeit vor mir, und wir waren Beide verlegen. Da trat mein Vater hinzu, legte unsere Hände in einander und segnete uns.

„Aber dann haben Sie doch ihrem Bräutigam unzählige herzliche Küsse gegeben!" — sagte Annette mit schalkhafter Freude.

Digitized by Google

Unzählige? — Nicht einen einzigen. — Er küßte mir bescheiden die Hand. Den ersten Kuß bekam er von mir, als uns der Prediger eingesegnet hatte, wie ich schon fünf Jahre darauf den letzten auf die kalten Lippen des besten, edelsten Mannes drückte, als ich ihm für ewig die Augen schloß.

Der Ton der Großmutter wurde weich und Thränen umflorten ihre klaren Augen. Auch Annette weinte, sprang auf, fiel der Matrone um den Hals und erstickte sie mit ihren Küssen. Als die Großmutter wieder zu Athem kam, sagte sie: Siehst du, mein Kind, auch ich habe geliebt.

(Schluß folgt.)

Die Schattenseite der Industrie dem Ackerbau gegenüber.

Fragmentarische Betrachtungen aus einem größeren Werke.

Der Reichthum der Nationen hat vier Hauptgattungen: die Produkte des Landbaues, die Erzeugnisse der Gewerbsindustrie, die Güter, welche im Wege des Handels in das Land kommen, endlich die Wissenschaft des Landes.

Der Landbau ist das Fundament jedes Staates. Wir finden ihn überall, wo wir Gemeinden finden. Er ist naturnothwendig da; er begleitet das Leben eines Staates durch alle Stufenfolgen; er ist eine Beschäftigung, welche nicht aufgegeben, nicht mit einer andern verwechselt werden kann.

Bis auf die Neuzeit war der Landbau das vorherrschende Erwerbsmittel der meisten Nationen. Dem der Boden gehört, auf welchem er fußt, der hat unstreitig das größte Interesse an den Dingen, die sich auf diesem Boden ereignen. Die Existenz des Bauern ist mit der seines Grundes verwachsen. Seine Kenntnisse, seine Geschicklichkeiten beziehen sich auf Grund und Boden; darauf allein hat er, unabhängig von Andern, eine Grundlage für seine Thätigkeit; darauf allein hat er eine gesicherte Zukunft. Er kann seine Acker nicht verbergen, er kann mit ihnen nicht flüchten; also schützt er Spanne um Spanne sein Eigenthum mit seinem Körper. Er fällt, aber er hinterläßt Erben seines Geschlechtes, seines Namens, seines Eigenthums. Was er hatte, ist gefesselt auf einen Punkt. Der Enkel findet sein regelmäßiges Erbe, und die Erinnerungen, welche den heimatlichen Boden überduften, sie machen ihn stark, das wieder zu gewinnen, was seinem Blute die Götter gegeben.

Der Industrielle weiß, daß die Welt groß ist. Er kümmert sich darum nicht allzu sehr um die vaterländische Scholle. Weil seine Güter auf entfernten Meeren schwimmen, ist ihm nichts verhaßter als der Krieg und die ihn begleitende Unsicherheit. So oft er anderswo ein gehäbigeres Daseyn sieht, nimmt er ohne einen Seufzer seine Habe unter den Arm und wandert anderen Ländern zu.

Die Poesie überleuchtet das Eigenthum des Bauern. Die Manen seiner Vorfahren schweben darüber: jeder Stuhl, jeder Tisch, jeder Flecken an der Wand ist bedeutend. Das Strohdach über ihm hat sein erstes Athemholen bewacht; dieselbe Sonne scheint in seine Hütte, die seinen Kinderspielen zugesehen; die Bäume stehen noch, auf welchen er als ein muthiger Knabe herumgeklettert. Er wird alt werden und sterben, aber die Bäume, die er gepflanzt, werden Früchte tragen, und sein Haus wird stehen, und seine Enkel werden sein Bild in Ehren halten.

Dagegen kommt und geht der Besitz des Kaufmanns, wie die Welle kommt und geht. Er sieht, seine Kinder theilen. Was in einer Hand bedeutend war, wird in sechs Händen zur Bagatelle. Die Geschwister trennen sich, um abgesonderte Wohnungen aufzuschlagen, wo das meiste Geld zu verdienen. Kein Stammhaus vereint sie wieder. Der Industrielle ist verschollen, und seine Kinder leben noch.

Digitized by Google

Ich finde den Anblick eines Dorfes anheimelnd, beruhigend, gemüthlich. Die willkürliche Lage und Richtung der Häuser, der Wein, der sich an ihren Wänden hinaufschlingt, der schützende Dachvorsprung, der Blumengarten vor den Fenstern — dieses Alles sind die wunderbar erfreulichen Dinge. Im Innern der Wohnung der warme Ofen, welcher ein Viertheil des Zimmers einnimmt, die Bänke herum, darauf sich's so angenehm plaudert, wenn es draußen stöbert und der Wind an der losen Bleifassung der kleinen achteckigen Glasscheiben rüttelt — sind diese Gegenstände nicht alle von Bedeutung für mein Gemüth? Bei und zwischen ihnen fällt mir so manches Märchen ein, manche Spinnstubengeschichte aus guter alter Zeit, und mir ist's, als wäre allen Menschen zu wünschen, daß sie Dörfler wären.

Man halte dagegen die gleichen, kalten, todten Mauern einer Stadt. Palastartige Luxusgebäude überstreuen die Plätze mit tagheilem Gasfeuer; aber hinter diesen gefirnißten Wänden, hinter diesen glänzenden Spiegelscheiben arbeiten weiße Sklaven im Schweiße ihres Angesichts, damit die Reichen reicher werden. Aus den breiten Thoren der Industrialhäuser ergießt sich alle Abende ein Strom gelber, abgemagerter, in Lumpen gehüllter Leute, deren todtmüde Glieder zusammenbrechen, wenn sie der Hunger nicht anspannte. Wer erwartet sie, um sie zu stärken und zu erquicken? Einzig die Branntweinläden öffnen ihnen ihre gastlichen Arme. Die Dürftigen der Stadt sind zehnfach beklagenswerther, als die Dürftigen auf dem Lande, weil sie an Licht, Luft, Raum und Wärme Mangel leiden, was auf Dörfern nur selten der Fall. Die Stadtarmen sind hundertfach beklagenswerther, als die Armen auf dem Lande, weil die glänzend gekleideten Bedienten, die Pferde, die tausend und tausend Reichthümer der Vornehmen ihnen ihr Elend erst recht bitter machen, weil sich in diesem Elend das Gefühl gesellt, verachtet, jeder Schlechtigkeit fähig und feil gehalten zu werden.

Die Häuser der Reichen scheinen ein Gedränge von Glück zu erhalten; aber es schleichen darin die Vornehmen und Hochmögenden krank und träge umher. Ihren überreizten Mägen ekelt vor der Tafel. Nicht selten vermag die Kunst der geschicktesten Ärzte nicht, ein Leben zu verlängern, das Ausschweifungen, die noch obendrein mit schwerem, oft genug erschlichenem und geraubtem, Gelde erkauft wurden, unaufhaltsam dem Grabe zudrängen. Wo auf Dörfern rothe muntere Kinder jubeln, da stöhnen in ihren Mahagonibettchen unter seidenen Decken die Kinder der Vornehmen. Man weiß nicht, ob sie übler daran sind, wenn sie das dicke, schleimige Blut des Vaters geerbt, oder das zarte ihrer Mutter. Da liegt der elende, schmerzende Körper, und die Ärzte flößen ihm Gifte ein, damit sein Zwergleben gefristet werde. Sie werden größer, und ihr weniges Gehirn wird mit Sprachkenntnissen und Encyklopädien vollgepfropft; sie werden endlich Leute, vornehme, mächtige Leute, und deterioriren durch ihre Dummheit das Land, leben sich selbst zur Last und werden der langen Weile so wenig los, wie weiland die Besessenen des Teufels.

Gastfreundschaft, Ehrlichkeit, Großmuth, Freigebigkeit und Mäßigkeit sind von Ursprung an den Grundbesitzern eigenthümliche Tugenden. Daß wir dieselben heute immer seltener auf dem Lande treffen, daran ist einzig die Industrie Schuld. Früher wußte der Grundbesitzer nicht, wohin er seine Ersparnisse thun, worauf er sie verwenden sollte. Er konnte sie nicht aufhäufen, weil sie zum Theil dem Verderben unterlagen, zum Theil zu viel Raum einnahmen; er konnte sie nicht verwerthen, weil die Erzeugnisse der Handwerker auf die Nothwendigkeit des Lebens eingeschränkt waren, und er diese besaß. Demnach war er froh, Gäste zu haben. Das Leben war gesellig, die Leute mittheilend, die Freundschaft aufrichtig. Der Arme braucht Nahrung, ein Dach und nothdürftige Kleidung. Das fand sich Alles in mehr denn einem Hause, weil die gemeine Industrie eine Unterhaltung des weiblichen Theils der Familie war.

Digitized by Google

Die Entwicklung der Industrie ruft tausend und tausend Dinge in's Leben, welche sonst unbekannt waren. Das Neue reizt die Menschen, und was sie reizt, das wollen sie haben. So tauscht der Grundeigenthümer seine Produkte gegen die Sächelchen des Industriellen aus. Er hat ferner keinen Überfluß, weil er Alles verwerthen kann; er scheut Gäste, weil sie die eingebildete Vervollkommnung seines Hausraths verspäten: er wird geizig.

(Fortsetzung folgt.)

Noten eines Zeitungslesers.

Der „Humorist" enthielt in letzterer Zeit Ausfälle gegen die Wiener Zeitschriften, welche keinen heiteren und witzigen, wohl aber einen sehr dickgallichten und bösartigen Humor athmen. Es wurde darin von Herrn Saphir ein ganz ungehöriger Ton angeschlagen; Ausdrücke, wie „Ochs" und Öchselein," „Esel" und „Eselein", die kaum mehr vom Pöbel auf der Straße gehört werden, waren in einem öffentlichen Blatte als Kraftausdrücke einer befremdlichen Diskussion statt des mangelnden Witzes häufig zu finden. Die bittersten Anklagen gegen die Wiener Zeitschriften, die mit dem Beinamen „Winkelblätter" abgefertigt werden, sind in jenen Aufsätzen in einer so vagen Allgemeinheit erhoben, daß alle Beweise fehlen und nur gewagte und beleidigende Worte blieben. Das Thema vom „Pränumeriren", nur zu oft in einer Weise vom „Humoristen" angeschlagen, welche Zartheit und jedes bessere Selbstgefühl verletzt, die periodische Presse zur Krambude herabwürdigt und aus dem Schriftsteller Schlimmeres noch, als einen Bettler macht, wird in diesen Aufsätzen so schmachvoll und ohne Unterlaß abgehandelt, daß den Leser Widerwillen und Ekel ergreift. Was Herr Saphir von Unparteilichkeit, von Gesinnung eines Journals spricht — den „Humoristen" als das Vorbild dieser Tugenden anpreisend — hat wohl die Lesewelt ohne unsere Gegenbemerkung gewürdigt und abgeurtheilt. Einer solchen Sprache gegenüber schwiegen bisher die Wiener Blätter! Den Grund hiervon zu ihrer Rechtfertigung anzuführen, ist noch nicht an der Zeit; aber sagen müssen wir, daß die allgemeine Stimme auf der Seite der Beleidigten stand. Wer und was berechtigt Herrn Saphir, gegen die Journalistik einen Ton anzunehmen, der nicht allein verletzend, sondern auch ungezogen, und dabei eben so seicht als witzarm ist?

Wir könnten voraussetzen, daß die angegriffenen Wiener Blätter den, mit unbegreiflichem Muthwillen hingeworfenen Handschuh endlich doch aufnehmen würden. Das „Österreichische Morgenblatt" des ehrenhaften Drs. Vogl, sondert in einer seiner letzten Nummern einstweilen das Terrain und bestimmt die Grenzen des Streitgebiets in einer so ruhigen und leidenschaftlosen Weise, wie sie dem Stärkern und Einsichtsvollen wohl ansteht:

„Das glückliche Paris," sagt es, „hat den Prozeß Teste-Cubières-Parmentier, die Tragödie Praslin und die Mortier'sche Schauergeschichte vor seinen Tribunalen verhandeln gesehen; Berlin brüstete sich mit dem Lehmann'schen Theaterskandal-Prozeß, und schmeichelt sich mit der sichern Aussicht auf einen anderen, höher gehenden Monstre-Skandal: nur Wien, genannt die erste Stadt Deutschlands, konnte es nicht zu einer cause célèbre bringen. Doch vor wenigen Tagen las ich in einem hiesigen Tagblatte einen Artikel über hiesige Journalistik, worin alle Schlagwörter einer öffentlichen Anklage im modernsten Schnitte angebracht waren, als: Korruption, Verkäuflichkeit, schlechte Presse, Indignation des Publikums, und doch wieder Verlockung des Publikums; ja sogar Lokalismen, wie: Kappelbuben u. s. w. Als ich jedoch bemerkte, daß nicht unsere zwei politischen Organe, auch nicht

Digitized by Google

unsere wissenschaftlichen Zeitschriften gemeint seyn können, sondern nur unsere belletristischen Blätter, da blieb an der ganzen schrecklichen Anklage nicht viel mehr als Nichts. Denn große Sünden fordern große Verhältnisse, große Fähnlin will ein weites Terrain, und ich dachte an unsere Tagesbelletristik, und konnte mich des Lachens nicht erwehren, weil die Anklage sie zu einer Bedeutung, zu einer Höhe des Einflusses hinaufschrauben wollte, von wo sie gefährlich werden, wo sogar von Korruption und Verrath die Rede seyn könnte! Sie — die unschuldige, arglose, wohlerzogene, sollte plötzlich zur Hydra werden!' Man denuncirt sie dem Publikum und noch weiter! und deklamirt Reden, Cicero contra Verrem! — In der Anklage ward von „Winkelblättern" gesprochen. Ich bemühte mich an unseren belletristischen Journalen einen andern Unterschied als im Formate zu finden, und ich fand keinen, oder beinahe keinen. In ihrem Hauptheile bringen sie alle Erzählungen, in ihrem Feuilleton besprechen sie alle Theater und Virtuosen, und den übrigen Raum füllen sie alle mit an allen Orten aufgelesenen Notizen. Also Theater und Virtuosen ist der erhabene Gegenstand, den sie besprechen, und von der Art dieser Besprechung soll die Ruhe, die Zufriedenheit des Publikums, soll Bildung und Würde, und weiß Gott was noch abhängen! Risum teneatis amici! Glaubt Jemand im Ernste, in unserer Zeit der großen Interessen und überall aufdämmernden Lebensfragen werde ein Publikum, das er gebildet nennt, darnach fragen, ob Herr X oder Y den Schauspieler A oder die Sängerin B lobt oder tadelt, werde ein solches Publikum die Unparteilichkeit, den unabhängigen Sinn, die Gesinnung eines Theaterrezensenten mit Spannung beobachten, dem Urtheile desselben entgegenharren und dann Halleluja rufen oder Mordio über dessen Pflichtvergessenheit schreien? Wer hätte je ahnen können, es werde ein Sprecher mit dem Thema Korruption, Verkäuflichkeit, öffentliche Interessen, Indignation des Publikums, schlechte Presse und Winkelblätter beginnen, und mit Komödie und Rezensenten aufhören! — Gleicht er nicht jenem Dorfrichter, der einen Landstreicher eingefangen hat und einen Landesverräther gefangen zu haben vergibt. Die belletristische Journalistik ist doch nur der petit maître de plaisir des Publikums und es steht ihr gar spaßig an, wenn sie die Rednerbühne besteigt und mit Phrasen, die auf ein anderes Gebiet gehören, um sich wirft. Übrigens ist wohl Niemand naiv genug, an den Ernst der besprochenen Anklage zu glauben."

So meint das „Morgenblatt." Wir denken indessen, eine gründliche Erörterung und Zurückweisung ähnlicher Aufsätze des „Humoristen," seyen nur vertagt *). Allmählig hat es sich gezeigt, daß die Lärmfinten des Herrn Saphir, seine blinden Kanonenschüsse, die betäuben und erschrecken sollen, ihre Wirksamkeit verloren haben. Auch unter den jüngeren Schriftstellern bemerken wir Einige, welche einem literarischen Terrorismus Unbefangenheit und Gründlichkeit, ruhige Erwägung und schlagende Erörterung entgegensetzen. Wir meinen daher, ja wir hoffen es, daß Herr Saphir auf dem Felde heftiger Ausfälle und lärmender Schimpfworte (wie das bis zum Ekel vernommene „Kappelbuben") nichts mehr behaupten werde, daß er zu den Waffen feinerer Witzes werde greifen müssen, wenn sie ihm anders Zeit und geänderter Geschmack nicht entwunden haben. E.

*) In der That hat eben, als wir dies zum Druck fördern, der „Wanderer" eine Entgegnung gebracht, auf die wir später zurückkommen werden. Die Red.

Korrespondenz.

(Rom.) Wenn vergangenes Jahr nur in der Anlage, so zeichnete sich das heutige Weihnachtsfest gegen sonst durch erhöhte Feier in einer gewissen Vollendung aus. Erreicht wurde diese vorzüglich durch die der Celebration wiedergegebene Einfachheit des Rituals der alten Kirche, durch ihre Verknüpfung mit kirchlichen Lokalitäten reicher geschichtlicher Erinnerungen und durch die stete persönliche Theilnahme Sr. Heil. an den Hauptfunktionen ohne die sonst hier beliebte Vertretung. Nach einer reichen Almosenspende an die auf dem Quirinal versammelten Armen hub am 24. Dezember die Vigilienfeier in der Paolina des dortigen Palastes damit an, daß die Kardinäle sowie die höchste Prälatur Sr. Heil. das Gehorsamgelübde erneuerten, und insgesammt mit dem römischen Senat und den höchsten Staatskollegien der vom Papste mit einer überaus feuren, kraftvollen, an das kürzlich überstandene Unwohl

seyn nicht mehr erinnernden Stimme intonirten Vesper assistirten. Nach altem von Leo XII. wieder aufgenommenem, seitdem auf's neue aufgegebenem Brauch begab er sich darauf um 7 Uhr Abends nach der Basilica Liberiana, wo er, vom Erzpriester derselben, Kardinal Patrizi, empfangen, den Waffenhut und das Schwert einsegnete, das einem katholischen Fürsten zur Vertheidigung der Kirche geschenkt zu werden pflegt. Von den Kardinälen, der hohen Prälatur und seinem ganzen geistlichen Hofstaat geleitet, verrichtete er hierauf seine Andacht in der Kapelle der heil. Katharina, worauf er mit den Sängern der Sixtina das Matutinum anstimmte. Jetzt entwickelte sich die große Prozession mit den Reliquien von der Wiege des Heilands nach dem Hauptaltar zu, an welchem Pius IX. unter Assistenz der Kardinäle Castracana und Fieschi die solenne Messe celebrirte. Der Erzpriester der Basilica, Kardinal Patrizi, mit dem Kapitel übergaben Sr. Heil. nach ihrer Beendigung das übliche Geldgeschenk (Presbyterium) pro missa bene cantata. Nach dem Palast des Quirinals heimgekehrt, sprach der Papst nach kurzer Rast die zweite Messe in seiner Privatkapelle. Wie schon am 24. d. v. M. Abends, so verkündigte den Bewohnern der ewigen Stadt am Morgen anhaltender Geschützdonner von der Engelsburg den Eintritt des christlichen Hochfestes. Um 9 Uhr erschien der Papst in der St. Peterskirche. Unter Vortritt aller hier anwesenden Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Großpönitenziare betete er am sogenannten päpstlichen Altar, wo er noch einmal das erneute Gehorsamgelübde der geistlichen Kollegien entgegennahm. Am Altar der Konfession celebrirte er sodann das Hochamt, wobei ihm die obersten geistlichen und weltlichen Würdenträger mit dem Senat dienend zur Seite waren. Kardinal Massimo fungirte als Diakon, Kardinal Lambruschini als Priester. Auch hier fehlte nach geendigter Funktion das hergebrachte Presbyterium nicht, nach dessen Empfang Se. Heil. unter den Akklamationen des Volks nach dem Quirinal zurückkehrte. A. Z.

(München.) Ein 15jähriger Violinspieler, Namens Laube, Zögling des Pragerkonservatoriums und in seinem Vaterland bekanntlich sehr gefeiert, ist hier bereits dreimal, und zwar im Theater aufgetreten. Er hat durch seinen kräftigen Ton, der an Vieuxtemps erinnert, wie durch sein vollendetes sicheres Spiel, vieles Staunen erregt.

(Berlin.) Hier hat der Kustos des Herbariums am botanischen Garten, Dr. Kietzsch, ein Mittel wider die Kartoffelkrautheit entdeckt, und die hochsten Staatsbehörden sind mit ihm wegen Überlassung des Geheimnisses in Unterhandlung getreten, die ein durchaus günstiges Resultat gehabt haben, so daß das Mittel sowohl von dem Erfinder, als dem sich für die Sache sehr interessirenden königl. Landesökonomiekollegium in nächster Zeit veröffentlicht und zum Gemeingut gemacht werden wird. (W. Merk.)

— Der Winter ist seit Anfang dieses Monats, wie in ganz Deutschland, mit voller Strenge bei uns eingetreten. Wir hatten am 6. Jänner 19° Kälte und dabei die Erscheinung einer dem Sonnenaufgang vorangehenden Sonnensäule und des allgemeinen Blitzes der Eisnadeln in der Luft, was einen prachtvollen, ja feenhaften Anblick gewährte.

(London.) Die letzte Quartal Einnahme der Regierung zeigt einen Ausfall im Vergleich mit dem entsprechenden Jahresviertel 1846 von 10 Millionen 353,130 fl. C. M.; im Vergleich mit der ganzen Jahreseinnahme beträgt er gar über 22 Millionen Gulden C. M. Der stärkste Ausfall hat sich in der Accise ergeben. Die direkten Steuern, die Eigenthumssteuern, sogar die Postgefälle zeigten eine, wenn auch nicht bedeutende Vermehrung. Aber die Accise und Zölle, die Verbrauchsteuer nämlich, gibt bekanntlich den Hauptmaßstab für den Zustand der mittlern und untern Volksklassen. Dieser war daher auch im brittischen Reiche, wie fast in ganz Europa, zu Ende 1847 kein erfreulicher. Dem fügt das M. Chronicle die Anzeige bei: den Cirkularen zufolge, welche die leitenden Handelshäuser in dieser Periode des Jahres 1848 ergehen lassen, habe sich die Aussicht für alle Handelszweige beträchtlich gebessert; namentlich in Baumwollzeugen, dem großen Stapelartikel der brittischen Manufaktur, sey ein alsbaldiger Aufschwung mit Sicherheit zu erwarten

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. E. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Blüthen

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 11. Freitag den 21. Jänner. 1848.

Welt

Se. k. k. Majestät haben das, Allerhöchstdenselben von dem Primar-Arzte des k. k. allgemeinen Krankenhauses Anton Heger unterthänigst überreichte Werk: „Beobachtungen und Erfahrungen auf einer Reise nach Amerika," in die Allerhöchste Privatbibliothek wohlgefällig aufzunehmen und dem Verfasser die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft gnädigst zustellen zu lassen geruht.

— Die Wiener Hochschule hat am 18. Jänner einen schmerzlichen Verlust erlitten. Der verdienstvolle k. k. Regierungsrath Joseph Ritter von Winiwarter, viele Jahre als Professor der Rechte an der Universität wirkend, allgemein verehrt als Förderer und Freund des Schönen, Guten und Wahren, ein Mann von edlem, unabhängigem Sinn, wie es deren nur wenige gibt, erlag einem kurzen, aber heftigen Krankheitsanfalle, nachdem er vor wenigen Tagen von Sr. Majestät auf sein Ansuchen von der Professur enthoben und zum Direktor des juridisch-politischen Studiums ernannt worden war.

Auch ich habe geliebt.

(Schluß.)

Der Briefträger meldete sich noch immer nicht.

Annettens Ungeduld stieg auf's Höchste. Endlich schrieb sie an Amadeus und schickte den Brief mit dem Dienstmädchen ab, um rascher Kunde zu erhalten. Das Mädchen kam mit dem unerbrochenen Briefe zurück und brachte die furchtbare Nachricht: Herr von Taille sey bei Nacht und Nebel aus der Stadt verschwunden, mit Hinterlassung einer Unsumme von Schulden. Selbst seiner armen Stubenwirthin sey er die Miethe für ein halbes Jahr und eine Menge Auslagen schuldig geblieben. Man spreche sogar von falschen Wechseln, die Herr von Taille gemacht, und er werde wahrscheinlich mit Steckbriefen verfolgt werden.

„Und an mich hat er nicht einmal eine Zeile des Abschieds hinterlassen!" — schrie Annette verzweifelt auf.

Die Wirthin — begann das Mädchen wieder—erzählte mir, es seyen schon von mehren Geliebten des Herrn v. Taille Botschaften, einige sogar in Person da gewesen, um sich nach ihm zu erkundigen. Er habe aber Keiner einen Vorzug gegeben, und sey von Allen ohne Lebewohl durchgegangen.

Digitized by Google

Diese Worte brachten eine Ohnmacht bei Annetten hervor.

Als sie daraus erwachte, raf'te sie in Verzweiflung. Sie wollte sich in's Wasser stürzen, sich vergiften, durch Kohlendunst erstücken, sich einen Pfeil aus den Haaren in's Herz bohren. Die arme Großmutter mußte alle ihre Kraft aufwenden, um die Enkelin von diesen verzweifelten Entschlüssen abzuhalten.

Als sie ruhiger geworden war, sagte sie in dumpfem Hinbrüten: „Ich gehe in ein Kloster!"

Es vergingen vierzehn Tage, und Annette lebte, wie sie selbst sagte, ganz der Verzweiflung ihres Schmerzes und trug — auch dies waren ihre eigenen Worte — den Jammer des irdischen Daseyns, dessen Freuden und Täuschungen sie für ewig entsagt hatte, als eine Märtyrerin.

Da kam eine dringende Einladung zu dem Polterabend einer Verwandten.

Annette sprang auf, als sie das Billet erhielt, und deklamirte: „Ich will hin, in der Maske einer Furie, und den Männern Wahrheiten in's Gewissen donnern, daß sie entsetzt zurückfahren sollen."

Die Großmutter war nur froh darüber, daß Annette wieder unter Menschen gehen wollte.

Die Maske einer Furie kleidete Annetten allerliebst. Die Großmutter war entzückt darüber. Sie selbst betrachtete sich lange wohlgefällig im Spiegel und sagte: „Diese Maske möchte ich zur Wahrheit werden lassen; das würde meinem kochenden Herzen Kühlung seyn."

Die Abschreckungs-Theorie bewährte sich aber auch hier nicht. Die Furie Annette hatte so wenig Furchtbares für die Männer auf dem Polterabend, daß diese sich um sie drängten und Jeder sich glücklich schätzte, der mit ihr tanzen konnte.

Am andern Morgen war sie viel ruhiger geworden. Sie versank oft in tiefes Sinnen und sagte der Großmutter, daß sie sich einer stillen Melancholie hingebe. An schönen Mondabenden verlangte sie oft allein auszugehen, um an den einsamen Ufern des Stadtgrabens dahinzuwandeln und, den dort schwimmenden Schwänen gleich, ihren Schmerz stumm zu tragen, bis sie ihn in den letzten Tönen eines Schwanenliedes aushauchen könnte. Die Großmutter wurde von solchen Worten tief gerührt. Doch gestattete sie Annetten gern diese Spaziergänge, da das Mädchen stets ruhiger von denselben nach Hause kam, und ihr Schmerz dadurch auf eine wunderbare Weise gemildert wurde.

So war kaum ein Monat verstrichen, als eines Morgens ein junger Mann sich bei der Großmutter melden ließ, mit der er ein Paar Worte allein zu sprechen wünschte.

Ein schöner, schlanker Mann trat ein, grüßte die Matrone ehrfurchtsvoll, gab sich als einen wohlhabenden Förster aus der nahen Umgegend zu erkennen und hielt um die Hand der Enkelin an, die er auf dem Polterabend kennen gelernt.

Die Großmutter war höchlichst überrascht und verlegen, was sie dem Manne, der ihr für die Enkelin sehr annehmbar schien, antworten sollte. Endlich faßte sie sich und sagte ihm, daß sie gern ihre Einwilligung gäbe; jedoch zweifle, daß sich Annette würde entschließen können.

Die Einwilligung Ihrer liebenswürdigen Enkelin — sagte der Förster — habe ich bereits. Es geschieht im Einverständnisse mit derselben, daß ich bei Ihnen um ihre Hand anhalte.

Die Großmutter traute ihren Ohren kaum. Sie rief Annetten herbei. Diese näherte sich mit niedergeschlagenen Augen, feuerroth vor Verlegenheit.

Die Großmutter, die sich von ihrem Erstaunen noch gar nicht zu erholen vermochte, brachte nur die Worte hervor: Willigst du ein?

Digitized by Google

Und Annette hauchte hin: „Ja, liebe Großmutter!“

Der Förster rief aus: Ich bin der glücklichste aller Erdensöhne!

Die Matrone fragte lächelnd: Weil Sie mit einem Mädchen, das Sie als Furie kennen gelernt, sich für das Leben verbinden?!

Annette ist ein Engel, sagte der Förster.

„Der dich nie daran erinnern wird, daß er selbst im Scherze einmal als Furie figurirt hat.“

Schon auf dem Du-Fuße! — sagte die Großmutter — und setzte dann hinzu: Das hat sich wohl so auf deinen einsamen Spaziergängen an den stillen Säumen des Stadtgrabens gemacht?

Annette fiel der Großmutter um den Hals und küßte ihr die Worte von den Lippen.

Wenige Tage darauf fand die feierliche Verlobung Anneftens mit dem Förster statt.

Als die Großmutter nach derselben in ihr Schlafkabinet trat, hielt sie noch vor dem Niederlegen folgendes Selbstgespräch:

Wie sich doch die Zeiten und die Menschen ändern! Ich würde zwar weder geraf't, noch an Selbstmord gedacht haben, noch allein in den Mondnächten auf den einsamen Wegen des Stadtgrabens hingewandelt seyn, wenn es dem Himmel gefallen hätte, mir meinen Lebe recht vor der Hochzeit zu nehmen. Allein ich hätte mich auch nicht nach sechs Wochen schon zu einer andern Verbindung entschließen können. Ich wäre ihm mein Lebelang treu geblieben, wie ich es gethan, da ich ihn schon nach einer fünfjährigen Ehe verlor. Daß doch auch die Liebe der Mode unterworfen ist! Mag Annette glücklich seyn! Mir ist es ein wehmüthig wohlthuendes Gefühl, daß ich jetzt auf meine Art sagen kann: Auch ich habe geliebt!

J. Lasker.

Die Schattenseite der Industrie dem Ackerbau gegenüber.

(Fortsetzung.)

Der Industrielle ist es schon von vornherein. Sein Erwerb ist unzähligen Schwankungen ausgesetzt. Also sucht er ein Vermögen aufzuhäufen, damit seine Zukunft gesichert sey. Das Pfennig- und Kreuzerumdrehen wird zur Leidenschaft, es verdoppelt sich unvermerkt, ob auch der Grund schon lange aufgehört hatte, der es veranlaßte. Der Geizige war meist zu Anfang ein nothgedrungener Sammler. Der Geiz aber macht ungesellig, hartherzig, mißtrauisch, ängstlich; der Geiz macht feige, denn seine Genüsse und Berechnungen liegen in einer fernen Zukunft. Der Geizige steht nur mit seinen Geldsäcken in wahrhaft freundschaftlicher Beziehung.

Der Landbau fordert mehr Einsichten und Erfahrung und eine größere Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, als irgend ein Gewerbe. Die Arbeiten des Landmanns wechseln mit jeder Verschiedenheit des Bodens, des Klimas, der Jahreszeit, der Witterung und der Früchte, welche er erbaut! Er hat mehr Werkzeuge zu handhaben, mehr Thiere zu pflegen, als sonst Jemand von Berufswegen. Sein Verstand ist dem des Handwerkers überlegen, weil er von jeher auf eine größere Mannigfaltigkeit von Gegenständen angewendet wurde.

Die Arbeit des Landmanns und gemeinen Handwerkers geschieht zu großem Theil in freier Luft. Sie bewegt und erfrischt den Körper. Erst der halberwachsene Mensch ist zur Feldarbeit tüchtig; also wird dem jugendlichen Alter Zeit gegeben, sich zu entwickeln. Die Dörfer haben eine gesunde, kräftige, fröhliche Bevölkerung.

Digitized by Google

Die Fabrikarbeiten sind einfach, einförmig und werden in Zimmern verrichtet. Weiber und Kinder können sich damit beschäftigen. Demnach treibt man nicht selten die Letzteren schon in einem Alter von sechs Jahren in enge Zimmer, die mit stinkender und durch eine übermäßige Wärme verdünnter Luft angefüllt sind. Die Arbeitsstunden sind grausam ausgedehnt. Der Arbeiter kann in keiner Weise dazu kommen, das Wohl seines Körpers oder seines Geistes im Auge zu haben. Die übertriebene Anstrengung des Körpers macht diesen krank und schwächlich. Die gemeinsten Fähigkeiten des Geistes vernichten der Lärm der Maschinen und die gedankenlose Wiederholung von einem oder zwei gleichförmigen Handgriffen durch das ganze Leben.

Die geistige und moralische Vernachlässigung der Arbeiter macht, daß nur grobsinnliche Genüsse für sie Bedeutung haben. So werden allsonntäglich Schauspiele aufgeführt, welche in kothigen Einfällen wetteifern, um das Paradies wiehern zu machen. Religion, Tugend, Ehre, Erinnerungen und Familienneigungen werden dem Gespötte Preis gegeben und entheiligt. Ausschweifende Frauen, ungehorsame Kinder, diebische Dienstboten — sieh' da die Helden der sogenannten Possen, sieh' da die Normalleute des Pöbels! Der vom Schicksale oder von den socialen Verhältnissen Verwahrlos'te ahmt ihnen nach, so gut er kann. Wie seine Eltern i h n nicht berücksichtigten, als sie ihn zeugten, so macht sich der Arbeiter keine Sünde daraus, andere Elende seines Gleichen zu zeugen.

Der Ackerbauer hat von seinen Nachbarn nichts zu fürchten; sie rathen ihm in seiner Wirthschaft, sie machen sein Leben gesellig, sie schützen ihn, so wie er selbst sie im Fall der Noth schützt und vertheidigt. Ein anderes Verhältniß findet bei den Industriellen statt: sie stehen sich gewissermaßen gegenseitig im Lichte, verleumden einander, necken einander, bewerben einander um jeden Bissen Brot. Die Unruhe ihres Erwerbes, ihre Leidenschaftlichkeit bei Spekulationen, ihr Ringen nach Reichthum zerstören nur zu oft allen Adel der Gesinnung. Das Nomadenleben der Märkte, die größtentheils müssige Existenz, das zur Gewohnheit werdende Bevortheilen der Leute machen den Kaufmann zu einem Menschen von zweideutigem Charakter.

Die Industrie hat die Ordnung der Natur umgekehrt, nach welcher wir nur beschränkte Mittel haben, unsere Leidenschaften aufzustacheln, uns und Andere zu verschlechtern. Ehe die Luxusgegenstände waren, welche heute ausgeboten werden, war der Reiche nicht im Stande, unverhältnißmäßig mehr zu verbrauchen, als der Arme. Es waren die Straßen nicht da und die Gelegenheiten nicht vorhanden, die Leckerbissen aus entfernten Gegenden herbeizubringen; es waren die tausend geldverschlingenden Erfindungen nicht da, welche heute eine Last des Reichen. Die Vermögensverhältnisse waren stetig. Die Anlegung von Kapitalien auf hohe Percente war schwierig. Also beeinträchtigte die Sucht nach Erwerb die Gemüthlichkeit der Leute nicht. Unsere Zeit hat das Mittel erfunden, in unscheinbaren Dingen ungeheure Werthe zu verschlingen. Es ist ein großer Aufwand an Arbeit, durch welchen der Reiche seinen Reichthum an den Tag legt.

(Fortsetzung folgt.)

Journalistisches.

Von den Anschuldigungen, welche der „Humorist" gegen die Wiener Journalistik in sehr befremdlicher Weise erhoben, ist erst jüngst in unsern Blättern die Rede gewesen. Aus gewissen Gründen, und Hindernissen gegenüber, deren Rechtmäßigkeit weder vor dem Billigkeitsgefühl noch vor der Vernunft vertheidigt werden könnte, haben wir mit einer längeren Erörterung derselben hingehalten und zu offenbaren Ehrenkrän-

Digitized by Google

kungen geschwiegen; die öffentliche Stimme hatte sie ja gerichtet! Nun aber tritt der „Wanderer“ (in Nr. 14) mit einer Entgegnung hervor, die so leidenschaftlos und mit dem Gewichte voller Wahrheit geschrieben ist, daß wir sie um so mehr, weil sie das Interesse der ganzen Wiener Journalistik berührt, ihrem vollen Umfange nach unserem Lesekreise mittheilen. Verläumdungen und Vorwürfen gegenüber, deren Keckheit sich um so mehr steigerte, je schwieriger oft dem Angegriffenen die Behauptung des Rechts der Einsprache und Vertheidigung wurde, thut es noth, auch einmal ein Wort für die wahrhaftig genug gehudelten und verläumdeten Wiener Blätter zu hören. Der Aufsatz des „Wanderers“ lautet:

Die Wiener Journalistik und das Ennui des „Humoristen“.

Der „Humorist“ treibt seit einigen Jahren eine wohlfeile Polemik; aber alles Wohlfeile ist theuer. Er verunglimpft Wahrheit, Recht, Billigkeit, Anstand, Gesittung, den gesunden Menschenverstand, und stellt man ihn zur Rede, steckt er den Kopf in den Sack, und sagt: Er fände es seiner unwürdig, einem unebenbürtigen Gegner zu stehen. Ein andersmal gießt er einen Strom pöbelhafter Beschimpfungen über die gesammte Wiener Journalistik aus, und schließt mit der Bemerkung: er nenne Niemanden, er habe es nicht mit Personen zu thun, wer sich in dem saubern Bilde erkenne, werde sich schon rühren und dadurch kenntlich machen.

Kann man mit dieser plumpen Wendung, mit einem so lächerlichen, so rokoko gewordenen Kniffe die Wahrheit zum Schweigen bringen wollen? — soll ein Journalist, der sich freiwillig und unfreiwillig ein wenig in der Welt herumgetrieben, nicht zur Erkenntniß gekommen seyn, daß man die Leser nicht blind für seine Sünden mache, wenn man diese mit fabelhafter Unverschämtheit, mit grellem, schnarrendem Tone Anderen vorwirft? Wir suchen wahrhaftig niemals Streit um des Streites willen, am wenigsten fühlen wir uns angezogen, den Leser von den Umtrieben des „Humoristen“ und der Frechheit seines Tones zu unterhalten, aber wir würden es für Sünde halten, einen Artikel wie die „Jungfernrede“ in Nr. 6 und 7 des „Humoristen“ ganz unbeleuchtet zu lassen. Wir wollen nicht sagen, daß es Aufgabe der gesammten Wiener Presse sey, gegen diesen pöbelhaften Ausfall Protest einzulegen: es bedarf solchen Aufwandes nicht, es ist auch nicht der Mühe werth, denn der Mund, aus welchem diese Anklagen und Verunglimpfungen kommen, führt ihre Bedeutung für den denkenden Leser auf den wahren Werth zurück, und es ist zu lächerlich, gewisse Individuen den Cato spielen zu sehen, als daß man nöthig hätte das Publikum zu warnen. „Aber es bleibt immer etwas kleben,“ meint Herr Saphir, und Goethe's Ausspruch: „Mir wird von all dem Ding so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum,“ mahnt auch daran, daß man es nicht ganz so ruhig hinnehmen könne, wenn er versucht, durch aufgedunsenen Pathos, durch athemerschöpfende Deklamation, durch Überschütten mit gedankenlosen, aus Pöbelhaftigkeit und Zierrednerei zusammengestoppelten Phrasen die Anschauung des weniger scharfblickenden Lesers zu trüben und dessen Begriffe zu verwirren. — Von jeher war es Herrn Saphir's Stärke aus dem Koth und Kehricht der Tagesliteratur sich ein Piedestal zu machen, und darauf sein anbetungswürdiges Monument aufzurichten. Aber selbst in diesem saubern Thun und Treiben fehlte es ihm an Festigkeit und Willen, wie überhaupt Herr Saphir nie etwas gewollt hat, als sich selber loben, Andere in den Staub treten, seiner Leidenschaft, und oft auch blos seiner Trägheit die Zügel schießen lassen.

Er fand viele willige Kreaturen, viele Helfershelfer und Werkzeuge; aber auch diese mußten den Lohn ihrer Anhänglichkeit bald erfahren, den verdienten Lohn; mitunter empörte sich der gesunde Sinn und das Rechtsgefühl gegen das unwürdige Spiel

Digitized by Google

mit der öffentlichen Meinung, gegen diese Verachtung aller Pflicht und allen Ernstes, gegen dieses journalistische Treiben, welches nichts als die Dienerin von Leidenschaften, Launen und Kaprizen seyn durfte, und Alles das so ungenirt, daß der nicht an dieses Schauspiel gewöhnte Leser geradezu vor der Unverschämtheit erschrak, mit der offen eingestanden wurde, was nur die Tollheit als zu billigend betrachten konnte.

Wir waren auch von der Zahl Derjenigen, welche den lächerlichen Hochmuth, mit welchem all' dieser Unsinn produzirt wurde, oft nur als bloße Folie zu einem Spasse, an's Licht stellten; wir erfreuen uns der besondern Ungnade und des ausgesuchtesten Zornes des „Humoristen;" wir würden uns Etwas darauf einbilden und gerne bereit seyn, die Blitze seines Auges und seiner Feder aufzufangen — wenn diese Blitze nicht eben in dem unwürdigen, abstumpfenden Treiben zu echten Komödienblitzen geworden wären, die uns nur das Dunkel zeigen, in welchem wir tappen, und eine Atmosphäre schaffen, welche ihres Urhebers würdig ist.

Herr Saphir wirft der Journalistik vor, daß sie sich mit Kleinigkeiten vielfach befasse und die großen würdigen Interessen unberücksichtigt lasse. Wenn der Spaßvogel hier nicht Ironie macht, so hat er den Bankerott seines Witzes offen eingestanden. Welche großen Interessen hat denn der Leithammel und oberste Kommandeur des österreichischen Journalismus seit Jahren vertreten? Sollen wir ihm erzählen, mit welcher sorgfältigen Verachtung er aus persönlicher Mißstimmung gegen unser erstes Theater durch Monden verfuhr, und dabei eine Art Demonstration im Sinne hatte — bei welcher er auf die Unterstützung der gesammten Schreiböffentlichkeit rechnete — oder sind es die lächerlichen Lobhudeleien der Carl'schen Entreprise, oder die unkritische, durchschnittliche Verfolgung alles dessen, was das Theater an der Wien seit Abgang des Herrn Jerrman bringt, und aller Mitglieder dieser Bühne, mit Ausnahme des wahrhaft komisch gepriesenen Frl. Weißbach; oder sind die Kritiken über die Lind (die heute eine Nothwendigkeit und morgen eine Harfenistin war) oder die über Vieurtemps, „Vielka," Tedesco, wie überhaupt alle die verlachten Schreibseleien über Musik — sind das die Ausflüsse des tiefen Denkens, des lebendigen Geistes, der wahrhaften ernsten Forschung zur Findung eines festen Standpunktes und objektiven Halts in der modernen Kunst und bei dem Künstler? Oder was ist es denn von all dem, was der „Humorist" Jahr ein Jahr aus der weisheits- und geistdurstigen Lesewelt bietet? Was geberdet sich Herr Saphir, als ob er die Literatur, die Ästhetik, den Geist mit all seinen Äußerungen erfunden hätte, wenn nicht zufällig das Alles vor ihm schon auf der Welt gewesen wäre? Ist das nicht drollig, und man soll da nicht lachen? Hat Herr Saphir so wenig darüber nachgedacht, wie den Journalismus die kleinen und die großen Interessen des Tages kümmern, und wie die eigentlich großen ganz außer dem Bereiche des unsern liegen? oder meint er, das seyen die wahrhaft bedeutenden Interessen, die ihm gerade am Herzen liegen, z. B. der Durchfall einer Sängerin, die ihm keine Aufwartung gemacht, die Verunglimpfung eines Dichters, dessen Nase ihm nicht konvenirt, die Ausweisung eines Schriftstellers, der sich untersteht Humor zu machen? Spricht er von Journalen, die keine Mitarbeiter honoriren und selbe auf Erpressungen anweisen, so kümmert das uns nicht; Herr Saphir mag da Erfahrungen gemacht haben, die uns fremd geblieben; aber diesen Satz so hinstellen, als ob unsere Kritik eine feile Phryne wäre, verdient eine ernste Zurechtweisung. In der ganzen Welt, in allen Ständen, allen Regionen gibt es niedrige Seelen, aber ihr Thun entzieht sich der öffentlichen Kontrole; anders ist es im Journalismus. Hier erscheint jede zweideutige Handlung in vielfältiger Vergrößerung. Es mag hier und da mancher Unfug getrieben werden (auch außer dem Bereiche des „Humoristen"),

Digitized by Google

aber unseres Wissens ist die Haltung des Wiener Journalismus heute fester, ruhiger, dem Recht und der Billigkeit entsprechender, denn je. Wer jedes Wort warmen Lobes aus flurrilen Gründen erklärt, vergiftet alles Vertrauen und bringt sich, indem er Andere verleumdet, um jeden Genuß.

Wir halten keine schreibenden Söldner, die auf unser Geheiß gegen eine Künstlerin, die unsere Achtung und Würdigung in jedem Betrachte verdient, die empörendsten Rohheiten ausspeien; wir nennen das nicht Freigebung der Meinung und des Kunsturtheils, wenn man einem verdrießlichen, zur Schöpfung dieses Urtheils schon physisch minder tauglichen Menschen erlaubt, die unziemlichsten, niedrigsten Späße auf Kosten einer gefeierten Frau zu machen — das ist unser Verbrechen, um dessentwillen Herr Saphir, der sich ennuyirt, den größten Theil der Tagespresse angrunzt.

Was ferner über die Jungenliteratur, die Fünfguldenmiethlinge, die notorisch nicht deutsch Schreibenden geschimpft und in der bekannten feinen Weise dargelegt wird, sagt nichts weiter, als daß Herr Saphir eben nicht mehr jung ist, und das zu fühlen anfängt, daß „nicht deutsch schreiben Können" ein heute allgemein gebrauchter Vorwurf ist, dessen sich beispielsweise Herr Mahler und andere hoffnungsvolle Sprößlinge der Saphir'schen Schule zum Ergötzen des Herrn Adelung seligen Angedenkens bedienen, daß endlich fünf Gulden eine sehr kleine Summe bei gegenwärtiger Theurung des Champagners und der großen Abonnentennoth ist.

Die Erkenntniß dieser großen Wahrheiten mag dem „Humoristen" sehr am Herzen liegen, und da er sich überdies ennuyirt und seine üble Laune einen hohen Grad erreicht hat, vertreibt er sich die Zeit mit Federschneiden und Schimpfen, was uns wieder sehr ergötzlich vorkommt.

Und dann, um seinen Reden Nachdruck zu geben, bringt er eine statistische Angabe der Calderon'schen Lustspiele mit mehreren Exzerpten, begleitet von Büchertiteln und Seitenzahlen, eingemacht in einer Sauce von schwülstigen Redensarten, die, Gott sey Dank, seit Jahren außer Kurs gekommen sind, spricht schließlich den alten Satz aus, daß der Spaß die Kraft verliert, wenn der Spaßmacher selber dabei lacht, und die Welt weiß nun, daß der moderne Lessing ein Recht hat, Alle zu beschimpfen, die sich erkecken, mit darein zu reden in die Besprechung der kleinen und großen Angelegenheiten der Kunst und des Tages. Daß er übrigens bei dieser Gelegenheit Herrn Gutzkow zitirt, ist das Allerkomischeste; weiß Herr Saphir nicht, daß er selbst Veranlassung gegeben zu jenem bittern Ausspruche des andern neuen Lessing, wenn er auch nicht gerade auf den Wiener Lessing angewendet worden?

In allem Übrigen empfehlen wir uns Herrn Saphir und bitten ihn, sich jedes Dankes gegen uns zu entschlagen, wenn wir uns ihn ein Viertelstündchen zu unterhalten und seines Ennuis zu entheben bemüht haben; es ist nicht gerne geschehen.

Korrespondenz.

(Bukarest.) Aus dieser Stadt wird dem „Siebenbürger Wochenblatt" folgende gräßliche Geschichte gemeldet: Am 17. Dezember um 10 Uhr in der Nacht hielt eine Droschke vor der Wohnung einer Hebamme. Zwei verlarvte, sehr elegant gekleidete Herren betraten das Zimmer und forderten die bestürzte Frau auf, sogleich mit ihnen zu kommen. Sie weigerte sich zwar, aber die ihr vorgehaltenen Stich- und Feuerwaffen und ausgestoßenen Drohungen bewältigten ihr Widerstreben und schlossen ihr den zum Hilferuf geöffneten Mund. Mit verbundenen Augen wurde sie über eine Stunde herumgeführt, und befand sich, als ihr die Binde abgenommen wurde, in einer, wie es schien, niederen Strohhütte der Bukureschter Weingärten. Im Backofen brannte ein starkes Feuer und auf dem Bette von werthvollen und schönen Decken lag eine ebenfalls verlarvte, aber zart gebaute und nach den Formen zu urtheilen jugend-

Digitized by Google

liche Dame in den Mutterwehen. Die Wehmutter schickte sich sogleich an, ihren Beruf zu erfüllen, und entband das Frauenzimmer von einem gesunden Knaben. Kaum war dies geschehen, so hatte einer der maskirten Herren, die während der ganzen Zeit in der Stube geblieben waren, das Feuer im Ofen auseinandergeschürt, und befahl nun der Hebamme, das Kind hineinzuwerfen. Die arme Frau erschrak heftig, fing an zu zittern, zu weinen und zu heulen, warf sich auf die Knie nieder und bat die grausamen Peiniger um Christi Willen, sie mit diesem Werke zu verschonen — — aber Alles half nichts, vielmehr drohten sie, sie sogleich umzubringen, wenn sie nicht nach ihrem Befehle handle, da sie nur dadurch sich ihres Schweigens versichern könnten. Sie schleppten sie zur Feuerstelle, setzten ihr die Waffen an die Brust und zwangen sie zur schauderhaften That. Die Entsetzte ließ das Kind fallen, da ihr die Kräfte zu jeder andern Willensthätigkeit fehlten — und der schuldlose Wurm berührte furchtbar schreiend den Rand der Glut! — Da schien einer der Mörder, von Mitleid ergriffen, das Knäblein retten zu wollen, aber der Andere riß es ihm aus der Hand, und warf es in den glühenden Ofen, wo es sogleich verstummte. Nach dieser schrecklichen Katastrophe wurden der halbentseelten Hebamme wieder die Augen verbunden, und sie nach langem Herumfahren spät nach Mitternacht in ihrer Wohnung abgesetzt.

(Mainz.) Hier wurde ein Käfig mit Gebeinen aufgefunden. — Im Laufe des vorigen Jahrhunderts soll ein Jude von hier in einer Kirche unserer Stadt einen goldenen Kelch entwendet haben. Der Dieb wurde zum Tode verurtheilt und als ein warnendes Exempel in einen eisernen Käfig gehängt. Seine Glaubensgenossen aber stahlen den Dieb sammt dem Käfig und brachten beide nach Bergen. Der Churfürst bedrohte die israelitische Gemeinde, wenn sie nicht sogleich den Delinquenten und das corpus delicti zurückbrächten, mit einer Strafe von je einem Pfund Goldes täglich. Da gelangte denn der Käfig sammt dem Dieb nach Mainz zurück; der Dieb wurde, in dem Käfig eingesperrt, außerhalb des Judenkirchhofes beerdigt. So weit die Sage. Dieser Tage wurde nun auf einem zum hiesigen jüdischen Begräbnißplatz angekauften Stück Landes beim Planiren desselben ein eiserner Käfig aufgefunden, der, oben und unten mit einer eisernen Platte gedeckt und verschlossen, menschliche Gebeine enthielt. Der Käfig ungefähr 5 Fuß hoch und von 15 Zoll Durchmesser wurde am oberen Theile von drei zusammenlaufenden Ketten gehalten, die, in einen Ring endend, das traurige Denkmahl der strengen Justiz früherer Zeiten in der Luft schwebend erhielten.

(Pesth.) In einem nahen Dorfe gab, wie der „Ungar" berichtet, eine Dilettanten-Gesellschaft eine dramatische Vorstellung zu einem wohlthätigen Zweck. Unter dem Strohdache der herrschaftlichen Scheuer erschien „Griseldis" in die Rauchwolken der im Parterre dampfenden Tabakspfeifen gehüllt. Die größtentheils männliche Zuschauerschaft ergötzte sich höchlich an den Brutalitäten Percivals: „Recht so," hieß es, „die Weiber mögen sich daran ein Exempel nehmen!" Als aber (im letzten Akte) Griseldis sich weigerte, zu ihrem Gatten zurückzukehren, verwandelte sich das Ergötzen des Publikums in eine allgemeine Indignation: „Kehr' zurück, Griseldis," erscholl es, „kehr' zurück, du mußt deinem Manne gehorchen!" Die zitternde Griseldis konnte dies nun natürlich nicht thun, da es ihre Rolle geradezu verbietet. Als aber das Publikum zu andern Demonstrationen sich anschickte, mußte die Vorstellung unterbrochen werden. Das Publikum forderte laut das entrichtete Entree zurück und die Dilettanten mußten die Kosten selbst tragen. Tags darauf machte der Dilettanten-Direktor die Runde durch die Stadt, die hohen Gönner für den gestrigen Fehltritt feierlichst um Verzeihung bittend, und gab zugleich das Versprechen, daß die Griseldis in der heutigen Vorstellung, wie es einem gehorsamen Weibe ziemt, zu ihrem Manne zurückkehren werde.

(Prag.) Wie groß das Nationalgefühl unter den Slaven ist, beweiset nebst vielen Thatsachen der Antheil, welchen ganz Böhmen an dem Tode Jungmann's nimmt. Vielleicht ist noch niemals ein Schriftsteller — und wir Deutsche z. B. hatten ihrer wohl noch größere — bald nach seinem Tode so sehr gefeiert worden, als Joseph Jungmann von den Czechen, die an patriotischer Verehrung der Beförderer ihrer Literatur alle Völker übertreffen. Vor Kurzem ward die zwei und vierzigste Leichenfeier zu Jungmann's Andenken abgehalten; auch die Slaven in Wien werden in wenigen Tagen ein Requiem veranstalten. Das gereicht ihnen nur zur Ehre!

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 12. Samstag den 22. Jänner. 1848.

Welt.

Ergebniß der Wohlthätigkeits-Akademie zum Besten des Wiener Kreuzer-Vereines. Herr Dr. Hammerschmidt legt über den Erfolg derselben (vergl. S. 26 d. B.) Rechnung, woraus ersichtlich, daß ein Reinertrag von 400 fl. 2 kr. C. M. dem löblichen Zwecke anheimgefallen. „Obschon die ersten Kunstnotabilitäten Wiens sich vereint hatten," so klagt der würdige Veranstalter dieser Akademie, „um sie zur interessantesten und glänzendsten der abgelaufenen Konzert-Saison zu machen, so zeigte doch die Leere der Gallerie und die Kälte des Konzert-Saales auf eine betrübende Weise: daß weder die uneigennützigen und ausgezeichneten vaterländischen Kunstbestrebungen noch die Wichtigkeit und der edle Zweck der Unternehmung gehörig gewürdigt wurden. Allen Jenen aber, deren Mildthätigkeit zu dem gegenwärtigen, wenn schon geringen Erfolge beigetragen, den tiefgefühltesten Dank! Der erzielte Betrag genügt, um 20 bis 25 Menschen durch einige Monate mit einem täglichen kargen Verdienste von 8—10 kr. C. M. betheilen zu können, sie dadurch der dringendsten Noth zu entreißen und ihre Blößen zu decken." — Wenn man übrigens den Reinertrag der beiden großen Produktionen des „Elias" von Seite des Musik-Vereines, die zusammen nicht 500 fl. C. M. eintrugen (wiewohl letzterer die Ökonomie auf Einer Seite so weit getrieben, daß nicht einmal den Redaktionen der hiesigen Blätter Eintrittskarten zugestellt wurden) mit obigem Resultate vergleicht, so ist dasselbe noch über Erwarten günstig ausgefallen.

Humanität. Der hochstehende Menschenfreund, dessen großmüthige Spenden für die Armuth sich bei jedem Anlasse und oftmals im Jahre erneuern, Se. Durchlaucht der hochgeborne Herr Franz Joseph Fürst von Dietrichstein-Proskau-Leslie, Ritter des k. k. militärischen Maria Theresien-Ordens, k. k. geheimer Rath und Kämmerer, haben neuerdings, wie eine Danksagung der Stadtbehörde in der Wiener Zeitung berichtet, dem Magistrats-Vorstande den Betrag von Eintausend Gulden C. M. mit der Widmung übergeben, denselben zur Deckung von Winterbedürfnissen unter die Armen Wiens vertheilen zu lassen.

Theater. (Theater an der Wien.) Jenny Lutzer und Standigl (am 20. Jänner) in der Oper „Othello." Die beiden vollendetsten Sangkräfte unter den jetzt lebenden Künstlern in einer Oper zu hören, welche der Prüfstein deklamatorischen Sanges gilt, war von hohem Interesse. Frau Jenny Lutzer sang und spielte

Digitized by Google

die „Desdemona“ mit jener unvergleichlichen Meisterschaft, welche in dieser Rolle keine Nebenbuhlerin kennt. Fülle und Kraft ihrer klangvollen Stimme zeigten sich im schönsten Licht; die Leichtigkeit, mit welcher sie an der Tonleiter auf- und abwärts schwebt und mit unermeßlichen Schwierigkeiten ein muthwilliges Spiel der Töne, Läufe und Triller treibt, die wie scherzende Engel in Kreisen schwirren, läßt sich in Worten nicht schildern. Herr Staudigl gab den „Brabantio.“ Wie der König des Gesanges steht er unter den Künstlern; jeder Ton trifft des lauschenden Hörers Herz, und lang zittert es dem Eindruck nach und beugt sich gläubig der Macht und Größe der Kunst. Den beiden großen Erscheinungen gegenüber hatten an diesem Abend die Mitwirkenden einen schweren Stand, und in dieser Oper, die mehr als jede andere gemeinsame Vollendung erfordert, waren einzelne Schwächen der Totalwirkung nachtheilig. Herr Steiner, ein Tenorist vom Theater in Gratz, der unsere bescheidenen Erwartungen übertraf, dessen hohe Tenorstimme zwar wenig Metall und Klang, aber Schule und Sicherheit besitzt, litt unter den noch wachen Erinnerungen an die Triumphe eines Wild im „Othello.“ Jeder anderen Leistung dieses achtbaren Sängers würde billigere Rechnung getragen worden seyn. Herr Bielezizky war diesmal nicht gänzlich Herr seiner schönen Stimme; Herr Becker in Einzelnheiten trefflich, verrieth hier und da nicht Mangel an Stimme, aber an Sangkunst. Das Orchester hingen war tadellos. Unter diesen Verhältnissen kannte das Publikum die Vorzüge und den Werth des Geleisteten an, rief die gefeierte Gastin oft mit rauschendem Beifall, drang ihr die Wiederholung des herrlich vorgetragenen Gebetes ab, dessen Innigkeit und Gefühlstiefe im Vortrag mit den Seraphsklängen der Stimme dieser „Desdemona“ das Gefühl wundersam ergriff, und verlangte am Ende mit ihr auch die andern zwei Gäste des Abends: den großen Meister Staudigl, den verwendbaren Tenoristen Steiner; aber der Gesammteindruck — um wahr zu sein — schien uns nicht so befriedigend, so enthusiastisch, wie wir ihn von den größeren Kunstleistungen der Oper dieser Bühne so oft zu schildern Gelegenheit fanden. E.

— (In der Josephstadt.) Am 18. Jänner fand die Benefice und letzte Vorstellung des Herrn Robin statt. Das Theater war überfüllt, berichtet die „Wiener Zeitschrift,“ denn Herr Robin kündigte ein Kunststück an, das die Aufmerksamkeit der ganzen Residenz auf sich zog. Herr Robin versprach nämlich, seine Frau verschwinden zu lassen, ohne daß man etwas merkte und ohne daß etwas zurückbliebe. Man kann sich denken, wie viele Ehemänner in's Theater rannten, dem Zauberer Robin das non plus ultra und zugleich das Ideal ihrer Wünsche abzulernen. Herr Robin befriedigte aber die aufmerksamen Zuschauer nicht. Denn theils ließ er seine Frau so geschickt verschwinden, daß Keiner abmerkte, wie er es gemacht hat, und endlich führte er gleich wieder die verschwundene Madame aus den Kouliſſen.

Die Schattenseite der Industrie dem Ackerbau gegenüber.

(Fortsetzung.)

Da geht der Reiche hin, behängt mit den mühevollsten Metallarbeiten und mit Stickereien geziert, welche von mehr als tausend durchwachten Nächten erzählen könnten. Er läßt seine Teller auf die kunstvollsten Webereien legen und setzt seine Füße auf die prächtigsten Teppiche; er zertritt und zerreißt den blutigen Schweiß von hundert armen Leuten: es hat ihn die Industrie gelehrt, für seine Person zu verbrauchen, wovon mehre tausend Arbeiter leben könnten, und so mehre Tausende dem Jammer und Elend Preis zu geben.

Digitized by Google

Die Industrie hat nach diesem Allen die empfindlichsten Ungleichheiten veranlaßt. Sie hat die Reichen mit Tand und Flitter ausgestattet, und darüber sind diese in den Wahn gerathen, sie seyen mehr als Andere; sie hat eine neue Hörigkeit begründet; sie hat Tausende geschaffen, welche nur da zu seyn scheinen, die Behaglichkeiten und die Launen Eines Menschen zu besorgen und dessen ausschweifende Lüste zu befriedigen; sie hat die Menschen in den Stand gesetzt, ihr Vermögen aufzuhäufen, und so die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer und nahrungsloser gemacht.

Der Landbau gibt Besitz, und in Folge desselben ein sorgenfreies Alter. Das Vermögen des Industrialarbeiters sind allein seine Hände; er ist ein Bettler, wenn diese ermatten.

Die Industrie hat ihre blendende Seite. Sie gibt sonst unnützen Dingen Werth, bringt die Völker der Erde in mannigfache Berührungen mit einander, macht kleine Staaten zu Herren von Weltstrichen und die geistigen Kräfte, den Kunstfleiß, so wie den Reichthum der Erde, zu einem Gemeingut. Ihre Kapitale setzen eine Masse erfinderischer Kräfte in Bewegung; ihr gehört, was schön, groß und herrlich ist, was die Menge mit staunenden Augen bewundert, und weshalb sie meint, die Welt sey, entgegengehalten früheren Jahrhunderten, heute von Riesen und Zauberern bewohnt. Das Meer ist bevölkert und wird geschlossen wie ein Haus; eiserne Straßen vernichten Raum und Zeit; statt dürftigen Wohnungen blicken uns Paläste an; der Kleinbürger kleidet sich in Stoffe, welche sonst Fürsten zu prächtig geschienen; was sonst ein Frevel zu glauben: Geschöpfe der Mechanik sitzen an den Arbeitsstühlen der Menschen. Hätte die Industrie die großen Kapitale nicht geschaffen, welche in Europa verkehren, das Kreditsystem der heutigen Staaten wäre nicht ausführbar gewesen; hätte sie das Stetige nicht beweglich gemacht, nie hätten große Papiermassen statt Geld zirkuliren können. Sie, und sie allein, hat die Geschicke der Neuzeit möglich gemacht.

Aber die Wurzeln dieser Riesenpflanze, deren stolzer Wipfel die weite Erde überschattet, haben bereits die Würmer zernagt. Die Freuden der Menschen lösen sich in Moder auf. Wie die heilige Urkunde von den Bewohnern des Paradieses erzählt, macht die heutigen Menschen die schönste, die verlockendste Frucht unermeßlich elend.

Steigen wir aufwärts am gewaltigen Strome der Erfolge, gehen wir den Quellen zu. Die Industrie hat bestanden, wo irgend Menschen bestanden haben. Ein Messer, ein Pflug, eine Milchkanne sind die Erzeugnisse der Gewerbthätigkeit. Auf den Hügeln wird Wein gebaut, in den Ebenen Korn. Wer Korn hat, der tauscht Wein; wer Wein hat, der tauscht Korn ein. Siehe da den Handel!

Die Physiokraten halten den Ackerbau für die einzige wahre Quelle des Unterhalts der Menschen. Durch alle die zahllosen Handwerke und Künste der Neueren werde, so meinen sie, nicht ein Mensch thatsächlich erhalten. Sie nennen deshalb die Industrie nur in so fern nützlich, als sie mittelbar auf die Vermehrung der Produkte des Ackerbaues wirkt.

In so weit erscheint dies unwahr, als Grund und Boden ohne eine methodische Bearbeitung nur einzelnen Menschen zu leben geben. Jede Bearbeitung des Bodens setzt Gewerbthätigkeit voraus. Eben so setzt sie, wenn auch in einem geringern Grade, Viehzucht und Jagd voraus. Bogen und Pfeile, Sensen und Stähle sind Erzeugnisse der Industrie; die Butter- und Käsebereitung ist nicht möglich ohne sie: also ist mehren auf einer Fläche versammelten und zusammenwohnenden Menschen die Industrie eben so unentbehrlich, als der Boden selbst. Die reichlichste Erhaltung der Ackerbauer abgezogen, bleibt stets ein Überschuß von Produkten. Dieser gehört der Industrie, gehört ihr für den Antheil, welchen sie an der Bearbeitung des Bodens, an der Tauglichma-

Digitized by Google

chung seiner Früchte zu menschlichen Zwecken hat. Sie erhält ihn auch stets so gewiß, als der Arbeiter ihrer Existenz bedarf. Demnach ist die Industrie, in so fern sie wahre Bedürfnisse befriedigt, eben so sichergestellt als die Urproduktion.

Da die Menschen, wie alle lebendigen Geschöpfe, sich nach Verhältniß der für sie vorhandenen Erhaltungsmittel vermehren, so ist nach Speise und Trank immer Nachfrage. Wer Nahrungsmittel in Vorrath hat, kann über mehr oder weniger Arbeit anderer Menschen gebieten. Er wird immer Leute finden, die arbeiten wollen, um zu leben. Also wird der Ackerbau sich schrankenlos erweitern können. Die Industrie aber wird sich seinen Bedürfnissen akkommodiren, sich mit ihm erweitern.

Die europäischen Maschinen arbeiten mehr als Europa's ganze Bevölkerung und alle seine Pferde zu arbeiten im Stande wären. Die Theilung der Arbeit ist so weit vorgeschritten, daß der Fabrikarbeiter in einer Stunde lernt, was die Arbeit seines Lebens ist. Also ist unsere Industrie im Stande, Waarenmassen zu liefern, welche die Fabrikatensumme früherer Zeiten völlig unbedeutend erscheinen lassen. Die Nothwendigkeiten des Lebens aber haben sich nicht vervielfältigt. Haben sich nun auch die Menschen vervielfältigt, so hat doch dieser Umstand den Waarenverkehr nicht verhältnißmäßig gesteigert. Die Armuth der Menschen ist der Wohlfeilheit der Fabrikate zuvorgeeilt. Die Theuerung der Produkte hat die Wohlfeilheit der Waaren überholt. Der Industrielle tauscht die meisten von ihm verfertigten Fabrikate gegen Produkte ein. Er verwendet nämlich den größten Theil des Geldes, welches er verdient, auf Nahrungsmittel, Licht, Wohnung, Feuerung u. s. w. Je mehr die Menschen und je dienenschwarmähnlicher sie bei und über einander sitzen, um so geringer ist die Produktenmasse, über welche der Einzelne disponiren kann. Also sind große Menschenabtheilungen, gleich viel ob der Preis der Fabrikate auf den vierten oder achten Theil gesunken, weniger im Stande, diesen Theil zu zahlen, als einmal das Ganze. Daher sieht man nirgends schlechtere Wohnungen, nirgends zerlumptere Menschen als in Industriestaaten.

Sonst pries man den glücklich, welcher wenig Bedürfnisse hatte; heute gab man sich Mühe, die Geringschätzung der Welt auf den Genügsamen und Einfachen zu leiten. Sonst stufte sich der Wohlstand nach den Glücksumständen ab; heute heißt man nur eine gewisse Lebensart anständig. Wer 400 Gulden Einkommen hat, will wie der, welcher 4000 Gulden hat, polirte Möbeln, einen modernen Rock, eine geräumige Wohnung in belebter Stadtgegend; er fühlt sich gedemüthigt, wenn er das Eine und das Andere nicht hat. So schränkt er denn seinen Verbrauch an den Nothwendigkeiten seines Lebens ein, um dessen Luxus zu haben. Er lebt vielleicht nur von Brot und Kartoffeln, um — auf parquetirten Boden zu treten und auf der Gasse wie ein vornehmer, überreicher Mann einherzustolziren. Gewiß die widersinnigste Lebensweise, welche man denken kann!

Dieser halbaufgezwungene Gebrauch einer Menge von Luxusartikeln hindert die Wohlhabenden am Aufsammeln von Kapitalien. Die Armen macht er ärmer; der Reiche dagegen gewinnt durch die vorschreitende Wohlfeilheit der Luxusgegenstände, in deren Besitz er zu allen Zeiten war. Auf diese Weise schreitet sein Reichthum immer weiter vor, während der Mittelstand immer ohnmächtiger wird, und das Proletariat sich immer weiter und weiter ausbreitet.

Dem beschränktesten Kopf muß auffallen, daß ein Theil der Industrialerzeugnisse lange schon aus aller Ähnlichkeit und Werthgleichheit mit Gütern herausgetreten ist. Ein Kleid dauert drei Jahre, seine Mode ändert sich alle halbe Jahre. Mein Kleid ist also mit Rücksicht auf meinen Stand und die Gewohnheiten meines Standes künstlich unbrauchbar geworden. Ich beschäftige die Handwerker, ohne einen Vortheil davon,

Digitized by Google

ohne eine Freude daran zu haben. Mir wäre bequemer, ich könnte meinen alten Rock tragen und den überflüssigen Tuchmachern und Schneidern das Geld schenken, welches ein neuer Rock kostet. Es wäre das den Meisten lieber, weil der beständige Wechsel der Moden uns beinahe zwingt, in lächerlichen, verhäßlichenden Aufzügen einherzugehen, weil er uns gewissermaßen zu Haubenstöcken macht und in die Nothwendigkeit versetzt, sich mit so nichtigen Dingen, wie es die Künste der Schneider sind, über Gebühr zu beschäftigen.

Was unter anderen Umständen von hohem Werthe war, dasselbe vermehrt heute den Nationalreichthum nicht um einen Gulden. Die allzu große Zahl studirter Leute, welche ohne Amt und Beschäftigung herumgehen, die Überzahl von Virtuosen, deren Musik uns alle Tage lästiger wird, die Überfülle von Handwerkern, die sich gegenseitig zu Bettlern machen, der Überfluß an Bauern, welche die letzte Kartoffel ihres Feldes für ihren Hunger brauchen u. s. w. u. s. w. — das Land verkümmert um ihretwillen. Wenn tausend Milchkannen, tausend Pflüge, tausend Spaten, tausend Wagen mehr erzeugt werden, als nothwendig, so hören sie auf Güter zu seyn. Mehr als das, sie benehmen allen Dingen ihrer Art einen Theil ihres Tauschwerthes. In einem Haushalte ist das derselbe Fall. Zehn Tische, wenn ich sie behalten muß, sind mir zur Last, stehen mir im Wege.

(Schluß folgt.)

Das Ausland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

Die Klöppler im sächsischen Erzgebirge *).

„Die Noth lehrt beten", sagt ein altes Sprichwort, dessen tiefe Wahrheit wohl Jeder an sich selbst schon erfahren hat. Allein die Noth lehrt nicht blos beten, sie lehrt auch manches Andere, was dem Menschen nützlich und gut ist, wenn er nicht mit der überstandenen Noth auch ihre Lehren leichtfertig vergißt. Ob wir selbst Noth leiden, oder Andere leiden sehen, so fesselt uns die Noth jedenfalls an Personen und Dinge, denen wir sonst unser Interesse kaum zugewandt hätten, und so bereichert sie unsere Kenntniß. Die Noth spricht gewaltiger, als es die Lehren der Moral und des Christenthums vermögen, zu unserm Herzen, lehrt uns eindringlich, daß der Duldende und Darbende unser Bruder ist, zu gleichen Ansprüchen von der Natur berechtigt wie wir, und mahnt uns, mit ihm zu theilen, seine Noth zu mildern; so veredelt sie unser Herz. Die Noth, besonders wenn sie in so großem Umfange auftritt wie gegenwärtig, lehrt uns nachdenken über den Zustand der menschlichen Gesellschaft, die — was sich auch Derjenige sagen muß, der sonst alles vortrefflich zu finden sich gewohnt hat, wie's eben ist — nicht so organisirt ist, wie sie seyn sollte und könnte, und wir beschäftigen uns mit den Mitteln, eine andere bessere Gestaltung zu finden und dem Übel nicht blos für den Augenblick sondern auf die Dauer abzuhelfen; so schärft sie unsern Verstand und gibt seiner Thätigkeit eine Richtung, die der Menschheit zum Segen gereichen muß, wenn wir dieser Richtung treu bleiben und nach unseren Kräften und Mitteln Hand anlegen an die Verbesserung.

*) Eine weitläufige Darstellung schildert im „Deutschen Volkskalender für 1848, Breslau, bei Trewendt" — im Vorbeigehen gesagt, ein empfehlenswerthes Jahrbuch für den Bücherschrank des Landmanns und Bürgers — die Noth der armen sächsischen Klöppler (Spitzenmacher), wie sie im Winter 1847 auf ihrem Hochpunkt gestanden. Aus ihr haben wir obige Auszüge und solche Einzelnheiten entlehnt, die für unsern Leserkreis ein humanes Interesse und auch für die armen Spinner in schlesischen und böhmischen Gebirgsgegenden theilnehmende Erinnerungen wecken dürften. D. R.

Digitized by Google

Unter der Noth, die gegenwärtig auf einem großen Theile von Europa lastet, seufzt das sonst „gesegnet“ genannte Sachsen mit am schwersten. Das Land erzeugt im Allgemeinen nicht, was es braucht, erfordert vielmehr alljährlich die Einfuhr von mehr als einer Million Scheffel Getreide. Der Mißwachs der letzten Jahre mußte daher die Theurung, die damit zusammenhängt, nothwendig höher steigern, als in den Ländern, die Überfluß erzeugen. Diese Theurung aber traf am schwersten diejenigen Provinzen, die nach ihrem rauhen Klima und der Schroffheit und Unfruchtbarkeit ihres gebirgigen Bodens ihre Nahrungsmittel am wenigsten selbst erbauen können: das Voigtland und das Erzgebirge. Eine reiche Fabrikthätigkeit, reicher und mannigfaltiger, als vielleicht irgendwo im deutschen Vaterlande, hat allerdings in jenen Landstrichen vielfache Erwerbsquellen eröffnet und die Mittel geschaffen, das zu kaufen, was der Boden nicht gewährt; allein sie hat auch die großen Übel im Gefolge gehabt, welche sich an die Fabrikthätigkeit überhaupt knüpfen: den Zusammenfluß unverhältnißmäßig großer Bevölkerungen, Untergang des selbstständigen Mittelstandes, ein schreiendes Mißverhältniß zwischen Arbeit und Lohn, und alle Leiden des Proletariats, die das Leben der Gegenwart dem Menschenfreunde so sehr trüb und traurig machen. Ein Weber oder Strumpfwirker — und Sachsen besitzt deren viele Tausende, ganze Landstriche sind nur mit denselben bevölkert — verdient z. B. in jetziger Zeit bei dem angestrengtesten Fleiße und wenn er vollauf Arbeit hat 1 fl. bis 1 fl. 30 kr. wöchentlich, in der Lausitz sogar nur 30 bis 36 kr. C. M. wöchentlich; hat er aber Familie — und grade diese beiden Geschäftszweige sind meistens überreich damit gesegnet — so braucht er für den allerkümmerlichsten Lebensunterhalt, für eine Nahrung, die blos aus Brot und Kartoffeln besteht, täglich 30 kr., folglich die Woche 3 fl. 30 kr. und muß demnach nothwendig über die Hälfte der Zeit mit den Seinen hungern.

Doch es ist unmöglich, ein großes Gemälde des ganzen Nothstandes hier aufzurollen. Stellen wir lieber ein kleines Bildchen auf. Unter allen Nothleidenden Sachsens sind die Bewohner des Erzgebirges vom größten Elend heimgesucht und unter ihnen leiden wieder die Spitzenklöppler am meisten. Nehmen wir also die großen Industriedörfer Rittersgrün, Großpöhla und Breitenbrun und ihre Umgebungen als Mittelpunkt unserer Schilderung und suchen in diesem engen Rahmen das Volk mit seinen kleinen Freuden und großen Leiden dem Leser darzustellen.

Das Erzgebirge ist der Hauptsitz des sächsischen Fabriksbetriebs; in den Niederungen knarren Tausende von Web- und Wirkestühlen und stundenlange Dörfer kann man durchwandern, wo an jedem Fenster diese leichte Maschine in Bewegung ist. Im höhern Gebirge nährt der Bergbau noch eine große Bevölkerung; allein die geringe Ausbeute, verbunden mit der Uebersülle von arbeitsuchenden Händen, hat es dahin gebracht, daß er den Seinen nur das kümmerlichste Dasein gewährt. Die Spinnerei ist gewissermaßen nur versuchsweise eingeführt worden und kränkelt an der allgemeinen Verkümmerung, die auf diesem Industriezweige in Deutschland lastet. Die Fabrikation von Holz- und Spielwaaren hat sich theils überlebt, theils ist sie gegen eine begünstigtere Konkurrenz zurückgeblieben und von ihr erdrückt worden. Band- und Posamentirwaaren gehen noch ziemlich und werden als blühend geschildert, allein auch ihre Blüte welkt, und dieser Industriezweig beschäftigt im engen Raume um Annaberg herum nur verhältnißmäßig wenig Hände. Das Spitzenklöppeln endlich, einst der Stolz Sachsens und eine der ergiebigsten Nahrungsquellen für die Bewohner des rauhesten und unfruchtbarsten Theiles des Erzgebirges, liegt ganz darnieder, und die kunstfertigen und fleißigen Bewohner, die sich davon nährten, schmachten im tief-

Digitized by Google

sten Elend. Die genannten Dörfer aber sind meistens von Spitzenklöpplern bewohnt, und es gibt fast keine andere Arbeit dort. Zwar beschäftigen die benachbarten Hammerwerke eine Anzahl Männer, allein ihr Loos ist nicht besser, als das der Klöppler.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Abd-el-Kaders Unterwerfung.) Nur drei Jahre dauerte der Krieg Jugurtha's gegen die römischen Legionen; Abd-el-Kaders Name war sechzehn Jahre lang der Schreckensruf auf den französischen Vorposten. Selbst von Marokko aus erschien er noch mehre Male auf der algierischen Kriegsszene. Doch merkte man diesen letzten verzweifelten Versuchen, seiner Sache wieder aufzuhelfen, wobei er oft Wegstrecken von zehn Meilen in einem Tage durcheilte, seine allmälige Ermattung an. Wie der gehetzte Löwe sank er oft lange kraftlos nieder, und man vernahm dann eine gute Weile nichts von ihm, bis er wieder Athem schöpfend sich aufrichtete, die Mähne wieder streitmuthig schüttelte und mit gewaltiger Stimme durch die Wüste tobte. Sie fand zuletzt immer weniger Echo, diese prophetische Stimme, deren Ruf vormals zahllose Reiterschwärme aus ihren sandigen Regionen zum Kampf gegen die Rummi gelockt, und die noch immer den Glaubenskampf mit gleichem Feuer predigte. Aber der Streitmuth der von den französischen Razziazügen hart mitgenommenen Stämme war gebrochen. Die Wegnahme der Smala durch das fliegende Korps, welches der Herzog von Aumale anführte, war ein furchtbarer Schlag für ihn. Die Araber, müde eines für sie verderblich gewordenen Krieges, glaubten ihn von Allah und vom Glück verlassen, fielen in immer zunehmender Zahl von ihm ab, und so manche Stämme kehrten, von den Franzosen gewonnen oder bezwungen, ihre Waffen gegen den Mann, den sie als einen Heiligen so begeistert verehrt hatten. — Der „Moniteur Algerien" schildert die Szene näher, da Abd-el-Kader sich vor seinen Feinden beugte und endlich unterwarf. Am 23. Dezember 6 Uhr Abends kam er mit den Generalen Lamorcière und Cavaignac und Oberstlieutenant v. Beaufort an und wurde vor den Herzog von Aumale geführt. Den Umständen sich fügend, legte er unterwürfig die Sandalen an der Schwelle ab und blieb stehen, bis der Prinz ihm einen Wink gab, sich zu setzen. Nach augenblicklichem Schweigen sprach er folgende Worte, welche Herr Rousseau, der erste Dolmetscher in's Französische übertrug: „Ich würde früher schon gethan haben, was ich gethan, aber ich habe gewartet bis zu der von Gott bestimmten Stunde. Der General hat mir ein Versprechen gegeben, auf welches ich mich verließ. Ich fürchte nicht, daß es nicht gehalten werde vom Sohne eines so großen Königs, wie der König der Franzosen. Ich bitte um seinen Aman für meine Familie und für mich." Der Herzog bekräftigte sofort das Versprechen des Generals. — Am nächsten Morgen fand noch eine Szene statt, welche dem Stolz des Emirs schwer fallen mußte. Als der Herzog von einer Musterung zurückkehrte, ritt Abd-el-Kader, von seinen ersten Häuptlingen umgeben, vor, stieg einige Schritte vor dem Prinzen ab und sprach: „Ich biete Euch dieses Pferd, das letzte, das ich geritten, als einen Beweis meiner Dankbarkeit an; ich hoffe, es werde Euch gutes Glück bringen." Der Prinz antwortete: „Ich nehme es an als eine Frankreich dargebrachte Huldigung, dessen Schutz fortan Euer Schild seyn wird, und als ein Zeichen, daß das Vergangene vergessen ist." Der Emir grüßte hierauf den Prinzen mit großer Würde und kehrte zu Fuß in sein Zelt zurück.

Digitized by Google

Korrespondenz.

(München.) Über den jungen Violinvirtuosen Laub aus Prag sagt die allg. Zeitung: „Der 15jährige Violinvirtuose Ferdinand Laub aus Böhmen ist unstreitig einer von den wenigen Auserwählten, denen der Genius der Tonkunst gleich bei der Geburt den Kuß der Weihe auf die Stirn gedrückt. Laub ist eine der interessantesten Erscheinungen im Bereiche des konzertanten Violinspiels. Seine Leistungen sind die eines ganz vollendeten Künstlers, und stellen ihn weit über die der Millanollos. Seine Sicherheit und Kühnheit in Überwindung der größten Schwierigkeiten ist so überraschend, daß man fast glauben sollte, Laub kenne keine Schwierigkeiten, denn er spielt nur mit ihnen. Man kann gar nicht begreifen, wie dieser Knabe zu einer in allen Theilen so vollendeten Technik kam. Ein Hauptvorzug seines Vortrags aber ist eine musterhafte Korrektheit und die Seele, die er jedem seiner Vorträge zu geben versteht. Da ist kein Zweig des Violinspieles, der bei ihm nicht vollkommen ausgebildet wäre: die schwierigsten Staccatos verlegt mit einer Gleichheit und Bestimmtheit von seinem Bogen, die den Zuhörer in Staunen versetzen. Ja, Laub steht als Meister im Staccato da. Seine Flageoletts sprechen mit seltener Leichtigkeit und Reinheit an; eben so rühmenswerth sind seine Arpeggien, denn während sein Bogen zierlich und gewandt in Ligatos und Staccatos über die Saiten hinschwebt, bewältigt seine linke Hand die schwierigsten Doppelgriffe oft auf drei Saiten und flicht noch zum Überfluß im Pizzikato das Grundthema ein. Bei all diesem ist sein Ton groß, weich und füllig, seine Intonation durchaus rein, seine Bogenführung edel und gewandt. Laub weint auf seiner Violine, aber er lacht und schäkert auch, und reißt wie in wildem Wahnsinn seine Zuhörer mit sich fort. Im gewöhnlichen Leben ist Laub ein gutmüthiger, anspruchsloser, heiter und gesund aussehender Knabe, aber ergreift er seine Violine, so gleicht er einem überirdischen Wesen. Wie flammt dann sein sonst so bescheidenes Auge! Laub erregte in seinen Konzerten, sowohl im Musenmssaal wie im königlichen Theater, einen ungeheuern Enthusiasmus. Sein letztes Konzert wurde durch die Gegenwart Sr. Maj. verherrlicht.

Homonyme.

Zur Glut der Andacht wird nur jener Tempel,
Der sie empfing, den Gläubigen erwärmen,
Der Dichter nur, dem ihres Kusses Stempel
Die Stirne schmückt, hinan zum Pindos schwärmen,
Der Priester nur der Hölle Bande lösen,
Den sie bewehrt zum Kampfe mit dem Bösen.

Doch leicht erliegt im Kampf' die Macht des Guten;
Ein Wink verwandelt sie, und er — o schandert! —
Ist Mörder nun, der, aus des Äthers Fluten
Herniederstürzend, was zu stechen zaudert,
In wilder Lust zerfleischt mit blut'gen Krallen,
Und feig entflencht, hört er des Jägers Ruf erschallen.

Baldwin.

B. Bosco wird in seinem Salon, Haarmarkt Nr. 733, im 1. Stock rechts, Sonntag den 23. Jänner 1848, eine Vorstellung geben. — Die schon vor seiner Krankheit gekauften Billeten sind nur zur benannten Vorstellung gültig. — Kasse-Eröffnung um 5 Uhr, Anfang um halb sechs Uhr präcise. — Eintritts-Preise: Ein Sitz im Zirkel 2 fl. C. M.; ein unnumerirter Sitz 1 fl. C. M. — Billeten sind im benannten Salon von 10 Uhr früh bis Abends zur Vorstellung zu bekommen.

Der **„Wiener Zuschauer"** erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem **Komptoir des „Zuschauers"** (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember **franko** bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Bühnen

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 13. Montag den 24. Jänner. 1848.

Wien

Theater. (Theater an der Wien.) Am 21. Jänner: „Die Musketiere der Viertelmeisterin," Posse in drei Akten von J. Schick. Eine der besten Parodien, die seit Jahren auf die Bühne gebracht wurden! Szene für Szene den „Musketieren der Königin" folgend, treibt diese Posse mit der niedern Schichte einer stolzen Viertelmeisterin und der Gemeindewache, mit der Liebe ihres Töchterchens zu einem Praktikanten und der Narrheit eines reimwüthigen Rathsdieners ihr muthwilliges und neckisches Spiel. Das Stück ist voll körnigen Witzes, voll gesunden Humors, der manche Zeitschwäche geißelt, aber nicht in verletzende Beziehungen ausartet, der immer lustig und oft ausgelassen lacht, aber nichts von Erbitterung zurückläßt. Treffliche Kouplets, wechselndes Schaugepränge und das Kostüm einer entschwundenen Zeit, welches mit den Nadelstichen auf die gegenwärtige im komischen Gegensatz steht, vollenden die erheiternde Wirkung auf den Zuschauer, der, in eine sehr behagliche Stimmung versetzt, über das tolle Spiel auf der Bühne recht vom Herzen lacht und ein paar Stunden hindurch seine Hausorge, seinen Geschäftsverdruß und vielleicht manche kleinliche Erdensnal vergißt. Zu dem Verdienst der Dichtung kommt das Verdienst eines trefflichen Zusammenspiels. Treumann als Praktikant, Rott als Rathsdiener—diese komischen Chamäleons, in dieser, wie in jeder Rolle wieder neu, mit Recht die Lieblinge des Publikums und die ersten Komiker der Volksbühne Wiens; die Frauen Beckmann und Klimetsch, voll muthwilliger Laune in der Ausführung ihrer heiteren Aufgabe; die Übrigen, worunter Verstl und Wagner noch hervorzuheben, den Erfolg des Ganzen fördernd, jeder ganz gemacht für seine Rolle, Alle gleich eifrig im gerundeten Spiel! — Die sangvolle Musik des Herrn Kapellmeisters Müller, wenn auch nicht durchgehends neu, ist so ansprechend und melodiös, daß sie die Wirkung des Ganzen erhöht. Wohl könnte die Kritik hier und da Ausstellungen finden — aber sind so anspruchlose und heitere Gelegenheitsarbeiten Gegenstand kunstrichterlicher Erörterung, ängstlicher Kunstsektionen? Genug, wenn sich das Publikum unterhält, wenn selbst der Grämliche lacht, wenn bei dem heiteren Scherz weder das Zartgefühl verletzt, noch die Sitte beleidiget wird. Ja, dieses Stück ist von den unterhaltendsten eines! E.

— (K. K. pr. Carl-Theater.) Die Neuigkeiten dieser Bühne finden kein Glück. So auch das am 18. d. M. gegebene einaktige Lustspiel: „Was den

Digitized by Google

Einen tödtet, gibt dem Andern Leben," von Albini — ein armseliges Machwerk ohne Witz und Leben. Nur das gerundete Spiel, wobei den Herren Boy und Lang vorzügliche Erwähnung gebührt, retteten es vor einer ungünstigen Aufnahme. Das Haus war, wie fast regelmäßig, auch bei dieser Novität nicht sehr gefüllt und der Beifall matt.

Humanitätswesen. Die Wiener Zeitung veröffentlicht in ihrem Feuilleton ein sehr achtungswürdiges Schreiben des Vorstandes des Münchner Thierquälerei-Vereins, Sr. Hoheit des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, Herzogs zu Sachsen, an den Nied. Österr. Verein gegen Mißhandlung der Thiere, datirt München 17. Dezember 1847. Es lautet:

„Meine hochverehrten Herren! Indem ich Ihnen und durch Ihre hiermit erbetene gütige Vermittlung zugleich den übrigen verehrten Mitgliedern des Ausschusses des Wiener Vereines gegen Thierquälerei meinen wärmsten Dank für das mir, als Ehrenmitglied ihres Vereines, übersandte Diplom hiermit ausdrücke, gebe ich Ihnen zugleich die Versicherung, daß ich bis an's Ende meines Lebens fest und beharrlich den Grundsätzen, die Ihr und unser Verein dahier in München und alle, den uns'rigen verwandte Vereine in Europa, oder wo immer, vertheidigen und die, im echt christlichen Sinne Mitleid zur Basis der Erziehung zu machen und hierdurch zum wahren Wohle der Menschheit zu wirken, zu ihrer Aufgabe gemacht haben, huldigen, und sie mit allen mir zu Gebot stehenden Mitteln zu vertheidigen, und in der Welt zu verbreiten bemüht seyn werde. Wie ich mich schon öfter aussprach, und wie es schon mehrmals in öffentlichen Blättern nachgedruckt wurde, waren mir aus voller Seele und Überzeugung die Worte geschrieben, die Herr Hofrath Perner, der Gründer unseres hiesigen Vereines, den ich auf alle Weise zu unterstützen für meine Pflicht halte, in der Einleitung unsers letzten Jahresberichtes aussprach: „Erwägen Sie gütigst, wie oft schon nach dem Zeugnisse der Geschichte die nützlichsten Unternehmungen bei ihrem Entstehen verlacht, verspottet, verfolgt wurden, wie oft die Urheber derselben ihre durch Geist und Rang mächtigsten Zeitgenossen — vergeblich um Unterstützung anriefen, wie man sie hilflos in's Grab steigen ließ und — nach ihrem Tode bedauerte!"

Wir wollen daher, wir Alle, die wir uns zu diesem gottgefälligen Werke verbunden haben, eifrig zusammen wirken, und uns nicht irre machen lassen, weder durch kalte Theilnahmlosigkeit noch Gleichgiltigkeit, noch durch direkte Hindernisse, die uns von Solchen entgegengesetzt werden, die unsere Aufgabe nicht zu würdigen wissen, oder sie in der Verhärtung ihrer Herzen nicht würdigen wollen. Ich habe vor Kurzem in einem Wiener Blatte gegen die Verunglimpfung unserer Vereine, durch ihnen zur Last gelegte Fehler und Übertreibungen, die sie nie begangen haben, in meinem Namen, und in dem aller Vereine eine Verwahrung eingelegt, um dem Irreführen der öffentlichen Meinung vorzubeugen, worauf nichts als der allgemeine Satz: daß Witz und Satyre alle, auch die besten Anstalten in ihr Bereich ziehen dürfen, eingewandt, der Hauptgesichtspunkt aber, daß Witz und Satyre nicht gute Anstalten durch Anrichtung von Fehlern, die nie begangen wurden, verläumden dürfen, umgangen wurde *). Wir wollen stets an diesem Grundsatze festhalten und daher einerseits Fehler und Übertreibungen möglichst vermeiden, andererseits die uns blos angedichteten nicht durch Stillschweigen zugestehen. Allen Schwierigkeiten, die uns — leider nur zu oft auch aus den Regionen der gebildeten Klassen — in den Weg gelegt werden, wollen wir Muth und Ausdauer entgegen setzen. Wir wollen diesen Muth und diese Ausdauer fortwährend, Theils aus unserer Überzeugung und Pflicht, Theils aus den zahllosen Lehren der Geschichte schöpfen. Wir wollen stets an das uns vorleuchtende Beispiel jener großen Männer denken, die dem Kampfe gegen die Vorurtheile ihres Jahrhunderts, gegen das kalte und theilnahmlose Zuschauen der meisten Gebildeten ihrer Zeitgenossen und selbst gegen den Witz, Spott, Verläumdung und Verfolgung, ihr persönliches Glück, ihre Ruhe, ja ihr ganzes Leben opferten, und deren Ausdauer zuletzt — wenn auch zum Theil erst nach ihrem Tode — doch immer die Siegespalme errang. Wir wollen stets an die Erfinder der Buchdruckerkunst, an Columbus, an Copernikus, an Gallilei, an Keppler u. dgl. denken, und wenn wir uns gleich nicht so hoch dünken, als diese Märtyrer und Zierden des Menschengeschlechtes, so soll uns doch das Bewußtseyn leiten und ermuthigen, daß wir pflichtgemäß und der von Gott in uns gelegten Überzeugung folgend thun, was in un-

*) Eine Ansicht, die bekanntlich Herr Saphir in seinem Humoristen geltend machen wollte.
Anm. der Red.

Digitized by Google

fern geringen Kräften steht, um der großen Wahrheit Eingang zu verschaffen: „Ohne die Grausamkeit gegen die Thiere abzustellen, kann keine Macht der Erde das wahre Mitleid je zur Grundlage der Erziehung machen, und ohne Mitleid zur Grundlage der Erziehung zu machen, kann das Menschengeschlecht nie glücklich werden.“ — Genehmigen Sie, meine hochverehrten Herren, die Versicherung der besondern Hochachtung, womit ich bin Ihr freundlichst ergebener

Eduard Prinz von Sachsen Altenburg,
Herzog zu Sachsen.“

Der neue Schlemihl.

Eine abenteuerliche Geschichte aus dem Tagebuche eines Hypochondristen *).

Im Begriffe von Würzburg nach Frankfurt zu reisen, hatte ich mein Gepäck nach der Post gesandt, und von meinen Bekannten Abschied genommen. In den Posthof angekommen, fand ich zu meinem Vergnügen Platz in einem Kabriolet. Man genießt da die Aussicht, hat höchstens nur zwei Nachbarn und was noch der Annehmlichkeiten mehr sind. Der Kondukteur öffnet den Schlag; ich steige ein.

Alle Wetter, welch' ein Schachtelkram! In der Ecke gegenüber saß nämlich ein Frauenzimmer fast ganz in Pappschachteln vergraben. Schachteln und Schächtelchen gab es da von allen Formen und Farben, vom größten und vom kleinsten Kaliber; runde, lange, viereckige, blaue, weiße, braune, gestreifte und geblümte, kurz eine wahre Schachtelsündflut. Als ich unwillkürlich zurückschauderte, wendete sich die Gebieterin dieses Schachtelreiches, welche früher zum andern Fenster hinausgesehen hatte, um, und gab meiner Aufmerksamkeit schnell eine andere Richtung. Ihr Anblick söhnte mich mit allen Schachteln der Welt aus. — Ach, hätte ich nur „Clauren“ nicht gelesen! Aber kann man nach diesem Detailhändler in Beschreibungen weiblicher Schönheit noch auf Originalität Anspruch machen? Indessen was soll sich der Mensch eines Plagiates von diesem sublimen Genie schämen? — Also, in ihrem Gesichtchen spielten alle erforderlichen Farben, womit die Schönheit bisher tingirt wurde — vom Lilienweißen durch's Rosenrothe bis in's Purpurfarbene ihrer — granatenen — Lippen; zwischen diesen, natürlich, das reinste Elfenbein ihrer Zähne hervorschimmernd. Die Augen waren das herrlichste Blau, mit langen dunklen Wimpern, von unnennbarem Reize, wenn sie niedergeschlagen waren; von magischer Wirkung, wenn sie ihre vielsagenden Blicke aussandten. Ein blütenweißes — aber nicht von der Pfirsichblüte — schmales Spitzenhäubchen umschattete das Engelsköpfchen wie — ja wie? — wenn es mit den Gleichnissen nicht eine so fatale Sache wäre — indessen, fortgefahren muß denn doch werden, — wie also recht was Schönes, und ihr Wesen machte den freundlichsten, erheiterndsten Eindruck auf mich. Beinahe hätte ich ihr Haar zu schildern vergessen. Es war dunkel, vielleicht sogar schwarz, und zwei schalkhaft sich hervordrängende Locken hatten gerade noch Platz, um dem blendenden Weiß der Haube oder auch, wenn man will, der sammtenen Lilienhaut, als Folie zu dienen. Den Anzug der schönen Reisenden

*) Im Verlage des k. k. Hofbibliotheks-Antiquars und Buchhändlers M. Kuppitsch sind drei Bändchen einer Unterhaltungsschrift: „Der Wiener Spaßmacher, von Fuchsmundi dem Jüngern,“ vor Kurzem erschienen, die als eine sorgfältigere Sammlung von Anekdoten, kleinen Erzählungen u. dgl. Empfehlung verdient. Der pseudonyme Herausgeber ist ein wohlbekannter Wiener Schriftsteller, dessen Umsicht, Takt und Fleiß manches treffliche Werk bethätigt. Zeigt er auch hier mehr den geschmackvollen Sammler, als den Autor selbst, so beweiset doch die passende Auswahl und Bearbeitung so manches Fundes sein Geschick und einen geläuterten Geschmack. Wir geben, um den Leser über die Tendenz der Sammlung selbst richten zu lassen, mit der obigen eine der kleinen Erzählungen dieser Erheiterungsschrift zur Probe.

Digitized by Google

brauche ich um so weniger zu beschreiben, als ich selbst nicht viel davon zu Gesichte bekam. Es umhüllte sie nur ein dunkler Mantel, aus welchem von Zeit zu Zeit kleine weiße Hände, wie Silberfische aus dunklem Wassergrunde, auftauchten und eben so schnell wieder verschwanden.

Als endlich meine Beobachtungen vom Physiognomischen in's Pathognomische übergingen, bemerkte ich vor Allem, daß sie zum Erstenmale eine Reise machte. Untrügliche Kennzeichen waren dafür vorhanden. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte sie dem Aufladen der Reisenden und des Gepäckes zugesehen. Mit großer Neugierde musterte sie das Innere des Wagens und dessen Einrichtungen. Mit sichtlichem Vergnügen ließ sie das bewegliche Fenster auf und nieder, dann spielte sie mit der Quaste, wiegte sich in der breiten Wagenschlinge, durchstöberte die Taschen und das Netz, ohne indeß einen Versuch zu machen, ihr Schachtelmagazin irgendwo unterzubringen. Anfangs hatte sie zwar gesagt, sie wolle dieselben auf den Schoß nehmen, besonders als der Kondukteur drohte, den ganzen Kram unter das übrige Gepäck zu werfen. Ich weiß nun zwar nicht, wie groß die Anzahl der Kinder Israels seyn mag, zu deren Aufnahme Vater Abrahams Schoß bestimmt ist, allein davon bin ich überzeugt, die Schachteln meiner schönen Reisegefährtin hätte er nicht aufzunehmen vermocht, und jedenfalls war der ihrige bedeutend kleiner, als jener des frommen Erzvaters. Über ihren Stand reihte ich Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten zusammen, und brachte endlich heraus, sie müsse entweder eine Putzmacherin seyn, oder ein Kammermädchen, das unter obligater Schachtelbegleitung ihrer Herrschaft in's Bad reis'te. Das konnte ich indessen bald erfahren. Ich suchte meinem Gesichte den möglichst freundlichen Ausdruck und meiner Stimme zutraulichen Ton zu geben, als ich sie grüßte und sie anredete: „Sie reisen also auch nach Frankfurt, mein Fräulein?"

„Ja wohl," antwortete sie etwas zimperlich, „freilich reise ich nach Frankfurt und wünsche bald hinzukommen, denn ich habe viele Geschäfte dort."

Auf meine weitere konversationslustige Frage, ob denn diese Geschäfte so pressant wären, erwiederte sie: „O freilich; ich bin in Kondition bei Madame Ribaud in Würzburg, und muß die neu angekommenen Pariser Moden bei Monsieur Villardot in Frankfurt abholen, weil die Madame selbst unpäßlich ist." Wir hätten das so interessant begonnene Gespräch noch weiter fortgesetzt, allein der Postillon war bereits zu Pferde gestiegen und schickte sich zur Abfahrt an.

Ich dehnte mich behaglich in meiner Ecke aus, des süßen Gedankens voll, daß ich mit dieser schönsten aller Modegrazien allein fahren sollte. — Wie furchtbar aber wurde ich aus meinen Träumen aufgeschreckt!

Das Signal war bereits gegeben, ich hörte die Wagentritte schon hinaufschlagen, der Kondukteur nahm seinen Platz ein, die Pferde zogen an — da öffnete sich neuerdings die Thüre des Kabriolets. „Verflucht!" brummte ich, „wer kommt noch?" — Eine sonderbare Figur. Noch nie hatte ich ein Wesen so unheimlichen Ansehens gesehen. Seine Glieder waren auf höchst eigene Art in die Länge gezogen und machten mir vor Allem Besorgniß, wie sie in dem Kabriolet sollten untergebracht werden, von welchem zwei Drittheile bereits mit Schachteln angefüllt waren. Auch der neue Ankömmling stutzte Anfangs über diesen Schachtelsegen; allein, als der Wagen bereits im Gange war, reichte er mit seiner langen Hand mit großer Gewandtheit nach den umliegenden Schachteln, steckte sie rechts und links in die Wagentaschen, oben in's Netz, schob einen Theil unter den Sitz, rückte den Rest zusammen, und nun erst, nachdem auf wunderbar schnelle Weise einiger leerer Raum entstanden, begann er allmälig seine Gliedmaßen hereinzuschieben. Endlich nahm er seinen Platz zwischen uns in der Mitte; —

Digitized by Google

Gott weiß aber, wie das zuging. Die unendliche Figur schob sich zusammen, rückte sich zurecht und saß endlich zwischen mir und der schönen Modehändlerin, ohne uns zu berühren, ohne uns im Mindesten zu geniren. So saß der unheimliche Fremde da, still eingezogen, wie eine Fledermaus mit gefalteten Flügeln.

Lange herrschte beklommene Stille. Das begonnene Gespräch konnte sich nicht wieder anknüpfen. Ich heftete beobachtende Blicke auf den neuen Gast und von da nach der Schönen in der andern Ecke. Diese befolgte das umgekehrte Manöver; der Lange saß gebückt und unbeweglich da; so, daß ich volle Muße hatte, die sonderbare Figur näher zu betrachten. Es war ein ältlicher Mann, auf dessen Gesicht die Zeit zahlreiche und tiefe Furchen eingegraben hatte. Die Farbe seines Gesichtes war verwittert, bleich, und an den dunkleren Stellen mehr braun als roth. Sein Kinn umstarrten lange Borsten eines röthlichen Bartes und unter dem Hute hervor standen einzelne Büschel Kopfhaare von der nämlichen widerlichen Farbe. Die Züge des Gesichtes waren noch weniger ansprechend, als Färbung und Oberfläche desselben. Das Kinn war stark hervorgezogen, die Nase lang und stark gebogen, die Augen tiefliegend und klein. Zwei Furchen, die von den Nasenflügeln nach dem weiten Munde gingen, verliehen dem Gesichte einen höhnisch-grinsenden Ausdruck. Die Kleidung dieses unheimlichen Freundes bestand in einem lederfarbigen Frack, der bis unter das Kinn zugeknöpft war, und in langen engen Beinkleidern von grellbrauner Farbe. Beide schienen über den Gliedmaßen ihres Besitzers zusammengeschrumpft zu seyn, so straff und gespannt waren sie. Die Knie, die Ellenbogen, kurz, jede Erhöhung stand gespitzt und eckig hervor. Die Ermeln des Rockes reichten nicht bis zu den dicken Knöcheln der langen und schmalen Hand, deren Finger gestreckt und schwächlich, aber von besonderer Weiße und Gelenkigkeit waren. An sichtbaren Gütern hatte der Fremde nichts bei sich. Er kam ohne Stock, ohne Schirm, ohne Mantel, ohne Bündel, ohne Fußsack, kurz, ohne ein einziges der vielen Geräthe, welche gewöhnlich auf Reisen für unentbehrlich gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schattenseite der Industrie dem Ackerbau gegenüber.

(Schluß.)

Im Grundbesitz ist Basis, Beständigkeit, in der Industrie Beweglichkeit und Veränderlichkeit, Unruhe und Ängstlichkeit. Die erobernden Völker der Erde waren vorherrschend solche, welche von Urprodukten lebten. Die Gebundenheit ihrer Gemeinden, die Ordnung und Festigkeit ihrer Verfassungen, die Stärke und Tugend ihrer einzelnen Männer verschafften ihnen über die feigen, weichlichen, weibischen, thörichten und undisciplinirten Völker, welche sie bekriegten, den entscheidendsten Kampf und sichersten Sieg. Rom und die griechischen Freistaaten, in neuer Zeit Indien, Ägypten und Amerika, streiten für die Vorzüge der Agrikulturstaaten.

Aber der Reichthum, der von Allen angebetet wird, die Bürger zwingt, Livreen anzuziehen, und Tugend und Ehre abkauft, macht filzige Leute, welche, was sie umgibt, nur nach Gelde wägen. Die Gemächlichkeit macht gefühllos. Daher meinen denn auch die gemeinen Leute, die Herren, welche in reichbeschnürten buntseidenen Schlafröcken gehen, seyen hartherzig. Eine Überfülle von Genüssen, eine frühe Verzärtelung säen zahllose Krankheiten in den Körper des Reichen, kürzen sein Leben ab, schwächen seine Sinne.

Was nützen dem Reichen ohne Herz die Reichthümer, mit denen er die Flüche Tausender auf sich geladen? Können sie ihm ersparen, alle die ekelhaften Arzneien zu nehmen, mit denen er seinen elenden Leib retten will, der schon nahe daran ist, dem Grabe zuzuschleichen? Von allen seinen prächtigen Kleidern und Uniformen bleibt ihm

Digitized by Google

nur ein frostiger Schlafrock; und die ihm durch den Arzt geboteue Diät hält er um so unwilliger, als er der leckern Gerichte denkt, die er sich für sein Gold verschaffen könnte.

Beneiden wir einem solchen Reichen sein Elterunenbett nicht! Die Furien des bösen Gewissens umstehen es. Er zündet hundert Lichter an, und es scheint ihm dennoch finster im Zimmer, so finster, wie es in den Tiefen seiner Seele ist; er ächzt und stöhnt unter dem Druck eines Alps, den kein Arzt von seiner Brust zu bannen vermag. Ihr Witwen, deren Pensionen er verkleinert, ihr Waisen, deren Vermögen er in rücksichtslose Spekulationen gezogen, wie seyd ihr, bei aller eurer Dürftigkeit und eurer Armuth, bei allem euren Mangel und aller Noth, gegen ihn so glücklich! Ihr würdet euren Feind, euren Verfolger bedauern, ihr würdet ihm vergeben, wenn ihr ihn leiden sähet. Sein Schlaf ist voll Unruhe und Schrecken; nie sucht eine Stunde der Ruhe sein Herz heim. Indeß er mit tödtlichen Krankheiten ringt, gibt seine Frau, die er vielleicht ebenfalls verdorben, ihren Liebhabern Zusammenkünfte und Feste. Undankbare Kinder kränken sein Herz, eiskalte Bediente umstehen sein Todtenbett.

Hat dieser Reiche je das Glück des Tugendhaften gefühlt? das Glück des Tugendhaften, der eine zärtliche Gattin, zuverlässige Freunde, gehorsame Kinder hat? das Glück des Tugendhaften, welcher der Wahrheit, der Gerechtigkeit, Billigkeit und Gleichheit, ohne zu erröthen, begegnen kann? das Glück des Tugendhaften, der seine Hand nicht ausgestreckt hat nach der Habe des Armen, obgleich er die meisten Bequemlichkeiten des Lebens entbehrte? auf dessen Lippen nicht Lug und Trug und Meineid schweben, der mit ruhigem Gleichmuthe vorwärts und zurückschauen kann? der vor keinem zurückgesetzten Biedermanne, vor keiner bestohlenen Waise die Augen niederzuschlagen braucht? der trauernd zwar, aber ohne Gewissensbisse zu fühlen, von der Aufhebung der Spitäler und Versorgungshäuser hört, und beim Bericht über das Elend seiner armen Mitbürger nicht innerlich schaudern muß? der sich selbst als Menschen, und Bürger achten kann? den nicht der Glanz des Hofes, nicht das Gold der Reichen, nicht die zweifelhafte Ehre einer verschrobenen Zeit vermocht hatten, ein Helfershelfer der Tyrannei, ein Verfechter verkehrter Ideen, ein Mehrer des irdischen Jammers zu seyn?

Die Armuth aber ist ein furchtbares Ding! Das Kind des Armen geht, wenn nicht günstige Verhältnisse eintreten, im Leibe der Mutter schon zu Grunde; denn sie muß die härtesten Arbeiten verrichten, den drückendsten Mangel leiden und mit ihr die Ernährung der Frucht. Das Kind des Armen leidet unter Hitze und Kälte, unter der ungeschickten Betastung und Behandlung ungeübter und unwissender Ärzte, so wie es geboren wird. Die Mutter kann es nicht säugen, denn sie ist entweder Amme oder arbeitet im Tagelohn. Überdies reicht ihr kümmerliches Einkommen nicht hin, sie selbst vollständig zu ernähren. Unter solchen widrigen Einflüssen geht das Kind des Armen unter, wenn es nicht besonders guter Natur ist. Das Kind des Armen wächst auf, eingesperrt in ein feuchtes, dumpfiges Zimmer, ohne Wartung, ohne ein Auge, das über ihn wacht; denn die Ältern, die erwachsenen und halberwachsenen Geschwister arbeiten auswärts. Das Kind fällt, beschädigt sich, wird ein Krüppel. Aber übersteht das Kind des Armen auch die Zeit, von der das südliche Frankreich sagt, daß sie das Paradies bevölkere, so muß es mit wenig mehr als sieben Jahren in eine Fabrik; im bei Weitem glücklichern Falle wird ihm die Hut einer Herde anvertraut. Die frühzeitige Anstrengung, die elende Nahrung, der Schmutz, der Dunst, die angeerbten Krankheiten lassen seine körperliche Bildung zurückbleiben, die verdummende Gleichmäßigkeit der Arbeit, der Mangel jedes Unterrichts, die unzüchtigen oder rohen Gespräche der Umgebungen machen aus ihm einen grobsinnlichen, abergläubischen, mitleidlosen Menschen.

Digitized by Google

Wer will, macht ihn zu seinem Knechte. Die alten Gesetze sagten: „Die Kinder folgen der ärgern Hand.“ Das ist wahr geblieben von den Kindern der Armen. Alle ausgezeichnetern Gefühle sind in ihrer Entwickelung von Außen her den Armen versagt. Er weiß von Geschichte nichts, denn, wie Hugo sagt: „das strengste Bücherverbot ist die Armuth.“ Die Kunst ist ihm eine terra incognita. Er kann nicht lieben, denn das, was liebefähig und liebenswürdig macht, die Weiblichkeit, wird von der Armuth im Keime zerstört. Der Arme kann nicht lieben, denn wer kann ein Geschöpf lieben, das in Lumpen gehüllt und Jedermann feil, mit aller Art ekelhafter Beschäftigungen überladen ist? Die Liebe ist ein Enthusiasmus, eine Illusion. Wer kann ein Geschöpf lieben, das ihm jeden Augenblick die nüchternste Prosa in das Leben führt? Der Arme kann dem Staate nicht Freund seyn, der körperliches und geistiges Wohlseyn, Sicherheit, Ehre und Freiheit zu Vorrechten des Besitzes gemacht hat; er kann dem Staate nicht Freund seyn, dessen Steuern unverhältnißmäßig schwer auf ihn drücken, der ihn sogar zwingt, einen Zustand zu vertheidigen, der ihn unglücklich macht, der ihn mit den grausamsten Strafen heimsucht, wenn er nur den Gedanken laut werden läßt, das Eigenthum der Reichen für sich in Anspruch zu nehmen.

Die Religion allein tritt dem Armen tröstend entgegen und verweist ihn auf einen Himmel. Der Arme begegnet keinem Zutrauen und hat selbst kein Zutrauen, nicht einmal zu seiner eigenen Familie. Sein Weib und seine Töchter sind des Erwerbs, der nothwendigen Ernährung wegen öffentliche Personen. Sie vermehren die typhösen Seuchen, welche aus den dumpfigen, schmutzigen Wohnungen der Armuth hervorschießen, mit schändlichen Krankheiten, welche um so verderblicher sind, als die Armen keine Ärzte haben. In der That haben bis heute die verderblichsten Seuchen unverhältnißmäßig die Hütten der Armen heimgesucht. Der Arme muß immer in gar kleinen Portionen und ohne Rücksicht auf Zeitverhältnisse kaufen, und so ist, wie bereits oben erwähnt und bewiesen wurde, für ihn Alles viel theurer als für den Reichen. Er hat, wenn er einen noch so kleinen Vorschuß braucht, keinen Kredit und muß daher ungeheure Bewucherungen erleiden; er ist seiner Unkenntniß wegen, und weil ihm der Rath der Kunstverständigen zu theuer ist, in Allem, was er etwa unter unsäglichen Mühen und Kämpfen unternimmt, allen Bevortheilungen der List und des Betrugs ausgesetzt. Eine furchtbare Konkurrenz erdrückt ihn. Alle die Niederträchtigkeiten, Verbrechen, Laster, die man ihm vorwirft, kleben seiner Stellung an; oft, sehr oft sind sie nichts als verunglückte Bestrebungen, sich aufzurichten. Die Armenanstalten sind gerade nur hinreichend, um ihn statt erhungern nur allmälig verschmachten zu lassen. Nicht dem **Mitleid der Reichen** verdankt er Almosen, nein, man wirft ihm eine Gabe zu, um seines lästigen Anblicks überhoben zu seyn.

„Reichthum gib mir nicht und Armuth nicht!“ lautet ein Gebet der heiligen Bücher.

Das Ausland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

Die Klöppler im sächsischen Erzgebirge.

(Fortsetzung.)

So ein Hohöfner oder Hammerschmied, wie sie heißen, verdient wöchentlich 1 Thaler, wofür er abwechselnd Tag und Nacht arbeiten muß, denn die Werke stehen niemals still, außer Sonntags; seine Arbeit ist sehr schwer und seine Hände sind inwendig mit einer dicken Hornrinde bedeckt, welche dieselben ganz steif macht. Als Knabe von 10 — 12 Jahren beginnt er gewöhnlich diesen traurigen Lebensberuf und

Digitized by Google

jegliche Bildung und Erziehung hat dann ein Ende, wenn sie überhaupt jemals begonnen hat. Pastor Wilds Ausspruch:

Wir werden wie's Vieh so roh gezogen,
Wir lernen Vogelstellen und Fluchen —

ist nur allzuwahr. Im Alter wird der Hammerschmied gewöhnlich ein Bettler, der durch seinen Lebensberuf ganz taub, oft blind, wenigstens im höchsten Grade blödsichtig geworden ist, von Werk zu Werk zieht, so lange seine armen Genossen ihm ein Almosen reichen, und dann — verschwindet, ohne daß man weiß wohin; es ist sprichwörtlich im Gebirge, zu sagen: er ist weggekommen wie ein alter Hammerschmied. Noch kümmerlicher ernähren sich die Waldarbeiter, die zwar eben so viel verdienen, aber 5 — 6 Wintermonate ganz feiern müssen. Daher greifen die Männer häufig auch zum Klöppeln, wenn auch ihrer rauhen Hand diese feine Arbeit nur selten gelingt und sie wenigstens die bessern und theurern Spitzen niemals liefern können. Meistens verrichten aber die Männer die sogenannte Hausarbeit, sie heizen, kochen, waschen und fegen, und lassen Frau und Kinder für den Broterwerb sorgen; sollen die Spitzen gut werden, so muß die Hand „unverdorben", d. h. weich, geschmeidig, zart und rein bleiben. Sind alle diese Bedingungen vorhanden, so kann eine gute Klöpplerin in guten Zeiten täglich 12 — 15 kr. C. M. verdienen, wenn sie vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein arbeitet. In der letzten schweren, theuren Zeit aber war der Verdienst so herabgekommen, daß die geschickteste Klöpplerin mit dem angestrengtesten Fleiße kaum 3 bis 6 kr. verdienen konnte. Und Hunderte von Händen hatten auch das nicht, hatten keine Arbeit!

O Ihr Damen der haute volée, ihr glücklichen Bewohnerinnen großer Städte wenn Ihr Euch mit dem kostbaren Handgewebe schmückt, werft auch einen Blick au, jenes namenlose Elend, unter welchem dasselbe erzeugt wurde. Wenn Euer schönes, in der Fülle der Gesundheit funkelndes Auge wohlgefällig auf den zart verschlungenen Fäden ruht, dann erinnert Euch an das Auge der armen Klöpplerin, das von übermäßiger Arbeit blöde mit unendlichem Schmerz auf der Arbeit geruht hat; wie es, gefüllt mit Thränen, die der Hunger und die Noth ihm entlockte, jede Masche zählte und die Sehnsucht nach Vollendung der fleißigen Hand weit vorauseilte! Wenn Euch die Bewunderung huldigend umschwärmt im kerzenhellen Ball- und Gesellschaftssaale, dann gedenket des harten Strohlagers, auf welchem die Klöpplerin ihren frühwelken Körper umherwälzt, vergebens Ruhe für die wenigen ihr gegönnten Nachtstunden suchend.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Eine reisende Schauspielergesellschaft gab Vorstellungen in einem Provinzstädtchen. Das Söhnlein des Direktors stand im Parket, als auf der Bühne ein tapferer Ritter dem lieblichen Burgfräulein eben schmeichelte: „Rosalinde! Wie roth sind deine Wangen?" — Da rief der Knabe aus: „Sie ist geschminkt! sie ist geschminkt!" Ein unendliches Gelächter der Zuschauer färbte nun die schamerglühenden Wangen Rosalindens in Wirklichkeit.

Auflösung der Homonyme in Nr. 12, S. 96:
Die Weihe, als Besitzniß der Bischöfe.
Der Weihe (Circus, Untergattung aus dem Raubvogelgeschlecht der Falken).

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 14. Mittwoch den 26. Jänner. 1848.

Wien.

Theater. (Theater in der Josephstadt.) Am 22. Jänner: „Doktorin Nacht," Lebensbild mit Gesang, von Julius Seidlitz. Der Vorwurf des Stückes ist in Kurzem folgender: Die Nähterin Fanni, deren Bekanntschaft der Zuschauer in einem elenden Dachstübchen macht, will sich dem Theater widmen, wozu sie ihre lebenslustige und frivole Freundin Mathilde aneifert. Ihr Geliebter, ein tüchtiger Tapezierergeselle, und ein nebenanwohnender Schriftsteller widersetzen sich dieser Neigung, und als ersterer um ihre Hand wirbt, erbittet sie sich in der größten Aufregung Bedenkfrist über Nacht: ob dieser Antrag anzunehmen oder der Laufbahn der Künstlerschaft hinzuopfern. Der Zuschauer sieht im nächsten Akt die ihrer Dürftigkeit entrissene, durch einen reichen Gönner in Pracht und Überfluß versetzte Nähterin als Mitglied einer Schaubühne, umgeben von Lurus, oft besucht und berathen von Mathilden, die nunmehr als Baronin erscheint an der Seite ihres Verehrers, eines ehemaligen Barbiers und nunmehrigen Glücksritters. Aber im folgenden Akt tritt an des glänzenden Palastes Stelle ein ziemlich ärmliches Kaffehhaus, wo wir Fanni, welche ihr Gönner verlassen und die Bühne, weil sie talentlos, von sich gewiesen hat, als Kassierin finden; bald auch ihrer Mathilde, als liqueurtrinkenden Besucherin, und deren Geliebten als falschem Spieler und Betrüger begegnen. Die Verhaftung des letzten zieht jene der beiden verirrten Mädchen nach sich — welche im folgenden Aufzug in einer Kneipe erscheinen: die ehemalige Pseudo-Baronin, als Tiroler-Sängerin dem Laster verfallen, der Chevalier als zerlumpter Harfenist und gemeiner Dieb, die arme Fanni endlich als verhungernde Bettlerin. Eine abermalige gerichtliche Verhaftung führt die Katastrophe herbei. Als Fanni, dem Arm des Schergen sich entreißend, mit Selbstmordgedanken aus der Schenke stürzt — kommt dem Zuschauer mit einem Zauberstreiche das Dachstübchen wieder vor Augen; die Nähterin erwacht eben aus dem schweren Traum einer Nacht; an einer Thür klopft zum frühen Morgen die schelmische Freundin, an der andern ihr treuer Geliebter, nach der Entscheidung seines Loses begierig — und der Entschluß des Mädchens ist fest; Doktorin Nacht hat ihren Drang nach dem ungebundenen Leben der Kunstbahn geheilt.

Der Leser findet hier die Idee: „Der Traum ein Leben" aus der höheren Sphäre in eine niedere versetzt. Wie die bekannte moralische Bilderreihe: „Die Flasche" die Stufenfolgen der Trunkenheit weist, läßt der Verfasser in dem Traumgesichte der

Digitized by Google

Nähterin den Morgen, Mittag und Abend eines der Versuchung heimgefallenen Lebens schauen. Wir müssen gestehen, daß Zeichnung, Farbenwahl, Behandlung, welche der Maler seinen Bildern angedeihen ließ, nicht nach unserm Geschmacke sind. Seine Tendenz war offenbar eine moralische; aber die Ausführung, besonders die Vernachlässigung einer zweckmäßigen Motivirung, dünkt uns, habe den sittlichen Eindruck gefährdet. Der Anblick des elenden Dachstübchens, gegenüber dem prunkenden Palaste, worin er uns Fanni nicht einmal von den Qualen des Reichthums und den Folgen ihrer Stellung gedrückt, sondern in ganz behaglicher Lage vorführt, wie des ziemlich ungelenken liebenden Tapezierergesellen in seinem abgeschabten Rock dem freigebig hohen Gönner gegenüber, dürfte trotz allen moralischen und sentimentalen Redeweisen die gewünschte Wirkung vereiteln. An Deklamationen und Sentenzen ist das Stück freilich überreich, aber, wenn auch in fließender Sprache geschrieben, wurden sie doch alle oft und bei schicklicherer Gelegenheit gehört. Man sieht es der Arbeit an, daß sie ein unflügger Erstlingsversuch in der dramatischen Sphäre ist. Wäre jener von einem jungen Bühnendichter gewagt, würden wir uns über manche gelungene Einzelnheit freuen; aber daß ihn ein längst bekannter Schriftsteller, dessen Name im Felde der Journalistik, im Gebiete der Kritik, der Novelle bekannt und geachtet, mit einem Werke vor uns tritt, das in vielfacher Beziehung den Schüler verräth, macht uns fast ärgerlich. Von einem parteilosen Journal-Referenten, als welchen sich Herr Seidlitz bemerkbar gemacht, von einem begabten Novellisten und Erzähler, ja selbst von dem gewandten Redakteur eines belletristischen Blattes fordern, daß er, weil er Kritiker, Novellist und Redakteur, auch dramatischer Dichter seyn müsse, wäre ungereimt; aber daß er die Gebrechen seines Versuches zur guten Stunde noch mit dem eigenen Auge des Kritikers erkenne und dann vermeide, gewissen Gegnern die ersehnte Genugthuung einer Niederlage auf ungewohntem Felde zu geben — das kann man von einem gebildeten Referenten, das muß man von einem Kritiker fordern.

Das Stück des Herrn Seidlitz zeigte uns also nur eine mittelmäßige Arbeit ohne Verdienst der Erfindung, ohne besonderes Geschick in der Ausführung, ohne Glanz und Reiz einer durchbildeten Diktion. Aber die Aufnahme derselben, glänzend und beifallreich, wie ihrer wenige neue Stücke sich rühmen dürfen, zeigte, daß die so vielfach verleumdeten Journalisten noch anhängliche und zahlreiche Freunde haben. Diese Erfahrung war denn auch das angenehmste Geschenk, welches der Journalist und Theaterreferent an diesem Abend mit nach Hause nehmen konnte. Noch mehr darf sich dessen Herr Seidlitz erfreuen, da eine solche Rücksicht nur Folge jener Achtung sein kann, die er sich als Mensch und Schriftsteller im Publikum erworben. Selbst die Schauspieler ließen dem Kritiker nichts entgelten; sie gaben vielmehr sein Stück mit dem lobenswerthesten Eifer und sichtlicher Liebe. Vor Allen verdienen Dlle. Artour (Mathilde), in deren Charakterzeichnung dem Dichter auch das Verdienst der Consequenz nicht abgesprochen werden darf, und Dlle. Bach (Fanni) hervorgehoben zu werden, nicht minder die Herren Feichtinger und Rusa, die gewandten Darsteller der komischen Rollen. E.

Konzerte. Am 23. Jänner spielte der König der Wiener Konzertsaison im Jahre 1842, einer der ersten, wenn nicht der erste Cellist Europa's: Franz Servais, im Musikvereinssaale. Stürmisch empfangen, zeigte der Künstler schon im Vortrag des Allegro, Adagio und Rondo aus einem „Grand concerto," wie riesig er seit seiner Trennung vom Wiener Publikum in der Virtuosität fortgeschritten, obwohl er schon vor einem Lustrum ein ganzer Künstler gepriesen wurde. In ein schmerzzerrissenes, wehvolles Herz, worin Stürme des Lebens und der Zeit toben, in eine Künstlerseele, der

Digitized by Google

blos die Himmelstochter noch als Trösterin geblieben, ließ er in der „Fantaisie élégiaque“ den Zuhörerkreis blicken, der in Todtenstille jedem Zauberton horchte, welchen der bleiche Meister seinem Cello entlockte; und in manchem Auge glänzte, als er erschöpft und selber nassen Auges die Novelle, die er in Tönen erzählt, geendet hatte, eine Thräne der Wehmuth und des Entzückens — wahrlich der höchste Lohn für einen Künstler! Aber auch scherzen sollte man Servais Cello hören, und wer hätte nicht die originelle „Grand Caprice“ über Motive aus Rossini's „Barbier von Sevilla“ belächelt, wer nicht bewundert und angestaunt seine riesige Bravour und technische Fertigkeit! — Die drei Kompositionen, die Herr Servais diesmal vortrug, theilen mit allen seinen Tondichtungen den Ruhm der Originalität, der nur manchmal etwas Bizarrheit vorzuhalten wäre. Daß Herr Servais oft und stürmisch gerufen wurde; daß unser Hofoperntheater-Orchester die zwei Ouvertüren, als Zwischenpiecen gegeben, in oft gerühmter Weise ausführte, wie auch das Cello trefflich begleitete; und daß endlich der Saal so voll war, wie es des großen Künstlers Ruf verdient, bedarf keiner Versicherung. Walter.

Wohlthätigkeitsball. Es ist ein eigenthümlicher Zug des Wieners und ein sprechender Beweis für seine vielgerühmte Gutmüthigkeit, daß er selten eine Freude genießt oder ein Fest feiert, ohne der Dürftigen und Armen zu denken. Der Karneval gibt ihm Gelegenheit, selbst die Mühseligkeiten der Bälle, denen der Bequemere sich manchmal sogar mit Widerstreben als einem Gewohnheitsvergnügen hingibt, zu mildthätigen Zwecken zu nützen. Ein solcher Ball fand Sonntag, am 23. Jänner, in Unger's Kasino Statt. Ein edler junger Mann aus den gebildeten Kreisen hatte zum Besten der Kleinkinder-Bewahranstalt der Rossau — deren Bestehen vorerst auf drei Jahre gesichert ist — seine zahlreichen Freunde zu einem Gesellschaftsball vereint, dem sich unter Mitwirkung wahrer Menschenfreunde bald ein großer Kreis von Honoratioren und der angesehenern Bewohner der Umgegend anschloß. Auf diesem Balle konnte ein Fremder das lebhafte Konterfei des gemüthlichen, frohsinnigen und anständigen Wiener Lebens gewahren. Die Blüte des schönen Geschlechts, umkreiset von der kräftigen jüngeren Beamten- und Bürgerwelt, war dieses Festkreises Zierde. J. Strauß leitete die Ballmusik, Rabensteiner die Tänze. Aber gerade jene lebensfrohen Männer, geachtet und geehrt in allen Kreisen, welche den Gesellschaftsball veranstaltet hatten, opferten dem wohlthätigen Zwecke desselben das eigene Vergnügen. Die Honneurs machend, waren sie durch ihre zarten Aufmerksamkeiten gegen die Besucher und die unablässige Sorge für das Arrangement des Festes so in Anspruch genommen, daß sie einzig allein die Freude des Erfolges, nicht aber der Mitgenuß am allgemeinen Vergnügen für Opfer und Mühe entschädigen konnte. Das gewiß sehr erfreuliche Resultat für den Fond der Kinderbewahranstalt denken wir später bekannt zu machen. E.

Sophienbadsaal. Da der duftige Blütenspender Lenz noch ein paar Monate unter des grausamen Wintergottes Schneemantel versteckt bleiben dürfte, so hat indeß der imposante Sophienbadsaal die Pforten zu einem Wintergarten erschlossen, welcher durch seinen, in dieser Jahreszeit freudig überraschenden Blumenreichthum das Herz des Menschen mit Vergnügen und Sehnsucht nach dem Lenze erfüllt. Der erste Ball daselbst, welcher den 23. Jänner Statt fand, war zwar nicht sehr zahlreich besucht, desto bequemer aber konnte sich die anwesende sehr gewählte Gesellschaft bewegen — eine Annehmlichkeit, welche so manchem überfüllten Ballfeste, wo die Tänzer im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten und die Hungrigen und Durstigen kein Plätzchen zum Ausruhen finden, zu wünschen wäre. Die Dekorirung und Alles,

Digitized by Google

was zu ähnlichen Unterhaltungen gehört, ist im Sophienbadsaale von überraschendem Geschmack und fürstlichen Eleganz.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Jänner 10. Abd-el-Kader wird von dem Schiffe, das ihn nach den Hafen von Toulon geführt, in das Fort Lamalgue gebracht. Bei der Nachricht von dieser Änderung seines Schicksals war er schmerzlich erschüttert und versank in die tiefste Traurigkeit. Er schrieb sogleich an den König, an die Minister, an den Herzog von Aumale, und suchte seine Übersiedlung auf alle mögliche Weise zu verzögern. Als man ihm sagte, er möchte die Personen bezeichnen, die, als ihm anverwandt, bei ihm bleiben sollten, rief er aus: „Aber sie gehören ja Alle zu meiner Familie; es ist nicht Einer darunter, von dem ich mich nicht mit Schmerzen trenne; ich kann nicht wählen.“ Es wurden nun 26 Personen gewählt und er mit diesen nach dem Fort Lamalgue gebracht. Bei dem Eintritt in den öden, unfreundlichen Hof des Forts mit seinen hohen Mauern bebte die alte Mutter des Emirs zurück und fing an heftig zu weinen; — doch Mustapha, Abd-el-Kaders Schwager, nahm sie beim Arme und führte sie die Treppen ihrer Wohnung hinan. Abd-el-Kader selbst, der wieder seine gewöhnliche Ruhe gewonnen hatte, führte seinen Sohn Ben-Thamy an der Hand und ward vom Oberst-Lieutenant Lheureux empfangen, der ihm sagte: seine Übersiedelung in dieses Fort möge ihn nicht befremden; sie wäre nur die Folge davon, daß er jetzt aus den Händen des Marine-Departements in jenes des Kriegs-Departements überginge, das die Oberleitung der Algierischen Angelegenheiten habe; er (Lheureux) sey übrigens von der Regierung gesandt, um über die Gäste Frankreichs zu wachen, und der französische Edelmuth sey die Bürgschaft der großmüthigen Behandlung, die Abd-el-Kader und die Seinigen zu erwarten hätten. Abd-el-Kader antwortete mit großer Feierlichkeit: „Ich bin ruhig; ich vertraue auf Frankreich, diese edle und große Nation, die mich an ihrem Herde aufnimmt. Übrigens hat die Welt die Augen auf mich gerichtet, und sie wird beurtheilen, ob ich behandelt werde, wie ich es verdiene. Und endlich möge mit mir geschehen, was Gott gefällig ist.“

Der neue Schlemihl.

(Fortsetzung.)

Ich darf mich so ziemlich frei von Vorurtheilen aller Art halten, demungeachtet aber muß ich gestehen, daß die Erscheinung dieses räthselhaften Fremden einen unnennbar widrigen Eindruck auf mich hervorbrachte. Längst vergessene, unheimliche Gestalten aus der Traumwelt meiner Jugend stiegen peinigend in mir auf, und vor Allem stand die grauenvolle Erscheinung des ewigen Juden unwiderstehlich vor meiner aufgeregten Phantasie. Überhaupt war die ganze Erscheinung an und für sich nicht geeignet, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen, so war seine Einschiebung zwischen mir und meiner schönen Nachbarin noch um so fataler. Die chinesische Mauer hätte ich an seiner Stelle weit erträglicher gefunden. Mein Gefühl war verstimmt, unbehaglich, peinlich, gepreßt. Ungeduldig wünschte ich den Beginn einer Konversation, obschon ich sie um keinen Preis selbst herbeigeführt hätte.

Nach einer geraumen Weile schien auch bei dem Fremden das Bedürfniß nach Unterhaltung rege zu werden. Er wandte sich nach mir, allein meine verdrießliche Miene schreckte ihn ab. Nun drehte er sich nach der Schönen, lüftete den grauen abgetragenen Hut und fragte mit näselnder Stimme, woher sie wohl komme. „Von Würzburg,“ entgegnete sie kurz. „Nicht für ungütig,“ fuhr der Fragende fort, „und gehen

Digitized by Google

Sie nach Frankfurt?" „Allerdings," sagte sie verdrießlich, und um weiteren Antworten überhoben zu seyn, fragte sie schnell, woher er komme und wohin er gehe. „Woher ich komme?" wiederholte er lächelnd, „ich komme von Hamburg. Waren Sie schon in Hamburg? Eine schöne Stadt, Hamburg; eine reiche Stadt. Ich habe gute Geschäfte gemacht in Hamburg."

Ich zankte mich innerlich selbst über meine Dummheit aus, allein ich konnte des Gedankens an den ewig wandelnden Ahasver nicht los werden, der ja bekanntlich in Hamburg eine Hauptrolle gespielt. — Der Weg ging nun bergab, der Wagen sollte gehemmt werden. Als der Kondukteur deßhalb herabsprang, fiel er, fehltretend, mit dem Gesichte auf einen Haufen spitzer Steine, wie sie auf den Seiten der Straßen zur Wegebesserung bereit liegen. Erschrocken sprang ich hinaus, um ihm aufzuhelfen. Er hatte sich indeß nicht stark beschädigt. Nur die Spitze eines Steines hatte eine kleine Wunde in seinem Gesichte verursacht, welche stark blutete. — „Wenn wir nur ein Stückchen englischen Taft hätten," meinte er. Ich beklagte mein Unvermögen, da öffnete der fatale Hamburger drei Knöpfe seines dürftigen Frackes, zog eine Brieftasche hervor, nahm aus derselben ein Stück des klebenden Taffetes und reichte es dem Kondukteur.

Der Wagen fuhr weiter, bei meinem Einsteigen aber hatte die Modistin bemerkt, daß ich mir in dem blauen Futter meines Mantels, der irgendwo hängen geblieben seyn mußte, ein Loch gerissen hatte. „Wenn ich nur Zwirn und Nadel hätte," sagte die Dienstfertige, „so würde ich es Ihnen gerne ausbessern." Nicht sobald waren diese Worte über ihre Lippen, als der Braune seinen Frack wieder öffnete, die Brieftasche herauszog und schnell Nähnadel und Seide daraus hervorlangte. — Der Wagen hielt; die Pferde wurden gewechselt und diese Pause reichte hin, um die seidene Wunde zu heilen. „Jetzt sollte ich nur noch eine Scheere haben," sagte sie — und daß auch eine Scheere aus demselben Fracke und demselben Portefeuille zum Vorschein kam, wunderte mich kaum mehr, aber die Haut schauerte mir darüber. Mir ward an seiner Seite immer unheimlicher; die Luft, welche vorhin so kühl war, daß wir den Wagen schlossen, schien mir drückend und schwül, ich öffnete ein Fenster und wünschte herzlich einen Sturm, einen Platzregen, eine andere Atmosphäre. Am Ende wollte ich mir durch Rauchen die Grillen vertreiben, und fragte höflich bei der Modistin an, ob ihr der Tabak zuwider sey. Sie versicherte, sie rieche ihn im Gegentheile gern; den Graurock fragte ich gar nicht und stopfte meine Pfeife. Unglücklicher Weise hatte ich den Zunder vergessen oder verloren. Ehe ich aber meine Verlegenheit darüber laut werden ließ, bot mir mein Nachbar bereits ein Stück glimmenden Zunder dar, welchen er aus einer Blechbüchse mit Reibzunder der berüchtigten Tasche entnommen hatte. Als ich betroffen zögerte, legte er das Feuer in meine Pfeife, mechanisch zog ich an, der Tabak brannte und nun stieß ich Dampfwolken aus, wie der Vesuv bei der letzten Eruption; fühlte mich aber dadurch wenig erleichtert.

Meine Gedanken über den Braunen ärgerten mich zu sehr; ich mußte mich um jeden Preis ihrer entledigen, und versuchte daher mit der schönen Reisegefährtin ein Gespräch anzuknüpfen. „Wissen Sie auch," fing ich an, „daß wir in Frankfurt eben zur Kunstausstellung zurechtkommen?" — „Belieben den Katalog einzusehen?" antwortete statt ihr schnell der widerliche Nachbar und reichte ihn uns dar. Schnell suchte ich das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, und fragte meine Modistin, ob sie sich auch wohl in dem Getümmel der großen Handelsstadt zurecht finden werde, und daß ihr in dieser Hinsicht ein Plan derselben nützlich seyn könnte. Sie bedauerte, keinen zu besitzen; da griff der Unausstehliche abermals in die Tasche, und überreichte

Digitized by Google

ihr mit den Worten: „Freut mich, dienen zu können," den kartonirten Plan. Sie nahm ihn und betrachtete ihn flüchtig. Als ihr Auge auf das Theater fiel, rief sie: „Ach, da ist das Theater! Wenn ich nur wüßte, was heute gegeben wird, wir kommen noch früh genug." „Da ist der Zettel," sagte der Braune, und händigte ihr den leibhaften Theaterzettel ein, der „Kabale und Liebe" für diesen Abend ankündigte. Die schöne Modistin jubelte vor Freude, mir zog es die Brust krampfhaft zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ausland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

Die Klöppler im sächsischen Erzgebirge.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir uns das Leben der klöppelnden Bevölkerung des sächsischen Erzgebirges nun einmal genauer: Die genannten Dörfer liegen, wie bereits gesagt, im schroffsten und unfruchtbarsten Theile des Erzgebirges; Breitenbrun, in einem wilden Thale beginnend, wo der Ortbach in das Schwarzwasser fällt, und einen hohen Berg hinansteigend, dessen Rücken mit einem finstern Walde bedeckt ist; die Kirche steht oben auf dem Berge. Die mehr als 2000 Bewohner des Dorfes nähren sich fast ausschließlich vom Klöppeln, denn die wenigen Waldarbeiter, Fuhrleute und Handwerker, die dort leben, sind kaum in Betracht zu ziehen. Rittersgrün, ebenfalls in einem Thale, wo sich verschiedene wilde Bäche zur Bildung des Flüßchens Pöhla vereinigen, ist noch volkreicher; es zählt über 3000 Einwohner und ist fast eine Stunde lang; die Einwohner trieben früher besonders Handel mit Holz, welches sie auf mitunter nicht sehr loyale Weise von den Förstern der, rings das Dorf umziehenden böhmischen Wälder erwarben; allein die Waldungen sind gelichtet und die Besitzer derselben, die zu spät auf den für Käufer und Verkäufer (die Forstbeamten) gleich einträglichen Handel aufmerksam wurden, benützen den Rest wenigstens selbst. Dadurch fehlt den Bewohnern von Rittersgrün sowohl eine Erwerbsquelle, als Arbeit, die sie sonst in den Wäldern fanden. Hervorgehoben verdient noch zu werden, daß hier und in den benachbarten böhmischen Örtchen Aberdam und Börnichen ein Gewerbe besteht, welches die Thierquälereivereine mit Entsetzen erfüllen muß: der Fang und die Abrichtung der Gimpel, die in den benachbarten Wäldern schaarenweise und zwar meist so nisten, daß sie nur mit Lebensgefahr geholt werden können. Die Thierquälereivereine werden hoffentlich dieses Gewerbe nicht stören; sie haben ja eine natürliche Abneigung gegen hungernde Menschen, die sie in ihren edlen Bestrebungen irre machen könnten. Und hungernde Menschen gibt es in Rittersgrün genug. Etwas weiter abwärts im Thale der, dem Schwarzwasser schäumend und brausend zueilenden Pöhle liegen die Dörfer Groß- und Kleinpöhla mit 17 — 1800 Einwohnern, von denen zwei Hammerwerke nur einen kleinen Theil ernähren, und wo demnach die Mehrzahl ebenfalls klöppelt. Die Häuser dieser Dörfer bieten dem Blicke ein buntes regelloses Durcheinander; Breitenbrun und Rittersgrün dagegen strecken sich in unabsehbarer Länge dahin, ersteres einen Berg hinauf, letzteres durch das wilde Thal.

Die Häuser dieser Dörfer sind meist klein und niedrig, haben nur ein Erdgeschoß und darauf ein großes graues Schindeldach. Die allgemeine Verarmung der Ortschaften verkündet sich auch an den Häusern, denn sie sind äußerlich und innerlich im Verfall, ohne daß die Besitzer demselben zu steuern vermögen. Der zierliche Anputz ist abgefallen, die Scheiben der kleinen Fenster sind zerbrochen und mit Papier verklebt, wodurch das zu der feinen Arbeit so nothwendige Tageslicht nur verkümmert herein-

Digitized by Google

fällt, und die Schindeldächer haben klaffende Wunden in ihrem Kampfe gegen Wind und Wetter davon getragen Der Schläfer, der unter ihnen auf kümmerlichem Strohlager seine Ruhe sucht, muß bei schlechtem Wetter seine Lagerstätte oft mehrmals nächtlich wechseln, weil Regen, Schnee und Sturm ihn aus dem Schlummer wecken, in welchem er sein Elend auf kurze Zeit vergißt. Zwar hat das Elend hier das Proletariat nicht in engen Höhlen, Höfen und verpesteten Winkeln zusammengekeilt, wie es uns Engels von London und Manchester erzählt, allein es ist doch doch auch nichts Seltenes 3—4 Familien in einer kleinen Stube vereinigt zu finden.

Diese Stuben sind niedrig, eng und oft ungedielt. Doch herrscht große Reinlichkeit in denselben und die Männer besorgen dieses Geschäft mit pedantischer Gewissenhaftigkeit, da Unreinlichkeit die Spitzen grau macht, und ihnen den Werth raubt. Im Winter haben diese Stuben oft die Temperatur eines Dampfbades, da das Klöppeln große Geschmeidigkeit der Finger erheischt und ungenügende Wärme also die Arbeit stört. Dies war auch bisher leicht zu erzielen, denn das nöthige Holz aus dem Walde zu holen fand Niemand das geringste Bedenken, und die Gesetze gegen den Holzdiebstahl waren nicht anwendbar. Mit der steigenden Arbeitslosigkeit und dem immer mehr sinkenden Lohne hat sich jedoch nun auch die Noth um die Heizung vereinigt, da das Holz sehr im Werthe gestiegen ist, weil besonders der Eisenbahnbau große Massen desselben verschlingt, die vermehrten Kommunikations-Mittel die Abführung erleichtern und die Besitzenden eine neue Quelle der Bereicherung eröffnet sehen. Zusammengelesenes grünes Reisig ist an die Stelle des Holzes getreten, welches auf dem großen Ofen vor dem Verbrauche getrocknet werden muß, durch seine Ausdünstung die Luft verdirbt und Krankheiten gesellt zu dem großen Elend, durch seinen Rauch die ohnehin übermäßig angestrengten Augen schwach und blöde macht, und durch die Einwirkung desselben auf die mühsam wachsende Arbeit diese entwerthet und dem Armen oft den so namenlos geringen Lohn verkümmert. Das Meublement dieser Stuben ist natürlich im höchsten Grade einfach, besteht in Tisch und Schemmeln, einer bunten Lade und dem mit gestreiftem Zwilch überzogenen Bette. Das letztere ist jetzt meist verschwunden und ein Haufen Stroh an seine Stelle getreten, auf dem die ganze Familie ihre Ruhe sucht, die Lumpen, welche am Tage ihre Blöße verbergen, als einzige Decke gegen den Nachtfrost benutzend.

Die *Kleidung* dieser Leute hat wenig Eigenthümliches und ist der Bauernkleidung anderer Gegenden gleich. Die Männer tragen kurze Lederhosen, lange wollene Strümpfe und Schuhe, oder hohe Stiefeln, die über's Knie gehen. Im Sommer gehen Männer und Frauen gleichmäßig barfuß. Eine lange grobe Jacke, *Wamms* genannt, dient zwar als Oberkleidung zunächst dem Manne, doch ist dasselbe eigentlich *Familiengut* und dient im Winter als gemeinschaftlicher Mantel, dessen sich Jeder bedient, der die Stube verlassen muß. Die nackten kleinen Füßchen in das väterliche Wamms eingehüllt, wird das kleine Kind vom Vater in die Klöppelschule getragen, die bei der großen Ausdehnung der Dörfer und den vielen einzelnen, zerstreut, liegenden Wohnungen oft eine halbe Stunde weit entfernt ist; ein Stückchen trockenes Brot, oder einen sogenannten Röhrenkuchen von Kartoffeln nimmt es mit als Nahrungsmittel für den ganzen Tag, und Abends holt es der Vater wieder ab und eilt so schnell er kann in die elende Wohnung, damit das Kind im dünnen, kaum deckenden Röckchen sich nicht erkälte. Hat das Kind Geschick zum Klöppeln und ist es etwa zwei Jahre also eingesperrt gewesen vom frühen Morgen bis zum späten Abend, so verdient es täglich etwa 6 — 10 Pfennige und hilft damit das elende Leben der Familie fristen. Die Dichter haben viel gesungen von der seligen Kindheit, von der ersten Blütenzeit des Lebens,

Digitized by Google

von der Zeit, wo noch keine Sorgen die Freuden der Unschuld trüben. O, daß sie das namenlose Elend dieser armen verkrüppelnden Kinder fängen, die keinen Sonnenblick der Freude kennen in ihrem ganzen Leben!

Ein langer blauer Tuchrock, eine kurze schwarze Hose, eine bunte, wo möglich rothe Weste und ein runder Filzhut mit breitem Rande gehören zwar ebenfalls zur Kleidung, d. h. zum Sonntags- und Kirchenstaate des Erzgebirges; allein es gibt ganze Dörfer, wo Niemand mehr im Besitze dieses Schatzes ist. Die Kleidung der Frauen und Mädchen ist sehr einfach: ein ziemlich kurzer buntgestreifter wollener Rock, ein weißbaumwollenes Oberhemdchen mit kurzen bauschigen Ärmeln und ein buntes Kattuntuch machen den ganzen Anzug aus; Strümpfe und Pantoffeln sieht man fast nur im Winter.

(Schluß folgt.)

Aus unserer Zeit.

(Der Arbeiterverein in Bremen.) Am 9. Jänner feierte hier der Arbeiterverein sein Stiftungsfest. Vor einem Jahre traten wenige Arbeiter zusammen, mietheten ein Lokal, richteten sich Lese- und Unterrichtszimmer ein, beschlossen, allem rohen Wesen abzusagen, sich zu bilden und zu veredeln und ihrer Vaterstadt Ehre zu machen. Der Verein ist herrlich emporgewachsen und gediehen, und die vierzehn Stifter desselben hatten bei der Versammlung in der Börse das Vergnügen, nahe an 700 Mitglieder des Vereins zu zählen, von welchen nahe an 200 zugleich „Sänger" sind. Der Versammlung wohnten der Bürgermeister Smidt, mehre Senatoren, Alterleute, Prediger und notable Bürger bei, und in dem Rechenschaftsberichte konnte mit Recht hervorgehoben werden, daß unter diesen 700 Arbeitern im Laufe des Jahres nicht ein einziger Zank, geschweige denn eine Streitigkeit vorgekommen sey. Der Verein ist aus sich selbst erwachsen, keine Behörde hat sich um ihn bekümmert oder ihn unterstützt oder gehindert, freiwillig hat er alle Politik als solche und alle kirchlichen Debatten ausgeschlossen, und es ist keinerlei Art von Extravaganz zu beklagen. Abends war in dem schönsten und größten Saale der Stadt, der Union, den die Arbeiter selbst ungemein sinnig, auch mit der deutschen Flagge ausgeschmückt hatten, ein Festessen, an dem fünfthalbhundert Mitglieder Theil nahmen. Viele Bürger erfreuten dasselbe mit ihrer Gegenwart, und Bürgermeister Smidt spendete dem Verein Lob und Anerkennung über seine treffliche Haltung. Der Verein hat sich, wie gesagt, rein durch den Eifer, das besonnene und treffliche Benehmen der Arbeiter herausgebildet: jeder Arbeiter oder Gesell gab Geld nach Kräften für eine Bibliothek, ein Lesezimmer, Sing-, Zeichnen-, Schreib- und Rechnenunterricht, für Turn- und Musikstunden; eine Anzahl von Freunden der arbeitenden Klassen halten an jedem Montage Vorträge über Naturwissenschaften, Erdkunde, Geschichte, deutsche Sprache und Literatur, Gesundheitskunde, Physiologie u. s. w. Etwa vierzig Arbeiter lernen englisch. Das Resultat der Versammlung war so befriedigend, daß schon gestern nicht unbedeutende Geldbeiträge eingelaufen sind, und es ist keinem Zweifel unterworfen; daß nun auch der Staat das tüchtige Streben der Arbeiter durch Einräumung von Unterrichtszimmern unterstützen wird. Uns hat die ganze Haltung dieser Arbeiter mit hoher Achtung erfüllt.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 15. Freitag den 28. Jänner. 1848.

Der neue Schlemihl.

(Fortsetzung.)

Ich hätte um keinen Preis der Welt mehr ein Wort gesprochen, was dem Fremden Gelegenheit gegeben hätte, uns mit neuen Diensten zu belästigen. Was ich bisher gesehen hatte, war mehr als genug. Nachdem er englisches Pflaster, Nadel, Zwirn, Scheere, Feuerzeug, den Katalog, den Stadtplan und den Komödienzettel aus einer und derselben Tasche, so schnell, als sich das Bedürfniß zeigte, gezogen hatte, so war ich auch fest überzeugt, daß, wenn ein Rad gebrochen, ein Pferd gefallen, oder ein Beiwagen abhanden gekommen wäre, er auch mit derselben Schnelligkeit ein Wagenrad, ein Postpferd oder einen Beiwagen aus dieser Tasche zum Vorschein gebracht hätte. Ja dieser Mensch — doch das war nimmermehr ein Mensch, das war der leibhafte Gottseybeiuns selbst. Endlich hielt der Postwagen zu Dettingen, ich sprang heraus, und schwur hoch und theuer, daß mich keine Macht auf Erden wieder in seine Nähe bringen sollte.

Wir waren nun nach Dettingen gekommen, wo eine halbe Stunde angehalten wird. Es wird da umgepackt, neue Passagiere kommen, Andere gehen ab ꝛc. Da nahm ich den Kondukteur auf die Seite und fragte ihn hastig, wer der lange Herr wäre, der mit uns gefahren. „Weiß selbst nicht," antwortete dieser, „er kam noch gerade recht zum Bezahlen, die Herren haben ihn nicht mehr in's Buch einschreiben können."

„Sehen Sie doch einmal nach der Adresse auf seinem Gepäcke," fuhr ich gespannt fort.

„Gepäck?" sagte der Kondukteur lachend, „wie er geht und steht, ist er gekommen. Der braucht keine Überfracht zu zahlen, wie Sie."

Ein Reisender, ein Geschäftsmann, von Hamburg kommend, ohne Gepäck, ja selbst nicht einmal ein Bündelchen! — Überhaupt habe ich von jeher einen Widerwillen gegen Leute, die ohne Gepäck reisen. Mit welcher satyrischen Miene sehen sie auf andere ehrenfeste Leute herab, die mit Koffer, Nachtsack, Hutschachteln, Mantel und Regenschirm belastet sind, und noch erst nach der Ankunft eine geraume Zeit im Zollhause zu quängeln haben, während jene Springinsfelde sich bereits lange ihrem Vergnügen überlassen. — Ich war nun zu jedem Mittel entschlossen, um mich des verdächtigen Nachbars zu entledigen. Am besten wäre es freilich, wenn ich in Dettingen zurückbliebe, aber dann ließ ich die schöne und unschuldige Putzmacherin allein in der Gewalt des Unholdes, und das konnte ich durchaus nicht über das Herz bringen.

Digitized by Google

Vielleicht, dachte ich, läßt er sich selbst auf irgend eine Weise bannen, — überlegen wir. Ich setzte mich, die Weiterfahrt erwartend und simulirend, auf eine kleine Bank, die dicht am Hause angebracht war. Die Sonne stand bereits tief und schoß unter einer dunklen Wolke fast vertikale Strahlen hervor, die ein behagliches Gefühl von Wärme über mich verbreiteten. Ich stützte die Hände auf den Stock und überließ mich meinen Gedanken. Plötzlich hörte ich leise Tritte, blickte auf, und sah zu meinem Schrecken den unheimlichen Passagier auf mich zuschreiten. Entrinnen konnte ich nicht mehr, ich war festgebannt, wie ein armer Vogel im Bereich einer Klapperschlange. Er näherte sich mir schleichenden Ganges bis auf etwa vier Schritte, nahm den Hut ab und bückte sich so tief, als möglich.

Ich meinerseits nahm meine ganze Kraft zusammen, und fragte mit starker Stimme: „Was wollen Sie?"

„Wenn es Ihnen vielleicht gefällig wäre?" fragte er leise und lispelnd.

„Aber was denn zum Geier?" schnaubte ich ihn an. Er trat einen Schritt näher, deutete mit der Hand auf die weiße Mauer neben meinem Sitze und sagte halblaut und widerlich lächelnd: „Der Herr werfen da einen so schönen Schatten, wenn es dem Herrn gefällig wäre?"

Ich prallte zurück — mein Blut starrte — mein Athem stockte — meine Zunge war wie gelähmt.

„Hebe dich von hinnen, Verruchter!" stammelte ich endlich mit der Anstrengung der äußersten Verzweiflung.

Der braune Unhold schien bestürzt und entfernte sich. Mir aber lag es zentnerschwer auf der Brust. Das also war jenes geheimnißvolle Wesen, das, wie ich mit Grauen gelesen hatte, den armen Peter Schlemihl in Hamburg um seinen Schatten und um seine Lebensruhe betrogen hatte. Mit diesem fürchterlichen Begleiter sollte ich weiter reisen, in demselben Kabriolet, dicht gedrängt, in nächster Nachbarschaft? — Ich wischte mir den Schweiß von der Stirne und eilte, voll eines gewaltigen Entschlusses, in das Postbureau. Als ich den Kondukteur gefunden hatte, drückte ich ihm ein großes Geldstück in die Hand, mit der Bedingung, daß er mir den fatalen Passagier aus dem Kabriolete schaffen möchte. Der Kondukteur lächelte schlau und that sich wahrscheinlich viel auf seine Bemerkung zu Gute, daß es mir nur darum zu thun wäre, mit dem Mädchen allein zu fahren. — Er mochte meinetwegen denken, was er wollte; wenn er mich nur von dem unheimlichen Nachbar befreite. Mit pfiffiger Miene steckte er das Geld schnell in die Tasche und versicherte mich dann treuherzig, daß der Unbekannte ohnehin bereits einen freigewordenen Platz im großen Wagen eingenommen habe. Nun stieg ich leichteren Herzens in das Kabriolet, fand hier die schöne Reisende wieder, und erholte mich allmälig von meinem Schrecken. Wir unterhielten uns trefflich, des verschwundenen Fremden wurde mit keiner Sylbe gedacht, und mit einbrechender Dämmerung kamen wir in Frankfurt an.

Beim Aussteigen und Scheiden machte ich meiner Reisegefährtin höflich das Anerbieten, ihr nächsten Tages als Führer zu dienen. „O ich danke," sagte sie, „Herr Rüblein wird mich überall hinführen." Mir war Herr Rüblein gänzlich unbekannt, doch konnte ich nicht umhin, ihn vom Herzen zu beneiden. Selbst das Anerbieten, sie in ihr Absteigequartier zu begleiten, wurde mit dem Bemerken abgelehnt daß sie Jemand zum Tragen ihrer Geräthschaften miethen müsse, der sie auch dahin führen werde. Mir blieb nichts Anderes übrig, als mich mit einem etwas verdrießlichen Gesichte zu empfehlen und unser weiteres Zusammentreffen dem Zufalle und meinen Wünschen anheimzustellen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Johannes Falk und seine Rettungsanstalt.

(Aus dem „Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher" für 1848.)

Johannes Falk, geboren am Tage Simon und Judä des Jahres 1768 in Danzig, erhielt bei der heil. Taufe den Namen Johannes. Unter der sorgsamen Leitung seiner frommen Mutter und den großartigen Eindrücken herrlicher Naturszenen, wie sie nur der Meeresstrand in reicher Fülle und stetem Wechsel darbietet, entfaltete sich der Geist des lebendigen Knaben auf vielversprechende Weise; aber der Vater, durch die Ernährung einer großen Familie von Nahrungssorgen gedrückt, sah sich genöthigt, seinen Johannes der Schule zu entnehmen, um ihn bei seinem Geschäfte zu gebrauchen. Das verursachte dem lernbegierigen Knaben tiefen Schmerz; doch gern würde er sich der Arbeit unterzogen haben, wenn ihm nur der Vater gestattet hätte, die Mußestunden seinen lieben Büchern widmen zu dürfen; aber auch das wurde ihm untersagt. Aber der Wissensdrang läßt sich nicht unterdrücken. Wenn die Vesperstunde der Arbeit Ruhe gebot, da eilte der Knabe fort, und holte sich aus der nahen Leihbibliothek von seinem mühsam zusammengebrachten Spargelde Bücher, aus denen er reiche Belehrung schöpfen konnte. Damit stellte er sich auch im kalten Winter unter eine Straßenlaterne und las, bis seine erstarrten Hände die Blätter nicht mehr umzuwenden vermochten. Über dem eifrigen Lesen mochte er wohl manchmal die Glocke, die wieder zur Arbeit rief, überhört haben; denn er klagt in seinen hinterlassenen Schriften: „Wenn ich nach Hause komme, hab' ich auch keinen gnädigen Vater, keine nachsichtsvolle Mutter, da setzt es überall saure Gesichter und oft wohl gar ——. Nun, was hilft's? einmal ist man auf der Welt und muß aushalten, daraus mach' ich mir im Grunde nichts, weil ich's von Jugend auf gewohnt bin."

Aber — es ist ein köstliches Ding für einen Mann, daß er das Joch in seiner Jugend tragen lerne. Das Wort sollte sich auch an ihm in seiner ganzen Tiefe bewahrheiten. Nach sieben heiß durchkämpften Jahren konnte der 17jährige Jüngling endlich die Bahn betreten, wonach er als Knabe schon so gewaltigen Drang gefühlt, die lateinische Schule besuchen zu dürfen.

Einflußreiche Fürsprache und die sichere Aussicht auf Unterstützung hatten nun den Vater vermocht, freilich unter der nicht leichten Bedingung, daß sein Johannes auch fortwährend noch einige Stunden täglich in der Werkstatt mitarbeiten müsse, seine Zustimmung hierzu zu ertheilen. Dadurch und durch Privatunterricht, den er ertheilen mußte, um anderweitige Bedürfnisse zu befriedigen, gingen freilich kostbare Stunden am eigenen Studiren verloren; aber reichte der Tag nicht aus, so verwandte er freudig die nächtlichen Stunden zur Arbeit, und um ja nicht der Ermattung zu erliegen, wählte er das verzweifelte Mittel, seine Füße in kaltes Wasser zu stellen, und bezwang so ganze Nächte hindurch den Schlaf. Durch seinen unermüdeten Fleiß übersprang er bald alle seine Mitschüler und war schon nach zwei Jahren zum Abgange auf die Universität befähigt.

Solch' ungewöhnlicher Eifer mußte die allgemeine Aufmerksamkeit dem wackeren Jünglinge zuwenden, und an die Stelle einzelner Wohlthäter trat der gesammte Stadtrath Danzigs und bewilligte einmüthig die Unterstützung, welche dem vielversprechenden Jüngling zu seiner weitern Ausbildung auf der Hochschule nöthig war.

Bevor er nun seine Vaterstadt verließ, wurde er noch einmal vor den versammelten Rath beschieden, und einer der ehrwürdigsten Alten legte ihm die segnende Hand auf's Haupt und sprach:

„Johannes, du ziehst nun von dannen. Geh' mit Gott! Unser Schuldner bleibst

Digitized by Google

du, denn wir haben deiner still uns angenommen und als ein armes Kind dich liebreich gepflegt. Zahlen mußt du diese Schuld. Wohin demnach Gott dich auch führen mag, und was auch deines Lebens künftige Bestimmung sey: nie vergiß, daß du ein armer Knabe warst. Und wenn dereinst über kurz oder lang ein armes Kind an deine Thüre klopft, so denke: wir sind's, die todten, die alten grauen Bürgermeister und Rathsherren von Danzig, die anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thür."

Fünfundzwanzig Jahre waren seit dieser ernsten Stunde verflossen, da erhoben sich diese ehrwürdigen Todten in den Leichengefilden auf Leipzig's Ebenen in jenen ewig denkwürdigen Tagen der Völkerschlacht: Schaaren von Kindern, ältern- und obdachlos, irrten auf den verwüsteten Feldern und unter den Trümmern der verbrannten Dörfer umher, und Falk, der heiligen Mahnung jener Stunde eingedenk, nahm sie an sein Vaterherz. Aber die Noth war groß, und die Zahl der Hilfesuchenden mehrte sich täglich, so daß ihm „das blutende Herz fast gebrochen ist vor Vaterangst und wußte nicht, wo aus, wo ein." Aber er fand gleichgesinnte Seelen, denen auch das Herz blutete ob solchem Jammer, und sie vereinten sich zum heil. Bunde und nannten sich: „Freunde in der Noth!" Zunächst nahmen sich dieselben der verlassenen und verwaisten Kinder an. Je 5 — 6, wohl auch 8 — 10 Personen, denn die Folgen des verheerenden Krieges lagen schwer auf den Hausvätern, nahmen sich eines Kindes an, indem sie monatlich einen bestimmten Beitrag zahlten, welcher den Pflegeältern des versorgten Kindes von dem Vorsteher ausbezahlt wurde; aber mit dieser Sorge verband er die weit höhere, nun auch darauf zu achten, daß die Kinder wirklich erzogen, und nicht blos unterrichtet würden. Und so erwarb sich der edle Falk Vaterrechte an diesen Kindern, und seine Mitbürger und besonders die Vereinsglieder schenkten ihm volles und unbedingtes Vertrauen.

Aber sein Vaterblick wandte sich von diesen verlassenen auch vorzugsweise auf die weit unglücklicheren, schon wirklich verwahrlosten Kinder. Sie zu retten, und in der Art und Weise, wie diese Rettung bewerkstelligt werde, das Fundament einer echt christlichen praktischen Volkserziehung vor die Augen zu stellen, das war seine große Liebesthat. Doch hören wir ihn selbst:

„Im verhängnißvollen Jahre 1813," so schreibt Falk an einen sehr würdigen Menschenfreund in London, der ihm mit edler Bereitwilligkeit die helfende Hand über das Meer reichte, „entdeckte ich zuerst, mit einem Auge, das von den am Sterbebette meiner Kinder vergossenen Thränen noch trübe war, die schauderhafte Lücke nicht nur unserer, sondern aller europäischen Gesetzgebungen, junge Knaben und Kinder in die Gesellschaft von alten Böswichtern und Verbrechern hinauszustoßen. Diese fast in allen Strafgefängnissen an der Jugend verübte Härte mußte mir unter den damaligen betrübten Zeitumständen doppelt auffallen, da ich sie nicht selten an Kindern verübt sah, deren Väter in den Jahren der blutigen Kriege in Tirol gesteinigt, in Spanien verbrannt und in Rußland erfroren waren. Da gab es mir Gott in's Herz, zur Seelenrettung dieser Unglücklichen durch Werkstätten und Sonntagsschulen, Gebet und Arbeit einen Versuch zu machen, der sogleich von einer hochherzigen, edlen, wenn gleich dazumal selbst hartbedrängten Fürstenfamilie, welcher mit Liebe und Treue in diesen Zeiten anzugehören, ich mir zum größten Glück anrechne, auf alle mögliche Weise unterstützt wurde. Diesem Beispiele folgten die Edlen im Volke durch alle Stände hindurch. Weder Adel, noch Bürger, noch Bauernstand schlossen sich von dieser Rettungsanstalt aus."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Ausland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

Die Klöppler im sächsischen Erzgebirge.

(Schluß.)

Wo es noch Sonntagsstaat gibt, da besteht derselbe in einem bunten Kattunkleide und einer Haube mit bunten Bändern; selbst die jüngsten Mädchen tragen die letztere, denn gescheiteltes Haar wird als unziemliche Vornehmthuerei betrachtet. Zur Kommunion betrachten die Frauen ein schwarzseidenes oder wollenes Kleid als eine fast unerläßliche Nothwendigkeit. Allein es gibt große Dörfer, wo sich vielleicht nur ein derartiges Kleid oder nur sehr wenige noch erhalten haben; diese sind dann eine Art Gemeingut, werden zu besagtem Zwecke von Haus zu Haus geborgt und gehen als Heiligthum auf Kind und Kindeskind über.

Im Winter 1847 bestand die Kleidung fast nur aus Lumpen; in vielen Familien gingen die Kinder völlig nackend und die Erwachsenen vermochten nur mühsam gewisse Körpertheile zu verhüllen. In Rittersgrün, welches über 500 schulpflichtige Kinder hat, war die Zahl derer, die noch auszugehen vermochten, so zusammengeschmolzen, daß die Schule in einer engen Wohnstube abgehalten wurde.

Bei den geschilderten Zuständen ist es nicht anders möglich, als, daß die Nahrung der Klöppler die kümmerlichste und elendeste ist, die Menschen nur genießen können. Kartoffeln sind fast die einzige Speise der Armen. Mit unbegreiflicher Genügsamkeit geben sie dieser Speise hundert verschiedene Formen und entwickeln eine wahre Meisterschaft in ihrer mannigfaltigen Bereitung. Der Inhalt bleibt leider immer derselbe und Salz ist häufig die einzige Würze derselben; Brot, Schmalz und Butter sind große Seltenheiten, Fleisch kennen ganze Familien kaum. Zwar ist im benachbarten Böhmen die Butter billig und einige der verhältnißmäßig Glücklicheren würden sich mitunter dort etwas holen; aber die Butter wird durch eine Eingangsabgabe vertheuert. Die Kartoffeln ziehen die Leute meist selbst, indem sie ein Stückchen Boden für einen geringen Preis pachten, oder es auch unter der einfachen Bedingung erhalten, daß sie's düngen müssen. Die Mißernte der Kartoffeln seit drei Jahren hat das Elend bis auf's Äußerste gesteigert; der Scheffel, der sonst 15—20 Sgr. kostete, wird jetzt mit drei Thalern bezahlt. Unter den Kartoffelgerichten spielen besonders die schon genannten Röhrenkuchen eine große Rolle; es sind dies eine Art runder und dann platt gedrückter Klöße, die aus gekochten und geketeten Kartoffeln bereitet, mit etwas Salz und — wenn es vorhanden ist — Schmalz gemischt und in der Ofenröhre gebacken werden. Wenn es die Mittel gestatten, genießt man diese Röhrenkuchen mit Syrup, oder mit einem braunen, aus Rüben gewonnenen Safte, welchen die „übergroße Genügsamkeit" Syrup nennt. Besonders zum Kaffeh sind dieselben beliebt, und da Kaffeh dreimal täglich getrunken wird, so werden deren viele verbraucht. Der Leser meine aber nicht etwa, hier einer Verschwendung im Erzgebirge zu begegnen, und denke nicht an das aromatisch schwarze Getränk, welches wir in den Kaffehhäusern schlürfen, oder uns zu Hause bereiten. Der erzgebirgische Kaffeh hat nur die Farbe dieses Getränkes, besteht aber aus einer unendlich langen Brühe von Cichorie und kleingeschnittenen gebrannten Rüben oder anderen Wurzeln; die Cichorie ist vielfach noch eine seltene Delikatesse, weil sie Geld kostet. Der „Kaffeh" wird in großen irdenen Töpfen aufgetragen und ist in vielen, vielen Familien auf monatlang das einzige Getränk.

Dieses Leben ist trüb und traurig, diese Nahrung ist fast das kleinste an Genüssen, was der Mensch verzehren muß, es ist jedenfalls weniger, als nach den billigsten Anforderungen der Arbeiter haben sollte. Allein man darf nicht vergessen, daß der

Digitized by Google

Allem vorstehend Gesagten nur der Normalzustand gemeint ist, wo die Klöpplerin 3—5 Ngr. täglich verdiente und der Scheffel Kartoffeln 20 Sgr. kostete; jetzt verdient sie, wenn sie das Glück hat Arbeit zu haben, täglich $1\frac{1}{2}$—2 Sgr. und der Scheffel Kartoffel kostet 3 Thaler. Welch eine ungeheure, durch wüthenden Hunger und namenloses Elend ausgefüllte Kluft gähnt zwischen diesem Damals und Jetzt! Ganze Familien lebten schon zu Anfang des Winters von einem Brei oder Kleister, der aus schwarzem Mehl von unbekannten Bestandtheilen und heißem Wasser ohne Salz bestand; Andere nährten sich nur mit Suppe aus Kartoffelschalen, die sie zur Erhaltung einer Ziege aufgespart hatten; Branntweinspülich war ein gesuchtes Nahrungsmittel, aber nicht zu haben; gefallene Thiere wurden mit Heißhunger verschlungen, Pferdefleisch ward offen verkauft und die wenigen „Bemitteltern" drängten sich darnach; die zu bleichen Gerippen abgezehrten Gestalten stürzten auf der Straße verschmachtend hin und Niemand konnte ihnen eine Labung reichen; die vom Hunger zerfleischten Eltern waren stumpf und fühllos für das Jammern der nackenden Kinder nach Nahrung, oder die Verzweiflung ihres Herzens trieb sie zu dem entsetzlichen Mittel, die Kinder zum Schweigen zu — prügeln. Mütter stillten ihre Säuglinge mit — Blut, da der ausgehungerte Körper der welken Brust keine Milch mehr gab und sie weder Mehl noch Semmel für die Kinder zu kaufen vermochten; Sterbende, die langsam verschmachtet waren, hatten keinen andern Wunsch, als: sich doch noch einmal satt essen zu können, aber der Hunger brach ihnen nach namenloser Qual das Herz und der Wunsch blieb unerfüllt! Seit 1773 sind niemals in einem ganzen Jahre so viele Menschen gestorben, als Mangel und Elend binnen drei Monaten aufgerieben haben, ohne daß eine besondere Krankheit wüthete; jetzt herrschen allerdings in Folge des langen Elends auch Krankheiten und vermehren oder vermindern die Noth, wie man's nehmen will.

Von Natur sind die Erzgebirger ein fröhliches, zufriedenes, genußsüchtiges, bescheidenes Völkchen; Gegensätze, die in seltenem Verein vorkommen. Sie sind äußerst nett und reinlich, welche Tugend das Geschäft wohl geboren hat, denn der Faktor oder Vorkäufer nimmt die Spitzen nicht, wenn sie nicht ganz rein sind. Die Frauen besonders lieben Musik und Tanz. Ein Anflug von Frivolität und Leichtsinn läßt sie lustig in den Tag hinein leben, unbekümmert um das Morgen. Das Zusammenleben und Zusammenschlafen so vieler Menschen beiderlei Geschlechts hat die geschlechtliche Unsittlichkeit und den entnervenden Frühgenuß auch bei ihnen heimisch gemacht, diese Pest des Proletariats, die ihnen von Jahr zu Jahr mehr von der so nöthigen Arbeitskraft raubt.

Die sogenannten Freuden des Winters bestehen einzig und allein in dem „zu Rocken gehen", eine Benennung, die augenscheinlich noch aus jener Zeit sich erhalten hat, wo die Frauen der weit dünnern Bevölkerung spannen, während die Männer die kargen Bedürfnisse der Ihrigen noch im Bergbau oder dem Hammerwerke verdienen konnten; aus jener Zeit, wo die Industrie den Judassold eines vorübergehenden, blendenden hohen Verdienstes noch nicht bezahlt und damit Tausende angelockt und in ewiges Elend und Sklaverei gebannt hat. Jetzt heißt „zum Rocken gehen" nichts anderes, als gemeinschaftlich klöppeln; dasselbe beginnt zu Michaeli und endet nch Ostern; und die eiserne Nothwendigkeit, das Öl zu sparen, wirkt eben so mächtig bei diesen Zusammenkünften, als der Trieb der Geselligkeit. So viel also sogenannte Schusterkugeln (runde mit klarem Wasser gefüllte weiße Flaschen) um das kleine Licht aufzustellen sind, so viel Klöpplerinnen sitzen im Kreise umher und arbeiten bis tief in die Nacht hinein, um das jammervolle Daseyn zu fristen. Erzählungen sind die Würze dieser Abende, und man begegnet mancher schönen Volkssage dort, die sich durch Tradition fortgepflanzt hat; aber die Zusammenkünfte sind auch die Pflanz- und Pflegestätten des

Digitized by Google

Aberglaubens, der sich im Gebirge erhalten hat und im Bleigießen und ähnlichen abenteuerlichen Gebräuchen besonders zur Weihnachtszeit sich geltend macht. Wie kann auch demselben gesteuert werden, wo von Erziehung und Bildung der Armen wenigstens — und das ist die weit überwiegende Mehrzahl — nicht die Rede ist, da die armen Kinder, Mädchen wie Knaben, an das Sklavenjoch des Klöppelkissens gefesselt sind von dem Augenblicke an, wo sie die keinen Händchen selbstständig regen können. Die Kultur, die alle Welt belebt, hat in diese stillen Thäler sich nicht erstreckt, und es ist oft ergötzlich, die Ansichten dieser Leute über die Außenwelt und ihre Bewegungen und Strebungen zu hören.

Robert Blum.

Miscelle.

(Neues Verfahren zur Entdeckung des Baumwollengehalts im Leinenzeug.) Die von dem Berliner Vereine für Gewerbsfleiß gestellte Preisaufgabe: „ein bisher nicht gekanntes, möglichst einfaches und nicht zeitraubendes Mittel aufzufinden, um von jedem angeblich leinenen Gewebe, mit Bestimmtheit angeben zu können, ob dasselbe aus reinem Leinen oder aus Leinen und Baumwolle bestehe," ist nach einer Mittheilung des königl. preußischen Finanzministeriums an die königl. baierische Regierung durch den Kaufmann Lehnerdt in Berlin gelöst worden. Da diese Entdeckung vielfach von Interesse ist, so wird die Beschreibung des Verfahrens in Gemäßheit einer Entschließung des königl. Ministeriums des Innern in den baierischen Intelligenzblättern bekannt gemacht. Das Verfahren ist folgendes: Das zu prüfende Gewebe wird zuvor in heißem Seifenwasser durch Kochen und Durchwaschen von aller Appretur gänzlich befreit, worauf durch wiederholtes Ausspülen mit reinem warmen Wasser das Seifenwasser daraus entfernt und das so gereinigte Gewebe wieder vollkommen getrocknet wird. Darauf stellt man auf eine Untertasse, die halb mit Wasser gefüllt ist (bei stark geschlagenen Geweben ist es gut, warmes Wasser anzuwenden), ein Liqueur- oder kleines Weinglas und gießt dieses Glas bis fast an den Rand voll mit gewöhnlicher, im Handel vorkommender englischer Schwefelsäure. Man taucht nun einen von dem Gewebe abgeschnittenen Streifen aufrecht in das Glas mit Schwefelsäure, und zwar so, daß nur die eine Hälfte in der Schwefelsäure steht, die andere frei aus der Schwefelsäure herausragt. So läßt man den Probestreifen eine Minute bis anderthalb Minuten lang unberührt in der Schwefelsäure stehen und wirft ihn dann ganz einfach in das Wasser der Untertasse, worin er einige Augenblicke ruhig bleiben muß. Hierauf spült man in einem tiefen Teller den Probestreifen mit etwas reinem Wasser, und wäscht durch zartes Drücken und vorsichtiges gelindes Reiben die jetzt daran klebende Gallerte ab, nimmt ihn dann durch Seifenwasser oder eine sehr verdünnte Kalkauflösung und legt ihn endlich auf Löschpapier, ohne ihn jedoch dazwischen auszudrücken, in der freien Luft zum Trocknen aus. War das Gewebe reines Leinen, so sind alle Fäden desselben noch vollständig vorhanden; war das Gewebe hingegen gemischt, so ist der Baumwollengehalt zerstört, die Baumwollenfäden fehlen, und das Leinen bleibt von schöner, reiner Wasserfarbe als Skelett übrig. Zu bemerken ist, daß, auch wenn das zu prüfende Gewebe reines Leinen ist, doch ein schwaches Angegriffenseyn desselben sichtbar wird, was sich an der fertigen Probe durch eine Art von erhaltener Durchsichtigkeit kenntlich macht. Es fehlen in einem solchen Falle jedoch keine Fäden, die Fäden sind alle vollzählig, sie sind nur etwas dünner geworden. Daß das Glas mit der Schwefelsäure in der Untertasse stehen soll, ist nur angerathen, um das Verderben der Meubel durch auftropfende Schwefelsäure zu verhüten.

Digitized by Google

Wien.

Theater. (K. K. Hofoperntheater). Unser Hofoperntheater brachte als dritte Oper dieser Stagione des melodienarmen Verdi, schon im Italienischen vor einigen Jahren hier durchgefallene „Nabucodonosor," dem nur die Landsleute des Komponisten, dessen ohrenbetäubende, lärmende Musik ein Ruin selbst für Stimmen ist, wie jene der Hasselt, Leithners und Draxlers, einen nicht bedeutenden Erfolg erkämpften. — Dafür sind Kücken's melodiöser „Prätendent" und Marschner's klassisches Tonwerk: „Templer und Jüdin," das schon lange das Repertoire fast aller nur etwas bedeutenderen Opernbühnen Deutschlands ziert, zurückgelegt worden, und auch der produktive geniale Richard Wagner mußte mit seinen, überall jubelnd aufgenommenen Opern die Residenz unverrichteter Sache verlassen! v. B.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Jänner 17. Die ungarische Magnatentafel beschließt nach viertägigen Verhandlungen über die Steuerfrage einstimmig, daß fortan der Grundsatz der gleichen Besteuerung aller Klassen der Bewohner in Ungarn Geltung haben soll, und daß zu diesem Behuf im Einvernehmen mit der Deputirtentafel eine Kommission ernannt werde, welche einen umfassenden Vorschlag über die Modalität, die Vertheilung und Verwendung der gemeinschaftlichen Steuer, wie über die gehörige Kontrole derselben zu machen habe.

— Jänner 24. Abends gegen 8 Uhr trifft die Leiche J. M. der durchlauchtigsten Frau Erzherzogin Maria Ludovica, Herzogin von Parma, in Wien ein, wird in der Hofburg-Pfarrkirche am 25. öffentlich ausgestellt und am selben Tage Nachmittag 4 Uhr in der Kapuzinerkirche feierlich bestattet.

Korrespondenz.

(Böhmischdorf, im k. k. Schlesien.) Neben dem Semmeldoktor Schroth hat Prießnitz jetzt einen neuen Konkurrenten in seinem eigenen Schwager Hackenberg gefunden, welcher in Böhmischdorf, am Fuße des Gräfenbergs, eine Heilanstalt errichtet hat und daselbst mit lauem Wasser kurirt. Es ist ihm gelungen, mehre Gräfenberger, welche sehr frostig waren, an sich zu ziehen.

(Ratibor, im k. preuß. Schlesien.) In Oberschlesien wüthet das Nervenfieber in furchtbarem Grade. An einzelnen Orten reichten schon die vorhandenen Bretter nicht mehr zu den Särgen hin, so daß Scheppen und andere Gebäude von Bretterwerk ihrer Bestandtheile gewaltsam beraubt und zu Särgen verarbeitet wurden. In einem kleinen Dorfe, eine Meile von Ratibor, sind 26 am Nervenfieber Erkrankte von ihrem Seelsorger hinter einander mit den Sterbsakramenten versehen worden. In dem Städtchen Kranowitz sind an 40 Häuser, deren Bewohner am Typhus darniederliegen, gesperrt. Dabei herrscht außer der Kälte großes Elend. In der Nähe von Schrau hat kürzlich wieder eine Mutter ihre zwei Kinder umgebracht, weil sie dieselben nicht ernähren konnte; das eine hat sie über Nacht dem Froste ausgesetzt, so daß es erfror, und das andere, indem sie es unter das Eis steckte, ertränkt. (K. f. D.)

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. E. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Lustspiele

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 16. Samstag den 29. Jänner. 1848.

Wien

Vor ein paar Tagen ist Herr Rappo, der Athlet, mit seiner Gesellschaft aus Egypten hier eingetroffen. Herr Rappo ist ein ehrlicher Tiroler und den Wienern noch von seinen vielbesuchten Produktionen, die er vor mehren Jahren auf hiesigen Bühnen und selbst vor dem kaiserlichen Hofe mit Beifall gegeben, in gutem Andenken. Geborner Tiroler, von einnehmender Persönlichkeit, begabte ihn die Natur mit einer Muskelkraft und Körperstärke, die ihres gleichen nicht findet. Seine Vorstellungen haben, seit er die Welt bereiset, an Mannigfaltigkeit gewonnen; sie bringen nicht blos Kraft- und Muskelübungen, sondern auch plastische Darstellungen von seltenem Interesse und eine Pantomime. Rappo's Gesellschaft besteht nahe aus 30 Personen; er hat unter seinen Künstlern mehre Türken und Egypter, darunter 12 Damen von seltener Schönheit. Außerordentliche Einnahmen und Beifall brachte ihm sein Aufenthalt in Rußland, in der Türkei und Egypten. Er spielte öfter vor dem Sultan, vor Mehemed Ali, und erhielt für jeden Abend nie unter 50,000 Piaster. Freilich waren solche Abendvorstellungen anstrengend, denn, wie es den Hoheiten eben gefiel, durften sie nie früher geendet werden, als bis selbe den Saal zu verlassen für gut befanden. So dauerte vorzüglich in Cairo und Alexandrien, wo Mehemed Ali herrscht und, wie die Greise überhaupt, weniger das Bedürfniß des Schlafes fühlt, manche Produktion von 5 Uhr Nachmittag bis 3 Uhr in die Nacht! Dafür trägt aber auch Herr Rappo ein brillantenes Zeichen der Zufriedenheit aus Mehemed Ali's Händen an der Brust. In 10 bis 12 Tagen werden seine Vorstellungen an den Pokorny'schen Theatern beginnen.

Bosco's Salon wurde am 27. nach der Genesung des Prästigiateurs wieder eröffnet, der Besuch war überaus zahlreich. Mit seiner unerreichten Fertigkeit in der Volte beim Kugelspiel und mit Kartenkünsten, dann ganz neuen überraschenden Changirungsstücken unterhielt der beliebte Zauberer sein Publikum und würzte die Vorstellung mit dem ihm eigenen lebensfrohen Humor und der komischen Sprachvermengung. Es gehört in dieser Wintersaison zum guten Ton, Bosco zu sehen.

Ein anderer Zauberer, Herr Robin, der sich durch das Geheimmittel, die Frauen verschwinden zu machen, beliebt und berühmt gemacht hat, schloß an selbem Tag im Josephstädter Theater seine Vorstellungen. Auch diese letzte, wo ihm noch mancher geplagte Ehemann das große Kunststück ablernen wollte, war sehr besucht. Der Herr Professor der natürlichen Magie produzirte nebst vielen Maschinenstücken (er hat vielleicht die seltenste Sammlung von mechanischen Apparaten) auch die überraschenden Experimente der Sehkraft der Mad. Robin. Bei einer Frau, die so viel und so gut sieht, ist die Kunst, sie zu Zeiten verschwinden zu machen, um so nöthiger.

Digitized by Google

Bier-Erzeugung und Konsumtion in und um Wien. Die „Theaterzeitung" hat in Nr. 4 und 5 d. J. einen Aufsatz über das neuerbaute Brauhaus zu Brunn am Gebirge von F. Weidmann gebracht, der den Lesern sowohl die Großartigkeit dieses Etablissements, als auch die Masse des in Wien jährlich erzeugten Bieres bekannt geben sollte. Hinsichtlich des ersten Punktes haben wir Nichts einzuwenden; allein bei dem Zifferansatze der, in Wien und dessen Umgebung erzeugten Biermenge ist ein, sicher unabsichtlicher, jedoch bedeutender Irrthum unterlaufen, da Herr Weidmann die runde Summe von 1,400,000 Eimern annimmt.

Wir sind im Stande, den geehrten Lesern des Zuschauers eine genaue, durchaus richtige Übersicht des gebrauten Quantums vorzulegen und glauben, daß dies für Manchen von Interesse seyn dürfte. — Im Jahre 1846 haben vierzig, zum Wiener Bierbrauer-Vereine gehörige Brauſtätten ein Quantum von 1,313,836 Eimern erzeugt. Zu diesen vierzig Brauereien werden aber auch Baden, Rauhenstein, Wienersdorf und Aspern gerechnet. Die ersten Brauereien, welche diesen Rang schon seit Jahren behaupten, waren auch dieses Mal: Kleinschwechat, Liesing, Jedlersee, Lichtenthal, Nußdorf, Simmering.

Das Jahr 1847, berüchtigten Andenkens durch die überall waltende Theurung und Noth, hat seine traurige Macht auch an diesem Industriezweige geübt; denn wir finden das Erzeugniß der vierzig Brauſtätten mit nur: 1,145,488 Eimern. Ob nun dieses gleich ein erkleckliches Sümmchen ist, so ergibt sich immerhin ein Ausfall von 168,348 Eimern, welcher seinen Grund wohl in dem mehr und mehr sich ausbreitenden Geldmangel, in der Theurung sonstiger Lebensbedürfnisse, vorzüglich der Körnerfrüchte, und in dem Überflusse an Obst findet. — Übrigens erblicken wir auch hier wieder die oben genannten Brauſtätten als die vordersten der Reihe.

Der Aufschwung, den das Brauwesen in Österreich unter der Cuns neuerlich genommen hat, ist durch das verdienstvolle Streben der bedeutenderen dieser Geschäftsmänner herbeigeführt worden, welche theoretisch und praktisch gebildet, sich vorzüglich mit Verbesserung der Mälzerei, als dem wichtigsten Theile des Brauwesens, befaßten und das inländische Erzeugniß auf eine solche Stufe gehoben haben, daß es die Konkurrenz mit dem fremdländischen nicht nur nicht zu scheuen braucht, sondern in vielen Fällen den Sieg davontragen dürfte. — Wie wichtig übrigens die Bierbrauerei im Gewerbswesen, im Staatshaushalte und gewissermaßen auch in Beziehung auf die Moralität des Volkes sey, kann sich Jeder erklären, welcher weiß, wie viele Menschenhände durch sie beschäftigt, welche Geldmassen durch sie in Umlauf gesetzt, welche Summe an gesetzlicher Abgabe entrichtet, und wie sehr durch Herstellung eines genußbaren, gesunden Bieres der schädlichen, Geist und Körper vernichtenden Branntwein-Konsumtion entgegen gearbeitet wird. N.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Jänner 15. Der im Lombardisch-Venetianischen Königreiche kommandirende Feldmarschall Graf von Radetzky erläßt in Mailand folgenden Tagsbefehl:

Se. Majestät der Kaiser, fest entschlossen, das Lombardisch-Venetianische Königreich mit aller Kraftanstrengung, eben so wie jeden andern Theil Ihrer Staaten zu beschützen und gegen jeden feindlichen Angriff, komme er von außen oder von innen, recht- und pflichtmäßig zu vertheidigen, haben mich durch den Hofkriegsraths-Präsidenten beauftragt, allen in Italien stehenden Truppen diesen Entschluß mit dem Beifügen bekannt zu geben, daß dieser Ihr unerschütterlicher Wille in der Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit der Armee die wirksamste Stütze finden werde. — Soldaten! Ihr habt sie vernommen die Worte eures Kaisers, ich bin stolz darauf, sie euch zu verkündigen. An eurer Treue und Tapferkeit wird das Getriebe des Fanatismus und treuloser Neuerungssucht zersplittern, wie am Fels das zerbrechliche Glas. Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich durch 65 Jahre mit Ehre auf so manchem Schlachtfelde geführt; ich werde ihn gebrauchen, um die Ruhe eines jüngst noch glücklichen Landes zu schützen, das nun eine wahnsinnige Partei in unabsehbares Elend zu stürzen droht. — Soldaten! unser Kaiser zählt auf uns, euer greiser Führer vertraut euch,

Digitized by Google

das ist genug. Möge man uns nicht zwingen, die Fahnen des Doppel-Aars zu entfalten, die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt. Unser Wahlspruch sey: Schutz und Ruhe dem friedlichen treuen Bürger, Verderben dem Feinde, der mit frevelnder Hand den Frieden und das Glück der Völker anzutasten wagt."

— Jänner 12. In Palermo bricht ein Aufruhr aus, gegen welchen die königlichen Truppen von ihren Waffen Gebrauch machen, wodurch 50 Aufständige theils getödtet, theils verwundet werden, ohne daß die Ruhe hergestellt werden kann, so daß am 14. Jänner auf 7 Dampfbooten 10 Bataillone Infanterie und eine Artillerie-Batterie von Neapel eingeschifft werden.

Der neue Schlemihl.

(Schluß.)

(Nach meiner Rückkehr geschrieben.)

Im Hierherfahren, ehe wir noch Dettingen erreichten, hatte ich zufällig den Gasthof genannt, in welchen ich einkehren wollte; nun fand ich mich aber bewogen, einen andern zu wählen, um den braunen Unhold ja nicht auf meine Spur zu bringen. Der Weg dahin aber war weit, ich erhitzte mich im Gehen; ein Platzregen, der plötzlich eingefallen war, durchnäßte mich, und, kaum an meinem Bestimmungsorte angelangt, stellten sich Kopfweh und Unbehaglichkeiten ein; ich mußte mich daher sogleich zu Bette begeben. An diese Nacht werde ich immer denken. Keine Ruh', keine Rast; ich konnte kein Auge schließen. Hitze wechselte mit Frost, ich warf mich im Bette umher, auf keine Weise gelang es mir, den Schlaf zu fesseln. In dem Augenblicke, als ich nur etwas zu schlummern begann, stellten sich wirre und schreckliche Träume ein, die mich erweckten, und deren Zerrbilder meine aufgeregte Phantasie nur noch stärker auszumalen fortfuhr.

Bald war es Schlemihl's verzweifelte Gestalt, die rastlos, vom bösen Geschicke verfolgt, umherirrte, bald war es die widrige Erscheinung des Braunen mit seinem höhnischen Lächeln und widerlichen Grinsen; bald waren es wesenlose Schatten, die mich umtanzten; bald schattenlose Wesen, die jenen nachjagten.

Zwei Tage währte dieser qualvolle Zustand. Ich erinnere mich, viel Fliederthee getrunken und Arzenei genommen zu haben, und so gelangte ich denn endlich in einen heftigen Schweiß, dem ein langer, fester und erquickender Schlaf folgte. Beim Erwachen fühlte ich mich gestärkt und gesund. Da aber mittlerweile die Gemälde-Ausstellung geschlossen worden war, so hatte Frankfurt keinen Reiz mehr für mich. Ich verwünschte die Stadt, die mir nach einer, mit Schrecken erfüllten Reise nur schlaflose Nächte bereitet hatte, ja, die den Unhold beherbergte, der mich wachend und träumend geängstigt hatte. Den fünften Tag, Abends fünf Uhr, ging der Eilwagen wieder ab. Ich bestellte einen Platz, schickte meine Sachen fort und erwartete mit Sehnsucht die Stunde, welche mich von hinnen führen sollte. Auszugehen wagte ich nicht mehr. Wie leicht konnte ich im Getümmel Demjenigen begegnen, den ich allen Grund zu meiden hatte. Endlich schlug es drei Viertel auf Fünf. Gottlob! — Ich lief nach der Post — ich sah mich sorgfältig um, und — ich gestehe, meine Furcht, den Braunen mir nacheilen zu sehen, verließ mich erst, als wir uns außerhalb des Thores befanden und im vollen Trabe dahinjagten.

Jetzt erst musterte ich meine Reisegesellschaft, und wie angenehm war ich überrascht, die schöne Putzmacherin wieder in meiner Nähe zu finden. Auch sie schien sich des unvermutheten Zusammentreffens zu freuen. Sie erzählte mir ihre vielen Erlebnisse

Digitized by Google

und Genüsse in Frankfurt mit der ganzen Redseligkeit ihres Geschlechtes. Welch' ein Unterschied zwischen der Freude, welche ihr der dreitägige Aufenthalt daselbst gewährte, und dem Verdrusse, den ich dort erlebte! Sie hatte mit vielen Kolleginnen Bekanntschaft gemacht, die im Vereine mit Herrn Rüblein Alles aufgeboten, sie die Herrlichkeiten der Stadt und ihrer Umgegend geniessen zu lassen. Wie ich jetzt erfuhr, war Herr Rüblein Ladendiener bei einem Gewürzkrämer und ihr Landsmann und alter Bekannter. Er hatte seine Freundin in das Theater, in den Kaisersaal und in den Zirkus geführt; sie hatte die Riesin, das Wachsfigurenkabinet, das Panorama gesehen, den Kuchengarten besucht, die Blechmusik auf der Au gehört, kurz, sich gar herrlich unterhalten. Zum Abschiede hatte ihr Herr Rüblein ein Stammbuch verehrt, in welches er selbst ein ziemlich grosses Vergissmeinnicht gezeichnet und folgende gemüthliche und sinnige Verse geschrieben hatte, die sie mir mit vieler Rührung vorlas:

„Mein grosser Schmerz ist gar nicht zu ermessen,
Da Sie schon reisen bei des Abends dunklem Licht.
Dass ich S i e werde niemals vergessen,
Das zeigt dies Blümlein: V e r g i s s m e i n n i c h t!"

Es währte lange, bis die Glückliche mir Alles, was sie gesehen, gehört und verkostet, mit allen Einzelnheiten erzählt, beschrieben und gerühmt hatte. Indeß, der Weg war lang, der ergiebigste Vorrath kann erschöpft, der reichlichste Stoff verbraucht werden. Ich konnte allmälig hier und da mit einer Frage zu Hilfe kommen, die ihrem Redestrome neue Quellen öffnete. Doch endlich mußten auch diese versiegen, und die Reihe kam an mich. Ich hatte aber wenig zu erzählen, nichts zu preisen, und sann lange vergebens hin und her, als mir plötzlich der Braunrock wieder einfiel. „Haben Sie denn unsern sonderbaren Reisegefährten nicht wieder gesehen?" fragte ich möglichst gleichgültig. „O ja," entgegnete sie, „noch heute Vormittags hatte ich mit ihm zu thun." „Was, Sie hatten mit ihm zu thun?" rief ich erschrocken und sah mich mechanisch nach dem Schatten der Leichtsinnigen um. Allein draußen dämmerte es schon, im Wagen war es bereits dunkel geworden, ich blieb in ängstlicher Ungewißheit. „Warum denn nicht?" setzte sie hinzu, verwundert über mein Auffahren, er hat noch um ein Billiges schnell meinen Schatten genommen." — „Ihren Schatten!" rief ich entsetzt, „Ihren lieben schönen Schatten! Wissen Sie denn, Unglückliche, wer dieser braune Unhold war?" — „Ei freilich weiß ich's," rief sie unbefangen, „der Silhouettenschneider Zeisele aus Karlsruhe."

So ärgerlich war noch Niemand aus allen Himmeln gefallen, als ich aus meinen Höllen und Fegefeuern.

Johannes Falk und seine Rettungsanstalt.

(S c h l u ß.)

Wir haben bereits bemerkt, daß diese edlen Menschenfreunde den schönen und bezeichnenden Namen „F r e u n d e i n d e r N o t h" angenommen haben. Und wenn irgend ein Verein sich als wahre Freunde in der Noth durch Rath und That bewährt hat, so war es dieser. Denn nicht etwa durch bloße Geldspenden glaubten sie ihre Aufgabe erfüllt und den Zweck des Vereines verwirklicht zu haben, sondern sie achteten es für eine heilige Pflicht, neben der leiblichen Pflege vorzugsweise der Seelenrettung dieser Unglücklichen sich anzunehmen.

Darum vereinigte Falk die Hunderte von Verwahrlosten nicht in Eine große Anstalt, sondern vertheilte sie in Werkstätten, weil er den hohen Einfluß, das große

Digitized by Google

sittliche Verdienst erkannte, das sich die verschiedenen Werkstätten eines Landes um die Bildung dieser Jugend, ja um den Staat selbst durch solche praktische Erziehung erwerben würden. „Ich sah mit Vergnügen," bezeugt, er „wie die Nähe, das Beispiel eines rüstigen, arbeitsamen Mannes, der von früh an bis spät zu Abend am Werke ist, Wunder bewirkte, wie er diese verwilderte Jugend bethätigte, ihre schlafenden Kräfte erweckte und sie gleichsam allmächtig zum Besseren und Guten hinriß. Mein Entschluß war unwiderruflich gefaßt: das junge Laster durch Religiosität und bürgerliche Tugenden zu entwaffnen, das Zuchthaus, das Kriminal durch die eröffneten Werkstätten der häuslichen Zucht und Ehrbarkeit um so viel Kandidaten, wie möglich, zu betrügen — ein gottseliger und löblicher Betrug! wenn die unfrommen Hände, die sonst Schlösser und Thüren erbrachen und Feuerbrände anlegten, nun Schlösser und Kohlpfannen verfertigten, und Schuhe, Strümpfe, Tische, Leinwand, kurz alle Früchte des lachenden, bürgerlichen Gewerbfleißes ihren Wohlthätern als eine der schönsten Belohnungen, die es auf Erden, ja, die es im Himmel geben kann, entgegenbringen."

So hatten demnach die Bestrebungen Falk's und der mit ihm verbundenen „Freunde in der Noth" einen wesentlich verschiedenen Charakter im Vergleiche zu den gewöhnlichen Rettungsanstalten.

„Was wir gegründet," sagt Falk, „ist gewissermaßen ein künstliches, ungeheures, aber ehrbares Arbeitshaus, nur mit dem Unterschied, daß es dem Staate unendlich weniger kostet und durch Vertheilung der Sträflinge an besondere Werkmeister seine Zwecke viel vollkommener erreicht."

Freilich gehörte dazu aber auch ein solcher Mann, wie eben Falk war, und ein Verein von Männern und Hausvätern, von seiner Begeisterung entzündet, von seiner Liebe durchglüht, wie dieser Verein in Weimar. Denn mit welcher aufopfernden Liebe viele Glieder dieses Vereines der übernommenen Verpflichtung nachkamen, davon finden sich in den Jahresberichten erhebende Mittheilungen. Verwilderte Knaben, die drei-, viermal entliefen, fanden immer wieder freundliche Aufnahme. Ja, einer war sechsmal seinem Lehrherrn entlaufen, dennoch erklärte sich derselbe bereit, es zum siebenten Male mit ihm zu versuchen, obwohl der Junge den Versuch gemacht hatte, sich die eine Hand abzuhauen, nur um nicht ein Handwerk lernen zu müssen. Der Meister nahm ihn zum siebenten Male auf und, sieh', er wurde gerettet! Ja, solche Liebe siegt!

Und allen voran leuchtete in solcher Liebe, die „Alles erträgt, Alles glaubt, Alles hofft, Alles erduldet," der ehrwürdige Gründer und Vorsteher dieses Vereines, Johannes Falk. An jedem Sonntag Abends (die an entfernten Orten in der Lehre Stehenden aber monatlich einmal) sammelten sich in dem gemeinsamen Vaterhause in Weimar zur Sonntagsschule, aber nicht etwa blos, um in Schulkenntnissen unterrichtet zu werden, was der Name Sonntagsschule könnte erwarten lassen, „denn was helfen," ruft Falk aus, „dem Staate Spitzbuben, die noch so geschickt schreiben, lesen und rechnen können? ja, was lateinische und griechische Spitzbuben? und doch setzt man auf diese Dinge einen so ausschließlich hohen Werth, als ob die schwere Aufgabe der Erziehung mit Unterricht oder Einführung einer neuern bequemern Methode gelöst wäre!" vielmehr war bei diesen Zusammenkünften Hauptsache, daß die jugendlichen Herzen erbaut, durch fromme christliche Gesänge erhoben, und durch lehrreiche und ergreifende Vatergespräche immer mehr im Guten erstarkt und befestigt würden.

So gelang es dem edlen Falk, unter dem segensreichen Beistande des Höchsten, unterstützt durch Beiträge aus ganz Deutschland und in Verbindung mit 200 Werkstätten des Landes, innerhalb 12 Jahren 300 arme Knaben vom leiblichen und geistigen Verderben zu retten, außerdem mehre Hundert verlassene und verwais'te Kinder

Digitized by Google

erziehen zu lassen, und aus fähigen Knaben insbesondere tüchtige und fromme Schullehrer zu bilden.

Weithin durch ganz Deutschland und über seine Gränzen hinaus drang der Ruf dieses edlen Mannes, der im lebendigen Gottvertrauen — den ruft er freudig aus: „Mit ganzen, ja mit halben Groschen haben wir unsere Sache angefangen, zufrieden, wenn nur stets das Bedürfniß des laufenden Tages gedeckt werden konnte“ — so Großes vollbracht hatte. Und als er am 14. Februar 1826 nach unendlich schmerzlichen Leiden — eine Verschwellung des ganzen Leibes bereitete ihm die unsäglichsten Schmerzen — im festen Vertrauen und Glauben an Gott und seinen Erlöser entschlafen war, da sah man allenthalben in Deutschland Anstalten zur Rettung der verwahrlosten Jugend durch einzelne Menschenfreunde oder größere Vereine begründet; sie alle waren hervorgerufen durch die Liebesthat, wie sie zuerst in Weimar durch Johannes Falk im Jahre 1813 hervorgetreten war.

Fr. Schäffer.

Das Oregongebiet und Neu-Kalifornien.

In letzterer Zeit beschäftigte die nun ziemlich geschichtliche Streitfrage über das Hoheitrecht des Oregongebiets in den öffentlichen Blättern die Leserwelt vielfach, daß eine historische und geographische Darstellung dieses merkwürdigen Landstriches Vielen nicht unerwünscht kommen dürfte.

Die erste Entdeckung geschah durch die Spanier. In den Jahren 1532—1540 sandte die spanische Regierung nach und nach vier Geschwader an die Nordwestküste Amerika's und gab ihnen den Auftrag, die Wasserverbindung zwischen dem stillen und atlantischen Ocean zu suchen, von der man damals träumte. Natürlich fanden sie diese Straße nicht, die nicht existirt, entdeckten aber Kalifornien und die Südwestküste von Oregon. Ein fünftes Geschwader, das Bartolomeo Ferrelo befehligte, kam noch weiter als seine Vorgänger, erreichte den 43. Grad nördlicher Breite und entdeckte Kap Blanco. Die Unternehmungen, die sämmtlich kein Ergebniß geliefert hatten, ruhten nun bis 1592, in welchem Jahre abermals einer jener kühnen Seefahrer, die halb Abenteurer und halb Krieger waren, Kap Horn umschiffte. Dieser Mann, Juan de Fuca genannt, untersuchte die Küste genauer. Er ist der Entdecker der nach ihm benannten Meerenge, die unter dem 49. Grade nördlicher Breite beginnt, etwa zwanzig Meilen südöstlich läuft, dann eine Wendung nordwestlich macht und unter dem 51° das Meer wieder erreicht. Durch seine Reise lernten die Spanier die Küste vom 42—49° nördlicher Breite kennen. Später erfolgten noch mehre Reisen und Entdeckungen. So erreichte Aguilar 1602 die Mündung des Umpquaflusses unter'm 44. Grad, entdeckten Parez und Martinez im Jahre 1774 den Nutka-Sund zwischen dem 49. und 50. Grad. Am 6. Mai 1789 nahm Martinez von dem letztern und der umliegenden Gegend für die Krone Spanien förmlich Besitz, als der erste Europäer, der in diesen fernen Gegenden eine Flagge aufpflanzte. Von den Engländern war Sir Francis Drake der erste, der die Nordwestküste besuchte. Auf seiner bekannten Reise, die fast ausschließlich den Charakter einer Expedition auf Seeraub trug, segelte er 1578 an der Küste Nordamerika's bis zum 48. oder, nach andern Quellen, zum 45. Grade, und kehrte dann zurück, da die gehoffte Durchfahrt sich nicht zeigen wollte. Unter dem 38. Grade besserte er seine Schiffe aus in einer Landschaft, die er Neu-Albion nannte, weil die Häuptlinge der Eingeborenen der Königin Elisabeth den Eid der Treue geschworen hatten. Nach ihm kam Sir Thomas Cavendish, dessen Entdeckungen unbedeutend waren. Der berühmteste aller Erdumsegler, Cook, untersuchte

Digitized by Google

die Nordwestküste wieder genauer. Er landete unter dem 43. und 48. Grade und besuchte auch den Nutka-Sund. Dort fand er bei den Eingebornen Stahlwaffen und Waaren spanischen Ursprungs, Spuren von dem Besuche, den Parez und Martinez vier Jahre früher gemacht hatten. Die späteren englischen Schiffer, Mears, Vancouver u. A., machten keine neuen Entdeckungen. Auch die Amerikaner rühmen sich, Entdeckungen auf der Nordwestküste gemacht zu haben, ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben. Nach ihrer Darstellung entdeckten sie zuerst, daß das Land, an welchem der Nutka-Sund liegt, eine Insel ist, beschifften zuerst denjenigen Theil der Fuka-Straße der zwischen Puget's Sund und der Königin-Charlotten-Insel liegt, und entdeckten das Festland vom 48—50. Grad nördlicher Breite. Selbst die Entdeckung der letztgenannten Insel nehmen sie in Anspruch, und wollen auch das Festland östlich davon bis zum 55. Grade entdeckt und untersucht haben.

Aus dem Obigen geht hervor, daß der Besuch dieser nordwestlichen Breiten nur ein spärlicher war. Als der Traum einer westlichen Durchfahrt verflogen war, fand man keinen Beruf, ein Land zu besuchen, das für die Gefährlichkeit seiner Küsten keinen genügenden Ersatz darbot. Zwischen den spanischen Reisen von 1602 und 1774 liegen fast zwei volle Jahrhunderte, in denen Oregon so ziemlich vernachlässigt war. Von der Landseite drang man viel später in das Gebiet ein, machte aber um so wichtigere Entdeckungen und gründete zugleich bleibende Niederlassungen. Es war der kaufmännische Unternehmungsgeist, der zuerst in den fernen Westen führte. Gold und Pelze sind die beiden Triebfedern, denen wir die meisten Entdeckungen in Amerika zu verdanken haben. Wie die Spanier im Süden Küste auf Küste durchforschten und tief in das Innere streiften, indem sie ihrem Lieblingsmetall nachjagten, so ließen sich die Franzosen und Engländer des Nordens von den kostbaren Pelzen in Gebiete locken, die ohne dieses Reizmittel durch die Schrecken einer rauhen Natur vielleicht noch Jahrhunderte lang europäischer Gesittung verschlossen geblieben wären. Kanada war im siebenzehnten und folgenden Jahrhundert das Stapelland des Pelzhandels, und von hier aus drang man, durch eine fast wunderbare Verbindung von Flüssen und Seen begünstigt, immer weiter nach Westen vor. Es war dies kein Entdeckungstrieb, sondern das nackte Streben nach Gewinn — man folgte einfach dem Wilde, das in den näheren Gegenden durch die Jagd immer seltener wurde. Im Verlauf der Zeit bildete sich für den Pelzhandel eine eigene Kaste aus, die sogenannten Waldläufer, muthige, gegen Hunger, Kälte und Mühen abgehärtete Menschen, aber roh und gewaltthätig. Bis zum siebenjährigen Kriege war der Pelzhandel fast ausschließlich in den Händen der Franzosen, als der Besitzer von Kanada, wenn sich gleich englische Mitbewerbung einstellte. Diese ging aus von der Hudsonsbai-Gesellschaft, die im Jahre 1670 von Karl II. die ausschließliche Berechtigung erhalten hatte, an der Küste der Hudsonsbai und auf den Ufern aller in dieselbe mündenden Flüsse Kaufhäuser anzulegen. Mit dem Jahre 1762 trat England, als Herr der Kanada's, an die Stelle Frankreichs. Unordnungen, die sich um diese Zeit einschlichen, veranlaßten die Stiftung einer zweiten Genossenschaft, der berühmten Nordwest-Gesellschaft, die eine Zeit lang über die Seen und Wälder des Nordwestens eben so herrschte, wie ihre ostindische Genossin über das herrliche Gangesland. 1783 von einigen Kaufleuten Montreals gestiftet und bald so vergrößert, daß sie über ein Herr von 1000 Beamten, Schreibern, Führern, Dolmetschern und Bootsleuten gebot, brachte sie den Verkehr in ein regelmäßiges System, das im Wesentlichen noch heute besteht. Von den Stapelplätzen, Montreal und Quebeck, verkehrte man mit Stationen, Waarenhäusern und Forts, die an der Grenze des unbebauten Landes oder selbst weit im Innern desselben errichtet wurden. Dort fanden sich

Digitized by Google

die Indianer mit den Pelzen der erlegten Thiere zum Tauschhandel ein, aber auch die Gesellschaft sandte von diesen Punkten aus ihre Waldläufer und Reisende in die Jagdgebiete und nahm unmittelbar an der Jagd Theil. Der reiche Gewinn, den die Gesellschaft machte, reizte zur Mitbewerbung. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts bildete sich ein neuer Verein, der von der Faktorei, die seine Hauptniederlage war, den Namen der Mackinaw-Gesellschaft annahm. Um mit der Nordwestgesellschaft, die hauptsächlich den hohen Norden ausbeutete, nicht zu sehr in Berührung zu kommen, richtete dieser Verein sein Augenmerk mehr auf die westlichen und südlichen Gegenden, wo er noch wenig besuchte Landschaften von ungeheurem Umfange benutzen konnte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten wurde jetzt unruhig, da englischer Einfluß auf die Indianerstämme im Rücken des Landes einzuwirken begann und ein großes Netz englischer Faktoreien und Forts einen großen Theil der Westgrenze umzog. Direkte Regierungsmaßregeln blieben ohne Erfolg, als ein deutscher Einwanderer, Johann Jakob Astor aus dem Dorfe Waldorf bei Heidelberg, damals bereits der reichste Pelzhändler des Landes, seine Mitwirkung anbot. Dieser Mann rüstete eine doppelte Expedition aus, eine zu Lande und eine zu Wasser, und von diesem Unternehmen datirt die erste eigentliche Kenntniß des Oregongebiets. Am 22. März 1811 ankerte das Schiff „der Tonquin" in der Mündung des Kolumbia und setzte seine Mannschaft an das Land, wo auf einer kleinen Anhöhe eine befestigte Niederlassung, dem Unternehmer zu Ehren Astoria genannt, angelegt wurde. Die Fahrt war nicht gefahrlos gewesen, doch bieten die Leiden, welche die Seeleute erdulden mußten, gar keinen Vergleich dar mit den kaum glaublichen Qualen, denen die Reisenden zu Lande ausgesetzt waren. Kämpfe mit wilden Thieren und Indianern, mit Schnee, Stürmen und den unwegsamen Pfaden eines Gebirgs, dessen Gipfel sich über 12,000 Fuß hoch erheben, Hunger und Durst in furchtbaren Einöden, und Anstrengungen, die nur der Jäger des Westens ertragen kann, brachten die Gesellschaft mehre Male dem Untergang nahe und kosteten einigen ihrer Mitglieder das Leben. Der Erfolg stand mit den unglaublichen Mühen in keinem Verhältnisse. Astor war fern, es brachen Zwistigkeiten in der Niederlassung aus, und der im nächsten Jahr beginnende Krieg mit England schnitt manche Verbindungen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Sahst du je den Dieb — auf seinen Fang zu lauern —
Den Hasen — leuchend unter Angst und Schauern —
Versteckt dahinter lauern?
Sahst die Dirne — straflos will sie Rosen pflücken;
Den Knaben — einen Vogel zu berücken —
Davor sich listig bücken?
Nur der Kluge pflegt — um schlau dich auszufragen —
Der Näscher — süssen Kern davon zu tragen —
Behutsam d'rauf zu schlagen.

Balduin.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Buschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

Nr. 17. Montag den 31. Jänner. 1848.

Atila, die Geißel Gottes.

So eben ist bei dem thätigen Heckenast in Pesth eine illustrirte Schrift: „Kleine historische Bilder-Gallerie aus Ungarns denkwürdiger Vorzeit" erschienen. Verfasser ist der verdienstvolle Erzieher Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Joseph, Herr J. V. Häufler, derselbe achtungswürdige Literat, von dem wir mehre werthvolle historische und topographische Leistungen in unsern Blättern vorgeführt haben. Dieses Werk entstand, wie die Widmung sagt, auf den ausgesprochenen Wunsch Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Henriette Anna, welche eine Übersicht der Geschichte Ungarns zur Befriedigung ihrer eigenen Wißbegier zu besitzen wünschte. Mit dem gewohnten Ernst und Fleiß, der alle Arbeiten dieses Gelehrten charakterisirt, hat sich Herr Häufler an diese nützliche, besonders für die Bildung der reiferen Jugend wichtige Schrift gemacht. Bis auf die Kleinlichkeiten, die Illustrationen, machte sich seine Umsicht und Beharrlichkeit merkbar, denn alle Portraits ungarischer Heerführer und Regenten sind, von Stephan dem Heiligen angefangen bis zu Ludwig II., auf Grundlage gleichzeitiger, sorgfältig geprüfter Denkmähler entworfen und ausgeführt. Dazu ist die Gründlichkeit und Sorgfalt anerkennenswerth, mit welcher der Verfasser die, seiner Stellung freilich mehr als mancher andern zugänglichen Quellen, Urkunden und Archive im wahren Ernst der Geschichtforschung benützt und ausgebeutet hatte. Das Buch hat dadurch eine weit höhere Bedeutung, als die eines pädagogischen Lesebuches errungen und darf ein wirkliches gelehrtes Verdienst ansprechen. Es beginnt von der Urgeschichte des Landes, mit den Völkern, die noch vor der Einwanderung der Hunnen Ungarn bewohnten, und schließt mit Ludwigs Tod in der Schlacht bei Mohacs (1526). Um den Leser mit der historischen Darstellung, die edel und kräftig in ihrer Einfachheit, vertraut zu machen und ihm über die Art des Vortrages ein Urtheil anheimzustellen, nehmen wir hier eine Skizze aus dem Buche selbst: Atila's Leben. Der Verfasser schildert die rauhe, wirre Zeit, in welcher Atila die Welt in Schrecken setzte, mit einer Klarheit, die hohes Interesse erweckt und von seinem Beruf zum Geschichtschreiber Zeugniß gibt.

Atila, der König Ezel der deutschen Heldensage, der Ethele der ungarischen Chronik war klein von Gestalt (aber kühn von Geist), breiter Brust (in der Muth und Leidenschaften wohnten); er hatte einen großen Kopf, aus dem seine kleinen, furcht-

Digitized by Google

bar rollenden Augen blitzten, platte Nase, schüttern Bart, grau gemischte Haare und dunkle Hautfarbe; in physischer Hinsicht erschien also Attila als wahrer Repräsentant seines Stammes.

Mit diesen Eigenschaften und in dieser Zeit zum Eroberer geboren, bekannte er auch diesen Beruf, indem er sich selbst die „Geißel Gottes" nannte. Über die Leiche seines Bruders Bleda bestieg Attila den Thron seines Ohms Rua, ergriff sogleich das angeblich vom Himmel gefallene Schwert, das er als sicheres Pfand seiner glücklichen Unternehmung gefunden, und bezwang nicht nur damit die germanisch-sarmatischen Völker (Ostgothen, Gepiden, Heruler, Rugier, Longobarden, Thüringen) bis zur Wolga, sondern er stürzte sich auch über das griechische Reich trotz des erhaltenen doppelten Tributes. Er machte Syrmium dem Boden gleich, zerstörte viele andere Vesten und Städte an der illyrischen Gränze und bedrohte selbst Konstantinopel. Der griechische Kaiser, Theodosius II., suchte durch Friedens-Unterhandlungen sein Reich zu retten (447). Anatolius ward an Attila gesandt, und dieser diktirte folgende Bedingungen: „Alle flüchtigen Unterthanen der Hunnen müssen unentgeldlich ausgeliefert, in Zukunft darf aber kein Hunne mehr im römischen Reiche aufgenommen werden; für den rückständigen Tribut haben die Römer 6000 Pfund Goldes, und überdies 2100 Pfund an Attila zu zahlen, für jeden gefangenen, ohne Lösegeld entflohenen Römer müssen 12 Goldstücke entrichtet oder die Flüchtlinge ihrem hunnischen Herrn zurückgegeben werden."

Eine außerordentliche Steuer mußte im griechischen Reiche ausgeschrieben werden, welche auf Hohen und Niedern sehr drückend lastete. Wie leicht es dem oströmischen Reiche gewesen wäre, hätte es nur der alte Römergeist belebt, den Anforderungen der Barbaren, statt Gold entgegen zu tragen, den eisernen Widerstand der Waffen entgegen zu setzen, zeiget das Beispiel der kleinen befestigten Stadt Asemunt (an der Gränze Illyriens und Thraciens), welches zugleich zeigt, daß Attila auch die Tapferkeit an seinen Feinden ehrte. — Die Einwohner von Asemunt, von hunnischen Truppen belagert, hatten bei ihren Ausfällen theils viele Hunnen gefangen, theils viele Römer aus der hunnischen Gefangenschaft befreit. Vergebens erhielten sie vom griechischen Kaiser die Weisung, sich den Friedensbedingungen zu fügen, und somit die Gefangenen ohne Lösegeld zu entlassen. Die Asemunter erwiederten: „Die Römer könnten hinziehen, wohin sie wollten; allen Hunnen aber, die uns in die Hände gefallen, haben wir die Köpfe abgeschlagen, mit Ausnahme von Zweien, um sie gegen zwei gefangene Hirtenknaben auszutauschen. Geschehe dies nicht, so könnten sie, was sie im Kriege gewonnen, auch im Frieden behaupten." — Attila ließ nach beiden Hirtenknaben nachforschen, und da sie sich nirgends fanden, so ließ er den Asemuntern die zwei gefangenen Hunnen.

Nicht so ehrlich war der byzantinische Hof mit seinen Gesinnungen. Er suchte Atila's Gesandten, den Hunnen Edekon, welcher durch den Glanz des kaiserlichen Palastes überrascht und geblendet schien, durch Gold zu verführen, seinen Herrn zu ermorden, oder doch zu dessen Ermordung die Hand zu bieten. Edekon, über diese Zumuthung im Innern empört, aber klug genug, um seine wahren Gesinnungen gegen die Byzantiner nicht zu verrathen, schien in den Vorschlag einzugehen. Nachdem Alles reiflich erwogen war, wurde beschlossen, den Maximinus an Attila als Gesandten abzuordnen, welcher den Friedensschluß des Kaisers überbringen, aber selbst von dem Mordanschlage nicht unterrichtet werden sollte. Nur Bigilas, welcher dem Maximinus als Dolmetsch beigegeben wurde, war in das Geheimniß eingeweiht. Zugleich wurden die angeblich letzten 17 hunnischen Überläufer zur Auslieferung an Attila dem

Digitized by Google

Gesandten angeschlossen. — Mariminus ersuchte den Rhetor Priscus aus Panium, welcher damals zu Konstantinopel in der Redekunst Unterricht ertheilte, ihn in's Hunnenland zu begleiten. Priscus führte ein Tagebuch, und dessen genauen Aufzeichnungen verdanken wir die genauen Schilderungen von Atila's Residenz, von seinen hunnischen Sitten, wovon hier das Wesentlichste mit den Worten dieses Augenzeugen mitgetheilt wird.

Von Konstantinopel gingen die griechischen Gesandten über Sardika an den Ister (Donau). Hier wurden sie von den Hunnen in ausgehöhlten Einbäumen überführt. Nun wurde ihnen geboten, still zu halten, bis Edekon dem Atila die Ankunft der Gesandtschaft gemeldet hatte. Gegen Abend kamen zwei hunnische Reiter mit dem Befehle, ihnen in's hunnische Lager zu folgen. Am andern Tage erreichten sie dasselbe, und wollten ihre Zelte auf einem benachbarten Hügel aufschlagen, in der Nähe der königlichen Gezelte Atila's, welche in der Ebene aufgestellt waren. Es wurde ihnen aber nicht gestattet, weil es den Barbaren gegen den Anstand schien, wenn die Zelte der Fremden höher gestanden wären, als die ihres Gebieters. Bald erschienen Edekon, Oreste und Skotta, in Begleitung anderer vornehmer Hunnen, und fragten, was die Gesandtschaft beabsichtige? — Diese erwiederte, daß sie ihre Aufträge persönlich dem Atila zu überbringen hätte. Die Hunnen hinterbrachten ihrem Gebieter diese Antwort, und kamen — jedoch ohne Edekon — bald wieder zurück, mit dem Befehle Atila's, die griechische Gesandtschaft möge sich so schnell als möglich wieder entfernen. — Der griechische Gesandte Mariminus wußte sich diesen seltsamen Empfang nicht zu erklären, und war äußerst betroffen. Endlich erwirkte Priscus durch Skotta Zutritt zu Atila. Die Gesandten durchschritten die Menge der Barbaren, die rings um das königliche Zelt Wache hielten. Darin erblickten sie den König der Könige, der sich stets durch Einfachheit auszuzeichnen bemühte, auf einem hölzernen Stuhle sitzen. Mariminus trat hervor, begrüßte den Herrscher der Hunnen, übergab ihm das Schreiben des Kaisers und sagte: „Unser Gebieter wünscht, daß Du und die Deinigen sich wohl befinden mögen." „„Wie sie mir wünschen,"" erwiederte Atila im ruhigen Tone, „„so möge es den Römern ergehen;"" doch zornerglüht wendete er sich plötzlich an Bigilas: „Weißt du nicht, was mit dir und Anatolius des Friedens halber verhandelt wurde? Weißt du nicht, daß kein Gesandter des östlichen Hofes mehr erscheinen sollte, bevor nicht alle meine flüchtigen Knechte ausgeliefert wären?" Als Bigilas erwiederte, es befänden sich in der That keine hunnischen Überläufer mehr bei den Griechen, erzürnte Atila noch mehr über diese Unwahrheit und rief: „„Ich würde dich an's Kreuz schlagen und den Raubvögeln zum Fraße vorwerfen lassen, um dich wegen deiner schamlosen Lügen zu züchtigen, wenn ich mich nicht scheute, die heiligen Rechte der Gesandten zu verletzen, denn ich weiß, es ist noch eine Menge meines Volkes bei euch!"" Hierauf befahl Atila den Schreibern, welche zur Seite standen, die Namen der Flüchtlinge aus den Listen herabzulesen. Beschämt begab sich Bigilas nach Konstantinopel, um die rückständigen Überläufer, dem Friedensschlusse gemäß, zurückzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Paradies, wie es mir erschien.

Das Paradies! — Ich sehe im Gedanken, wie der Leser, halb neugierig forschend und halb mitleidig lächelnd, meinen Aufsatz zur Hand nimmt, und halblaut vor sich hinmurmelt, oder stille in sich hinein denkt: „Ich will doch einmal sehen, was der vom Paradiese zu wissen behauptet, oder welchen Lärm er uns darüber an die Nase binden möchte!" Keines von Beiden, lieber Leser! denn, aufrichtig ge-

Digitized by Google

standen, mein Bester, weiß ich Dir über das Paradies eben so wenig Gewisses zu sagen, als es wahrscheinlich bei Dir der Fall gegen mich seyn dürfte. Und dennoch habe ich eine ganze Nacht im Paradiese zugebracht! Du lachst? Ja, ja, wirklich und wahrhaftig, eine ganze volle Nacht, — freilich nur — im Traume!

Also, lieber Leser, höre was ich dort fand, oder vielmehr dort nicht gefunden habe. Denn die Phantasie des Sterblichen scheint mit vollem Rechte mit dem Worte „Paradies" den Begriff eines ewigen Eldorado seiner seligsten Wünsche, Hoffnungen und Ansprüche, die er auf dem Nachen gläubigen Vertrauens dahin voransendet, zu vereinen, und die Vorstellung aller Vollkommenheit, die er hier auf Erden — nicht findet. Mein Traumbild schien das zu bestätigen. In den Straßen des Paradieses fand ich kein Gast-, kein Spiel-, kein Kaffeh- noch Vaudevillenhaus, keine Börsenhalle und kein Pfänder-Leihamt. Unter den Einwohnern vermißte ich Wucherer, Egoisten, Lügner, Heuchler und Verleumder, Betrüger, Gauner, Taschenspieler, herumziehende Künstler, verkannte Genies, Mediziner und Juristen, Wirthshausgeiger, die sich größer als Mozart und Beethoven dünken, Dichter, die Metallklang zur Begeisterung brauchen, Tenoristen mit hoher Gage und heiseren Stimmen, Humoristen, die sich ennuyiren und Alles deshalb mit Galle anspeien, Kornspekulanten, und bestechliche Rezensenten, die das Gute tadeln und das Schlechte loben. — Und das, lieber Leser, sollte nicht das Paradies gewesen seyn?

D. Bardach.

Das Oregongebiet und Neu-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre später erschien ein englisches Kriegsschiff im Columbia, und die schwache Niederlassung mußte sich ergeben. Astoria wurde jetzt eine Faktorei der Engländer, die den Ort aber bald als unpassend erkannten und sich zwölf deutsche Meilen stromaufwärts in Vancouver ansiedelten. Nach dem Frieden versäumten die Vereinigten Staaten die Gelegenheit, das frühere Verhältniß herzustellen. Astor, der seine Niederlassung neu begründen wollte, konnte von der Regierung die gehoffte Unterstützung nicht erhalten. Dadurch begünstigt, breiteten sich die Engländer nach allen Richtungen aus. Die einst so mächtige Nordwestgesellschaft war inzwischen zu Grunde gegangen, ihre Trümmer hatten sich mit der Hudsonsbaigesellschaft vereinigt, und diese letztere nahm den Pelzhandel fast ausschließlich in Besitz. Amerikanischer Unternehmungsgeist läßt sich aber von einem so gewinnreichen Markte nicht so leicht abhalten, und es bildeten sich im Verlaufe der Zeit mehre amerikanische Gesellschaften, unter denen die Ashleygesellschaft in St. Louis die bedeutendste ist. Diese beuten das Land südlich vom Columbia aus, das nördliche Gebiet bis zu den russischen Niederlassungen hat die Hudsonsbaigesellschaft besetzt und duldet keine Mitbewerbung. Zwischen beiden Völkern haben schon oft Streitigkeiten gedroht, die in diesen Gegenden und unter der Theilnahme der Indianer einen doppelt furchtbaren Charakter annehmen würden. Um diese wilden Kämpfe zu verhüten, haben England und Amerika unter dem 18. Oktober 1818 einen Vertrag dahin abgeschlossen, daß das von beiden Völkern in Anspruch genommene Land an der Nordwestküste Amerika's westlich von den Felsengebirgen beiden auf zehn Jahre für den Handel, und zwar mit gleichem Recht, alle Ströme zu befahren, offen stehen soll. Bis jetzt ist dieser Vertrag nach dem jedesmaligen Ablauf stets für eine gleiche Frist von Jahren erneuert worden. In der neuesten Zeit hat man aber amerikanischer Seits das Oregongebiet für ganz andere Zwecke, als früher, benutzt, und dies mußte die zwischen England und den Vereinigten Staaten über das Eigenthumsrecht schwebende Streitigkeit zur Entscheidung bringen. Früher diente Oregon blos als Jagdgrund, jetzt wandern Amerikaner dorthin aus, um Ackerbau und Verkehr aller Art zu treiben, Städte zu bauen, Kanäle und Eisenbahnen durch die Einöde zu ziehen. Der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Polk, konnte in

Digitized by Google

seiner Antrittsrede sagen: „Unsere Bevölkerung ist am Werke, die unbestreitbaren Rechte des Staats auf das Oregongebiet durch Besitznahme mit Weib und Kind zu realisiren. Nur vor 80 Jahren war unsere Bevölkerung im Westen durch die Kette der Alleghanies eingeengt. Binnen dieser Zeit hat unser Volk, zu vielen Millionen anschwellend, das östliche Thal des Mississippi angefüllt, ist kühn am Missouri bis zu dessen Quelle aufwärts gedrungen, und beschäftigt sich eben jetzt, die Segnungen der Selbstregierung auf die Thäler auszudehnen, deren Flüsse dem stillen Meere zueilen. Die Welt bewundert die friedlichen Triumphe der Industrie unserer Auswanderer." Englische und amerikanische Jäger konnten neben einander auf einem Boden wohnen, dessen Hoheitsrecht ein streitiges war, jetzt, da Dörfer und Städte mit allen Einrichtungen eines geordneten Staatslebens gegründet werden sollen, kann die Entscheidung, wer denn eigentlich der Herrscher sey, nicht umgangen werden.

Neben Oregon muß hier mit wenig Worten Neu-Kalifornien erwähnt werden (nicht zu verwechseln mit der Halbinsel Kalifornien), das an Oregon grenzt und von den Amerikanern gleichfalls zum Theil besetzt ist. Hier sind die Merikaner unbestreitbar die Herren des Bodens, aber das kümmert Bruder Jonathan nicht; er sieht ein „hübsches Stück Land" und setzt sich fest. Die nie fehlende Büchse und das furchtbare Waldmesser sind seine Beweisgründe. Die Einwanderungen nach Kalifornien begannen wenige Jahre später, nachdem bedeutendere Trupps in Oregon festen Fuß gefaßt hatten. In Europa ahnte man kaum etwas von den neuen Niederlassungen, als die Einwanderer bereits einen schönen Küstenstrich besetzt und einen Kapitän Sutter aus St. Louis zum Statthalter gewählt hatten. Nach dieser auffallenden Ausübung des Rechts der Selbstregierung kamen die Merikaner denn doch zur Besinnung und schritten ein; aber es war bereits zu spät. Die kleine Schaar der Amerikaner zog mit zwei Geschützen den Merikanern muthig entgegen, schlug sie in einem ordentlichen Gefechte und endete damit, den merikanischen Statthalter nebst Allen, die ihm anhingen, aus dem Lande zu jagen (Frühjahr 1843). Ob die geheimnißvolle Unternehmung eines amerikanischen Schiffskapitäns, der (1842, wenn ich nicht irre) Matrosen landete und den Hafen San Francisco wegnahm, aber von seiner Regierung desavouirt wurde und Entschädigung zahlen mußte, mit diesen Unternehmungen der Einwanderer im Zusammenhange steht, ist nicht bekannt geworden.

Oregon hat im Osten die natürliche Grenze der Felsengebirge, im Westen die des Meeres; südlich grenzt es unter dem 41. Grade nördlicher Breite an Mexiko, nördlich an eine Linie, die unter 54° 40′ von Osten nach Westen gezogen ist. Das Hauptgebirge sind die rocky mountains, ein Theil jenes ungeheuren Felsrückens, der sich, gleichlaufend mit der Küste des stillen Meeres, von der Landenge von Panama bis zum arktischen Ozean hinzieht und das Gegenstück der Coraillerds de los Andes auf der südlichen Halbkugel bildet. Im Ganzen bestehen die Felsengebirge aus Gruppen oder einzeln stehenden Bergspitzen, bisweilen bilden sie aber auch parallel neben einander hinlaufende Rücken, und umschließen kleine Thäler, in denen die Quellen der großen Ströme entspringen. Mehre Theile des Gebirges sollen Spuren vulkanischer Ausbrüche enthalten; die Masse besteht aus Granit. Die Höhe der bedeutendsten Gipfel gibt man zu 11—12,000 Fuß an, und diese Spitzen sind ganz nackt, während die niedrigeren Berggipfel eine dürftige Bekleidung von Fichten, Cedern, Eichen und Ginster haben. Der Fuß des Gebirges ruht auf weit ausgedehnten Hochebenen, die, nach der Dünne der Luft zu schließen, mehre tausend Fuß über dem Meere liegen müssen. Diese Ebenen sind meist unfruchtbar und öde, bloße Sandwüsten ohne Bäume und Gras, von den

Digitized by Google

glühenden Strahlen der Mittagssonne verbrannt und im Winter von dem kalten Hauche der schneebedeckten Gebirge durchbraust. So ist ein großer Theil der ungeheuren Region, die sich von Nord nach Süd wohl hundert Meilen weit hinzieht und nicht mit Unrecht die große amerikanische Wüste genannt worden ist. Sie spottet aller Kultur und kann nur dann mit Sicherheit durchwandert werden, wenn man sich in der Nähe der sie durchschneidenden Flüsse hält. Nur in den höheren Theilen des Gebirgs wechseln mit diesen Steppen ausgedehnte Ebenen von bedeutender Fruchtbarkeit. Selbst auf der andern Seite der Felsengebirge setzen sich diese öden Gegenden fort und bilden zwischen dem Schlangenstrom und dem Columbia eine ungeheure Wüste, die weder für Pferde noch für Büffel Nahrung bietet. Die Felsengebirge bilden zugleich die Wasserscheide und enthalten die Quellen der meisten Zuflüsse der Hauptströme. Von den letzteren fließen in das stille Meer der Colorado, der in den Golf von Kalifornien mündet, und der Columbia; nach Osten ergießen sich Missouri und Yellowstone.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ausland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

Der Befana- (Weihnachts-) Markt in Rom 1848.

Wie die Befana mit den heiligen drei Königen des Morgenlandes zusammenhängt, ob sie, wie sie erscheint, antik-klassischen Ursprungs, oder lombardisch-gothischen ist, überlasse ich den Antiquaren zu entscheiden, aber sie ist eine wahrhafte Spukfrau, gleich dem Knecht Ruprecht, und fährt in der Nacht vom 5. zum 6. Jänner durch die Schornsteine in die römischen Kamine, um den Kindern des Hauses irgend etwas zu bringen. Waren sie unartig, ist es ein Strumpf mit Asche, Kohlen, Sand; dann heißt es wohl: „Wenn Ihr artig seyd, bringt sie Euch künftig Mandeln, Rosinen, oder noch Besseres!" In der Regel aber bringt sie ganz artige Spielsachen, und verräth darin vielleicht ihren nordischen Ursprung, daß diese meist aus Nürnberg sind. Die Phantasie der Kinder ist in Rom in der heiligen Dreikönigsnacht eben so aufgeregt als die der unsern am heiligen Weihnachtsabend. Sie haben es deutlich im Schlot poltern gehört, und Einige sehen wohl das Gespensterweib aus dem Schlot vorkriechen, beide Arme bepackt und sich vorsichtig umschauend, ob sie ihre Herrlichkeiten auch unbelauscht auspacken und aufstellen dürfe. Dann schließt sich freilich jedes Auge, denn die Lauscherin bekäme nichts.

Das ist das Fest der Kinderwelt am Morgen des heiligen Dreikönigstages; das Fest der Großen, der Geschenkgeber, ist am Abend und in der Nacht vorher. Im engsten Theile der Stadt, unfern dem Pantheon, ist ein kleiner Marktplatz, in neueren Städten würde er eine schmale Sackgasse heißen: St. Eustach, wo die Verkäufer der Herrlichkeiten ihre Buden, oder besser ihre Tische und Bänke, an die Wände der Häuser genestelt haben. Eine deutsche Sicherheitsbehörde würde in diesen gefährlichen Winkel mehr als hundert Menschen hineinzulassen Anstand nehmen, aus Furcht, daß sie sich erdrücken müßten. Hier weiß man nichts von Furcht, und Tausende strömen hinein und heraus. Wie sie Platz finden ohne sich zu erdrücken, ja selbst ohne sich nur zu stoßen, ist mir auch unerklärlich. Noch mehr, daß die Buden und Tische mit ihrem gebrechlichen Spielwerk nicht umgeworfen, zerbrochen, zertreten werden; ja, wie überhaupt hier nur gehandelt werden kann (dies gehört zum italienischen Leben), und wie die Verkäufer ihre Rechnung, d. h. statt der Diebe Käufer finden. Man klagt in Norddeutschland, daß der alte, gemüthliche Weihnachtsmarkt unter der Vervollkommnung der künstlerischen Technik, besonders seitdem das Gaslicht die Wachskerzen

Digitized by Google

verdrängt, mehr und mehr verschwinde, hier in Rom fand ich ihn in seinem ganzen märchenhaften Nimbus wieder. Denke man sich enge, gespaltene Gassen — denn aus dem Winkelplatz dehnt es sich in verschiedenen Radien in die Nebengäßchen aus — mit himmelhohen dunkeln Häusern, wie Spalten in Felsen eingehauen oder von Wasserbächen gerissen, und ein Lichtmeer unten, von tausendmaltausend Lämpchen und Kerzen erhellt und röthend die Wände hinauf. Schon der Anblick beim Eintritt in dieses scheinbar unterirdische Labyrinth hat etwas an Grottendienst, an eleusinische Geheimnisse mahnendes. Aber man denke nicht an diese Mysterien, es ist nur eine andere Art Karneval. Wer im Gedränge ist, wird angesteckt; seiner bemächtigt sich, wie in der Moccolinacht, ein gelinder Wahnsinn, er treibt, drängt, strömt, lärmt mit. Die feilgebotenen Sachen sind meist nur Spielsachen für Kinder; aber es sind keine Kinder, es sind erwachsene Leute, welche die erkauften Trommeln und Pauken sich umgehängt haben, und trommeln, pauken, pfeifen, knarren. Sie wollen einen Abend Kinder spielen. Das Ohr hat bald mehr aufzufassen als das Auge, es ist ein Lärm, Getöse oder Konzert, was die Sinne berauscht, und immer steigert es sich, immer kommen neue Massen hinzu, die alten fortdrängend, bis Mitternacht längst vorüber ist, und hoffentlich, ich seh' es nicht, die Tische der Verkäufer leerer dastehen.

Der Befanamarkt dauert nur einen Abend; das gewährt den kleinen Kaufleuten mehr Bürgschaft als unser acht- bis vierzehntägiger Weihnachtsmarkt, auch dem Feste selbst die, daß es ihm nicht an Frequenz fehlen kann. Verwundert blickte mich mein Wirth und mein römischer Diener an, daß ich die Befana nicht besuchen wolle. Ich habe es nicht bereut, daß ich meinen Vorsatz aufgab und mich überreden ließ. Die Raritäten, die feil standen, sind eben Spielsachen, hier wie anderswo, viele auch Nürnberger Waare. Die Ordnung im Volksgedränge, die Höflichkeit, welche gegen Jedermann, den Fremden nicht ausgeschlossen, gezeigt wird, wie mitten im wüsten Lärm keine Rohheit das Gefühl beleidigt, alles das ist musterhaft.

Korrespondenz.

(Basel, in der Schweiz.) Am 19. Jänner starb hier, an seinem Geburtsorte, Heinrich Freiherr v. Geymüller, der ehemalige Chef des einst so berühmten Wiener Bankhauses, der sich nach dessen Sturze hierher zurückgezogen hatte und in solcher Stille lebte, daß sein Aufenthalt lang unbekannt blieb. Er ward am 21. Jänner auf das Feierlichste begraben. Welche Erinnerungen, welch ein trauriger Wechsel menschlichen Geschicks erweckt dieser Name!

(St. Gallen, in der Schweiz.) Großes Interesse nimmt der Tod eines auch in Deutschland vielbekannten Mannes in Anspruch. J. Peter Scheitlin, Professor der Philosophie am hiesigen städtischen Gymnasium, ist am 17. Jänner Morgens um 11 Uhr gestorben. Wir hätten keinen zweiten zu nennen, der wie Er so vieles gewirkt auf dem Gebiete der Erziehung, Literatur und im gesellschaftlichen Leben. Seine erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit hat ihm einen geachteten Namen erworben, und der Tod des Verfassers des „Agathon, der Agathe, Ida, biblischen Geschichten, J. Clifford, Paulus Tobler" ꝛc., welche theilweise in vielen Auflagen durch ganz Deutschland und die Schweiz verbreitet sind, wird überall mit Theilnahme vernommen werden. Seine außerordentlich reichen Lebenserfahrungen die er mit der beobachtenden Weisheit eines Denkers machte, sein ruhiger, gesunder und feiner Scharfblick für alle Verhältnisse und Charaktere, seine edle und reine Humanität, seine kernige und kräftige Frömmigkeit und sein klares, liebenswürdiges Gemüth befähigten ihn vor andern zum Volksschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Als Philosoph mehr Eklektiker als Anhänger eines bestimmten Systems, und eben so als Theolog die Fesseln dogmatisirender Engherzigkeit abstreifend, diente er lange Jahre der Kirche und Schule und war Dekan des städtischen Kapitels und Mitglied des Erziehungsrathes. Von seiner scharfsichtigen Beobachtungsgabe ist die originelle „Thierseelenkunde" ein bedeutendes Denkmahl. Im geselligen Leben stand er mit der größten Aufopferung überall voran, wo es sich um etwas Gemeinnütziges,

Digitized by Google

um Linderung einer Noth, und Förderung eines edlen Zweckes handelte. In allen Kreisen war der geistreiche, liebevolle Greis geehrt und gesucht. Zahlreiche Vereine verdanken ihm ihr Daseyn und Gedeihen. Im Kunstverein, im Verein gegen Thierquälerei, im Gesellenverein zu angemessener Bildung und edlerer Unterhaltung der Hauptwerker war er die Seele; und so wird er nicht nur in seiner Familie eine schmerzliche Lücke lassen. Das letzte Zeugniß seiner rastlosen Thätigkeit ist sein kleines, gediegenes und äußerst lehrreiches Werkchen: „Friedrich, der Thierquäler," auf einem Gebiet, auf dem er vorzugsweise volle Meisterschaft in Anspruch nehmen kann. Ein schöner Familienkreis und allseitige Anerkennung und Verehrung erheiterten den Abend seines arbeitsvollen Lebens, und sein Andenken wird von dem Gedanken unzertrennlich seyn, daß er ein ächter Weiser im Geiste des Alterthums war. (Allg. Ztg.)

(New-York.) Hier macht gegenwärtig ein Somnambuler, Namens A. J. Davies, viel Aufsehen. Er ist ein noch ganz junger Mann, kaum 20 Jahre alt, und obwohl durchaus kein unterrichteter Mensch, hält er doch im somnambülen Zustande wissenschaftliche Vorlesungen, welche die Aufmerksamkeit aller Gebildeten in New-York erregt haben. Die Vorträge dauern 1 bis 1¼ Stunde und umfassen die verschiedenartigsten Wissenschaften: Kosmogenie, Astronomie, Ethnographie, Geologie, Physiologie, Sprachwissenschaften u. s. w., dabei spricht er so flüssig und lebendig, wie nur der gewandteste Redner. Noch merkwürdiger wird die Sache dadurch, daß der junge Mann von allen Dingen, die er im Schlafe docirt, im wachen Zustande nicht ein Jota versteht, denn der ganze Unterricht, den er genoß, bestand darin, daß er als Knabe fünf Monate lang eine Schule besuchte und dann zu einem Schuhmacher in die Lehre trat. Er hatte es noch nicht über die Praktikantenjahre in diesem Handwerk gebracht, als er somnambul wurde und sich bald dadurch, daß er vermöge seines Hellsehens im Halbschlafe Krankheiten entdeckte, einen solchen Ruf erwarb, daß er in den letzten zwei oder drei Jahren den Somnambulismus zu seinem Geschäfte machte. Auf einmal kam, wie er selbst sagt, der Geist Swedenburgs — von dem er übrigens nie früher etwas gewußt hatte und selbst jetzt im wachen Zustande noch nichts weiß — über ihn, und nun begann er die erwähnten Vorträge zu halten. Diese machten selbst unter den Gelehrten solche Sensation, daß sie von Stenographen nachgeschrieben und in einem 800 Seiten starken Oktavbande herausgegeben wurden. Es zeugt von dem Interesse, das die New-Yorker daran nahmen, daß am ersten Tage des Erscheinens fast 1000 Exemplare dieses Werkes verkauft wurden. 267 Personen als Augenzeugen unterschrieben, daß Mr. Davies diese Vorträge wirklich und wörtlich so gehalten. Selbst Griechisch, Hebräisch, Sanskrit ward darin, und zwar so wie alle übrigen Wissenschaften, mit großer Kenntniß behandelt, während doch — wie erwähnt — im wachen Zustande Davies ein ganz unwissender Mensch ist. Eben aus letzterem Grunde hat sich zwischen zwei hiesigen Gelehrten ein großer Federkrieg über diese Vorträge entsponnen, indem Dr. Lewis, Professor des Griechischen, das Ganze für eine freche Betrügerei erklärt, wogegen Dr. Busch, Professor der hebräischen Sprache, als eifriger Vertheidiger des somnambülen Universal-Decenten auftritt. Man ist auf das Resultat dieser Fehde gespannt!

Kleine Zeitnotizen.

Schon vor mehr als Jahresfrist ließ der greise Karl Meisl den Subskriptionsbogen für seine zwei oder drei Bände „Selbstbiographie" — oder wie das Buch heißen sollte, ich habe seither den eigentlichen Titel wieder vergessen — zirkuliren und da man sich einer interessanten Lektüre versah, die, wie es hieß, binnen sehr kurzer Frist erscheinen würde, wurde zahlreich subskribirt und bezahlt. Seither aber verlautet nichts mehr weiter, ob, wann, wie und wo jene „Biographie" erscheinen werde, obwohl sich mehrmals laute Stimmen z. B. einigemale in der „Wiener Theaterzeitung," fragend und erinnernd erhoben haben. Fände es Herr Meisl nicht an der Zeit, die harrenden Subskribenten mit einer baldigen Erklärung zu beruhigen und das so ungebührlich lang verzögerte Erscheinen seines Buches zu rechtfertigen?

Auflösung des Räthsels in Nr. 16, S. 128: Der Strauch.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 18. Mittwoch den 2. Februar. 1848.

Atila, die Geißel Gottes.

(Fortsetzung.)

Atila nahm nun die Geschenke des griechischen Kaisers, die Maximinus überbrachte, in Empfang und gebot demselben so lange zu warten, bis die Antwort auf das kaiserliche Schreiben ausgefertigt wäre. Bald darauf wurde der Gesandtschaft und Bigilas ein Befehl verkündigt, wornach sie weder gefangene Römer, noch Sklaven, weder Pferde noch sonst etwas, die nothwendigsten Lebensmittel ausgenommen, ankaufen dürften, bis alle Zwistigkeiten zwischen den Römern und Hunnen geschlichtet wären. So, dachte Atila, könne man Bigilas am leichtesten der Verrätherei überführen, denn wozu sollte er anders das viele Gold herbeibringen, womit er einen Mörder unter den Hunnen zu gewinnen beabsichtigte.

Tags darauf zog die Gesandtschaft — ohne Bigilas — mit Atila weiter gegen Norden. Der Weg führte durch ein Ebene und mehre große Flüsse (wahrscheinlich die alte Bega und Temes). In den hunnischen Dörfern wurde Hirse als Nahrung, und Meth und Kamus *) als Trank gereicht. Gegen Abend brach ein furchtbares Donnerwetter mit gewaltigen Regengüssen los. Alles eilte dem nächsten Orte zu, welcher der Frau des ermordeten Bleda gehörte, von welcher die Gesandten gastfreundlich aufgenommen wurden. Als des andern Tages die nothwendigen Pferde und andere Lastthiere herbeigeschafft waren, ging die Gesandtschaft zur Fürstin, um ihr für die Aufnahme Dank abzustatten und Geschenke darzubringen. Diese bestanden in drei silbernen Schalen, indischem Pfeffer, Datteln und andern Kleinigkeiten, die von den Barbaren sehr geschätzt wurden, weil ihr Land dergleichen nicht hervorbrachte.

Nachdem die Gesandtschaft noch sieben Tage weiter gezogen, hießen sie ihre Begleiter warten, indem Atila desselben Weges komme, und sie erst hinter ihm wandern dürften. Zugleich waren sie auch mit einer Gesandtschaft des westlichen Reiches zusammengetroffen, und beide Gesandtschaften setzten — nachdem Atila vorübergezogen — gemeinschaftlich ihre Reise fort. Sie fuhren noch über einige Flüsse (vermuthlich über die Maros, dann über die beiden Körös und Theiß) immer in großer sandiger Ebene, und erreichten endlich Atila's Hofburg, welche als sein Hauptsitz galt. **)

*) Priscus nennt Kamus eine Art Gerstenbier; vermuthlich war es gegohrene Stutenmilch, welche jetzt noch bei Kalmuken und Mongolen Kumis genannt wird.

**) Sie dürfte in der Gegend von Jászberény gestanden haben.

Digitized by Google

Atila's Palast bestand aus einer Anzahl Häuser, die, aus fein geglätteten Balken und Hölzern zierlich zusammengefügt, und Schmuck und Festigkeit vereinend, mit Thürmen geschützt und mit einer zinkenförmigen hölzernen Umfassung ringförmig umgeben war. Nebenan stand die Burg des Onegesius, mit einer ähnlichen ringartigen Umfassung, aber nicht mit Thürmen geziert. Nicht weit davon war ein steinernes Badhaus für Onegesius. Die Steine hierzu wurden aus Pannonien herbeigeschafft; denn in diesem Lande fand man weder Steine noch Holz, und alles zum Bauen nöthige Material wurde aus der Ferne herbeigeschafft. Dem einziehenden Atila gingen viele Mädchen reihenweise entgegen, über deren Häupter weiße feine Leintücher emporgehalten wurden, je sieben oder auch mehr unter einem Tuche, welche hunnische Lieder sangen zum Preise und Ruhme des Königs. Als der Zug zur Behausung des Onegesius gelangte, trat dessen Gemahlin, von einer Masse Dienerinnen begleitet, heraus, welche dem Könige Speise und Trank überreichten. Dies wird von den Hunnen für die größte Ehre gehalten. Um der Frau eines ihm so nahe stehenden Mannes sich gefällig zu beweisen, nahm Atila, ohne aber von dem Pferde zu steigen, einige Speise, seine Begleiter hielten ihm einen silbernen Tisch vor, er begab sich hinauf in die Burg, welche herrlicher und höher da stand, als alle anderen Gebäude der Residenz. Die Gesandtschaft blieb bei Onegesius, der sie einlud, bei ihm zu verweilen. Sie wurden von seiner Gemahlin und seiner ganzen Verwandtschaft gar freundlich empfangen und zum Essen gebeten. Onegesius selbst mußte alsbald zu Atila, um über den Erfolg der Sendung in das Land der Akatsiren (Chasaren am schwarzen Meere), wovon er zurückkehrte, Bericht zu erstatten. Nach der Mahlzeit entfernten sich die Mitglieder der Gesandtschaft und ließen ihre Zelte nahe bei der königlichen Wohnung aufschlagen, damit Maximinus, wenn Atila oder seine Räthe nach ihm senden, jeden Augenblick vor ihnen erscheinen könnte.

Den zweitfolgenden Morgen begab sich Priscus in die Hofburg des Atila, um seiner Gemahlin Kreka *) die Geschenke zu überreichen. Innerhalb der Ringmauer befanden sich viele Gebäude, theils von geglätteten und schön ausgeschnitzten Balken, theils von zugehauenen und regelrecht in der Runde aufeinander gelegten Hölzern aufgebaut. Die Griechen fanden die Gemahlin des Atila auf einer weichen Matte sitzen, und den ganzen Boden mit wollenen Teppichen belegt. Ihr gegenüber saßen Dienerinnen, bunte Leinwand verfertigend, welche von den Barbaren zum Schmucke getragen wird. Nachdem sie Kreka begrüßt und die Geschenke übergeben hatten, ergingen sie sich innerhalb des Hofraumes, um Alles zu betrachten. Plötzlich bemerkten sie eine Masse Menschen, die ein großes Geschrei erhoben, und unter ihnen Atila, der ernsten Blickes an der Seite des Onegesius einherschritt. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Vor der königlichen Wohnung stand Atila stille und Alle naheten sich ihm, die Streitigkeiten hatten, um seinen Richterspruch zu vernehmen. Nachdem dies geschehen, zog sich der König in die Hofburg zurück, um die Gesandten der barbarischen Völker zu empfangen.

Endlich erschien Onegesius und wurde über die Angelegenheiten befragt. Nachdem er unterhandelt hatte, wurden die Gesandtschaften des Ostens und des Westens auf drei Uhr des Nachmittags zum Essen eingeladen. An der Schwelle des Speisesaals, Atila gegenüber, ward ihnen von dem Oberschenken ein Becher Weines überreicht und sie mußten, nach der Landessitte, auf die Gesundheit des Königs trinken. In der Mitte des Saales saß Atila auf einen Divan, hinter welchem noch ein

*) Sie scheint die Herka oder Helche der deutschen Heldenlieder zu seyn.

Digitized by Google

anderer Stand, von wo aus man einige Stufen zu seinem Lager hinaufstieg, das wie ein Hochzeitbett mit allerlei bunten Teppichen geschmückt war. Die Tische für die Gäste, woran drei, vier oder mehre Personen Platz hatten, standen ringsum an den beiden Seiten des Saales, und die Ehrenplätze waren auf der rechten. Die römischen Abgeordneten saßen aber auf der linken, und dies nicht obenan.

Zur Rechten des Atila saß Onegesius auf einem Lehnstuhle und zur Linken zwei Söhne des Atila. Auf dem eigenen Divan des Atila befand sich, und zwar am Rande, sein ältester Sohn Ellak, der aus ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Vater beständig zu Boden blickte. — Nachdem sich alle Gäste der Ordnung nach gesetzt hatten, kam der Oberschenk und reichte Atila einen Becher Weines. Der König der Hunnen trank die Gesundheit des ersten Gastes, worauf dieser mit dem Becher in der Hand sich erhob und auf die Gesundheit des Fürsten nach Belieben den Wein verkostete oder austrank. So ward in der Reihe herum bei jedem Gange jeder Gast geehrt und die Ehre erwiedert. Nun erschien der Truchseß und setzte dem Könige eine Schüssel Fleisches vor. Diesem folgten andere Diener, welche Brot und Zuspeise auf den Tisch stellten. Den Gästen wurden mancherlei Gerichte in silbernen Schüsseln aufgetragen, Atila nahm blos Fleisch von einem hölzernen Teller. — Auch in allen andern Dingen war er höchst einfach und mäßig. Den Gästen ward der Wein in goldenen oder silbernen Schalen gereicht. Atila trank blos aus einem hölzernen Becher. Seine Kleidung zeichnete sich nicht durch Kostbarkeit aus, sondern durch Reinlichkeit. Eben so wenig war die Scheide seines Schwertes oder das Pferdegeschirre, wie dies bei andern Hunnen der Fall, mit Gold oder Edelsteinen verziert.

Sobald es dunkel ward, wurden Fackeln angezündet, und es traten zwei Hunnen in den Speisesaal, die sich dem Könige gegenüber stellten und Lieder sangen zur Verherrlichung seiner Siege und Heldenthaten. Aller Augen waren auf die Sänger gerichtet. Die Einen ergötzten sich an dem Gesang; die Andern erinnerten sich der Kriege und schauten muthig drein; noch Andere vergossen Thränen, weil der vom Alter geschwächte Körper den tapfern Sinn fesselte. Die Sänger traten ab, und ein hunnischer Spaßmacher trat herein, welcher durch allerlei Albernheiten die ganze Gesellschaft lachen machte. Dann kam ein Zwerg, der durch seine Gestalt und Kleidung, durch seine Manieren und Sprache — er mischte nämlich lateinische, hunnische und gothische Wörter laut durcheinander — bei allen Gästen ein außerordentliches Gelächter erregte, Atila selbst ausgenommen. Der König verzog keine Miene; er saß immer ernsthaft da und gebieterisch. Nur einmal, als nämlich sein jüngster Sohn Ernas oder Ernach hereintrat, bekam sein Gesicht einen milderen Ausdruck. Er sah den Knaben mit freundlichen Augen an, und kneipte ihn in die Wangen. Atila liebte diesen Sohn mehr als alle andern; denn, sagte ein Hunne auf lateinisch zu seinem Nachbar Priscus, es haben ihm seine Wahrsager verkündet, wenn dieser Knabe nicht wäre, würde sein Geschlecht zu Grunde gehen.

Die römischen Abgeordneten brachen jetzt auf; das Gelage der Hunnen dauerte aber bis spät in die Nacht. Auf den folgenden Abend wurden die Gesandten von Kreka, der Gemahlin des Königs, in die Behausung ihres Schaffners Adam zu Tische gebeten und gar freundlich aufgenommen.

Nach dem Verlaufe noch drei anderer Tage ward die Gesandtschaft des Ostens verabschiedet. Atila gab derselben Berich als Begleiter mit, einen angesehenen Fürsten und großen Güterbesitzer unter den Hunnen. Unterwegs begegneten sie dem Bigilas, welcher mit seinem Sohne und dem Golde zurückkehrte, wo-

Digitized by Google

durch die Mörder des Atila erkauft werden sollten! — Bigilas wurde auf Atila's Befehl von den Hunnen festgenommen und vor denselben geführt. „Zu welchem Ende," fragte der König, „hast du diese große Summe mitgebracht?" Bigilas suchte Ausflüchte. — „Wenn du nicht augenblicklich Alles gestehst," fügte Atila mit drohender Stimme hinzu, „so lasse ich deinen Sohn auf der Stelle vor deinen Augen hinrichten." — „„Mich treffe nur das Schwert,"" sagte Bigilas unter Thränen, „„mich, den Schuldigen, und nicht den unschuldigen Sohn."" Hierauf gestand er den Verrath.

(Schluß folgt.)

Neues Raritäten-Kabinet.

1. Ein Theaterdirektor, der ein erstes Mitglied Monate lang nicht beschäftigt, an jedem ersten Tage des Monats aber die hohe Gage zahlt.
2. Ein Hausherr, dem es noch nie einfiel, seine Wohnparteien zu steigern.
3. Eine Prima-Donna, die ihre Kolleginnen schätzt und liebt.
4. Ein Konzertgeber, der in Wien starb und besuchte Konzerte gegeben hatte.
5. Eine Bürgersfrau, die es nicht duldet, daß man sie „Gnädige Frau!" titulire.
6. Ein Possenrichter, der noch nie mit Jurende's dickleibigem Pilger kokettirte und keine Zote niederschrieb.
7. Ein Stellwagen-Inhaber, der es nicht mehr als Einmal gewagt, über Eisenbahnen zu schimpfen.
8. Eine Sängerin, die in Wien gewesen, und nicht lithographirt geworden.
9. Ein Kritiker, der noch nie seine Meinung geändert hat.
10. Ein Weinwirth, der nicht hydropathische Kenntnisse besäße.
11. Ein Buchhändler, der deutsche Autoren vor allen andern schätzt, und gut honorirt.
12. Ein Kornwucherer mit philanthropischen Gesinnungen.

Noch werden Sie im Hintergrunde folgende interessante Gegenstände gewahr:

Eine tadelnde Rezension, die selbst dem Getadelten wohl gefiel. — Eine Partie Spielkarten, die das Glück mehrer Familien gegründet hat. — Ein Zeitungsblatt, das nur Wahrheiten bringt; ein Freibillet, worauf es heißt: das Applaudiren ist verboten. — Eine Dankbarkeitsthräne der Lind in Wien geweint, als man sie an einem Abende vierzigmal rief. — Eine Haarlocke der heimgegangenen Madame „Pompandour," ersten Mitglieds der Schreyer'schen Gesellschaft. — Der Frack eines Stutzers, welcher nie die Bekanntschaft des Versatzamtes gemacht. — Ein schöner großer Spiegel, den Frauen und Mädchen vernachlässigten. — Die Reitpeitsche einer spanischen Tänzerin, mit der sie den Rücken der Dienerschaft oft begrüßt. — Hundert Kränze, Kunstreiterinnen zugeworfen. — Die Brieftasche eines deutschen Dichters, die niemals leer gewesen. — Die Kasse eines neuen Theaters, die stets im Belagerungszustand ist, und eine Retourkarte desselben Theaters, mit der man nach Belieben ein- und ausgehen kann.

J. Bardach.

Das Oregongebiet und Neu-Kalifornien.

(Fortsetzung.)

Die wichtigsten Nebenflüsse sind der Madriver (tolle Strom, wegen seiner Schnelligkeit so genannt), Schlangenfluß, Henry, Platte, Green und Wind, ferner die großen Arme des Colorado, der Lewis und der Clarke. Wegen ihrer Wassermenge würden alle diese Flüsse bis weit hinauf schiffbar seyn, wenn sie durch ihre schnellen Fälle dem Verkehr nicht bedeutende Schwierigkeiten in den Weg setzten. Alle haben sogenannte Tragstellen, an denen die Kanoes aus dem Flusse gehoben und zu Lande fortgetragen werden müssen, bis man sie weiter unten, und zwar oft erst nach Meilen wieder auf das Wasser setzt.

Das Klima ist in der Nähe des Felsengebirgs begreiflicher Weise sehr rauh, westlich von dieser Kette zeichnet es sich aber durch Milde und Gleichförmigkeit aus. Die strengen Winter, die glühenden Sommer und alle die launigen Unbeständigkeiten der

Digitized by Google

Luftwärme, die auf der atlantischen Seite des Gebirgs oft so unangenehm sind, werden westlich wenig empfunden. Das Land zwischen den Felsengebirgen und dem stillen Meere ist mit einem mildern und beständigern Klima gesegnet, das der Temperatur gleicher Breiten in Europa entspricht. In den Ebenen und Thälern fällt im Winter nur wenig Schnee, der gewöhnlich im Fallen schmilzt oder doch selten länger als zwei Tage liegt, die Spitzen der Berge ausgenommen. Die Winter sind mehr regnicht als kalt, den fünf Monate hindurch, von Mitte Oktober bis Mitte März, fällt der Regen fast unaufhörlich, oft von schrecklichem Blitz und Donner begleitet. Der übrige Theil des Jahres vom März bis Oktober, also ein Zeitraum von sieben Monaten, ist heiter und köstlich. In dieser ganzen Zeit regnet es selten einmal, doch wird die Oberfläche der Erde von dem stark fallenden Thau frisch erhalten. Man schreibt die Gleichmäßigkeit des Klima's den beständig wehenden Winden zu. Im Winter herrschen der Süd und Südost, die die Kälte bedeutend mildern, im Sommer die kühlen West- und Nordwinde.

Der Boden ist an der Küste im Allgemeinen dürftig, im Innern besser und mit Mergel und verwitterten Meersubstanzen vermischt. Bis tief in die Felsengebirge ziehen sich längs der Küsten fruchtbare Thäler hin, und in diesen schönen Oasen zwischen Felsrücken und dürren Wüsten wird sich die künftige Bevölkerung des Oregongebietes ansiedeln müssen. Die Vegetation ist im fruchtbaren Lande schön und kräftig. Die häufigsten Baumarten sind die Schierlingstanne, die weiße und rothe Ceder, der Baumwollenbaum, die weiße Eiche, mehre Eschenarten, der Wallnußbaum und die Weide. Kirschen, Stachel- und Johannisbeeren gedeihen wild, eben so der Wein, darunter eine merkwürdige Art, die wie die südlichen Schlingpflanzen an den Bäumen hinaufkriecht und von den höchsten Spitzen wieder Schößlinge senkrecht herabschickt, so nach und nach einen ganzen Wald durchziehend, wie das Tauwerk ein Schiff. Die Indianer nützen diese Weinart wie wir die Weide, und flechten aus ihren Fasern unter andern Körbe, die so dicht sind, daß sie Wasser halten. Noch wichtiger dürfte der Flachs werden, der ebenfalls wild wächst.

Das Thierreich ist sehr reich vertreten. Die wichtigsten Vierfüßler sind Hirsche, mehre Reharten, Elen's, Antilopen, das Dickhorn, eine Art von Steinbock und blos im Felsengebirge heimisch, Biber, Fluß- und Seeottern in großer Menge, Moschusratten, Füchse, Wölfe, schwarze und graue Bären, einzelne Panther, endlich Büffel in unabsehbaren Herden, die unaufhörlich durch das Land wandern; von Hausthieren kennen die Indianer blos Pferde und Hunde. Der Reichthum des Landes an Enten und Gänsen wird als unerschöpflich geschildert; die Oberfläche der Seen und Flüsse sahen Reisende von ihnen oft buchstäblich bedeckt. Neben ihnen kommen vor Schwäne, Rothgänse, Holzgänse, Pelikane, Reiher, Tauben, Schnepfen, Rebhühner, Haselhühner, eine Menge Singvögel. Reptilien gibt es wenige, ein gefährliches Mitglied dieser Klasse ist aber die Klapperschlange, die einzelne Gegenden unbetretbar macht. Die Jagdthiere machen die Nahrung der Indianer im Innern aus, an der Küste leben sie von Fischen, die alle Flüsse in großer Menge haben, vorzüglich der Columbia. In der Mündung dieses Flusses erscheint zu Anfang des Februars ein kleiner, sechs Zoll langer Fisch, Uthlecan genannt, in ungeheuren, dichtgedrängten Schaaren, die häufig eine Tiefe von sechs Fuß haben. Er soll vortrefflich schmecken und so fett seyn, daß er wie ein Licht brennt, zu welchem Behufe er von den Eingebornen auch benutzt wird. Bald nach ihm erscheint der Stör, und Ende Mai's der Salm, der Hauptfisch des Columbia, den er ebenfalls in unermeßlichen Schaaren bevölkert. Die wenigen Schiffe, die bisher vom Columbia Waaren ausführten, verdankten einen großen Theil ihres Gewinnes dem Salm, den sie zubereitet nach der Heimat brachten.

Digitized by Google

Die Bewohner sind Indianer von verschiedenen Stämmen. In und an den Felsengebirgen wandern die Krähen, Schwarzfüße, Schlangenindianer, am Columbia zeichnet sich der sonderbare Stamm der Plattköpfe aus, so genannt, weil sie die Gewohnheit haben, den neugebornen Kindern die Köpfe flach zu drücken. Die Schwarzfüße und Krähen sind die kühnsten dieser Stämme, doch auch sie setzen ihren Ruhm mehr in das Stehlen von Pferden, als in Kämpfe, und können Europäern, die in größerer Anzahl kommen, nicht gefährlich werden. Eine andere Frage ist, ob die einwandernden Nordamerikaner nicht in den kanadischen Jägern, den abgehärteten Voyageurs der Wildniß, furchtbare Gegner finden werden.

Neu-Kalifornien wird noch vortheilhafter geschildert, als Oregon. Das Klima erzeugt einen beständigen Frühling und begünstigt eine reiche Vegetation, die mit Wäldern und Wiesen den ganzen breiten Küstenstrich bedeckt. Wein, Getreide und Ölbaum gedeihen vortrefflich, selbst jetzt, wo sie blos von den trägen Merikanern gepflegt werden. Am ergiebigsten war bisher die Viehzucht. Kommodore Anson setzte vor siebenzig Jahren einen Stier und zwei Kühe an der Küste aus, die sich seitdem ungeheuer vermehrt haben, so daß Kapitän Sutter Tausende tödten lassen konnte, ohne daß sich die Masse merklich vermindert hätte. Dennoch ist dieses herrliche Land so sparsam bevölkert, daß es nur zwei sogenannte Städte besitzt und auf 2,500 Quadratmeilen nicht mehr als 40,000 Seelen zählt.

(Schluß folgt.)

Das Ausland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

(Eine Schattenseite amerikanischen Kolonial-Lebens.) Aus der deutschen Kolonie in Texas gehen in letzter Zeit wenig erfreuliche Berichte ein. In Friedrichsburg kam es zwischen den in der Nähe von dort zum Schutze gegen die Indianer aufgestellten Rangers und den Deutschen zu ernsthaften Reibungen. Ein Amerikaner, Reynolds, mit einigen andern Leuten, wegen ungebührlichen Betragens auf einem dortigen deutschen Tanzplatze zur Thüre hinausgeworfen nach einer Prügelei, in welcher er den Kürzeren gezogen, suchte persönliche Rache an einem der Führer der siegreichen Partei, einem gewissen Martin aus Frankfurt. Einmal drückt er ein Pistol auf ihn ab, das versagt, ihm aus der Hand gewunden und dessen Schaft nun dermaßen gegen ihn selbst gebraucht wird, daß man ihn für todt wegträgt. Vierzehn Tage später schleicht er Nachts um Martin's Thor und schießt durch die offene Thüre statt seines Gegners einen ganz unbetheiligten Mann, Namens Heimann, nieder, den er für Jenen ansieht. Nun flüchtet er in die Wälder, wo er jedoch durch ein förmliches Treibjagen von Deutschen und Indianern noch in derselben Nacht gefangen genommen wird. Reynolds hatte früher schon zwei Morde begangen, den jetzigen Mord aber noch nicht eingestanden. Was thun die Deutschen? Sie sperren ihn zwei Tage und eine Nacht mit der Leiche des Ermordeten in ein Zimmer ein, und eine beigestellte Wache zwingt ihn, die Leiche fortwährend anzusehen. Am zweiten Tage gesteht Reynolds unter Thränen und thut zugleich Martin Abbitte. Inzwischen wird nun eine, aus den angesehensten Deutschen und Amerikanern bestehende Jury zusammenberufen, welche Reynolds für schuldig erklärt. Er wird gebunden auf einen Wagen gebracht und unter Bedeckung von ungefähr 15 berittenen Deutschen und 3 Rangers nach dem 80 Meilen weit entfernten Kountysitz, San Antonia, transportirt. Der Sheriff in Antonio läßt jedoch Reynolds gegen Kaution wieder laufen, worauf die Deutschen der Stadt einen öffentlichen Anschlag machen, in welchem sie auf's Bitterste gegen ein solches Verfahren des

Digitized by Google

Sheriffs protestiren. Reynolds mußte wieder festgenommen werden, und so standen die Sachen beim Abgang der Nachricht.

(Eine Szene in Ostindien.) Fabelhaft ist dem Europäer die Prachtentwicklung indischer Fürsten, deren Macht wenigstens in Ostindien, das unter brittischem Einfluß, nur Schein und deren zur Schau getragener Reichthum meist nur trügender Flitter ist. Aber das Eigenthümliche, Originelle, Phantastische der Aufzüge indischer Fürsten hat dennoch für Jenen, der sie zum ersten Mal sieht, etwas Überwältigendes. Man denke sich zum Beispiel folgende Szene, welche einfach und ohne Übertreibung eine Zeitung aus Bombay in Bezug auf die Zusammenkunft des Königs von Aud mit dem ostindischen Generalstatthalter Lord Harding (am 10. November 1847) bei Cawopur schildert:

„Der Schattenkönig war mit allem orientalischen Prunk erschienen, mit großem Hofgefolge auf reichgeschirrten Pferden und Elephanten oder in Palankinen; er selbst fuhr in einem vergoldeten von zwölf Pferden gezogenen Staatswagen. Zwei Regimenter Fußvolk und mehre Abtheilungen Reiterei begleiteten ihn, die am linken Ufer des Ganges ein Lager bezogen. Der König machte dann seinen feierlichen Auftritt nach dem am andern Gangesufer aufgeschlagenen englischen Lager; Lord Hardinge kam ihm auf einem Elephanten nur eine kurze Strecke entgegen, und lud dann die Majestät von Aud zu sich in seinen Haudah (Elephantensessel), um ihn durch die spalierbildenden brittischen Truppen, während eine königliche Salve donnerte, zum Darbar (Staatsrath) zu führen. Dieser dauerte zwei Stunden, und was darin verhandelt worden, blieb Geheimniß; indessen vermuthet man, daß Sr. Majestät eine scharfe Lektion ertheilt und eine Änderung seines Lebenswandels und seiner Verwaltung in gemessenem Tone anempfohlen worden. Die sonst bei solchen Empfängen übliche Etikette soll diesmal englischerseits sehr verkürzt worden seyn, während der König dem Generalstatthalter und seinem Gefolge glänzende Geschenke überreichte, und den englischen Offizieren und Damen, deren eine große Anzahl mit von Simlah abgezogen, ein großes Bankett in seinem Lager veranstaltete. Am 12. November kehrte der König nach seiner Hauptstadt Lacknau zurück, wohin ihm Lord Hardinge am nächsten Tage folgen wollte. Der König ist ein junger Mann von 25 bis 30 Jahren, sehr gerundeten Leibes; nach seinem offenen männlichen Gesicht würde man ihm kaum das weibische Haremsleben zutrauen, in welchem er den Schweiß seiner Unterthanen vergeudet."

Aus unserer Zeit.

Paris. In Paris kommt ein neues Geschäft auf. Auf der Kupferplatte einer Thüre in der Rue de Lancry in Paris ist zu lesen: „Ambroise Fortin, Vierzehnter." Dieser junge Mann hält sich nämlich von 6 bis 8 Uhr Abends im feinsten Anzuge und mit bestem Appetit bereit, bei jedem Mittagessen zu erscheinen, wohin er eingeladen wird, um die verrusene Zahl 13 zu vermeiden. Er ist von gewandten Sitten, über alle Tagesneuigkeiten unterrichtet und tritt mit großer Würde und Zurückhaltung auf. Bezahlen läßt er sich von seinem Wirthe nichts, wohl aber von den Weinhändlern, deren Sorten er empfiehlt. Es soll bereits fünf „Vierzehnte" in Paris geben.

London. Am 17. Jänner starb auf seinem Schlosse Graf Powis in Folge eines Jagdunfalls. Was diesen Tod um so betrübender macht, ist der Umstand, daß der unvorsichtige Schuß, an dessen Folgen er verschied, von seinem 21jährigen Sohn, Robert Clive, abgefeuert wurde. Der junge Mann ist natürlich in den tiefsten Gram versenkt.

Digitized by Google

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Jänner 19. Christian VIII., König von Dänemark, Herzog von Schleswig-Holstein, stirbt zu Kopenhagen am 20. Jänner 10¼ Uhr Abends, nachdem er an einer Entzündungsgeschwulst am Arme, die sich an einer Aderlaßwunde zeigte (von einigen erfahrnen Ärzten als ein bedenkliches Zeichen der Verbindung mit einer gefährlichen Krankheit in den Verdauungsorganen erkannt, von andern als wenig erheblich angesehen wurde), längere Zeit hindurch gekränkelt hatte. Er war am 18. September 1786 geboren, bestieg den Thron am 3. Dezember 1839, hat also acht Jahre und sieben Wochen regiert. Sein Nachfolger, Frederik VII., ist am 6. Oktober 1808 geboren.

Korrespondenz.

(London.) Die letzten Londoner Blätter bringen eine Geschichte von deutschem Elend, welche sich nur allzuhäufig in den englischen Polizeiberichten wiederholt. „Einer jener Drehorgelspieler, welche in Deutschland armen Leuten ihre Kinder abhandeln und mit ihnen nach England gehen, ein gewisser Heuser, hatte zehn Knaben in Sold, die für ihn Tag und Nacht in den Straßen der Hauptstadt musiziren mußten. Heuser führte von ihrem sauren Verdienst das lustigste Leben, während er die Kinder auf das jämmerlichste darben ließ und auf das empörendste mißhandelte. Endlich kam der Termin, wo er einem der Kleinen, Namens Gletz, den versprochenen Lohn von 60 fl. für 18 Monate auszahlen sollte; statt dessen warf er ihn ohne einen Groschen zum Hause hinaus. Dr. Kappel, Pfarrer an der deutschen Kirche in London, nahm sich des Unglücklichen an, und belangte Heuser vor dem Gericht des Lordmayor. Letzterer versprach auch, indem er seine Entrüstung über die an solchen Kindern nur zu oft begangenen Grausamkeiten äußerte, den Seelenverkäufer Heuser wo möglich zu einer Geldentschädigung zu zwingen. Dies ist indeß nur Ein Fall von vielen, und wir können nicht hoffen, daß eine so empörende Bloßstellung des deutschen Namens vor ausländischen Gerichtshöfen zum Letztenmal vorgekommen seyn wird.

(Stockholm.) Bei der ersten Vorstellung, welche Jenny Lind nach ihrer Rückkehr im vorigen Monate gab, war das Gedränge um Billets zu bekommen so groß, daß eine ganze Masse von Personen die ganze Nacht auf dem Platze vor dem Opernhause stehen blieb, um in der Früh, wo möglich, unter den Ersten bei der Kasse zu seyn. Eine traurige Unordnung soll in Folge der ungeschickt getroffenen Maßregeln, so wie der mangelhaften polizeilichen Aufsicht dabei, vorgefallen seyn. Auch blutige Schlägereien kamen vor. Die Vermögenden waren natürlicherweise nicht in Person da bei der nächtlichen Erpectanz, sondern hatten ihre Bedienten hingeschickt oder kräftige Leute, als: Holzhacker, Eisenträger (eine eigene Klasse von breitschultrigen Leuten im Stockholmer Hafen), Seeleute u. s. w. gedungen, um für gute Zahlung an ihrer Statt aufzuwachen. Daß diese Leute sich nicht scheuten, ihre Fäuste zu benützen, um die versprochene gute Zahlung nicht zu verlieren, ist erklärlich. Um nicht zum zweitenmal Anlaß zu solchen Exzessen zu geben, hat die königl. Theaterdirektion für die zweite Vorstellung eine ordentliche Versteigerung der Billets an die Meistbietenden veranstaltet. Diese Versteigerung fand in dem Opernsaale selbst statt und konnte gewissermaßen auch als ein Schauspiel betrachtet werden. Man zahlte die Billets 400 bis 800 Prozent über die gewöhnlichen Preise, im Durchschnitt über 600 Prozent. Als ein schöner Zug der gefeierten Künstlerin verdient erwähnt zu werden, daß sie für sich selbst nicht das geringste Honorar für alle die Vorstellungen, bei welchen sie hier im Laufe des Winters auftritt, annimmt, sondern den ganzen Betrag, welcher ihr zufallen sollte (den dritten Theil der ganzen Einnahme), einer von ihr beabsichtigten Stiftung zur Errichtung einer Bildungsanstalt für junge talentvolle und tugendhafte Bühnenkünstler bestimmt hat. Daß ihr Gesang und Spiel Alles übertrifft, was hier je gehört und gesehen worden, braucht nicht gesagt zu werden. Man findet sie bei jeder Rückkehr in die Heimat vollendeter.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 19. Freitag den 4. Februar. 1848.

Wien.

Einladung von Seite des n. ö. Vereins gegen Mißhandlung der Thiere. Am 9. Februar d. J. wird die erste allgemeine Versammlung der Mitglieder des n. ö. Vereines gegen Mißhandlung der Thiere Nachmittags um 5 Uhr im Musikvereinssaale stattfinden. Die Direktion ladet alle Mitglieder ein, dabei zu erscheinen, indem sie ihnen Rechenschaft über ihre Wirksamkeit, deren Folgen und über die Gebahrung mit dem Vereinsvermögen abstatten auch Anträge für die Zukunft stellen wird, worüber das Recht, zu entscheiden, nach den nun abgeänderten Statuten nur der General-Versammlung zusteht. Auch Jene, welche nicht Mitglieder, aber dem Vereine theilnehmend gewogen sind, werden zu dieser Versammlung höflichst eingeladen, da die Direktion wünscht, daß Jedermann sich von ihrer bisherigen Thätigkeit überzeuge, und sie dadurch hofft sich noch größere Theilnahme zu gewinnen. — Für Damen werden die vordersten Bänke des Parterres und der Gallerie vorbehalten bleiben. — Eintrittskarten werden keine ausgegeben. In anständiger Kleidung wird Jedermann eingelassen, so lange es der Raum erlaubt.

Von der Direktion des n. ö. Vereines gegen Mißhandlung der Thiere.

Wien am 26. Jänner 1848.

Dr. J. F. Castelli, Vorstand. Dr. Hammerschmidt, Sekretär.

Tagesbegebenheit. In einer hiesigen Vorstadt starb eine alte Frau, welche sich größtentheils von Almosen ernährte und bei ihrem kümmerlichen Leben voll Entbehrungen und Nöthen für bettelhaft arm gehalten wurde. Sie hatte fünf Hunde bei sich, was ihr von ihren Nachbarn verübelt wurde, welch sie jedoch von Abfällen und Lebensmitteln, die sie in mehren Häusern sammelte, aufzog. Bei ihrem verkurzer Zeit erfolgtem Tode fand man in ihrem Nachlaß fünftausend Gulden C. M., welche sie in ihrem Testamente ihren Hunden vermachte. Einer verwaisten Nichte, welche sich als armes Dienstmädchen nothdürftig erhalten mußte, hatte sie nie etwas gegeben und ihr auch in ihrem Testamente nichts legirt. Die Gerichte erklärten jedoch ihr Testament für ungültig, und die arme Waise wurde als Universalerbe eingesetzt. (Wr. Zeitsch.)

— Die „Wiener Theaterzeitung" erzählt folgenden Zug einer seltnen Bosheit: „Beim gräflich Hardegg'schen Palaisbau auf der Freiung ereignete es sich kürzlich, daß durch den Herabsturz zweier mächtiger Giebelbalken leicht großes Unglück hätte geschehen können. Zum Glück war dies nicht der Fall. Ein noch größerer Unfall, von noch betrübenderen Folgen begleitet, hätte sich nun am 25. v. M. auf derselben Stätte abermals zugetragen, hätte der Zufall nicht hemmend eingewirkt. Der den Bau unmittelbar leitende Polir, entließ, bei Gelegenheit eines anderweitigen Baues, vor geraumer Zeit seinen, zwar praktisch geschickten aber liederlichen Gerüster, wegen eines schlechten Streiches. Dieser Elende schwur dem wackeren Polir Rache, und wollte diese am bemerkten Tage in der Art ausführen, daß er sich um die Mittagsstunde, als Alles fern war, in die Baustätte mit der Absicht einschlich, die Befestigung der Gerüste, nämlich die bedeutsamsten Klampfen auszuziehen, was nothwendig zur [illegible]

hätte, daß alle Wölbungen, namentlich auf der Seite, wo das Kaffehhaus hinkommen soll, etwas später eingestürzt und höchst wahrscheinlich auch viele Menschenleben bedroht gewesen wären. Er hatte in der That schon einige der Klampfen ausgezogen, als er in seinem ruchlosen Vorsatze von dem zufällig zurückgekehrten Polir bemerkt, ergriffen und der strafenden Gerechtigkeit übergeben wurde!"

Das Ökonomische Geschäfts-Bureau des Forst- und Wirthschaftsrathes Emil André (wohnhaft in der Jägerzeile Nr. 27) ist dieser Tage in der Stadt, Jakobergasse, Nr. 807, im 1ten Stock, im Hof eröffnet worden. Es ist dadurch einem Bedürfnisse abgeholfen und unserer Stadt eine Bequemlichkeit mehr geworden. Denn ob zwar Wien keinen Mangel an Geschäftsmännern, an Agenten und Geschäftsbureau's hat, so war darunter doch keines, das sich speziell und mit voller Sachkenntniß gerade dem ökonomischen Geschäftsfache für das große Publikum gewidmet hätte. Der Wirthschaftsrath E. André ist als praktischer Forstmann und Ökonom so vortheilhaft bekannt, daß, bei dem Vertrauen, das er auch wegen seines moralischen Charakters genießt, das Publikum gewiß durch diese neue Anstalt nur gewinnen kann; denn dieses „Ökonomische Geschäfts-Bureau" übernimmt und besorgt alle in's ökonomische Fach schlagenden Geschäfte, namentlich Herrschafts-Administrationen, Güterschätzungen, Güterein richtungen, Waldregulirungen, Vermessungen, Verrechnungen und Rechnungsrevisionen; dann Käufe und Verkäufe von Herrschaften und andern Realitäten; von landwirthschaftlichen Produkten, Pachtungen und Verpachtungen, kurz alle ökonomischen Kommissions-Geschäfte; so wie auch Empfehlungen für alle Herrschaftsdienste.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Jänner 22. Der eidgenossischen Tagsatzung werden drei gleichlautende Noten von Österreich, Frankreich und Preußen vorgelegt, worin dieselben der Schweiz Rathschläge und Mahnungen in milder Form ertheilen und zugleich die Erwartung aussprechen: die Tagsatzung werde die Truppen aus den sieben ehemaligen Sonderbundskantonen zurückziehen, dann in neuen Wahlen sie ihre Regierungen frei ordnen lassen, und insbesondere an dem Bunde keine Änderungen vornehmen, es sey denn unter Zustimmung aller Kantone.

Atila, die Geißel Gottes.

(Schluß.)

Atila behielt den Bigilas in Haft, und befahl dessen Sohne, nach Konstantinopel zu eilen und 50 Pfund Goldes als Lösegeld für den Vater zu holen. — An Theodosius aber wurde Orestes und Eslas abgesendet. Der Erstere erschien mit dem Sacke des Bigilas über der Schulter vor dem griechischen Kaiser und dessen Vertrautem Chrysaphius, dem eigentlichen Anstifter des Mordversuches, und fragte: „ob sie wohl diesen Geldsack kennen?" Hierauf bedeutete der hunnische Gesandte in Atilas Namen: „Atila habe seinen angebornen Adel treu bewahrt, der zinspflichtige Kaiser des Ostens habe ihn verwirkt. Es wäre von Theodosius nicht recht gethan, demjenigen, den das Schicksal zu seinem Herrn einsetzte, wie ein schlechter Sklave heimlich nachzustellen. Nur dann werde Atila den gegen ihn begangenen Frevel vergessen, wenn der Anstifter der That zur Bestrafung ausgeliefert werde." Niemand war natürlich über diese Botschaft mehr erschrocken als Chrysaphius. Alsbald wurden die Patricier Anatolius und Nomus an Atila gesendet. Dieser empfing sie mit Anstand und war der griechischen Gesandtschaft sogar entgegengereist. Der König der Könige überließ dem Kaiser viele griechische Gefangene ohne Entgeld, auch dem Bigilas schenkte er nach erlegtem Lösegelde die Freiheit. Auch fügte er als Geschenk mehre Pferde und kostbare Pelzwerke, die dem hunnischen Könige zum Schmucke dienten, bei.

In diesem Betragen lag theils eine Art Großmuth, wodurch Atila den byzantiner

Digitized by Google

Theodosius beschämte, theils Klugheit, um wegen seines beabsichtigten Zuges gegen den Westen, im Osten seinem Reiche den Frieden zu sichern. Mehre Umstände vereinigten sich, um Atila's Macht dahin zu leiten. Der Vandalen-König Genserich hatte die westgothische Prinzessin, die Braut seines Sohnes Hunerich, dem Vater, dem Westgothenkönig Theodorich, grausam verstümmelt zurückgesendet, und fürchtete dessen Rache. Deßhalb sendete er eine Botschaft an Atila, und suchte ihn zu einem Einfall in Theodorichs Reich jenseits des Rheines zu bewegen. Fast zugleich sendete Honoria, die Schwester des römischen Kaisers Valentinian III., einen Ring an Atila, und ließ demselben heimlich ihre Hand anbieten. Vergebens suchte Atila durch Briefe den Westgothen König Theodorich und den römischen Kaiser, beide gegenseitig warnend, beiden Freundschaft vorspiegelnd, zu bethören; der Letztere erkannte seinen Betrug und warnte Theodorich. — Offene Gewalt mußte nun entscheiden. Also brach Atila mit seinen Hunnen auf, durchflog die Norddonauländer, und die wildkriegerische Kraft Ost- und Mittel-Europa's, von Tag zu Tag sich mehrend, wälzte sich an und über den Rhein. Straßburg, Mainz, Speier, Worms und Trier wurden geplündert, Metz zerstört, Orleans war dem Falle nahe; 700,000 Hunnen und ihre Verbündeten standen auf den katalonischen Gefilden (bei Chalons an der Marne).

Am linken Flügel, dem Westgothen Dietrich gegenüber, standen die Ostgothen unter Wandalar's Heldensöhnen Walamir, Theodimir, Widimir, am rechten die Gepiden unter dem tapfern Ardarich, den Römern unter Aëtius die Spitze bietend, aber die Mitte befehligte Atila, der König der Könige, selbst für Alle wachsam, alles ordnend und lenkend. Ihm gegenüber im Zentrum Sangiban, von zweifelhafter Treue gegen die Römer, mit den Alanen von der Loire und barbarischen Völkern. Gleich im Anfange fiel Dietrich; der wüthende Kampf, womit die Westgothen seinen Tod rächten, vereitelte alle Anstrengungen Atila's, und entschied den Sieg für die Römer. Atila zog sich mit einbrechender Nacht zurück und errichtete einen Haufen von Pferdesätteln, um im Falle des erneuerten unglücklichen Angriffs durch den Flammentod der Schmach der Gefangenschaft zu entgehen. Aber Aëtius, die Westgothen nicht minder als Atila fürchtend, hatte Thorismund, Dietrich's Sohn gerathen, sich des väterlichen Thrones durch schnelle Besitznahme zu versichern. So zog Atila unverfolgt und langsam zurück, die Rauchsäulen von Veldidema, Juvavia und andern Städten Norikums und Pannoniens bezeichneten seinen Rückweg.

Im folgenden Jahre erschien er mit frischen Heeresschaaren in Italien. Aquileja wurde nach langem muthvollen Widerstande vom Grunde aus zerstört; die wehrbaren Männer niedergemacht, Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt. Hierauf plünderte Atila Concordia, Monfelice, Vicenza, Verona, Bergamo, Brescia, Mailand, Pavia, und zog in Ravenna ein, durch eine Öffnung, welche die Bürger dieser Stadt zum Zeichen der Unterwürfigkeit selbst in ihre Mauern brechen mußten. Schon lenkte er seinen verheerenden Schritt gegen Rom. Da kam ihm der ehrwürdige Papst Leo X. am Mincius entgegen, und bewog durch Beredsamkeit und Geschenke den Hunnenkönig zur Rückkehr. Zwar bedrohte er das Ostreich, aber bevor er zur Vollführung kam — fand man den Tag nach der Brautnacht, die er mit der schönen Idilka (Hildischunde) feierte, in seinem Hoflager den Völkerherrn, ohne Wunde vom Tode besiegt. Begraben wurde Atila nach altnationaler, echt hunnischer Weise. In einer weiten Ebene unter einem seidenen Gezelte wurde sein Leichnam gezeigt; um dasselbe flog auf schnellen Rossen, seine Thaten singend, die Reiterei; die Hunnenvölker machten Einschnitte in ihre Gesichter (durch Blut und

Digitized by Google

Schmerz ihn ehrend), kürzten ihr Haar, und Alle priesen mit Liedern das Glück, wie der große Atila, nach unsterblichen Siegen, in der herrlichsten Zeit seines Volkes ohne Schmerzen seine Laufbahn beschlossen, und sich zu den Geistern der alten Helden begeben. Dann gab Ellak, Atila's ältester Sohn, dem Volke ein Todtenmahl (Strawa) bis tief in die Nacht, während Atila stille am einsamen Orte in einen goldenen, dieser in einen silbernen, beide in einen eisernen Sarg gelegt, Pferdezeug, Waffen und kostbare Insignien mit ihm begraben, und nach der Rückkehr vom Grabe alle Arbeiter am Grabe umgebracht wurden, auf daß Niemand wissen solle, wo der König der Hunnen ruhe.

Das Oregongebiet und Neu-Kalifornien.

(Schluß.)

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, welch' ein wichtiges Land Oregon für die Urbarmachung ist. Der bis jetzt fast allein geschätzte Reichthum des Landes, der in den Pelzthieren besteht, muß freilich bald verschwinden, denn Füchse, Bären und Biber können nicht dauern, wo der Pflug des Ackerbauers geht. Aber Oregon besitzt in seinem Boden, sobald er von fleißigen Händen aufgeschlossen wird, Schätze, die jenen ursprünglichen Reichthum so hoch überbieten, wie überhaupt der Ackerbau über der Jagd steht. Rechnet man die Wüsten ab, so bleibt noch immer fruchtbares Land genug, um Millionen von Händen zu beschäftigen. Oregon müßte schon als bloße Niederlassung von Ackerbauern eine hohe Wichtigkeit erlangen. Doch sein eigentlicher Werth für die Vereinigten Staaten ist ein weit größerer. Mit dem Besitz von Oregon gelangt Nordamerika an das Ufer des stillen Oceans, an jenes ungeheure Wasserbecken, das den Zugang zu Japan, China und Hinterindien gewährt. Dort ist eine ganze Welt, früher kaum beachtet, aber jetzt in einem Prozeß begriffen, der zu den wichtigsten Gestaltungen führen muß. Die Kolonisation des fünften Welttheils, die Aufschließung China's für den europäischen Verkehr, die Verhältnisse Japan's, die auch dort früher oder später eine Änderung des strengen Sperrsystems zur Folge haben müssen, die im Laufe der Zeit zu erwartende Durchstechung der Landenge von Panama bereiten in jenem Gebiete einen völligen Umschwung der Dinge vor. Das wissen die Amerikaner, das wissen auch Engländer und Franzosen. Darum suchen die beiden letzteren Völker so eifrig nach Niederlassungen im stillen Meere, und dies ist die eigentliche Bedeutung des Streites, der um den Besitz von Tahiti geführt wird. Amerika muß in diesem Wettstreite durch die Besitznahme von Oregon und Kalifornien nothwendig das Übergewicht bekommen. Einmal in jenen Ländern mächtig, ist es am Schauplatze der Begebenheiten zu Hause, kann seine Stapelplätze, seine Schiffe in Bereitschaft halten und jeden augenblicklichen Vortheil rasch benutzen, während England und Frankreich erst den Ocean durchschiffen müssen, um an Ort und Stelle zu kommen. Die Gebirge und Wüsten, die sich zwischen dem nordamerikanischen Hauptlande und dem vorgeschobenen Posten am stillen Meere ausdehnen, sind nichts als ein augenblickliches Hinderniß. Es ist gewiß, durch Schifffahrt kann Amerika die beiden Gebiete einander nicht näher bringen, aber die Erfindung der Eisenbahnen gibt ihm die Mittel, von einem Meere zum andern im Laufe weniger Tage zu gelangen. Europäer würden freilich vor dem Gedanken zurückschrecken, auf eine solche Weite und durch solche Gegenden einen Schienenweg zu führen, amerikanischer Unternehmungsgeist sieht in den Schwierigkeiten einen neuen Sporn zur That. Bereits vor mehren Jahren hat ein Bürger der Vereinigten Staaten den Plan einer Eisenbahn nach der Mündung des Columbia angeregt, und es unterliegt keinem

Digitized by Google

Zweifel, daß das kolossale Unternehmen zu Stande kommen wird. Oregon und die Vereinigten Staaten ein zusammenhängendes Gebiet, das ist es, was England so sehr fürchtet. Es möchte um jeden Preis den früheren Zustand Oregon's als bloßes Jagdgebiet aufrecht erhalten, aber dieser status quo ist seit Jahren gestört, amerikanische Einwanderer befinden sich zu Tausenden jenseits der Felsengebirge.

Seitdem ist die Erledigung der Streitfrage mit überraschender Schnelligkeit erfolgt. Die 49ste Parallellinie bildet die Grenze. Die gemeinschaftliche Schifffahrt auf dem Columbiafluß, trotzdem, daß die englische Presse daraus einen casus belli machen wollte, verbleibt den Vereinigten Staaten; nur soll die Hudsonsbai-Gesellschaft sie noch bis zum Schluß ihres Privilegiums, d. h. bis zum Jahre 1863, also ungefähr 17 Jahre lang genießen — ein Zugeständniß, das dem Antrag, amerikanischer Seits die gemeinschaftliche Schifffahrt auf 15 bis 20 Jahre zu gestatten, ziemlich gleichkommt. Die englische Regierung entschädigt die amerikanischen Ansiedler nördlich vom 49. Grad, und die amerikanische die englischen auf der Südseite. Dies ist das einzige bedeutende Zugeständniß, welches England erhalten hat; denn die Amerikaner haben so gut als gar keine Ansiedlungen nördlich vom 49. Breitengrad, während die besten englischen Niederlassungen und das Hauptfort der Hudsonsbai-Kompagnie (Vancouver) selbst am nördlichen Ufer des Columbiaflusses tief unter dem 49. Grad gelegen sind. E. G.

Das Ausland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

Algier, im Jahre 1848.

Zur Beurtheilung der Lage von Algerien im Jahr 1848 gibt la Presse eine Zusammenstellung der wichtigsten statistischen Thatsachen seit der Eroberung. Darnach hat sich das Besetzungsheer in folgender Progression vermehrt:

1831	17,939	Mann	1413	Pferde
1832	21,511	—	1810	—
1833	26,681	—	3052	—
1834	29,858	—	4731	—
1837	42,067	—	7204	—

Im Jahr 1840 wurde der Effektivstand auf einmal um 20,000 Mann und 3000 Pferde vergrößert, bis zum Jahr 1845 stieg er auf 108,000 Mann, und noch jetzt beträgt er mit Einschluß der eingebornen Truppen über 100,000. Die Zunahme der bürgerlichen Bevölkerung hielt mit dieser keineswegs gleichen Schritt; 1830 zählte man 602 europäische Einwohner; 1831:3228; 1832:4858; 1833:7812; 1834:9750; 1835:11,221; 1836:14,561; 1838:17,428; 1840:23,023, und seitdem ist sie bis zu 112,924 gewachsen, wovon weniger als die Hälfte Franzosen sind. Wenn man in dieser Bevölkerung selbst wieder die sehr heterogenen Elemente unterscheidet, so zerfällt sie in eine städtische und eine ländliche, jene über 100,000, diese ungefähr 13,000 stark. Die letztere allein ist als Kolonie zu betrachten, da die erstere nicht aus ansässigen Leuten, sondern aus Spekulanten und Glücksrittern besteht, welche der Magnet eines von 30 auf 120 Mill. gestiegenen Okkupationsbudgets herbeigezogen hat. Die Ackerbauansiedlungen sind: 1832 Delhi Ibrahim 505 Einwohner; Koubba 110; 1834 Daouda 252; Montpensier 78; Joinville 165; Mered 75; Douera 1200; 1835 Bouffarik 1180; 1841 Fouka . . .; 1842 Draria 210; L'Achour 152; Ouled-Fayet 270; 1843 Cheraga 219; Saoula 142; Staoueli (Trappisten) 63; Baba-Hassan 160; Saint-Ferdinand 180; Sainte-Amélie 183; Crecia 166; Saint-Jules 50; 1844 Mahelma 183; Zerelda 110; Dalmatie

Digitized by Google

150; la Senia 50, Miserghin 150; Valée 120; Damrémont 120; Saint-Antoin 130; 1845 Sidi-Ferruch 100; Uzerville 150; Guelma 450; El-Arouch 75 — zusammen 6158. Denn die ländliche Bevölkerung im Weichbild von Algier gehört eigentlich nicht hierher, da sie sich blos auf den Anbau von Gemüse für den täglichen Gebrauch der Stadt legt. Ginge es in dieser Art fort, so brauchte man 100 Jahre bis man nur 600,000 Kolonisten drüben hätte. Was der Zunahme der europäischen Bevölkerung in Afrika nicht förderlich seyn konnte, ist, abgesehen von dem Regiment des Säbels, das unumschränkt herrschte, auch die hohe Besteuerung. La Presse behauptet, daß ein Civilbewohner durchschnittlich des Jahrs 159 Fr. zu entrichten hat, was das Vierfache des Steuerbetrags in Frankreich sey, wo nur 40 Fr. auf den Kopf kommen. Außerdem geht noch für 40 Mill. Hypotheken auf Liegenschaften eine jährliche Rente von 4 Mill. außer Landes, die größtentheils in Paris verzehrt wird. Diese Kapitalien sah man bei dem herrschenden Schwindel bis zu 30 Prozent verzinst werden.

Aus unserer Zeit.

(New-York.) Unsere Stadt hat einen ihrer geachtetsten Ärzte, den Dr. Wainewright, auf sehr traurige Weise verloren. Ein Freund in Mobile, im Staat Alabama, hatte ihm, als eifrigem zoologischen Sammler, eine 5 Fuß lange Klapperschlange mit 12 Klappern überschickt. Er holte das gefährliche Thier in seinem Käfig selbst vom Schiffe ab, und wollte es unterwegs im Broadway-Hause einigen Bekannten zeigen. Man ließ die Schlange in der Vorhalle los, und nachdem man eine Weile ihre Windungen betrachtet und sie zu Zornesäußerungen gereizt hatte, faßte sie der Arzt ein paar Zoll hinter dem Kopf, um sie wieder in den Käfig zu stecken; aber das Thier hatte noch Raum genug, den Kopf zu wenden und ihn in das vordere Glied des Mittelfingers der rechten Hand zu beißen. Alle schnell angewandten äußern und innern Mittel, Ausbrennen, Unterbinden des verletzten Gliedes u. s. w., blieben fruchtlos, und Dr. Wainewright starb in der darauffolgenden Nacht *).

*) Dabei erinnern wir uns eines unserer geschicktesten Chirurgen und Operateurs, des Primarius Anton Heger, der eben in Nordamerika weilt, von dem wissenschaftlichen Drange getrieben, dort die Natur des gelben Fiebers und des Klapperschlangengiftes zu studiren. Mögen ihn ein günstiger Stern vor einem ähnlichen Lose bewahren! Anm. d. Red.

Korrespondenz.

(Krems.) Wir hatten am Morgen, Sonntags den 30. Jänner, hier die seltene Erscheinung von Nebensonnen. Kaum war die Sonne (Krems gegenüber) oberhalb der Berge bei Hollenburg erschienen, so zeigten sich rechts und links von ihr, in einem Abstande von etwa 18 – 20 Graden, farbige Bogenabschnitte, wie Regenbogen, in einer Länge von 5 – 6 Graden. Der eine Bogenabschnitt schien (von dem Laboratorio des Referenten aus betrachtet) in der Gegend von Tuln (östlich), der andere Bogenabschnitt auf der Berghöhe oberhalb Brunnkirchen (südlich) auf dem Horizonte aufzustehen. Ein vollkommener, geschlossener Kreisbogen konnte sich nicht bilden, weil der Himmel heiter und durchaus wolkenlos war, so daß nur gegen den Horizont, wo Massen von Dünsten und schwebenden Eisnadeln die Farbenbrechung möglich machten, die Regenbogen ähnlichen Abschnitte entstehen konnten. In jedem der farbigen Bogen war ein heller Fleck von dem scheinbaren Durchmesser der Sonne zu gewahren, welcher das sehr verwaschene Bild der Sonne (die Nebensonne) darstellte; von dem Sonnenbilde am östlichen Bogen ging gegen Osten, von dem am südlichen Bogen

Digitized by Google

gegen Westen ein konisch zulaufender Lichtbogen aus: auch von der Sonne, deren Scheibe sehr viele Strahlen ringsum auszusenden schien, erhob sich aufwärts ein 4—5 Grade hoher Lichtkegel, und auch abwärts ging ein ähnlicher Lichtkegel, dessen unterste Spitze jedoch von dem vorstehenden Berge verdeckt wurde. Mit dem höhern Emporsteigen der Sonne erhoben sich auch die Nebensonnen, welche um 8 Uhr am hellsten waren, während die Farben der beiden Bogen immer mehr sich bleichten. Bis um 9 Uhr war die ganze Erscheinung wieder verschwunden. Das Thermometer zeigte — 12° R., das Barometer 28' 7".

Dr. L. Schlecht,
Professor der Physik zu Krems.

(Troppau.) Der diesjährige Winter setzt uns scharf zu. November und Dezember waren fast durchaus heiter, in der zweiten Hälfte Dezember schon Fröste bis 6 und 8 Grade. Seit 31. Dezember viel Schnee, dann steigende Kälte, am 7. Jänner — 20°, später 18°, 15°, 14°, über 10° öfter, auch einige Male 9° und 8°, und nur einmal 6°; am 26. Jänner wieder — 19°, am 27. und 28. Jänner 20°, am 29. Jänner wieder 10°. Im Teschener Kreise, und in Teschen selbst, herrscht der Typhus im hohen Grade; bei uns ist der Gesundheitszustand ziemlich befriedigend. A. W.

Miscelle.

(Die sorgfältigst ausgefertigten Pränumerationsscheine) erhalten die Abonnenten des „Poligrafo." Es heißt in der dritten Nummer dieser Zeitschrift, welche für Jäner noch mehre Nummern nachzutragen hat, unter anderm: „Pränumerazionen werden in Wien blos im „Kontoar" der Administrazion angenommen, wo beim Empfange der Bezahlung die regelmäßige Empfangbestätigung ausgefolgt wird. Dieselbe ist unterfertigt vom Herausgeber und Administrator; vom Kanzlei-Direktor, Herrn Gustav Ritter von Tschabuschnigg, welcher auch zugleich das Amt eines Kontrollors versieht; vom Kassir, Herrn Josef Walzhofer, und vom Rechnungführer Herrn Karl Gobay; und überdies mit dem hiezu eigens bestimmten Stempel mit Italienischer, — oder mit jenem mit Deutscher Aufschrift versehen. Auf dem ersten liest man die Worte: „Amministrazione del Polygrafo Austriaco in Vienne," und auf dem zweiten: „Administrazion des Poligrafo Austriaco in Wien." Die Empfangbestätigungen sind aus dem Mutterbogen herausgeschnitten und in Italienischer und Deutscher Sprache geschrieben und tragen die fortlaufende Nummer. Die für das Ganze Jahr sind auf gelbem, jene für Ein Semester auf rothem, und jene für Ein Trimester auf grünem Papir gedrukt."

Eine Szene am Kohlmarkt; oder: Nichts um Nichts.

Als ich neulich am Kohlmarkt spazierte, um bei Müller das Porträt der geist- und gemüthsvollen Dichterin Betti Paoli und die vielen interessanten Karikaturbilder, die Paterno's elegante Auslagkästen zieren, zu betrachten, fiel mein Blick auf einen unserer Lions. Weite, groß quadrillirte Hosen umgaben die dünnen Beine; den engbrüstigen Oberkörper umschlotterte ein weiter „Gentlemen boy;" den langbemähnten breiten Kopf schien ein ganz kleines, fast krempenloses Hütchen bedecken zu wollen; aber „der Wille war stark, das Fleisch schwach," oder, um eine beliebte Theaterberichtphrase anzuwenden: „seine schwachen Kräfte waren der Riesenaufgabe nicht vollkommen gewachsen; doch hielt er sich in Einzelnheiten, besonders am rechten Ohre, brav." — Tiefsinnig legte eben der Lion den Zeigefinger seiner glacebehandschuhten Rechten auf die gedankenlos in die Welt hinausstarrende Nase seines bartumwalteten Antlitzes, woraus Verzweiflung sprach, während die linke Hand ein Stöckchen von wenig Zollen Länge hielt, das zu drei Vierteln mit Elfenbein umhüllt war.

Lang betrachtete ich mir den „Leuen" stillschweigend und dachte darüber alles Ernstes nach, was ihn so beschäftigen möchte! — Vielleicht, fiel mir ein, zählt der Mann die Minuten, die bis zur nächsten „Martha-Aufführung verfließen würden? Aber nein, dachte ich, da würde er ja die Wohnung des Fräulein Zerr, wie eine Lenin ihre jüngst gebornen Infanten, umschleichen und Jedermann, der das Logis derselben verläßt, mit gezücktem — Stöckchen überfallen und nicht eher von dannen lassen, bis ihm nicht

Digitized by Google

in Fülle Nachrichten über den Gesundheitszustand der Sängerin mitgetheilt worden. — Also, fuhr ich fort zu denken, ist die gramgebleichte Jammergestalt vielleicht der „letzte Mohikan," „des Hauses letzte Stütze" — der l e t z t e „Carltheater-Enthusiast?" — Doch nein, widerlegte ich mich selber, ist doch der Letzte dieser Unglücklichen nach langem, schmerzhaften Leiden, an mehren neuen Lustspielen an Ort und Stelle seines Wirkens, und zwar während der ersten Darstellung der jämmerlichen Parodie „Martha" im besten Mannesalter verschieden! — Oder sollte gar — dachte ich wieder, während der Blasse unter ein Hausthor trat und ich ihm unbemerkt nachfolgte, sollte gar dieser Unglückliche zu Herrn S a p h i r's Akademie keine von den Fünfzehn-Gulden-Logen mehr erhalten haben?

Während dem begann der Bartumwallte unter jenes Hauses schützender Pforte seine, leider! über alle Begriffe dünne und magere Brieftasche zu ziehen und schien nach einem melancholischem „Fünfer" oder menschenscheuen „Zehner," der sich in diese Einsamkeit zurückgezogen, zu suchen, aber umsonst! Er fand nur einen Schneiderkonto, der sein Antlitz blau färbte und eine Retourkarte vom „Carl-Theater," bei dessen Anblicke fürchterliche Erinnerungen in seinem Busen erwachen mußten, denn mit wildrollendem Aug' schleuderte er sie von sich und das arme Ding fiel m i r zu Füßen; ich hob es aber mit teuflischem Lachen auf und wollte — uf? da trat mich ein tölpischer Schusterjunge auf die Leichdornen — „Ha, Rache!" dachte ich und — fast thut's mir leid um den Jungen — gab ihm die Retourkarte, der gleich am selben Abend damit das Theater zu besuchen versprach; man gab: „Zwölf Mädchen in Uniform" und den „Tritschtratsch."

Nun weiter — der Lion kehrte noch seine Säcke um und nichts — überall Nichts, alles leer wie der „Wiener-Tageskourier" manches Journals. — Da faßte der Lion Muth, nahm eine resignirende Miene an, und ich wollte eben in das Haus e i n- und auf den Blassen z u-, da ward mir plötzlich der Weg vertreten und der Lion, wilde Glut in den Augen, eilte heraus, ystanzte sich in der Mitte der Straße auf und sah mit liebeglühenden Augen auf ein Fenster im ersten Stockwerk. Anscheinend mußte an demselben etwas ihm „Theures" sich befinden. Neugierig mache auch ich rechts um, um mir das geliebte Wesen, das ihn in nicht geringe Ertase zu versetzen schien, etwas in's Auge zu fassen; — denke dir aber, Leser, mein Erstaunen, als ich, in dem Magnet, der des Lions Augen auf sich zog — ich schäme mich, es gerade heraus zu schreiben — kurz, als ich in dem Magnet ein rückgratloses, nicht etwa Glieder- oder Rumpfthier, sondern eine W e s t e erkannte, in das sich der üppige „Wasserfall" einer grellen Kravate ergoß; — nun wirst du wohl auch errathen haben, lieber Leser, daß sich diese Szene vor dem Hause zuträgt, dessen ersten Steck der „Herrenkleider-Verlag" zum „Mandarin" einnimmt.

Doch nun weiter! Noch eine Weile sah der Lion zu dem wahrscheinlich t h e u r e n Wesen schmachtend hinauf, endlich aber schien er einen Entschluß gefaßt zu haben: er fing zu summen und brummen an, erst leise, dann immer lauter und lauter, und ging endlich langsamen Schrittes unter das Hausthor fortsummend und brummend, — und stürzte endlich den ersten Steck hinauf zum „Mandarin." Lang hält' ich's nimmer ausgehalten, da hörte ich oder mir heftige Tritte, es knarrte eine Thür und es war mir, als ob Jemand von Jemanden mit den Worten: „Point d'argent, point de Suisses," frei nach dem französchen — zu deutsch: „Kein Geld — kein Gilet" — einen zärtlichen Abschied nehme. Gleich darauf kam der Lion in tiefen Gedanken die Stiege herunter, die Arme verschränkt, wie der Friedländer in der Tragödie „Wallenstein," nachdem ihn seine Truppen nicht angehört — er sing leise an zu summen in einem Tone des gebrochenen Herzens, wie die Edgärde in der Schluß-Arie der „Lucia":

„Alles ist hin
O du, mein lieber Augustin!"

und stürzte sich in's — Damm'sche Kaffeehaus. J—s.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1141) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember f r a n k o bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 20. Samstag den 5. Februar. 1848.

Wien.

Witterungsverhältnisse. Die ungewöhnliche Kälte des Monats Jänner, welche mit einer seltenen Gleichförmigkeit anhielt, ist am ersten Februar gebrochen worden und hat einer milden Temperatur Platz gemacht. Alles klagte über die Strenge des Winters, der besonders den Armen schmerzlich fiel. Die „Wiener Theaterzeitung" schreibt in einem ihrer letzten Blätter darüber Folgendes: „Der heurige Winter macht seine Tücke allenthalben geltend, sogar bei Zeitungen und Journalen. Zuerst hemmt er durch die verschneiten Straßen und Wege ihre Beförderung durch die Post, dann hat er auch noch die Grausamkeit, daß er die Exemplare so fest aneinander gefrieren läßt, daß man auf der hiesigen Zeitungs-Expedition vier bis fünf Stunden nothwendig hat, um diese Exemplare aufthauen zu lassen und auseinander zu bringen. Man wird dies unglaublich finden, allein es ist buchstäblich wahr. Die „Augsburger allgemeine Zeitung" kam dieser Tage wieder nicht zur gehörigen Stunde an. Wäre sie aber auch Nachmittags angelangt, so hätte ihre Ausgabe doch auf den folgenden Tag verschoben werden müssen. Die „Augsburger allgemeine Zeitung" wird, wie sie von der Presse kommt, ganz naß der Post übergeben; diese Nässe verwandelt sich nun in wenigen Stunden in Eis, und so kommen wirklich papierene Eisklötze nach Wien, die, wollte man sie gewaltsam lösen, die Zeitungen in Fetzen verwandeln müßten. Außerdem sieht es auf den Poststraßen und Eisenbahnstraßen schrecklich aus. Alle Wege sind verschneit und verweht. Vor ein paar Tagen wurden dem Postwagen von Schärding sechs Pferde vorgespannt. Diese wollten mit Gewalt ihre bestimmte Strecke zurücklegen, es war jedoch vergeblich. Nachdem sie sechs Stunden lang durch Umwege die Hauptstraße zu erreichen suchten, mußten sie umkehren und erst alle Hindernisse durch zahllose Menschenhände beseitigt werden, bis der Postwagen seinen eigentlichen Weg einschlagen konnte. Wer dergleichen Hindernisse kennt, wird mit dem Postämtern in diesem entsetzlichen Winter nicht grollen, wenn sie Zeitungen und Briefe nicht zur gewohnten Zeit befördern." Die Geldfrachtpost vom Küstenlande ist seit halbem Dezember 1847 wegen Schneefülle eingestellt, so daß aufgegebene Abonnements unseres „Zuschauers," deren Aufgabsrezepisse uns eingesandt worden, seit dieser Zeit auf einzelnen Stationen noch liegen. — Die Ferdinands-Nordbahn hat am 3. Februar ihre gewöhnlichen Fahrten wieder begonnen.

Theater. (An der Wien.) Am 3. Februar feierte Jenny Lutzer, der berühmte Gast dieser regsamen Bühne, als „Maritana" einen Triumph, um nichts ihren Glanzrollen „Adine" und „Marie" nachstehend. Ihrer Vorgängerin, einer durch Schule und Manier gleich ausgezeichneten Künstlerin, gelang es nicht, in dieser Rolle alle Stimmen des Publikums zu gewinnen, während Frau Jenny Lutzer die weniger

Digitized by Google

melodiösen und vom Komponisten minder gut bedachten Theile dieser Partie, die kältere Region der britischen Saugesweise nämlich, mit perlenden Trillertönen, wie sie eben nur eine Lutzer aus voller Brust hervorzujubeln vermag, mit feurigen Coloraturen, sprühenden Rouladen und Verzierungen ausschmückte, womit sie einen weit größeren, ja den größten Erfolg erzielte, der sich in dieser Partie nur erzielen läßt. Mit richtiger Berechnung legte sie im zweiten Akte, wo der Komponist seine „Maritana" fast ganz vergißt, die große Arie aus Auber's „Schreiberwiese" ein, von der, bei so herrlichem Vortrage, eine Wiederholung abgenöthigt wurde. Meister Standigl entzückte wieder als „Don José" und mußte seine beiden Arien unter stürmischen Beifallssalven wiederholen; Herr Bielezizki, der vorzüglich gut bei Stimme war, und Fräulein Hellwig, deren schönen Stimmmitteln sich ein von Tag zu Tag mehr durchgebildeter Vortrag zugesellt, wurden desgleichen mit wohlverdientem Beifall ausgezeichnet. — Der Chor und das Orchester unter Fr. v. Suppe's Leitung löst'ten ihre schwierige Aufgabe mit der Vorzüglichkeit und Genauigkeit, die von ihnen oft gerühmt worden. Bei so meisterlicher Darstellung treten auch immer mehr die Vorzüge dieser Oper vor, welche man erst nach mehrmaliger Anhörung zu würdigen versteht und die sie als ein Tonwerk darstellen, das die unfreundliche Behandlung einiger Tagesblätter nicht verdiente. Diese Aufführung brachte freilich selbst über die Mängel und schwächeren Partien einen zauberartigen Lichtglanz, und nicht bald wird man irgendwo eine gleich treffliche, in allen Theilen vollendete hören. Das Theater erbebte oft von den enthusiastischen Beifalls-Manifestationen, und unsere gefeierte Jenny erhielt in Auszeichnungen und Zurufen, Blumen und Kränzen die schmeichelhaftesten Beweise der Theilnahme und Anerkennung.

Walter.

Rübezahl und der Schneider.

(Ein Märchen, und auch keines.)

Glänzende Thautropfen hingen an den Grashalmen und Blumenkelchen; die Bergspitzen glühten eben im ersten Morgensonnenstrahl, als ein winzig Schneiderlein lustig den steilen Pfad hinankletterte und dabei ein fröhliches Liedchen trällerte. Das leichte Schneiderblut hatte im Wirthshause des Städtchens übernachtet und wollte sich nun den Berg begucken, damit es, wenn es heim käme, doch erzählen könnte wie es in Rübezahl's Reviere aussehe.

Abends vorher hatte Mancher in der Schenke ein Stückchen von diesem Poltergeist zu erzählen gewußt; allein unser Schneider war ein gar gewaltiger Freigeist, der Nichts von all' dem Spuke glaubte, ja sich sogar vermaß, laut zu behaupten, es existire ganz und gar kein Rübezahl und dieser sey Nichts, als eine Erfindung müßiger Köpfe, die derlei Alfanzereien ausheckten und in der Welt herumtrommelten. Säßen sie am Dreifuß und nähten fleißig darauf los, so würde ihnen nicht Zeit bleiben, derlei Thorheiten zu erfinden und gescheidten Leuten ein Aergerniß zu geben.

Wie das vermessene Schneiderlein also in der Schenke gesprochen, schlug ihn ein graufköpfiger Holzhauer dermaßen derb auf die Schulter, daß das erschreckte Männlein schier tischhoch in die Höhe schnellte, dann aber, nach mühsam errungener Fassung, dem Unhöflichen ein Dutzend Schimpfworte an den Kopf warf. Der Graukopf lachte und sprach: „Du bist ein naseweises Bürschchen, Freund Schneider, und willst klüger seyn, als die Leute hier, sogar klüger noch als die Alten, von denen Mancher, wie ich, den Rübezahl schon gesehen hat. Dein Schneiderverstand reicht freilich nicht zu, das Alles zu begreifen; aber geh' du nur einmal auf den Berg, vielleicht daß dir der Geist in den Weg kommt und dich eines Bessern belehrt!"

Digitized by Google

Der kleine Geselle lachte; aber es klang ziemlich erzwungen, weil ihn die Schulter gewaltig brannte, auf die ihn der kolossale Holzhauer getupft hatte.

„Ich bin ehrlicher Leute Kind," sagte er zu dem Groben, „und du hättest auf mich nicht loszuschlagen gebraucht, wie auf einen Klotz. Damit du aber siehst, daß ein Schneider Muth besitzt, will ich den Berg besteigen, um deinen Rübezahl zu sehen; ja, rufen will ich ihn, wenn ich ihm nicht begegne."

„„Ei, ei, du Held von der Nadel!"" sprach der Graukopf. „„Wie aber, wenn dich der zornige Berggeist tüchtig durchbläut?""

„Nun," brummte der Kleine, „derber könnte er mir wohl kaum kommen, als du mit deiner ungewaschenen Faust."

Dies war der Vorgang am vorigen Abende gewesen, und des Morgens stieg unser Schneiderlein, wie gesagt, lustig den Berg hinan. Die frische, reine Morgenluft hatte ihn heiter gestimmt, und mit leichten Füßen sprang er über Gestein und Dornbüsche und sang ein schlesisches Lied.

Wie der Kleine so sang und sprang, sah er auf einmal vor einem alten Gemäuer einen Burschen sitzen im schwarzen Studentenrock, mit ausgelegtem, krausem Spitzenkragen und Sammtbarret. Er gab des Schneiderleins nicht Acht, sondern zeichnete emsig in einem Buche, indem er bald auf das Gemäuer, bald in sein Buch schaute. Der kleine Mann stand ein Weilchen still und blickte neugierig auf den Zeichner; dann ging er langsam näher und guckte mit vorgestrecktem Halse auf die Zeichnung. Der fahrende Schüler, ein solcher schien's zu seyn, kümmerte sich nicht im Geringsten um den Kommenden; erst dann, als dieser ihm einen guten Morgen bot, sah er auf und dem Schneider in's magere Antlitz, bis er ihm endlich mit einem riesigen Bierbasse den Gruß erwiederte. Dann zeichnete er weiter.

Als der Schneider eine Zeit lang stumm zugesehen, suchte er ein Gespräch anzuknüpfen und sagte: „Ihr macht ja herrliche Dinge da auf's Papier hin, so schön, als ich mit der feinsten Nähnadel auf die Fahne der Goldbacher Bergknappen gestickt habe. Und das war Euch eine Standarte! Der Herr Obersteiger umarmte mich vor allen Leuten, wie er die schöne Fahne sah. Richtig, just so ein Laub hab' ich hineingestickt!"

„„Also ein Schneider?"" sagte der Baß. „„Nu, man sieht Euch's wohl an.""

„Nicht wahr?" lachte wohlgefällig der kleine Held. „Bin schon drei Jahre vom Hause fort, weit umgereiset in der Welt, in Schlesien und Böhmen. Dieweil ich nun da bin in Rübezahl's Reich und die dummen Leute gar so viel fabeln und schnacken von dem Geist, so wollt' ich hinaufsteigen in sein Quartier, um ihn zu sehen — ja, wenn er nicht kommt, ihn zu rufen."

„„Das möchtet Ihr doch wohl bleiben lassen,"" brummte der Bassist, indem er fort zeichnete.

Der Schneider aber hüpfte und sprang um ihn herum und sagte: „Ja, ja, ich rufe ihn, ich muß ihn sehen; will ihn mit meiner Scheer' in die Waden stupfen und mit der Nadel in die Seiten, daß ihm für lange die Lust vergehen soll, mit Menschenkindern anzubinden. — Komm' doch, Rübezahl! Komm', ich bin da, um dich zu sehen!

„„Ei, daß Euch —!"" schalt der Student. „„Hat Euch der Böse geritten, daß Ihr den Berggeist rufet, wenn noch Einer bei Euch ist, der ihn nicht zu sehen verlangt? Haltet doch das Maul und trollt Euch Eurer Wege.""

„Was, mein gelehrter Herr?" sprach das Schneiderlein und zappelte mit den kleinen Füßen. „Ihr habt studirt, so viel ich meine, und fürchtet den Rübezahl, mit dem man bei mir zu Hause kein altes Weib mehr einschüchtern, kein Kind einschläfern kann? Seht doch, seht, Ihr gelehrten Herren wißt nicht einmal so viel, als ein gereiseter Schneider. He da, Rübezahl! heraus, Meister Rübezahl."

Digitized by Google

„„Wer ruft mich?““ dröhnte es an des Schneiders Ohren, eine grollende Donnerstimme.

Unser Held fuhr zusammen, wie Lampe, der Hase, wenn auf seiner Fährte ein Schuß fällt. Doch ermannte er sich bald, blickte rund um, sah aber Nichts, als das verfallene Mauerwerk. Darum meinte er, der Bursch im Flausrock habe sich einen Scherz gemacht. Aber der saß und zeichnete unbefangen weiter, ja er schien nicht einmal die donnernde Stimme vernommen zu haben. Der Schneider wußte doch nicht recht, wie er daran war. Nach langem Überlegen faßte er endlich ein Herz und stotterte:

„Ich bitte, Herr — Studiosus, habet Ihr — was gesagt?“

„„Was wollt Ihr, Schneider?““ fuhr ihn der Zeichnende an.

„O nichts, ich meinte nur, — ich dachte —“

Er schwieg, denn es war ihm eigens zu Muthe. Nirgend ein menschliches Wesen, als der unbefangene Student; kein Laut in der ganzen, weiten Gebirgswelt — — „Trug der Sinne!“ sprach das Schneiderlein bei sich. Er überredete sich so lange, daß ihn sein Gehör getäuscht habe, bis er es selbst glaubte und alle Furcht verlor.

„Ja,“ sprach er den Andern wieder an, „ich habe Schlesien und ein gutes Stück von Böhmen gesehen; aber es gibt nirgend Schöneres, als die lieben Berge hier, von denen man in die weite Welt hinab sieht, wie Unsereiner vom Dreifuß in die Hölle. Da unten liegen Städte, Dörfer, Felder, Wiesen und Wälder zerstreut, wie bei uns schwarze und rothe, grüne und weiße Tuch- und Seiden-Fleckchen und Restchen. Das ist das Beste, daß ein ehrlicher Mann sich nirgends zu fürchten hat, nicht auf dem Dreifuße, nicht auf dem Berge.“

„„Aber doch den Rübezahl, wenn man in seinem Gebiete ist?““ unterbrach ihn der Student.

„Ach, der!“ sagte der wieder muthig gewordene Schneider. „Was ist's auch mit ihm? Ein Ammenmährchen, ein Schreckensteiner für ungezogene Buben! He, Rübezahl! Wenn du Muth hast, hier ist Einer, der mit dir sprechen will!“ dabei zog er seine Scheere heraus und spreizte sie vor sich hin, wie eine Vertheidigungswaffe.

„„Was willst du von mir, du Tropf?““ schrie wieder eine entsetzliche Donnerstimme.

Der Schneider riß Augen, Mund und Ohren auf, die Scheere entfiel ihm und ehe er sich noch nach dem Inhaber dieser schrecklichen Stimme umsehen konnte, faßte es ihn an, wie Sturmwind, drehte ihn vielleicht hundert Male, wie einen Kreisel um seine eigene Axe, warf ihn dann wie einen Spielballon in die Höhe und — das kleine Schneiderlein fiel halbtodt und mit wirren Sinnen zu Boden.

Da schrie es noch in seine Ohren: „Du hast mich gerufen, winziger Wicht, ich bin da, dich für deine Frechheit zu strafen. Auf daß du künftig nicht mehr an meiner Existenz zweifelst, nimm diese drei Denkzeichen von mir.“

Und der Besitzer der furchtbaren Stimme maß mit einem Stocke dem Armen drei derbe Jagdhiebe auf jenen Theil des Körpers, der sonst auf dem Dreifuße zu sitzen pflegte.

Etwa an die fünfzehn Jahre später saßen in H . . in einer Schenke mehre Bürger an einem Tisch. Das Gespräch drehte sich um Mancherlei und kam endlich auch auf Rübezahl. „Ei, was, Rübezahl!“ sagte Gevatter Handschuhmacher. „Dummheiten, sonst nichts.“ „„Dummheiten? So? Nu, nu!““ entgegnete Gevattter Gisperlein, der Schneider, indem er unwillkürlich mit der Hand an jenen Ort fuhr, wo damals die drei Denkzeichen ihm applicirt worden waren.

Digitized by Google

„Ja, der Schneider kann Euch was in die Ohren sagen vom Rübezahl," fiel Nachbar Gerber ein. „Den hat er tüchtig gezaus't."

Der Schneider sah sich scheu rund um und sagte: „„Sprecht doch, liebe Freunde und gute Nachbarn, nicht vermessen von Dingen, die über den menschlichen Verstand hinaus langen!""

Die Spötter aber ließen nicht ab und Meister Gisperlein mußte ihnen zum hundertsten Male sein Abenteuer erzählen, wofür er von den Gevattern mit einem schallenden Gelächter ausbezahlt wurde.

Der Arzt, der im Nebenzimmer saß, hörte die Geschichte und brach in lautes Gelächter aus, denn er war damals noch Studiosus gewesen und zwar derselbe, welcher am alten Gemäuer gezeichnet hatte. Er hatte an jenem Abende die Szene im Gasthause mit angehört und, als lustiger Bruder Studio, mit den Holzhauern ein Plänchen verabredet, den Schneider für seine Großsprecherei zu strafen. Hinter dem Gemäuer hatten sich die Holzhauer verborgen, und durch ein Loch aus den halb verfallenen Kellergewölbe scholl die Donnerstimme. Die kräftige Faust des Graukopfs hatte das Schneiderlein im Kreise gedreht, wie einen Spielball, und von der Stunde an glaubte Gisperlein an den Gnomen Rübezahl. Adolf Ritsche.

Ueber das Bücher- und Zeitungswesen unserer Zeit.

Bemerkungen eines greisen Literaturfreundes.

Die Berechnung in der Wiener Zeitung 1848, Nr. 8, der Zahl der Journale und Bücher, die der Buchhandel seit dem Jahre 1830 bis zum Jahre 1845 an's Tageslicht brachte, nach welcher in jenen fünfzehn Jahren die Totalsumme der Bücher ungefähr 360 Millionen Bände, und der Journale 1000 beträgt, könnte wohl für sich allein als Beweis dienen, daß bei einer solchen Anzahl literarischer Produkte es unter ihren Verfassern bedeutend Viele gebe, die Hufeland's in seiner „Kunst das menschliche Leben zu verlängern," vorkommenden Worte von großer Wichtigkeit bestimmen sollten, sich durch Landwirthschaft zu nähren; indem auch nach einer in der Wiener Zeitung 1842, Nr. 141, in Zahlen ausgedrückten Behauptung das Bücherwesen den Herausgebern ungemein selten ihre gehabten Kosten einbringt.

Diese bei Hufeland im Abschnitte vom Land und Gartenleben als Verlängerungsmittel des Lebens vorkommenden Worte, welche wohl ein großer Theil der Leser dieser Zeitschrift nicht kennen mag, lauten wie folgt:

„Es ist traurig, daß diese Lebensart, die ursprünglichste und natürlichste des Menschen, jetzt von so Vielen geringgeschätzt wird, so daß selbst der glückliche Landmann es kaum erwarten kann, bis sein Sohn ein studirter Taugenichts ist, und das Mißverhältniß zwischen Städter und Landmann immer größer zu werden scheint. Gewiß es stände besser um die Glückseligkeit der einzelnen Individuen und des Ganzen, wenn sich ein großer Theil der jetzt gangbaren Federmesser und Papierscheeren in Sicheln und Pflugscharen, und der jetzt mit schreibender Handarbeit beschäftigten Finger in pflügende und ackernde Hände verwandelte. Es ist ja das erste bei so Vielen auch nur Handarbeit, aber die Letztere ist nützlicher. Und wenn ich nicht sehr irre, so werden wir endlich auch durch politische Verhältnisse genöthiget, wieder dahin zurückzukommen; der Mensch wird sich der Mutter Natur und der Erde wieder mehr nähern müssen, von der er sich in allem Sinn zu sehr entfernt hat."

Auf diese, nicht blos aus medizinischem, sondern auch staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte, wichtige Behauptung eines Hufeland's habe ich bereits bei einigen Ge-

Digitized by Google

legenheiten und auch in diesen Blättern (Zuschauer 1847, Nr. 10 und 74) denkende Menschen- und Vaterlandsfreunde aufmerksam gemacht. Wer nicht blos lies't, sondern über das Gelesene auch nachdenkt und das Farbenspiel der Seifenblasen nothwendigen oder nützlichen Dingen nicht vorzuziehen pflegt, wird gewiß Alle bedauern, die, durch das Farbenspiel angezogen, die Kürze des menschlichen Lebens nicht achten und diese kostbare Zeit zum eigenen und zum Schaden der bürgerlichen und menschlichen Gesellschaft verspliittern, um sich durch Schreiben oder Lesen bändereicher größtentheils zweckloser oder den Sitten und der Gesellschaft gefährlicher Unterhaltungsschriften wie unmündige oder verzogene Kinder zu ergötzen.

Um übrigens zur Sache zu kommen, bemerke ich, daß ich bereits im Jahre 1814, in einem Gespräche im Reiche der Todten zwischen Addison und Gellert (Unterh. Bl. Nr. 78), und im Jahre 1806 als ich von den Ursachen pflichtwidriger Handlungen schrieb, auf die Vielschreiberei und das hierdurch bewirkte, freilich in Bezug auf Vieles nur augenblickliche Haschen nach Allem, was neu ist, so wie auf das verminderte Lesen guter älterer Bücher und gediegener Zeitschriften aufmerksam machte, die wie einst die bremischen Beiträge, die Linzer theologische Monatschrift, die vaterländischen Blätter, österreichischen Annalen u. s. w. zugleich als Pflanzschule berühmter Schriftsteller anzusehen.

Man erlaube mir auch diesmal anzudeuten, daß nicht blos der zweckmäßige oder zweckwidrige Inhalt, sondern auch ein gediegenes oder fehlerhaftes Äußere, die Größe nämlich des Formats, die Eigenschaft des Papiers und der gewählten Schrift u. s. w., das Lesen oder Beseitigen von Büchern und Zeitschriften veranlassen; was um so mehr in Ländern, wo man in verschiedenen Sprachen schreibt und lies't, und daher jede ohnehin ein kleineres Lesepublikum hat, als in Ländern, wo man nur eine Sprache spricht, und um so mehr in unserer Zeit geschehen muß, wo die Zahl der Bücher und Zeitschriften bedeutend größer ist, als unser Bedürfniß fordert, folglich auch bei Büchern und Zeitschriften erfolgt, was bei allen Natur- und Kunstprodukten zu geschehen pflegt, daß nur ein Theil derselben zum nicht geringen Schaden der Erzeuger einen Nahrung bringenden Absatz finde, oder bei allzugroßer Menge dieser und ihrer Erzeugnisse wohl auch Alle zum Darben nöthige.

(Schluß folgt.)

Aus unserer Zeit.

(Die Todesstrafe.) Die Verhandlungen der vereinigten Landtags-Ausschüsse bieten gegenwärtig, wo der neue Strafgesetz-Entwurf berathen wird, durch das Hervortreten scharfsinniger Gedanken und Ansichten dem denkenden Leser ein hohes Interesse. Über die Beibehaltung der Todesstrafe, die in dem Gesetzentwurf vorgeschlagen wird, äußerte sich der Abgeordnete Freiherr v. Mylius unter anderm folgendermaßen: „Es gibt Fälle, wo das Sittengesetz gerade dadurch gerechtfertigt wird, daß der Staat Denjenigen vernichtet, welcher mit der Existenz des Staates in offenen und bewußten Kampf tritt. Derjenige, welcher, ich möchte sagen, gegen die staatliche Existenz seine eigene in die Wagschale legt, welcher bewußt und vorbedacht sagt, die staatliche Ordnung, diese nothwendige Bedingung zur Erreichung der letzten Zwecke des Menschengeschlechts, will ich vernichten — dessen Existenz aufzuheben ist der Staat verpflichtet, nicht um eines Zweckes willen, ich wiederhole es, nicht wegen der Abschreckung oder der Prävention, sondern der Gerechtigkeit willen, und weil Der nicht mehr leben darf, welcher an die Vernichtung des im Staate repräsentirten Sittengesetzes seine Existenz gesetzt hat. — Dies ist der Grund, welcher mich bestimmt, für die Beibehal-

Digitized by Google

tung der Todesstrafe zu stimmen. Ich halte die Todesstrafe gerechtfertigt durch das Wesen des Staates selbst. Ich gehe nun dazu über, einige Bemerkungen gegen die Gründe vorzubringen, welche von mehren der Redner vorgetragen worden sind, die sich für Abschaffung der Todesstrafe auszusprechen veranlaßt gefühlt haben. Es ist hier zunächst gesagt worden, sie entspreche nicht dem Bewußtseyn des Volkes. Ich frage Sie, wer von Ihnen jemals Zeuge davon war, daß die Hand der Gerechtigkeit sich des Verbrechers bemächtigte, auf dessen Haupt eine schwere Anklage lastete, ob Sie sich nicht überzeugt, daß die öffentliche Gewalt rasch und entschieden einschreiten *mußte*, um das Volk von der Ausübung der Justiz abzuhalten, um selbst sich zu wahren, daß die Entrüstung der Bürger so stark würde, daß sie selbst an dem Leben des Frevlers eigene Rache nähme und ihn in Stücke zerrisse. Ich frage, wenn *solche* Thatsachen vorkommen, und sie kommen vor, wie kann behauptet werden, daß die Todesstrafe dem Bewußtseyn des Volkes nicht entspreche? Es ist ferner gesagt worden, die Todesstrafe sey nicht die härteste Strafe, und es gäbe härtere Strafen. Das ist möglich, sie ist aber die gerechteste Strafe in manchen Fällen, weil sie das *letzte* Recht des Verbrechers *nimmt*. Das Leben ist das letzte Recht des Verbrechers und muß Dem entzogen werden, der dem Staat sein letztes Recht entweder abgenommen oder offenbar gemacht hat, es ihm nehmen zu wollen durch bewußte Handlungen, welche mit freiem Vorbedacht die letzten Prinzipien des Staates umstürzen müssen. — Es ist eine andere Reihe von Angriffen gegen die Todesstrafe, von einem Gesichtspunkte ausgegangen, welchen ich unter eine andere Kategorie verweisen würde; es ist die Reihe von Angriffen, die deßhalb gegen die Todesstrafe gerichtet worden sind, weil dadurch ein öffentliches Schauspiel gegeben werde, was nie zum Guten, häufig aber zum Schlimmen führe. Ich habe im Entwurfe anerkannt und für zweckmäßig gehalten, daß er die Frage über öffentliche oder nicht öffentliche Hinrichtungen nicht mit entschieden hat. Wenn es sich hier darum handelt, sich für die eine oder die andere Art auszusprechen, so würde ich kein Bedenken haben, *gegen* die öffentliche Hinrichtung mich auszusprechen, weil ich die Überzeugung theile, daß sie zu nichts Gutem führe. Es ist von einer heimlichen Hinrichtung, die das öffentliche Schauspiel dem Volke nicht bietet, von der sogenannten intramuralen Hinrichtung, nicht der Nachtheil zu besorgen, der vielfältig von der öffentlichen nicht getrennt werden kann, es ist aber ferner gerade durch diese Art der Hinrichtung vorgesehen, daß auch dem Verbrecher die Möglichkeit entzogen sey, ein Schauspiel der versammelten Volksmenge zu geben. — Es ist ferner gesagt worden, es sey die Todesstrafe verwerflich, weil sie auch beibehalten werden müsse, wo es sich um politische Verbrechen handelt. Ich kann die Ansicht nicht theilen, daß sie auf diesem Felde auszuschließen sey, denn gerade bei politischen Verbrechen wird das, was ich für das innere Motiv der Todesstrafe halte, Umsturz der ganzen rechtlichen Ordnung, häufiger hervortreten, als bei manchem anderen Verbrechen, beim Morde. Zuletzt muß ich mir erlauben, noch auf einige der Gründe zu antworten, welche vom Herrn Referenten angeführt worden sind, da sie wirklich mit dem, was ich von der Strafjustiz erstrebe und für ihren Zweck halte, im direktesten Widerspruche stehen. Wenn es dahin bei uns gekommen seyn sollte, die Willensbestimmung und ihre Freiheit bei jedem Menschen in Zweifel zu ziehen, welche Strafe wäre dann überhaupt gerechtfertigt? Müssen wir nicht vielmehr bei jeder Strafe uns fragen: Können wir den Verbrecher als einen willensfreien Menschen behandeln? Es ist Bezug genommen worden auf die Worte, welche Mancher der Verurtheilten in dem Augenblicke gesprochen hat, wo das Todesurtheil an ihm vollstreckt werden sollte. Ja, die Stimme des Gewissens spricht im Augenblicke des Todes anders als vor vollbrachter That, und es ist ein wahres Wort des Dichters:

Digitized by Google

„Ein and'res Antlitz zeiget die gewollte, ein and'res die vollbrachte That."

Ja, ich glaube es, daß dann, wenn der Verurtheilte vor seinem letzten Richter zu erscheinen im Begriffe steht, das Bild der That ihm in einer ganz anderen Färbung erscheint. Dieser Seelenzustand kann aber uns nicht bestimmen, die Thaten der Menschen zu Produkten einer dunkeln Naturgewalt zu machen, den Menschen Naturkräften unterzuordnen, die, ohne daß er ihren Ursprung kennt und ihre Erfolge weiß, seiner unbewußt wirken und ihm die Freiheit des Willens, das Edelste, was er besitzt, entziehen. Es gibt nur einen einzigen Grund, welcher mich bedenklich gegen die Todesstrafe machen könnte, und das ist die Rücksicht auf den Prozeß, die Rücksicht, daß Fälle denkbar sind, wo ein Nichtschuldiger mit der härtesten Strafe belegt werden könnte. Dieser Frage gegenüber kann aber der Staat nichts thun, als die höchsten Garantien der Vertheidigung bieten. Das ist seine Aufgabe, und die wird er hoffentlich erfüllen."

Zur Nachricht.

Herr Karl Meisl, hat in Betreff der, Seite 136 in unserm Blatte gestellten Frage nach dem Erscheinen der öfter angekündigten „Selbstbiographie" uns bedeutet: „daß selbe, durch Hindernisse, die nicht auf das Gebiet der Öffentlichkeit gehören, bisher verspätet, längstens Ende März d. J. sowohl den Subskribenten eingehändigt als dem Buchhandel übergeben werden soll." D. R.

Anekdoten.

Ein Landmann, der in Wien einer Vorstellung Döbler's beiwohnte, erzählt der „Ungar," sprach nach Beendigung derselben in einem Kaffeehause laut und heftig gegen diesen Künstler und meinte, Bosco sey viel bedeutender. Döbler, der zufällig zugegen war, verständigte sich schnell mit dem Kellner, trat hierauf zu dem Landmann und sagte: Ich bin Döbler. Sie halten mich für unbedeutender als Bosco, weil ich weniger durch die Hand als durch sinnreiche Benutzung der wunderbaren Kräfte der Natur zu effektuiren suche. Aber ich kann, wenn ich will, weit größere Kunststücke als Bosco, ich kann das Unbegreiflichste machen. So z. B. will ich Ihnen sogleich ohne alle Vorbereitung eine Ohrfeige geben, und der hinter Ihnen sitzende Kellner soll vor Schmerz aufschreien, während Sie selbst nichts davon empfinden. Der Landmann war höchst erstaunt und meinte: Wollen wir das sehen! Als er und der Kellner sich vorschriftmäßig placirt hatten, machte Döbler die Umstehenden noch einmal darauf aufmerksam, daß er durchaus nicht vorbereitet sey, und versetzte hierauf dem Landmanne eine ungeheure Ohrfeige. Sogleich sprang der Kellner hinter ihm auf, hielt sich die Backe und schrie laut vor Schmerz. Der Landmann aber sprang ebenfalls auf und rief freudigen Tones der Gesellschaft zu: „Ich hab' ja gleich gesagt, daß Döbler nix versteht! Hab' ich Ohrfeigen auch g'spürt!"

Ein Thorschreiber hörte dem Gespräche zweier Gelehrten zu, welche sagten, daß das Äquinoktium diesmal unbemerkt passirt sey. „Äquinoktium passirt?" rief er, „nicht möglich, das hätte man mir gemeldet."

In einer Gesellschaft war die Rede von alten, feinen Reben und Jemand rühmte sich, kürzlich eine Probe vom Jahre 1746 gekostet zu haben. „O! das ist gar nichts," sagte ein Anderer, „als mein Vater starb, fand ich in einem Winkel des Kellers mehre Bouteillen, worauf ausdrücklich die Jahreszahl 1680 stand." „Blitz," rief Ersterer, „den hätte ich wohl kosten wollen!" — „Ja, Wein war keiner darin", sagte der Andere.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 21. Montag den 7. Februar. 1848.

Wien.

Am 2. Februar wurde die kaiserliche Akademie der Wissenschaften unter der Leitung ihres hohen Kurators Sr. kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Johann Baptist im großen Sitzungssaale der Nied. Österr. Herren Landstände feierlich eröffnet. Nach den erhebenden und herzlichen Worten des durchlauchtigsten Kurators an die anwesenden 28 Akademiker (aus der Ferne hatten der rauhen Jahreszeit ungeachtet 12 auswärtige Mitglieder der Einladung Folge geleistet) sprach der Präsident der Akademie, Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall eine Rede, in welcher folgende Stelle gewiß in allen Herzen Widerklang traf: „Das Reich der Wissenschaften ist ein stilles und friedliches, in welchem keine gewaltsame Ruhestörung stattfinden kann; die Umwälzungen desselben sind wie die des gestirnten Himmels ruhig und leuchtend und fortschreitend in die Unendlichkeit. Wodurch hat sich von Reichen, welche in der Geschichte ganz oder größtentheils verschollen sind, das Andenken erhalten, als durch Denkmahle, deren Daseyn von dem vormaligen hohen Flore der Wissenschaften und Künste spricht? Pyramiden, Tempel und Paläste bezeugen den hohen Kulturgrad der Baukunst und Mechanik, und ohne großen Fortschritt in den philologischen Wissenschaften wäre das Daseyn einer dreifachen Schrift in Ägypten, Assyrien und Persien nicht denkbar; in den Reichen aber, von deren Schicksalen die Kunde durch die Geschichte bis auf uns überliefert worden, sind die Glanzperioden eben durch den Flor der Künste und Wissenschaften bezeichnet, deren Licht auf Jahrtausende fortwirkt. — Die Gesetze der Bewegung sind dieselben im Reiche der Geister wie der Körper. Wenn eine elastische Kugel an eine Reihe gleich praller anstößt, so springt die letzte mit gleicher Schnellkraft ab, wenn gleich die mittleren ruhig bleibend, die Bewegung verläugnen. So hat sich geistige Bewegung von den frühesten Jahrhunderten der Kultur bis in die spätesten fortgepflanzt, wenn gleich ihre Spur in den dazwischen liegenden Jahrhunderten der Finsterniß und Barbarei verloren schien. — Das Licht braucht Jahrtausende, um von den entferntesten Fixsternen zur Erde zu gelangen, indessen verbreitet es sich rund umher im Weltraum durch strahlende Schwingungen und leuchtende Brandungen bis es die Finsterniß aufrüttelnd zu seinem Ziele gelangt. Über den Nutzen des Lichtes, womit die Wissenschaften wohlthätig und veredelnd auf die Menschheit einwirken, in unseren Zeiten und vor dieser erleuchteten Versammlung lobpreisend zu sprechen, wäre eben so überflüssig, als eine Lobrede auf die Sonne."

Unser beliebter Dichter Dr. Johann N. Vogl, dem ähnliche Auszeichnungen in größter Anzahl bereits zu Theil geworden, erhielt so eben von dem, unter dem allerhöchsten Protektorate Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Johann stehenden historischen Vereine für Innerösterreich und Steiermark in Graz, das Diplom eines Ehrenmitgliedes.

Digitized by Google

Bosco gibt noch fünf Vorstellungen in seinem Salon, Haarmarkt Nr. 733, und zwar: Sonntag den 6., Mittwoch den 9., Sonntag den 13., Mittwoch den 16. und Sonntag den 20. Februar, wonach er sich über München nach Frankreich begibt.

Die arme Hanne Marzipan.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Alle Welt kennt die arme Hanne Marzipan; aber nicht alle Welt kennt ihre Geschichte. Mir hat sie Freund Z . . . . erzählt, und der muß sie wissen, denn Hanne Marzipan ist seine Base.

Hanne, d. i. Johanna Marzipan stammt aus einer alten Zuckerbäcker-Familie. Vormals spielte sie die Beleidigte, wenn sie von Leuten, die es nicht besser wußten, oder zum Spotte nicht „Fräulein," sondern „Mamsell Marzipan" genannt wurde. Jetzt aber hat sie sich daran gewöhnt und sie macht sich gar Nichts daraus, wenn sie Einer schlechtweg „Jungfer Marzipan" ruft.

Der alte Marzipan, Johanna's Vater, besaß Geld, viel Geld! Dies war der Grund, daß er sein Geschäft, durch welches sein Vater zum Reichthume gelangt war, an den Nagel hing und Privatier wurde, d. i. vom thätigen Bürgersmanne zum Müßiggänger avancirte. Die Wohnung von zwei Zimmern, welche ihn so lange beherbergt hatte, wurde nun zu klein befunden; Herr von Marzipan konnte sich nicht mit den Gemächern behelfen, in welchen Herr Marzipan lange Jahre zufrieden gelebt hatte. Er bezog den ersten Stock, wo fünf Zimmer und ein Salon ansehnlicheren Raum darboten. Aber in diese Zimmer taugten die Möbeln nicht, noch vom Großvater und Vater stammend; Alles mußte neu angeschafft werden, natürlich nach der Mode des Tages. Nun nahm sich der ehemalige Zuckerbäcker doch zu sonderbar aus, wenn er in den prächtigen Zimmern im altmodischen, bürgerlichen Rocke herumging; der erste Schneider wurde herbeigerufen, der alte Mensch aus- und ein neuer angezogen.

Darauf sann sich, daß Herr von Marzipan, bisher immer an Thätigkeit gewöhnt, nun am Nichtsthun kein Behagen fand und Langeweile verspürte. Was zu machen? „Ein Reicher ist nicht zum Arbeiten geboren, das bleibt den Hungerleidern überlassen; die mögen sich plagen, warum waren sie auch so dumm, von armen Eltern geboren zu werden?" So beiläufig dachte der ci-devant Zuckerbäcker und fand ein Hülfsmittel: Gesellschaften. Alles drängte sich nun an ihn, den Reichen, der offene Tafel hielt für Jedermann, der Soiréen und Theegesellschaften, Konzerte und Bälle veranstaltete, dem Hunderte nichts galten, konnte er einen berühmten Künstler, einen beliebten Schauspieler, seinen Gast nennen. „Man muß sich als Mäcen zeigen," sagte er zu den Seinen, „das bringt Ehre und Ruhm, macht bekannt und beliebt!"

Unter solchen Verhältnissen wuchs Johanna vom Kinde zur Jungfrau heran. Eine französische Gouvernante sollte ihr die feinste Bildung geben — eine Französinn, in ihrem Vaterlande vielleicht blos Kindermagd gewesen, dem deutschen Bürgermädchen! So aber fordert es der gute Ton, und diesem zu fröhnen, ist wichtiger, als das Glück der Kinder durch vernünftige Erziehung zu gründen.

Oft genug hörte Johanna vom Vater die merkwürdigen Worte, die man auch noch heut zu Tage nur zu häufig aus dem Munde der Emporkömmlinge und verknöcherter Reichen vernimmt: „Du wirst reich seyn, mein Kind, darnach richte dich. Dem Reichen muß Alles dienen. Verachte alle Armen als gemein. Wer arm, ist entweder ein Lump oder ein Dummkopf. Nie gib dich mit Leuten ab, die weniger haben, als du. Geld ist Alles; Geld sey dein immerwährender Gedanke, träume von Geld,

Digitized by Google

denke selbst beim Gebet an Geld; denn Geld ist das Einzige, was den Menschen ehrenwerth — ja, was ihn überhaupt erst zum Menschen macht."

Das Kind prägte sich des Vaters Worte ein, ward eitel, stolz, hochmüthig; es sah mit unverhehlter Verachtung auf Alle herab, die keinen Reichthum besaßen; stets eingedenk der väterlichen Lehren. Darum schloß sich keine Freundin an die Jungfrau an, weil sie Allen mit Übermuth begegnete.

Johanna war sechszehn Jahre alt, als ihr Vater mit Entsetzen die Bemerkung machte, daß sein als unerschöpflich geträumter Reichthum zur Neige gehe. Durch vernunftlose Verschwendung, durch schmarotzende Speichellecker, durch Mißbrauch seiner Güte von Mehren, welche ansehnliche Summen auf Nimmerwiederzahlen entlehnten, schmolz der Mammon des Mannes, wie vordem seine Zuckerplätzchen, und er sah leider zu spät, daß sein Ruin nahe sey.

Dame Marzipan, die ohnedies eigentlich nur eine Nulle war, kränkte sich darüber und legte sich sterben; Vater Marzipan aber sann und sann, und spähte nach Hülfe. Und siehe da, auch die Hülfe schien nahe.

Unter den zahlreichen Gästen, die seine ungezügelte Verschwendung herbeigezogen, befand sich ein junger Freiherr von K *, welchem das Gerücht einen unermeßlichen Reichthum zuschrieb. Dieser sollte der rettende Engel werden, und zwar durch Johannens Vermittlung. Natürlicher Weise flatterten Viele der Hausfreunde um die aufblühende Rose; allein das junge Herz blieb ruhig; nur der Freiherr schien einen tieferen Eindruck auf sie zu machen. Sie zeichnete ihn sichtlich aus. Auch der junge Mann schloß sich inniger an Johannen an.

Dieses Verhältniß war es, auf welches Vater Marzipan seine Hoffnungen baute. Die Neigung des Freiherrn zu hell lodernder Leidenschaft anzufachen, ihn dann als Schwiegersohn, sich selbst aber gerettet zu sehen — dahin gingen seine Wünsche und gutgezielten Bestrebungen. Wirklich schien ihn ein Genius zu begünstigen; der freiherrliche Krösus ward der erklärte Anbeter Johanna's, und gar bald hieß es, daß sie seine Braut wäre. Der Freiherr fühlte seine Eitelkeit geschmeichelt, indem man ihn als glücklichen Eroberer einer solchen Schönheit pries; Johanna, von Liebe zu dem schönen Manne erglühend, bildete sich nicht wenig darauf ein, Baronin zu werden. Schon jubelte Herr Marzipan im Stillen, als plötzlich eines Abends der junge Freiherr, welcher sich in der Gesellschaft seiner Geliebten und des Schwiegervaters in spe ganz wohl befand, nach Hause gerufen und durch die unerwartete Ankunft seines gnädigen Herrn Vaters überrascht wurde, der ihm kalt und strenge befahl, sich sogleich reisefertig zu machen und ihn auf sein entferntes Gut in Böhmen zu begleiten. Nicht einmal ein Abschiedswort, nicht eine Zeile mehr konnte er an die Geliebte senden. Der alte Freiherr hatte von der drohenden Mesalliance Kunde bekommen und wußte auf solche Weise mit hochfreiherrlicher Entschiedenheit den Faden des ganzen Braut- und Heirathsgewebes zu zerreißen.

Zwei Tage weinte Johanna unaufhörlich; den dritten Tag weinte sie noch vier Mal, den vierten zwei Mal, den fünften gar nicht mehr, den sechsten seufzte sie noch ein wenig, den siebenten sang und sprang sie wieder lustig und munter herum und drückte freundlich und aufmunternd dem Kaufmanne B . . . die Hand, als dieser ihr die Aufwartung machte. Papa Marzipan fluchte drei Tage, die andern drei murrte er nur, den siebenten, als er die Aufmerksamkeiten B . . .'s für Johannen bemerkte, kehrte seine Hoffnung, und mit dieser sein Muth wieder zurück. Der Freiherr schrieb nicht, Herr B * ward immer zärtlicher, spendete kostbare Geschenke, kurz, spielte die Rolle glücklichen Liebhabers.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber das Bücher- und Zeitungswesen unserer Zeit.

(Schluß.)

Über alle Einzelnheiten, die bei Büchern und Zeitschriften zu berücksichtigen sind, über welche ich bereits auch in der erwähnten Abhandlung vor 42 Jahren, Seite 78 und 120 bis 129, sprach, und die aus dem im Allgemeinen aber auch hier angedeuteten durch Männer vom Fache ohnehin abgeleitet werden können, ist es wohl kaum nöthig mehr zu sagen, als daß sich bezüglich auf den Zweck der Inhalt, die Verarbeitung des Stoffes, die Form und Güte des Papiers, die Wahl der Buchstaben, welche beide den Druck oft unleserlich und zur Bequemlichkeit beim Lesen das Falzen und Brechen des Formats nöthig machen, und eben so ein billiger Preis eines jeden Buches und einer jeden Zeitschrift wie das Räderwerk von Uhren gegenseitig unterstützen müssen, wenn sie ansprechen sollen. Wären von diesen Eigenschaften nicht bald diese, bald jene ungemein abstoßend, bekäme man in Büchern und Zeitschriften nicht oft Dinge zu lesen, die mit ihren Zwecken in keiner Verbindung stehen, und würden im Gegensatz Gegenstände, die zum Zwecke gehören, nicht blos darum oberflächlich behandelt, um mehr Raum für bezahlte Anzeigen, die einstens ohne Schmälerung des Hauptblattes ein eigenes Nebenblatt oder Intelligenzblatt einnehmen, was wohl noch gegenwärtig bei einigen auch mit Inhaltsanzeigen ausgestatteten gediegenen, zum Lesen auch durch ein angemessenes Äußere einladenden Zeitschriften geschieht, die Herausgeber würden dadurch wahrlich mehr gewinnen, als durch die ersparten Bogen.

Einst waren Bücher und Zeitschriften für Leser vom ästhetischen Geschmack und wahrer Bildung wahrlich anziehender als in unserer Zeit die ephemeren geschmack- und sittenlosen Mißgeburten des Augenblicks, auf welche man eben so häufig in unsern Zeitschriften und unsern übrigen Bücherwesen stößt, als bei unsern übrigen geldraubenden, geschmacklosen ebenfalls ephemeren Moden auf Verstöße gegen die Schönheit und Zweckmäßigkeit der Kleidung und der Hausgeräthe, welche bei aller Kostbarkeit oft nur vorhanden zu seyn scheinen, um blos besehen zu werden, indem sie Menschen von Geschmack wie das wahrlich Nichtklassische der Chinesen neben dem Klassischen der Griechen und Römer schmerzlich und abstoßend berühren und ihren Zwecken nicht entsprechen, wozu man wohl in unserer Zeit, wo die Geldnoth bereits ein allgemein gefühltes Übel ist, unser aus mehren jener Gründe, die der Abgeordnete Helmereich am 14. Jänner 1848 in der zehnten öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer Badens (W. Z. 1848, Nr. 22) als Ursache theils der zurückgebliebenen heimischen Industrie, theils der noch unmöglichen Organisation aufzählte, selten gewordenes Geld nicht verschwenden sollten.

Zum Schlusse mache ich noch auf den Nutzen guter Inhaltsanzeigen bei gemeinnützigen Büchern und Zeitschriften aufmerksam. Ungemein wünschenswerth wäre es, daß alle guten Bücher und Zeitschriften mit ähnlichen versehen wären, wie wir sie als Indices rerum et verborum zu den Klassikern, als Real- und Nominal-Register zum Montaigne, von Emanuel Fritz, als Verzeichniß in wissenschaftlicher Ordnung zur österr. militär. Zeitschrift vom Jahre 1811 bis 1846 im 12. Hefte des Jahrgangs 1845 und auch zu vielen andern Werken besitzen, und nächstens zu den ungemein viel Nützliches enthaltenden 21 Jahrgängen 1823 bis 1843 der allgemeinen deutschen Gartenzeitung durch Herrn Anton Freiherrn von Freiberg-Eisenberg erhalten werden. Hätten wir solche zu einem jeden Werke von Werth, und nebstdem belehrende Verzeichnisse aller wo immer bestehenden Humanitäts- und Industrieanstalten, so wie aller anderen Nachahmung verdienenden Institutionen, worüber ich bereits einigemal und

Digitized by Google

vorzüglich in der Ährenlese 1842, Nr. 89, und im Zuschauer 1847, Nr. 74, meinen Wunsch aussprach — es würde manches anders seyn, als es gegenwärtig größtentheils aus Nichtkenntniß des Vorhandenen und Mangelnden leider noch ist und seyn wird, bis wir über so manches eine unumgänglich nöthige Belehrung erhalten, um nach reiflicher ohne Leidenschaft und Vorurtheil unternommenen Prüfung Alles für uns Anwendbare benützen zu können.

Güns, im Jänner 1848. Franz v. Gherghéö.

Die Verbesserungen des Gefängnißwesens in der Neuzeit.

Die Anwesenheit des Herrn Appert bringt den Gegenstand der Gespräche in unseren Zirkeln häufig auf die Gefängniß-Reform. Wir wollen eine Übersicht der neuesten Bestrebungen, Versuche und Resultate in dieser wichtigen Angelegenheit geben:

Die großen Mängel, die sich in der Einrichtung der Gefängnisse bemerklich machten und endlich zu dem Gedanken einer durchgreifenden Reform führten, standen im genauesten Zusammenhange mit der über das Strafrecht des Staates und über das beste Strafsystem herrschenden Verwirrung der Meinungen. Je nachdem man der einen oder der andern Theorie von den Strafzwecken huldigte, körperliche oder sittliche Abschreckung, moralische Büßung eines Unrechts, Nothwehr, Besserung der Verbrecher u. s. w. als Motiv anerkannte, mußte die Ansicht von der Einrichtung der Gefängnisse sich wesentlich verschieden gestalten, denn man hatte die Absicht bald darauf zu richten, ausschließlich einen Ausbruch zu verhüten, oder aber dem Gefangenen die Strafe fühlbar zu machen, oder die Buße so einzurichten, daß sie bessernd wirkte u. s. w. In diesem Wirrwarr, der kaum zu entscheiden war, da jedes Strafsystem bedeutenden Ausstellungen unterlag, gelangte man ziemlich allgemein dahin, die Theorie unbeachtet zu lassen und sich in der Praxis den positiven Gesetzen anzuschließen. Da diese auf dem Grundsatze der Rache fußten, so glaubte man genug gethan zu haben, wenn man manche Härten mehr oder weniger linderte, und beachtete nicht, daß man so immer tiefer in das Gebiet der Willkür und der Widersprüche gerieth. Die schlimmsten Übelstände dieser Art haben die neueren deutschen Kriminalgesetzgebungen entfernt; im Gefängnißwesen bestehen jedoch auch jetzt noch viele Mißbräuche, die ungünstig genug einwirken. Dahin gehört vor Allem die große Mannigfaltigkeit der Freiheitsstrafen, die auf keine Weise motivirt ist und der Natur der Sache schnurstracks widerspricht. Man hat Zuchthaus, Arbeitshaus ersten und zweiten Grades, Gefängniß, großen und kleinen Karren und überhaupt manche Gradationen beibehalten, zwischen denen einen genauen Unterschied anzugeben schwer seyn dürfte. Die Rücksicht auf die Ehre des Verbrechers, die man dabei meistens zu Grunde legt, ist eine unrichtige. Infamirende Strafen sind nicht allein zu hart, da auch dem schwersten Verbrecher die Aussicht auf eine künftige Wiederherstellung seines Rufs nicht genommen werden darf. In der That nimmt die öffentliche Stimmung von dieser Art offizieller Infamie keine Notiz, denn sie hat bald solche „Infamirte" wie Märtyrer verehrt, bald ihnen nicht Verachtung, sondern das tiefste Mitleid gezollt. Auch in dieser Beziehung stellen sich die neueren Gefängnißsysteme, deren weitere Vorzüge im Folgenden beleuchtet werden, sollen, als ein großer Fortschritt dar, da sie die Vergangenheit des Verbrechers zu sühnen und die Zukunft desselben zu sichern trachten.

Die erste kräftige Anregung einer Gefängnißreform rührt von den Quäkern her. Howard in London und die Gesellschaft der Quäker in Philadelphia setzten zuerst mehre wesentliche Verbesserungen der Gefängnisse durch. Sie zeigten, daß der Staat in

Digitized by Google

seinen Kerkern wahre Schulen des Verbrechens halte, daß der Leichtsinnige, der einmal einer Haft verfalle, durch den Einfluß abgehärteter Verbrecher als vollendeter Sünder in die Welt trete, und verlangten im Namen der Moral, wie der Sicherheit der Gesellschaft, die Abstellung dieses furchtbaren Übelstandes. Die Wirkung ihrer Thätigkeit konnte um so weniger ausbleiben, als sie in eine Zeit fiel, da Beccaria, Kant u. A. m. das Strafrecht des Staates genauen Prüfungen unterwarfen, und eine philanthropische Gesinnung sich geltend machte, die oft weit über das Maß hinausging und für die Verbrecher häufig blos die Thränen eines schwächlichen Mitleids hatte. Man baute jetzt die Gefängnisse gesünder, sonderte nicht allein die Geschlechter, sondern auch Jugend und Alter, entschiedene Verbrecher und Neulinge, korrektionelle Sträflinge und Kriminalgefangene, und sorgte auch durch Unterricht und eine angemessene Beschäftigung für die möglichste Besserung der Inhaftirten. Als ein besonders bedeutender Fortschritt sind die Besserungs-Korrektions-) Anstalten zu betrachten, die theils Erwachsene, theils verwahrloste Kinder aufnehmen. Indem der Staat in diesen Anstalten liederliche, arbeitscheue Umhertreiber, Trunkenbolde u. s. w. mehre Jahre einer strengen Zucht unterwirft, lichtet er die Reihen einer Menschenklasse, aus welcher die Rekruten des Verbrechens gewöhnlich hervorzugehen pflegen, und schreitet gegen das Laster (hauptsächlich bei den jugendlichen Vagabunden) zu einer Zeit ein, wo Besserung noch leichter zu ermöglichen ist. Was diese Anstalten zur Verhütung von Verbrechen thun, das wirken die Vereine für entlassene Sträflinge gegen den Rückfall. Sie schaffen dem entlassenen Verbrecher Arbeit und nehmen von ihm den Makel, der mehr als alles Andere auf die alte Bahn zurücktreibt. Wie viel auf diese Weise aber auch geschieht, so läßt sich nicht läugnen, daß eine merkliche Abnahme der Verbrechen bis jetzt noch nicht erzielt worden ist. Mindern sich die schweren, durch rohe Gewalt zur Ausführung kommenden Verbrechen, so vermehren sich dagegen andere große Gruppen, die List und Gewandtheit erfordern, besonders die Eigenthumsverletzungen, Fälschungen u. s. w. oft in einem bedenklichen Grade. Diese traurige Erscheinung hat die Wirkung gehabt, daß man den früheren Weg allmäliger Verbesserung mit Beibehaltung der Grundlagen des jetzigen Systems hie und da für unzureichend hält und das Heil einzig von einer gänzlichen Umwandlung des gesammten Gefängnißwesens erwartet. Darin liegt der Grund, daß die beiden amerikanischen Systeme (das Auburn'sche und das philadelphische) gegenwärtig die allgemeinste Aufmerksamkeit erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserer Zeit.

(Breslau.) Als ein denkwürdiges Merkmahl der Noth unserer Zeit verdienen folgende Berichte aus dem preußischen Antheil Oberschlesiens aufbewahrt zu werden. Wir haben bereits neulich von dem Nothstand und den damit verbundenen epidemischen Krankheiten in Oberschlesien unsern Lesern ein trauriges Bild vorführen müssen. Die Nachrichten aus jenen unglücklichen Gegenden, statt eine günstigere Gestaltung der Dinge anzukündigen, lauten von Tag zu Tag kläglicher So finden wir in der neuesten Nummer der Bresl. Zeitung folgende zwei Jammerberichte: „Pleß, 21. Jänner. Was von der Noth in dem hiesigen Kreise hin und wieder im Publikum bisher verlautete, ist vollständig begründet. Es handelt sich nicht mehr um ein drohendes Übel, sondern um den Schrecken der Wirklichkeit, der Alle mit Grausen erfaßt, welche dem jähen Abgrunde des tiefen und weiten Elends nahe stehen. Im hiesigen, wie im Rybniker Kreise, hat der Hunger und die aus demselben hervorgegangene epidemische oder

Digitized by Google

endemische Krankheit die Bewohner dezimirt und ihre Reihen gelichtet. Im vorigen Jahre 1847 starben nach zuverlässigen Nachrichten im hiesigen Kreise gegen 4500 Personen mehr, als im vergangenen Jahre 1846. In manchen Parochien, als Gozialkowitz, Staude, Goldmannsdorf, Boyschau, Deutschwiehse und Lonkau sind 15 bis 20 Prozent der Einwohner dahingerafft worden. Die Feder vermag nicht, diese Schreckbilder in ihren Einzelnheiten zu schildern. Wie viele Kinder sind vater- und mutterlos zurückgeblieben und dem Elende, dem Hunger und dem Froste preisgegeben! Die Noth ist zu allgemein, als daß die Gemeinden im Stande wären, so viele Waisen zu ernähren. Laut schreit solches Wehe der Menge um Hilfe! Wir hier sind mit unsern geringen Mitteln erschöpft, die andauernden Mißernten haben die nächste Hilfe fortwährend in Anspruch genommen. Wirksame Hilfe kann uns nur von Außen werden." — „Rybnik, 20. Jänner. Neulich wurde berichtet, daß 11 Leichen von Verhungerten auf dem königlichen Domainen-Amte Rybnik vorgefunden worden sind. Es hat sich nicht ermitteln lassen, ob es wirklich die Leichen von Verhungerten waren, denn diese Fälle eines solchen, von vielen Unglücklichen erwünschten Todes wiederholen sich täglich und werden nur dann amtlich konstatirt, wenn die Todten auf den Straßen oder Feldern gefunden werden und unbekannt sind. Die auf einander folgenden Mißernten dreier Jahre, das totale Mißrathen der Kartoffeln im vorigen Jahre haben als Folge des verbreiteten Genusses unverdaulicher und nicht nährender Lebensmittel, besonders Kleie, Gras u. s. w. eine langwierige und langsam tödtende Entkräftung herbeigeführt. Diese Entkräftung ist jetzt in den Hungertyphus übergegangen. Er brach zuerst in den niederen Volksklassen aus, und die Epidemie hat nunmehr ihr Kontagium über alle Klassen der Einwohner des Kreises verbreitet. Die Sterblichkeit hat schon gegen acht Prozent der Bevölkerung des Kreises hinweggerafft. Die Noth ist allgemein. Die mäßigen Getreidepreise gewähren keine Hilfe, denn die verbreitete Massenarmuth hat kein Geld zur Bezahlung der Lebensmittel. Die Anordnung größerer Arbeiten kann nichts nützen, denn die verhungerten und entkräfteten Menschen können nicht mehr arbeiten. So ist denn eine verzweifelte Abstumpfung da, bei der Alles bettelt oder stiehlt, bis der Hungertod diesem schaudervollen Treiben ein Ende macht. Dem wirklichen Mangel unterliegen im hiesigen Kreise 20,000 Menschen. Bei solchem Nothstande kann weder der Kommunal- noch der Kreis-Armenverband Hilfe schaffen, denn unsere Armenverbände sind jetzt, bis auf geringe Ausnahmen, Verbände von Armen. Erbarmt sich nicht die bewährte Wohlthätigkeit der Provinz und des gesammten Vaterlandes, wird nicht von Seiten des Staates auf das Kräftigste eingeschritten, so ist der Ausgang des langsam anrückenden, jetzt aber in seiner ganzen Gräßlichkeit sich verbreitenden Übels gar nicht abzusehen."

Miscelle.

(Die Eisenbahnbrücke über den Stromfällen des Niagara) ist bereits in der Ausführung begriffen. Ein New-Yorker Blatt schreibt darüber: „Wenn noch irgend etwas die Reize der vielbesuchten Niagara-Ufer erhöhen kann, so wird es durch diese Brücke geschehen, welche das Gebiet der Königin von England mit den Vereinigten Staaten in Verbindung bringen soll. Ihre Tausende von Tonnen schweren Eisenketten werden einen entsprechenden festen Halt finden in den 100 Fuß tief in das unten liegende Felsgestein eingetriebenen Ankern von geschmiedetem Eisen, so daß, ehe diese Stütze wiche, erst der Felsengrund der Erde selbst wanken müßte. Auf diese riesenhafte Kettenunterlage soll ein Holzgerüste so fest aufgestellt werden, daß man in der Mitte unter dem darüber wegrollenden Wagenzug nicht die mindeste Bebung verspüren wird.

Digitized by Google

Die Eisenbahn wird in der Mitte laufen, daneben zwei Fahrgleise für gewöhnliche Wagen und zwei Fußwege. So wird im vollen Anblick der Stromfälle, tief unter sich die tobenden Strudel und rings umher die sturmgepeitschten Felsen, die Lokomotive mit ihrem Wagenschlepp pfeilschnell über den gähnenden Abgrund wegrollen. Dieses glorreiche Werk ist bereits im Werden, das Geld ist eingezahlt, und die Ausgrabungen sind begonnen. Welch ein prächtiges Schauspiel wird dieser Weg in seiner vollen Benützung gewähren! Die kühne Brücke über die Menaistraße in England ist berühmt; die Niagara-Brücke wird ein Weltwunder werden. Eine der ersten Fragen, die sich aufdrängen, ist: wie sollen die eisernen Ketten über den breiten Strom geworfen werden? Das Dampfboot, das jetzt unterhalb der Fälle herüber und hinüberfährt, wird zwei Kabel mitnehmen, an welche Eisendrähte befestigt sind. Wenn dann zwei Eisenstränge liegen, wird ein zeitweiliges Werkgerüste darauf gelegt, auf welchem die Arbeiter schaffen werden. Auf die Frage, wo man Arbeiter finden werde, welche hinlänglich nervenstark seyen, um unter den hier gegebenen Umständen mit Erfolg zu arbeiten, wurde die charakteristische Antwort gegeben: „O, es gibt Yankees genug, die Muth und Geschick dazu haben!"

Korrespondenz.

(Konstantinopel.) Der in außerordentlicher Mission hierher bestimmte Nuntius, welcher Rom bereits verlassen hat, wird seit Anfang Jänner täglich erwartet. Die Pforte hat das Hotel de France, am „kleinen Todtenacker," welches zu den Gasthöfen der ersten Klasse in Pera gehört, eigens zu seiner Aufnahme in Miethe genommen, und bezahlt dem Gastwirth 30,000 Piaster des Monats (3000 fl.) für Wohnung und Kost des Nuntius. Seit mehren Tagen wird zum Frühstück und Mittagessen gedeckt und aufgetragen als wenn der erwartete Gast schon hier wäre. Diese ächt orientalische Aufmerksamkeit geschieht in Anerkennung und Erwiederung des ausgezeichneten Empfangs, den voriges Jahr der Botschafter der Pforte, Schekib Effendi, am päpstlichen Stuhl gefunden.

(Köln, am 20. Jänner.) Hier regen sich die Mahnungen zur Mäßigkeit und für eine sehr einfache und naturgemäße Lebensweise. Baron v. Seld nämlich, der Prediger der Enthaltsamkeit, hat auch hier seine Vorträge eröffnet. Er wendet sich zuerst an die Gebildeten und Vornehmen; denn deren Beispiel übe auf die Geringeren einen unwiderstehlichen Einfluß. Nach seinem ersten Vortrag im Kasino gaben ihm gegen dreihundert Herren und Damen die Hand darauf, selbst weder geistige Wasser zu trinken noch verabfolgen zu lassen. Baron v. Seld ist ein gebildeter und gewandter Mann, der ohne Ziererei auftritt und von jener Begeisterung erfüllt ist, welche allein die für Erreichung seines Zweckes nöthige Beharrlichkeit verleihen kann. Dieser Zweck ist freilich erhaben genug, wenn es wahr seyn sollte, was Herr v. Seld behauptet: daß im vorigen Jahr allein in Preußen 20,000 Säufer blödsinnig oder wahnsinnig geworden seien. — Ein anderer Vorkämpfer will in Koblenz durch eigenes Beispiel für einfache Lebensweise wirken. Er führt den passenden Namen: Ernst Mahner. Nur streift er in das Gebiet des Extremen und Phantastischen.—Zwischen den treibenden Eisschollen des Rheinstroms vor Koblenz sah man dieser Tage einen nackten Menschen mit mähnenartigem Haar- und Bartwuchs herumhüpfen und auf- und niedertauchen. Es war eben jener Ernst Mahner, der Apostel der Urgesundheitslehre. Er hält im abenteuerlichen Anzug Vorträge, bei denen er seine Gesetzestafeln vertheilt. Seine auf einfache Nahrung und Abhärtung dringenden Vorschriften sind meistens nicht so übel, und wenn seine Ermahnung zum öftern freudigen Fasten bei den Armen günstige Aufnahme fände, so könnten selbst die Staaten wieder urgesund werden!

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1141) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 22. Mittwoch den 9. Februar. **1848.**

Wien.

M. G. Saphir's Akademie fand endlich, nachdem sie häufig angekündet und wieder abgesagt worden, am 6. Februar im k. k. Hofoperntheater um die Mittagsstunde Statt. Der halbe Reiniertrag war dem St. Josephs-Kinderspitale gewidmet. Sie begann mit einer Klavier-Produktion von Littolf, welche vom Orchester begleitet wurde und etwas gedehnt erschien. Raimund Dreyschock spielte dann eine Violinpiece, die nach den großen Leistungen, welche wir von Virtuosen auf diesem Instrument gehört haben, keinen besonderen Erfolg haben konnte. Trefflich war hingegen das Ständchen, ein für diese Akademie von Friedrich von Flotow komponirtes Quartett, welches die Dlles. Zerr und Schwarz, die Herren Ctl und Formes meisterhaft vortrugen. Lauter Beifall lohnte verdientermaßen diese, in musikalischer Komposition wie im Vortrag gleich ausgezeichnete Leistung. Eben so gelungen war Fr. Kücken's Komposition „Herzenswünsche," von der Kunstschwester Alboni's, der trefflichen Schwarz, in Begleitung von Männerstimmen gesungen. Auch Uhland's „sanfte Tage" von Dlle. Zerr, den Herren Ctl und Formes sammt dem Chore vorgetragen, fanden Anerkennung. Dies der musikalische Theil der Akademie. Den deklamatorischen bildete eine heitere Szene der Dlles. Neumann und Wildauer, deren liebliche und anmuthvolle Vortragsweise selbst schwächeren Poesien Reiz verleiht, und ein neues Schauergedicht von Saphir: „Der Leichenmaler," welches Mad. Rettich in der viel bekannten Manier, diesmal wohl mit fügendem Vortrag und nicht dem gewöhnlichen hinreißenden Effekte sprach. Zum Schlusse kam die humoristische Vorlesung selbst, welche Herr Saphir minder verständlich und, wie uns schien, von seiner Unpäßlichkeit noch angegriffen, abhielt. Sie führte den Frage- und Antwort-Titel: „Karnevals-Vorlesung mit maskirtem Humor; oder: warum gehen die Humoristen ohne Larve? Weil sie kein Gesicht haben." Der Inhalt war rapsodisch, gegen frühere Vorlesungen dieser Gattung hier und da matt, zu Zeiten aber von Witzen und Wortspielen, die ihr Ziel nicht verfehlten, belebt. Herr Saphir sagte einiges Treffende über die Freiheit, z. B.: „der Mensch ist frei geboren; daher kann er nicht reden, wenn er auf die Welt kommt." Daß es an Wortverdrehungen, selbst an alten Anekdoten nicht fehlte, darf Niemanden wundern; z. B. folgende Krakauer-Kalender-Anekdote: „Ein Raritätensammler kündigt ein Zwittergeschöpf von Katze und Karpfen an. Am Tage der Vorstellung entschuldigt er sich vor dem neugierigen Publikum mit den Worten: Der Zwitter sey ihm entsprungen, er zeige aber gern die Eltern dafür: die Katze und Karpfen." — Den Schluß machte ein Bouillon von Witzraketen, und das zahlreich versammelte Publikum nahm das Gebotene mit Nachsicht auf.

Digitized by Google

Rücksichtlich des Zweckes, welcher die Eine Hälfte des Reinertrages dem St. Josephs-Kinderspital zuführt, dürfen wir ein günstiges Resultat hoffen. Herr Saphir erinnert oft an die Wohlthätigkeitsspenden, die seine Akademien humanen Vereinen zuwenden; das ist allerdings ein Verdienst, aber er sollte dabei nicht vergessen, daß diese Wohlthat für Andere auch zugleich eine für ihn selbst wird, und somit ihren guten Lohn schnell realisirt. Ohne den erhabenen Zweck würde es Herrn Saphir wohl nicht leicht möglich, einen Verein von so berühmten Künstlern zur bereitwilligen Unterstützung und ein Hoftheater zum Produktions-Lokal zu gewinnen. Da in früherer Zeit ähnliche Akademien stets weit mehr als Tausend Gulden Conv. Münze auch für seinen Antheil ertrugen, so dürfte der Akademiegeber bescheiden erkennen, daß eine Vorlesung dieser Art damit glänzend honorirt werde und der Wohlthätigkeitsanstalt allerdings, aber in ganz gleichem Grade auch Herrn Saphir Glück zu wünschen sey. G.

Theater. (Theater an der Wien.) Am 6. Februar ein neues Stück von Friedrich Kaiser, und ein trefflich gelungenes dazu! „Männer-Schönheit," Original-Charakterbild in drei Akten. Was in Kaisers dramatischen Arbeiten selten: eine richtig gegliederte Handlung, echt dramatische Eintheilung und Steigerung, wird in dieser mit seinen glänzenden Vorzügen: dem fließenden Dialog und treffenden Witz, diesmal vereint gefunden. Herr Kaiser wollte in dieser Arbeit zeigen, daß Geist, Energie, innere Thatkraft alle äußeren Vorzüge des Mannes in der Schätzung des Weibes überwiegen. Er läßt einen schönen, aber geistarmen jungen Mann mit einem berühmten Künstler, dessen äußere Gestalt nicht einnehmend ist, um die Liebe einer gebildeten Dame aus den höheren Ständen werben; sie verwirft das geistlose Bild und wendet Herz und Neigung dem Manne von Verstand zu, wiewohl beide die Namen getauscht und der schöne Mann jenen des Künstlers, für dessen Werke und Ruhm sie eine schwärmerische Neigung trug, angenommen hatte. Das gemüth- und geistvolle Künstlerleben wird zugleich zu dem Vegetiren der bornirten Vornehmthuerei, der lächerlichen Überschätzung und Anmaßung des Reichthums, in schneidenden Gegensatz gebracht. Herr Kaiser malt in überraschender Konsequenz Charaktere aus der wirklichen Welt, und sind auch nach der einen oder der andern Seite hin die Farben etwas dick aufgetragen, ist die Sentimentalität der Künstlerpartie gegenüber der krassen Stupidität der Geldmenschen, die in diesen Szenen so ergötzlich wirken, über das Maß geschildert: so liegt im Ganzen doch noch so viele schlagende Wahrheit, daß man für das Stück, welches eine außerordentlich beifällige Aufnahme fand, eine lange Dauer auf dem Repertoire voraussagen darf. Es ist selbst gegen das letzte, so freundlich gewürdigte, gegen die „Schule des Armen," als ein Fortschritt zu preisen.

Herr Kaiser gibt wieder die Hauptrolle, den Maler Otto Frei. Die Natur und Wahrheit seiner Darstellung ist es, welche die Leistung jedes Schauspielers hinter sich lassen würde. Er gibt keine Rolle, er stellt wirklich einen Charakter dar. In dieser eigenen Art von künstlerischer Darstellung, die deshalb so wirksam, weil sie blos Natur ist, unterstützen ihn drei treffliche Schauspieler: Dlle. Weißbach, welche den erhebenden Einblick in den Sinn und das Herz eines zwar schwärmerischen, aber geist- und gemüthvollen, reinen und edlen Weibes gestattet; Herr Treumann, der einen eingebildeten, kopfleeren Junker mit der, diesem so vielseitigen Talente, dessen Stern immer leuchtender vortritt, eigenen Komik in erschütternder Lebensähnlichkeit gibt; Herr Rott, das Komiker-Chamäleon, der, als Farbenreiber, die etwas zu düstere Sentimentalität mancher Szenen in ein freundlicheres Licht stellt; endlich Herr Lußberger, der stolze, geistarme Parvenüe aus der Perrücken- und

Digitized by Google

Zopfzeit, dessen Maske so trefflich als sein Spiel war, wenn letzteres auch in einzelnen Momenten an den jüdischen „Toßmann" aus der „Schule des Armen" erinnern mochte. Herr Weiß allein überschritt in seiner Sentimentalität etwas die Grenze des Natürlichen; dafür ist aber auch seine Rolle, deren Geist von diesem tüchtigen Schauspieler richtig erfaßt wurde, die schwierigste des ganzen Stückes. Die Aufnahme war, wie erwähnt, eine äußerst glänzende. Der Verfasser wurde oft gerufen, und, wiewohl sich die Elemente gegen ihn verschworen, wiewohl ein, nach strenger Kälte fallender Regen den Eisboden Wiens zu einem meilengroßen Spiegel gestaltet hatte, worauf Beinbrüche und Unglücksfälle in denkwürdiger Menge sich ereigneten — wiewohl es kaum zu denken war, daß Ein Fußgeher den fast lebensgefährlichen Gang in's Theater wagen würde: war letzteres zum Beweise, welche Erwartungen man von diesem Stücke legte, in allen Räumen besetzt — und die Erwartungen wurden, es freut uns dies sagen zu können, nach allen Richtungen mehr als erfüllt. G.

Rappo, im Josephstädter Theater. Am 6. Februar begannen die Produktionen der Gesellschaft dieses berühmten Athleten. Seine Vorstellungen wurden mit der Akademie „lebender Bilder" eröffnet — plastische Darstellungen, die sowohl in Betracht des sinnigen Arrangements, als des Effekts merkwürdig sind. Ähnliches hat man bisher nur in Paris gesehen. Die vorzüglichsten Antiken darunter: „Homer, die Iliade deklamirend" (nach Thorwaldsen), „Jeremias, weinend auf den Ruinen von Jerusalem," „Eine Blumenfontaine" und „Bacchusfest," setzen nicht blos den Schaulustigen in Entzücken, sondern verdienen die Bewunderung des Kunstverständigen. Die Bilder sind auf einer Scheibe angebracht, welche, sich drehend, dem Zuschauer die plastischen, meist üppigen Formen von allen Seiten zeigt. Eine der Abtheilungen bilden die „syrischen Spiele" und „athletischen Tändeleien," letztere wahrhaft herkulische Kraftstücke, von Rappo und seinem Sohne. François Rappo hat sich in seinem Fache bis zum Unübertrefflichen gebildet. Sein Kugelspiel, dann die halsbrecherischen Turnstücke, welche den Beschauer in das Reich der Zauberei versetzen und allen Gesetzen des Gleichgewichts und der Schwere zu spotten scheinen, wurden noch von keinem Jongleur in dieser Art und Vollkommenheit gesehen. Und was die Kraftübungen Rappo's, des Vaters, betrifft, der einen 75pfündigen Anker auf der Nase balanzirt, zentnerschwere Kugeln, wie Schneeballen, in die Höhe wirft und aus der Luft, wie eine Feder, fängt — so gehört dazu eine wunderbare Festigkeit der Muskeln, welche die Natur aus vielen Millionen nur diesem Einen verliehen und immerwährende Übung zu solchem Ziele geführt hat. Was Du hier siehst, lieber Leser, ist so ungewöhnlich, so außerordentlich, daß Dich gewiß der Gang nach dem freundlichen Theater in der Josephstadt nicht reuen wird, sey es nun, daß du etwas Liebliches in der Plastik, Haarsträubendes in der Athletik, Unterhaltendes im Wurfspiel sehen — sey es, daß du über die wunderbaren Gaben der Natur und die launische Vertheilung ihrer Kräfte, mit welchen sie ihre eigenen Gesetze zu umgehen scheint, nachdenken und staunen willst. v. W.

Konzerte. Am 6. Februar gab unser thätiger Männergesangs-Verein seine zweite diesjährige Produktion im k. k. großen Redoutensaale und unterhielt das sehr zahlreich versammelte und beifallslustige Publikum mit jeder der neun zu Gehör gebrachten Piecen durch die Präcision und Genauigkeit des Vortrages, durch das Ineinanderfügen seiner stimmgewaltigen Masse auf's Beste; man begehrte mehre Piecen, wie Lorzings humoristischen Chor: „Die Rippe," dann des größten Liedertonsetzers, Franz Schuberts „Gondelfahrer," und endlich Becker's melodiösen Chor: „Marsch" zur Wiederholung, die bereitwilligst geleistet wurde. Im Baritonsolo von Otto's „Schlummerlied" zeigte das beliebte Mitglied der Oper des Theaters an der

Digitized by Google

Wien, Herr Becker, seine klangvolle, kräftige Stimme im schönsten Lichte und ward auch gerufen — kurz, die ganze Akademie wies so viel des Guten, daß man mit dem allgemeinen Wunsche schied, es möchte der Verein, welcher in der Residenz wahrhaft populär geworden, seine Gönner und Freunde bald wieder mit einer so gelungenen Produktion überraschen. Walter.

Die Kaiser Ferdinands-Nordbahn nahm in dem verflossenen Jänner, diesem durch anhaltende strenge Kälte und Schneewehen dem Verkehre sehr ungünstigen Monate, für Personen- und Waarentransport auf ihrer Hauptbahn zwischen Wien und Oderberg und dem Stockerauer Flügel 173,955 fl. 42 kr. C. M., um 7971 fl. 41 kr. mehr, als im Jänner 1847 ein.

Die arme Hanne Marzipan.

(Schluß.)

Eines Tages kam er, ernster als sonst, und hielt bei Vater Marzipan um Fräulein Tochter an. Der Alte war innerlich sehr erfreut, so daß er gerne den Retter umarmt hätte; aber er stellte sich gleichfalls ernst, sprach so manches von Diesem und Jenem, und rückte dann offen mit der Frage heraus, wie es um B . . .'s Vermögen stehe? Die Antwort fiel zur Befriedigung aus, und nun erklärte der Alte, daß er vollkommene Zustimmung zu dem Bunde gebe.

Johanna ward also B . . .'s Braut. Als solche führte er sie von Ball zu Ball, von Fest zu Fest, bis fünf Tage vor der anberaumten Vermählungsfeier der Sturz eines Hauses auch ihn, den Bräutigam, mit in den Abgrund riß.

Augenblicklich brach Herr Marzipan allen Umgang mit B . . . ab und verbot seiner Tochter an den Bankerotteur zu denken. Johanna machte sich nicht viel daraus; denn der Schauspieler F . ., ein schöner, artiger Mann, fing bereits seit einiger Zeit an, Raum in ihrem Herzen zu gewinnen. Aber Vater Marzipan wollte kein Behagen finden an dem Liebeshandel mit einem Alteure, der seinem sinkenden Glücke nicht helfen konnte, und untersagte Johannen alle weitere Verbindung. Sprachlos, mit gerungenen Händen stand er da, als eines Tages Johanna beim Frühstücke nicht erschien, sondern das nach ihrem Zimmer gesandte Stubenmädchen an Johannens Stelle einen Brief vorfand, worin sie ihrem Vater eröffnete „daß sie ohne F . . nicht leben könne, daß er ihr Alles sey, daß sie ihm nun folge, wohin es auch seyn möge“

Gläubiger kamen und nahmen dem unglücklichen Manne Alles weg; er wich mit trockenen Augen aber blutenden Herzen aus den verödeten Zimmern, dem Schauplatze seines Glückes und seiner Thorheit. Eine Dachstube nahm ihn auf — ein gewaltiger Kontrast! Wenig nur war ihm geblieben von der Fülle seines Reichthums; aber von seinen Lieben besaß er Nichts mehr: das Weib todt, die Tochter entflohen, von seinen Mitbürgern mißachtet, von den Schmarotzern verhöhnt — armer Mann! Aber gerechte, wenn auch strenge Strafe für Eigendünkel, Stolz, Überschätzung seiner Selbst. Nun konnte er über die Wahrheit seines Lieblingssprichwortes nachdenken: „Wer arm, ist entweder ein Lump oder ein Dummkopf!“

Ein Jahr war verstrichen und noch immer vegetirte Vater Marzipan in der armseligen Dachspelunke. Da klopft es zur dunklen Abendstunde an seine Thür, als er eben vor Frost klappernd im Zimmerchen auf- und ab trottirt und Grillen fängt. Herein tritt ein junges Weib mit einem schreienden Kinde, stürzt zu seinen Füßen nieder und ruft: „Vergebung, mein Vater!“

Und es war Johanna, seine Tochter, und er vergab ihr. Der schändlichhe Ver-

Digitized by Google

führer hatte sie verlassen, sie, die Mutter eines Knaben, dem Elende hilflos preisgegeben!

Nun arbeitete die Beklagenswürdige für den Vater, und verbesserte in Etwas seine Lage. Da nahm Gott das Würmlein zu sich, und das war wohl gut. Bald darauf starb Vater Marzipan, das war für ihn auch recht gut — und Johanna stand allein.

Jetzt galt es, sich eine Existenz zu gründen. Sie fing an, Unterricht zu ertheilen in mancherlei weiblichen Arbeiten. Das verschaffte ihr wenigstens die unentbehrlichsten Bedürfnisse. Doch eine schwere Krankheit befiel sie; man brachte sie in's Hospital. Jugend und gute Pflege entrissen sie dem erwünschten Tode, aber weckten sie nur zu neuem Kummer, denn sie hatte ihre Unterrichtsstunden verloren.

Nun drängte es sie fort von dem Orte ihrer Kindheit, von den Zeugen ihres Glückes und Unglücks. Sie entschloß sich zu dienen, und fand wirklich eine Stelle. Wie viele Demüthigungen mußte sie erdulden, wie viele Verrichtungen vollziehen, die sie nie gekannt, wie viel versuchen, was sie nie gelernt hatte! Jetzt erst begriff sie, was es heiße, dienen müssen; jetzt erst begriff sie, wie verwundend eine rohe Behandlung für die ist, welche ihre Freiheit um das bischen Lebensunterhalt verkaufen. Wie viele heiße Thränen weinte sie in schlaflosen Nächten! Das zehrte an ihrer Kraft, machte sie schwächlich und — brachte sie um den Dienst.

Abermals stand sie verlassen in der Welt. Sie hatte ihr trauriges Geschick wohl verdient; aber rechnet ihr, der Armen, die unvernünftige Erziehung, schlechte Lehren und Beispiele zu Gutem, und dann verdammt sie. Jetzt fristet sich Hanne Marzipan durch Arbeit und einige Unterstützung ihrer Verwandten kümmerlich das Leben, jener Verwandten, die sie, weil sie arm sind, vordem verachtet hat. Wenn ihr das Herz schwer wird, daß es springen möchte, dann entquillt ein schwerer Seufzer ihrer Brust; sie denkt des Vaters und ruft mit nassem Auge: „Gott, vergib mir, der büßenden Sünderin, und ihm, der nicht wußte, was er gethan!"

Dies ist die Geschichte der armen Hanne Marzipan, einst der gefeiertsten und reichsten Schönheit in W* — und wie viele solche Geschichten könnte man erzählen, wenn man sich darnach umsähe in den nächsten Kreisen, die uns umgeben!

Adolf Ritsche.

Literarisches.

Gegen „ein Votum über die Literatur der Dorfgeschichten v. Ferd. Kürnberger" *).

So sind die Menschen; das Schöne ist ihnen nur so lange schön, als es neu ist; sie werfen alle Kunst-Theorie, und die Ästhetiker mit ihr, über den Haufen, und halten sich an den Grundsatz, den der Teufel erfunden hat: Variatio delectat. Die Dorfpoesie hat dagegen kein Privilegium erhalten. Übrigens ist das Geschmacksurtheil nach Kant subjektiv, und um das einzusehen, brauchen wir nicht einmal die Autorität eines Kant. — Daher mag sie Vielen gleich vom Anfang nicht gefallen haben.

Zu den Übersättigten nun oder zu den radikalen Verächtern gehören alle Gegner der Dorfpoesie, und zu den erstern auch der Herr Verfasser des „Votums." Wir haben nichts dagegen, aber sehr viel gegen das, daß er den Grund der Übersättigung nicht in sich, sondern in jener Art der Poesie selbst sucht, obgleich wir ihm darin bei-

*) Diese Zeilen lagen schon für die Post bereit, als die „Gegenwart" einen Aufsatz brachte, der, freilich mit starker Ausbeutung von Fickers „Ästhetik" denselben Gegenstand behandelt. Wir freuen uns, daß der Herr Verfasser so ziemlich mit uns übereinstimmt. E. D.

Digitized by Google

stimmen, daß die Unzahl „talentloser Nachahmungen" darauf losarbeitet, uns die Dorfpoesie zu verleiden.

Indem sich Herr Nürnberger Auerbach als Repräsentanten der gesammten Dorfpoesie denkt, gibt er zu, daß dessen Dichtungen in sich vollendet sind; allein sie seien unvollkommen zur großen Weltsumme, denn „die Aufgabe der Kunst sey die volle und erschöpfende Repräsentation der Weltidee in einer gewissen Summe sinnlicher Erscheinungen, die in idealen bedeutenden Linien den Charakter des Ganzen ausprägen." Das soll wohl einfach heißen: „Die Aufgabe der Kunst ist die Repräsentation eines Idealen durch Sinnlich-Gegebenes"; aber was die volle und erschöpfende Repräsentation der Weltidee dabei zu thun hat, läßt sich wahrlich nicht einsehen, denn die Weltidee ist so unendlich als die Welt selbst. Der Kunst überhaupt wäre also höchstens eine Annäherung möglich; für die Poesie insbesondere gilt die Weltidee nur in so fern, als in ihr auch die Idee der Menschheit liegt. Diese hätte die Poesie darzustellen.

Aber die Idee der Menschheit drückt sich nur im Ganzen der Geschichte ab, und erst wenn die Geschichte geschlossen ist, d. h. wenn die Menschheit auf dem Zenith ihrer sittlichen und geistigen Bildung steht — erst dann liegt diese Idee klar und vollendet dar. Das Aufgehen dieser Idee aber ist eben Geschichte; nicht das Chaos von bloßem Geschehenen, sonst hätte die physikalische und animalische Natur eben so gut eine Geschichte im edlen Sinne des Wortes: sondern das Ganze der Thaten des durch ewige Erziehung sich entwickelnden Menschengeistes. Nun kann aber die Aufgabe eines Theils der Poesie (der Dorfpoesie) nicht die der ganzen Menschengeschichte seyn, und doch sagt Herr K.: „Ausdruck der Ganzheit ist Gesetz" und bezieht dies auf ein Kunstwerk. Der Satz gilt, aber für das Ganze der Poesie, der Poesie aller Zeiten, aller Völker; und diese hat gleiche Aufgabe mit der Weltgeschichte, der sie sogar vorauseilt, weil sie die Wirklichkeit idealisirt. Gleichwie bei der Geschichte das Äußere Nebensache, das innere sich fortentwickelnde Sein aber Hauptsache ist, so auch bei der Poesie. Das Seelenleben ist ihr Gegenstand, gleichviel ob das Seelenleben des Bauers, des Gelehrten, oder des Fürsten; und der kecke leidenschaftliche Fischer Masaniello ist ein würdigerer Gegenstand der poetischen Bearbeitung, als der kraftlose Böhmenkönig Wenzel.

Nur das Ganze der Poesie kann in alle Sphären eingreifen und den Charakter der Ganzheit an sich tragen. Der Vorwurf, daß die Dorfpoesie sich in einem beschränkten Raume bewege, ist daher keiner; sie trägt als Theil zur Ergänzung von jener bei. Sie dürfte uns gerade das seyn, was den Alten die Idylle war.

Herr K. meint, „die vorgestellte Person entfremde, eben weil sie ein Bauer sey;" dieser sey ohne Kultur, aber Kultur nennt er „entwickelte moralische Freiheit." O unendlich arme Welt, wenn der Bauer ohne Kultur in diesem Sinne ist, und die Millionen aus andern Ständen mit ihm, die auf gleicher Stufe stehen. Es ist klar, daß Herr K. die Kultur, die ihm doch moralische Freiheit ist, gleich wieder mit materieller und wissenschaftlicher Bildung verwechselt, gerade wie er Weltidee und Ideales, Kunst und Kunstwerk nicht unterscheidet. Nicht durch die Wissenschaft wird der Mensch zur Moralität erzogen, sonst müßte der wissenschaftlichste Mensch der sittlichste, und also Humboldt ein wahrer Heiliger seyn, sondern durch Religion und Gesellschaft; die Wissenschaft befestigt ihn höchstens darin. Ich frage aber, ob die Umgebung des Bauers eine schlechtere immer ist, als die des gebildeten Städters, oder ob ihm eine andere, minder werthvolle Religion geboten wird? Oder hat nur der Philosophirende moralische Freiheit? dann wären noch Tausende der sogenannten Gebildeten, die nicht philosophiren, moralische Sklaven. Ja nicht einmal zur Bildung des Verstandes ist die Wissenschaft unentbehrlich, sie erhebt ihn nur auf eine höhere Stufe.

Digitized by Google

Von der Seite darf die Dorfpoesie nicht angegriffen werden, „innere Beschränktheit" bedingt sie nicht, sondern höchstens eine äußere, und diese ist, wie Herr K. selbst gesteht, Nebensache. — Die Dorfpoesie ist das Kind unserer gebildeten Zeit, welche die letzte Schlacke des Mittelalters abstreift, das nicht einig mit sich war, ob es den Bauer, wie die Römer, für eine Sache oder für einen Menschen halten solle und ihn zum — Leibeignen machte. Sie hebt ihn — den Menschen — zu uns, den Menschen, herauf. Wer aber wie Herr K. die Dorfdichtung darum verwerfen will, weil ihre Personen auf einem niedrigern Grade der Bildung stehen, der muß dem Poeten auch das Zurückgreifen — nach historischen Stoffen verbieten. Die Gestalten der Vergangenheit stehen oft in dem, was wir gewöhnlich unter Kultur verstehen, und wie auch Herr K. zuletzt den Begriff nimmt, so weit unter uns, wie der Bauer jetzt, und dieser kann in seinem engen Kreise gar wohl die Charaktergröße eines Brutus, Hermann, Götz u. s. w. haben, denn das Wechselspiel des Schicksals im Dorfe kann für ihn das werden, was das Schicksal von Tausenden für einen Hermann war, und die schlummernde Kraft seiner Seele zu einer starken Flamme anfachen. Was er dann Großes denkt, fühlt und thut, bleibt groß und interessirt uns, wenn es auch nicht auf Millionen hinwirkt, sondern nur auf ein paar acme kindliche Menschen. Es ist freilich anders, wenn der Poet noch ganz runde, schon von der Natur verwahrlos'te, nicht kindliche, sondern kindische Gestalten wählt; hat aber dann nicht Er selbst schuld, wenn wir sein Buch voll Überdruß wegwerfen? Ich glaube, schon Batteux sagte, die Kunst dürfe nur das Schöne wählen, aber was gut und groß ist, ist auch schön, gut und groß kann auch der Bauer seyn. — Es ließe sich darüber noch gar viel sagen, aber der Raum dieser Blätter sagt: Veto. Wir erklären uns daher schließend dahin, daß die Dorfpoesie so gut, wie alles Menschliche, ihre Mängel hat, daß sie aber als würdiges Blumenfeld auf der großen Flur der Poesie daliegt.

Carl Dolde.

Die Verbesserungen des Gefängnißwesens in der Neuzeit.

(Fortsetzung.)

Beide Systeme haben das gemein, daß sie eine moralische Vereinzelung des Gefangenen streng durchführen. Das pennsylvanische glaubt, diese nur durch körperliche Vereinzelung durchführen zu können, und sondert daher jeden Gefangenen Tag und Nacht von den andern Verbrechern ab, während das Auburn'sche System die Absonderung blos Nachts eintreten läßt, dagegen am Tage die Vereinzelung durch das Gebot gänzlichen Schweigens bei gemeinschaftlicher Arbeit erreicht. Das Trennungs- (pennsilvanische) System erstrebt die gänzliche Absonderung der Gefangenen noch dadurch, daß es durch den Bau der Einzelnzellen jede Möglichkeit zu Mittheilungen unter den Gefangenen abschneidet; das Schweigsystem (Auburn'sche S.) erzwingt die Absonderung durch strenge, selbst körperliche Strafen, die es auf das Plaudern setzt.

Das pennsilvanische System bedingt eine eigenthümliche Bauart des Gefängnisses, damit neben der Isolirung auch die unausgesetzte Beobachtung der Gefangenen möglich werde. Früher erreichte man diesen Zweck durch den sogenannten Schachtelbau, indem man das eigentliche Gefängniß (die innere Schachtel) mit einer äußeren Mauer umgab, welche die Wohnungen der Beamten und in dem überdeckten Zwischenraume von da bis zur inneren Schachtel Gänge enthielt. Da diese Bauart den Nachtheil hatte, daß die Gefangenen die Luft nicht unmittelbar aus der Atmosphäre, sondern aus dem überdeckten Raume empfingen, so verließ man dies System und entschied sich für den sogenannten Strahlenbau. Dieser hat in der Mitte ein Central-

Digitized by Google

gebäude, worin die Wohnungen der Oberbeamten enthalten sind. Von dort gehen fächerförmig mehre lange Gebäude aus, die in der Mitte freie Korridors enthalten, so daß vom Centralbau aus die ganze Reihe bis zum äußersten Punkte zu übersehen ist. Zu beiden Seiten liegen die Zellen der Gefangenen, mit schmalen Gängen daran, die Aufenthaltsorte der Aufseher. Die innere Einrichtung ist folgende. Jeder Sträfling wird mit dem Namen und mit einer Nummer in das Gefängnißbuch eingezeichnet, der Name bleibt verschwiegen, Besucher lernen blos die Nummer kennen. Mit einer Kappe über dem Kopfe führt man den Gefangenen sodann in seine Zelle. Früher war gebräuchlich, daß man ihn so lange ohne Arbeit ließ, bis er selbst darum bat; jetzt hat man das Gefährliche einer Arbeitslosigkeit gerade in den ersten Tagen erkannt, und gibt ihm sogleich Beschäftigung und Bücher, die Bibel und religiöse Werke. Jeder muß ein Handwerk treiben; kennt er keines, so unterrichtet ihn ein Unteraufseher in einem solchen, das für ihn paßt und ihm zusagt. Hat er sich mit einem Handwerk bekannt gemacht, so bekommt er fortan ein mäßiges Arbeitspensum, das zur Bestreitung seines Unterhaltes ausreichend ist. Liefert er einen größeren Arbeitsertrag, als den bestimmten, so wird ihm der Überschuß zu gut geschrieben und bei seiner Entlassung aus der Anstalt ausgezahlt. Fleißige Arbeiter erhalten des Abends Licht. Die Nahrung ist gut und für Gefangene zu reichlich. Dreimal warme Mahlzeiten, des Morgens Kakao oder Kaffee mit Weizenbrot, des Mittags Fleisch mit Gemüse, des Abends Mehlspeisen bilden eine Kost, die für deutsche Verhältnisse einem wahren Luxus gleichkommen würde. Tabak, Wein und Branntwein sind verboten, das Wasser kann sich jeder Gefangene aus der in seinem Gefängniß befindlichen Röhre frisch zapfen. Die Kleidung ist gut und angemessen, auf Reinlichkeit wird streng gesehen. Das Geräth der Zellen ist auf das Nothwendigste beschränkt; ein Rasirmesser findet sich, merkwürdig genug, in jeder. In einigen, sehr wenigen Gefängnissen ist auch für die Bewegung in freier Luft gesorgt, indem man vor den Zellen Spaziergänge angelegt hat, in die der Gefangene täglich zu einer bestimmten Zeit eingelassen wird. Auch hier ist er allein, von hohen Mauern umgeben, ohne ein Kommunikationsmittel nach außen. Beim Gottesdienste wird von dem Grundsatze der Absonderung gewöhnlich nicht abgegangen. Der Pfarrer steht in dem Mittelgange des Zellenflügels und jede Gefängnißthür wird nur so weit geöffnet, daß der Insasse die Predigt hören kann, ohne seine Mitgefangenen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

(London.) „Daily News" berichtet: daß im Jahre 1839 Herr Rowland Hill die zuversichtliche Voraussage machte, daß die Anzahl der durch die Penny-Post beförderten Briefe in wenigen Jahren sich auf das fünffache belaufen werde. Diese Prophezeiung ist vollkommen in Erfüllung gegangen. Die Anzahl der durch die Post im Jahre 1839 beförderten Briefe belief sich auf 76 Millionen, im Jahre 1847 stieg sie auf 322 Millionen.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1113) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 23. Freitag den 11. Februar. 1848.

Wien

Die „Theaterzeitung" gibt folgende launige Beschreibung des, von den Wiener Buchhändlern veranstalteten Balles: „Am 5. Februar fand auch heuer wieder der sogenannte Buchhändlerball statt. Er wurde in dem geschmackvoll dekorirten Saale zum grünen Thor in der Reverangigasse abgehalten. Die Versammlung war äußerst zahlreich und gewählt, und es war sehr schwer für die Nichtgeladenen eine Eintrittskarte zu erhalten. Die Vorstände dieses Balles übten hinsichtlich der Gäste eine strenge Censur, und manche Zudringliche wurden mit dammatur abgefertigt. Man fand besonders unter den Damen die elegantesten Ausgaben, Almanahs-Editionen: „Rosen," „Veilchen" und „Vergißmeinnicht." Ein Taschenbuch: „Huldigung den Frauen" lag überall auf. Unter den Herren sah man Folianten, Lexikon-Formate, Oktave, sogar einige Duodez-Exemplare, alle aber höchst geschmackvoll und nett gebunden, bis die Champagnerköpfel knallten, da erschienen viele ganz ungebunden. Die Hauptfarbe der Herren war Buchdrucker-Schwarz mit goldnen Initialen. Während des Tanzes hatte die Presse viel zu thun. Die Musik glich einer Flugschrift, und der Tanz einer interessanten Broschüre: Alles nahm daran Theil. Von den Speisen erlebten viele eine zweite, dritte und vierte Auflage; die Krapfen wurden schnell vergriffen; die Weine aus den vorzüglichsten Weinbibliotheken erschienen sehr gesucht. Auch nicht die theuerste Sorte wurde zu herabgesetzten Preisen hintangegeben. Es kamen vortreffliche österreichische Werke auf die Tafel, und aus dem Französischen wurden meistens Bordeaux und Burgunder mit allem Fleiße und aller Genauigkeit in deutsche Kehlen übersetzt. — Krebse zeigten sich erst nach Endigung des Balles, denn da ging die ganze Gesellschaft zurück. — Die Fiaker hatten ebenfalls einen vortrefflichen Absatz. Da Tags darauf gerade Sonntag war, so fehlte kein einziger Buchhändler auf der Messe. Da die ganze Auflage des Festes einen so ungetheilten Beifall fand, so freut man sich schon wieder auf eine neue Bearbeitung; der Fasching ist heuer sehr lang, wer weiß, was geschieht! Um einem „vielfach ausgesprochenem Bedürfnisse abzuhelfen," werden die geschätzten Wiener Buchhändler bemüht seyn, ein so beliebtes Werk sobald als möglich wieder zu ediren. Vom guten Geschmack haben sie bereits „Admittitur" erhalten."

Für die Birch-Pfeiffer?

Die Auerbach-Birch-Pfeiffer'sche Streitsache will nicht aufhören, großen Lärm in Israel zu machen; die Journale posaunen wacker darauf los, und ich weiß nicht, in wie vielen ich die gegenseitigen Erklärungen schon abgedruckt gelesen. Es ist merkwürdig, daß sich nicht, wie sonst immer, Eine Stimme erhebt, eine echt journalistische, mit: „Jetzt ist's genug!" oder eine gelehrte mit: „Quo usque tandem;" aber es ist auch ein Zeichen, daß die angeregte Frage für eine wichtige in der literarischen Welt genommen wird.

Die öffentliche Meinung war gleich anfangs, die Berliner ausgenommen, fast durchgängig auf der Seite Auerbachs, weil das Recht ganz und gar auf seiner Seite

Digitized by Google

schien, und weil man sich nicht einbilden konnte, daß derselbe Ein Wort verlieren würde, wenn nicht ein kecker Eingriff in seine Rechte geschehen wäre. Jetzt ist's anders. Man neigt sich allmälig mehr der Frau Birch-Pfeiffer zu, und, mir scheint, ganz besonders, seit sie das Schreiben des russ. Hofschauspielers Wallner veröffentlichte, welcher erklärt, daß Auerbach sie in seiner Gegenwart in Leipzig „aufgefordert und gefragt habe, warum sie nicht einmal eine seiner Dorfgeschichten dramatisire."

Nach diesem läßt sich Auerbachs Auftreten nur aus der Vergessenheit seines früheren Wortes erklären, und wir werfen geradezu den Verdacht eines böswilligen Sichnichterinnerns zurück. Aber auch in diesem Falle hätte sich Auerbach gewiß kaum erhoben, wenn ihn nicht das Ach- und Weh-Geschrei gewisser Hetzer und dienstwilliger Journale, deren es, wo Stoff zu Hader, nirgends gebricht, dazu veranlaßt hätten. Und nun ist das Gebell los! Wir sind noch nicht über die Zeit hinaus, wo es, ich möchte sagen: zum guten Ton gehörte, jeden Versuch der rührigen Birch-Pfeiffer herabzureißen, und wo jedes Bürschlein es ungestraft wagen konnte, seine ungeschnittenen Nägel daran zu versuchen. Ob wohl von diesen Jeder im Stande ist, nur Eine „Birch-Pfeiffer'sche" Szene zusammenzuschreiben? Man sollte glauben, die Herren reden pro domo sua, und sie sind doch so sicher, daß die Birch-Pfeiffer keine Novelle von ihnen dramatisiren werde. Ach, was gäben sie, wenn dies geschähe! Man geht völlig drauf aus, sie in Allem zu mißverstehen. Warf ihr nicht ein Anonymus in den Blättern des „Wanderers" erst letzthin eine Herabwürdigung Goethes vor, weil sie argumentirte: was dieser im Clavigo gethan, dürfe sie eben sowohl thun; und der Herr Ritter von der Feder mit dem herabgelassenen Visiere meint: „Wahrlich, man weiß nicht, soll man über den Unsinn lachen oder über die Kühnheit staunen?" Herr! der Sie vom Mittelalter zwar die Grobheit überhaupt sich angeeignet haben aber nicht die einstige ritterliche Feinheit gegen Damen, der Sie wissen, daß Auerbach Spinoza's Logik übersetzt hat, und mit der Logik so herumwerfen — haben Sie schon eine gelesen? Dann müssen Sie wissen, daß es da irgendwo heißt: Was vom „Übergeordnetem" gilt, gilt auch vom „Untergeordnetem," und einsehen, daß dieser Satz hier ganz durchgreife; müssen sich sagen, es sey weder Unsinn noch Kühnheit, wenigstens nachsichtigere Beurtheilung eines Fehlers zu heischen, von dem selbst ein Goethe nicht freizusprechen. Wäre nicht vielmehr das Unsinn zu nennen, wenn man ihr, der Frau Birch-Pfeiffer, dies nicht gelten läßt, und mit vielen verdeckenden Worten endlich nichts anders als den alten sündigen Grundsatz ausspricht: „Man hängt die kleinen Diebe und läßt die großen laufen." Auch das ist Unsinn, wenn behauptet wird, daß Frau Birch-Pfeiffer durch ihre Argumentation mit Goethe sich ingleiche „Kategorie" stelle. Ich hatte früher einigen Zweifel gegen Ihre Philosophie, mein strenger Herr Referent, und jetzt kommt mir die „Kategorie" unter die Füße, und riecht nach Kants Kritik der „reinen Vernunft," ja sogar nach Aristoteles.

So mag Auerbach halb freiwillig, halb genöthigt den Schritt gethan haben, der uns vorzüglich darum interessirt, weil er die Anregung geben wird, daß unsere Juristen einmal mehr und näher über das Eigenthum des Geistes bestimmen. Ich bin der Ansicht, der Spruch des Gerichtes müsse gegen ihn ausfallen. Aber selbst der Literatur würde damit ein Dienst erwiesen werden; denn was die Schreier unbedacht wollen, würde nur Fesseln, Saat zu leeren Streitigkeiten bringen und das ohnedies arme und beengte dramatische Feld noch in engere Gränzen drängen. Die Frage ist: Hat die „Professorin" des Herrn Auerbach durch das „Dorf und Stadt" der Frau Birch-Pfeiffer verloren an Absatz auf dem Büchermarkt, an Theilnahme des Publikums, an Würdigung der Vorzüge. „Nein, sie hat an allen diesem nur gewonnen," wie der Buchhändler, die Lesebibliotheken und unsere Erfahrung bestätigen. Die Kritik

Digitized by Google

mag mit Frau Birch-Pfeiffer darüber rechten, daß sie die Arbeit schlecht gemacht; sie hat davon Rechnung zu tragen und strenge zu rügen, was wider den Geist der Novelle gesündigt worden — aber die Gerichte werden nur urtheilen: daß dieser Streit von ihrem Forum unbedingt abzuweisen.

Nach dem Bundesgesetze vom 11. Juni 1837 von dem ich, aufrichtig gestanden, nur durch die A. allg. Zeitung weiß, und nach welchem nur ein noch ungedrucktes Werk nicht dramatisirt und diese Bearbeitung nicht aufgeführt werden darf, ein gedrucktes aber wohl, wobei freilich das „Wie" der Bearbeitung nicht näher bestimmt, und die Einwilligung des Dichters des Originalwerkes nicht berücksichtiget ist — nach diesem Gesetze ist Frau Birch-Pfeiffer nicht über die Schranken des Rechtes hinausgegangen. Selbst die wörtliche Benützung des Dialoges scheint mir bei einem gleichen Falle von geringerem Belang, weil derselbe bei der Novelle immer mehr oder weniger in den Hintergrund tritt, und der Vorwurf, den man in dieser Hinsicht der Frau Birch-Pfeiffer macht, hat wohl keine so große Bedeutung, als ihm Viele zuschreiben. Der billige Richter in literarischen Angelegenheiten dürfte es der Bearbeiterin nicht zu hoch anrechnen, wenn sie ja hie und da an den Worten des Erzählers mehr Gefallen als an ihren eigenen gefunden; denn einerseits ist dies eine Anerkennung des Dichters (so werden wenigstens ihre Freunde sagen), andererseits schreibt sie recht eigentlich für das Theaterpublikum, nicht für die Lese- und Nachwelt, und darf schon darum eine mildere Kritik ansprechen. Freilich werden ihre radikalen Gegner viel dagegen einzuwenden haben, und viel vom Geschmackverderben des Publikums reden, und mit den Meisterwerken Goethe's und Schillers heranrücken. Aber mit dem Geschmackverderben ist's nicht so arg; wir haben, unter uns gesagt, viel Schlechteres schon gütigst behandelt; und mit der Schiller- und Goethe-Zeit ist's vorbei, leider, vorbei!

Daß die Vorsicht, ja die Redlichkeit des Bearbeiters die Einwilligung des Dichters bei der Dramatisirung seines Werkes, als seines Eigenthums, fordere, gebe ich gerne zu; meine und hoffe auch, daß Herr Auerbach billigen Theil an der Tantième nach friedlichem Vergleich mit der Bearbeiterin erhalte — was meines Wissens bisher noch nicht in Deutschland, aber wohl in Frankreich geschah.

Jetzt noch einen frommen Wunsch!

Möge der „Zuschauer" nicht das einzige von den Wiener-Blättern seyn, das der gekränkten Frau Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ohne ihrem geistvollen Ankläger zu nahe zu treten; mögen die Gegner derselben endlich zur Einsicht kommen, daß sie durch Marktschreierei, durch gedankenlose Hetzerei die Sache nicht besser machen, ja nur beitragen, die Literatur in gewisse Fesseln zu schlagen und Feld für Feld einzuengen. Wie wenig Nutzen aus diesen Einengungen kommt (es ist wahrhaftig nicht Liberalismus, der sie ersinnt, fördert und erhält), könnten gewisse Maßnahmen beweisen, welche mit Hallohgeschrei empfangen und gedankenlos gepriesen wurden. Ist's dadurch besser oder schlechter geworden?

Karl Dolde.

Die Verhältnisse des Büchermarktes.

Ein sehr beherzigenswerther Aufsatz über den traurigen Erfolg der letzten Leipziger Büchermesse (in der Beilage der allg. Zeitung Nr. 25) enthält unter anderm Folgendes:

„Nicht daß es etwa an bedrucktem Papier, Bücher genannt, gefehlt hätte, ach nein, es wurde im Gegentheil immer mehr gedruckt, und der Buchhandel selbst ist in neuerer Zeit ein lebhaftes Hilfsmittel für Überwucherung leerer Literatur. Daß er sich selbst dabei auflöst, ist natürlich. Erfahrene Geschäftsmänner sehen rathlos in die Zukunft dieses überlasteten und zerfaserten Geschäftszweiges. Die Überzahl von neuen

Digitized by Google

Etablissements und die eingerissene Schleuderei haben das alte sichere Geschäft zerstört, und eine haltbar neue Form für eine allerdings sich täglich breiter umgestaltende Zeit ist noch nicht gefunden. Zunächst führt man den Übelstand darauf zurück: daß viel zu viel Bücher gedruckt werden. Namentlich seit die Zeitungen sich in Zahl und Material so außerordentlich gesteigert haben, ist das Bedürfniß nach Büchern, ich will nicht sagen verringert, aber doch sicherlich geändert worden. Dieser Änderung sollte man viel aufmerksamer Rechnung tragen. Die schlimmsten Schmarotzerpflanzen sind die Buchhandlungen mit großen Druckereien. Diese Druckereien wollen beschäftigt seyn; sie also, und nichts weiter als diese nach Druck hungerigen Rachen bilden dasjenige, was alsdann in den Ankündigungen literarisches Bedürfniß genannt wird. Futter, Futter! ist die Losung, und unter solchen Umständen sucht man nur nach wohlfeilem Manuscript, und verlangt auch nur den geringsten buchhändlerischen Gewinn, falls nicht ein Ungefähr größeren bringt. Man will nur die Herstellungskosten finden, denn diese Kosten decken ja das bloße Druckgeschäft. Man ermesse also, welche Stöße von Drucksachen auf diese Weise den Markt überhäufen! Daneben folge man dem Geschäftsbuche solcher Handwerkerei im literarischen Handel; was für Namen, was für Kategorien findet man? Für geringen Lohn wird eben alles gedruckt; von jenem Stempel, welcher den Schreibenden zum Schriftsteller macht, von jenem specifischen Talent, ist nirgends mehr die Rede, und so entstehen die hundert Verlagsartikel, deren kein Mensch weiter bedarf, als die Schreiber und Verleger. Dabei gedenke ich noch gar nicht der Übersetzungen, welche, der Bogen zu einem Thaler Honorar, hier zu Lande mit Vergnügen geliefert werden. Kurz, der Buchhandel selbst, welcher Rand und Band verloren hat und für eine unverhältnißmäßig große Menge ein Schleudergeschäft mit bedrucktem Papier geworden ist, dieser Makulaturhandel ist durch Liederlichkeit sein eigener und der Literatur ärgster Feind geworden.

Die Verhältnisse des Marktes also sind seit langer Zeit nicht aufmunternd gewesen für die Literatur. Eine hinzukommende allgemeine Theurung, welche offenbar noch lange fortwirken muß, sey es auch nur durch die immerdar zähe Haltung einmal gesteigerter Preissätze—eine solche Theuerung drängt das Bedürfniß nach Büchern noch mehr in den Hintergrund. „Erst wollen wir essen, heißt es, ehe wir lesen; erst wollen wir die Bücher borgen, ehe wir sie kaufen. Und kaufen wollen wir überhaupt nur das Unerläßliche.“ Was kann nach allem dem besonders diejenige Literatur für eine Stellung finden, welche nicht einem streng bürgerlichen Bedürfniß dient, was kann die sogenannte belletristische werden? Muß sie nicht tief verfallen? Ein gewisser Luxus gehört zu ihrem Wesen, die Phantasie ist ihr Element, die unbesorgte Erfindung ist ihr Athem, der Enthusiasmus dient ihr als Hand und Fuß. Wie soll sie unter solchen Umständen wachsen oder auch nur gedeihlich bestehen? Sie besteht auch nicht gedeihlich, sie besteht überhaupt kaum. Die Dürftigkeit in diesem Bereich ist schreiend geworden. Wenn ich die mittelmäßige Waare abrechne, welche eben nur in unserem leichtsinnigen Buchhandel eine gedruckte Existenz findet, so ist beinahe ein völliger Mangel vorhanden an belletristischen Büchern. Ein geistvoller Mann hat neulich sehr richtig erwähnt: daß in Frankreich und England durch die Journale und durch die sogenannten „Sommitäten“ der Literatur eine unverkennbare Tyrannei ausgeübt werde. Es sey dort unbeschreiblich schwer in den Druck zu kommen, wenn man nicht durch die Partei oder sonstiges Patronat Unterstützung finde. Dies Thema ist allerdings sehr beachtenswerth, und der Gegensatz, daß bei uns eine viel größere Freiheit herrsche, nimmt sich verführerisch aus. Aber der wünschenswerthe Zustand ist wohl nicht dort und nicht hier. Jene literarischen Aristokratien erweisen sich immer ohnmächtig wenn ein wirkliches Talent unabhängig aufzutreten sucht, und unsere ausgedehnteste

Digitized by Google

litterarische Demokratie erstickt in ihrer ausdruckslosen Tausendstimmigkeit ein wirkliches Talent ebenfalls nicht. Die Frage ist nur: wie kann dort, und wie kann hier gebessert werden? Den Dortigen können wir getrost die Sorge für sich überlassen. Für uns aber sey es kein werthloses Beispiel, was wir seit Jahrhunderten jenseits des Rheins und des Kanals erblicken. Man druckt und bespricht dort in schöner Literatur nicht jeden dilettantischen oder leichtfertigen Versuch. Man stellt die Vorbedingungen strenger, und hat dadurch eine, wenn auch untergeordnete, Sicherheit der Form ein- für allemal gewonnen, hat die Theilnahme und Achtung des Publikums nie völlig zersplittert und abgenützt, und solchergestalt auch Perioden dürftiger Erfindung immer leidlich überstanden. Denn nur für dürftige Perioden bedarf es solcher Vorbedingungen. Erwacht und spricht der Genius, dann entsteht mit ihm von selbst die neue Regel. Und auch der Genius wird rascher wirksam, wenn er sich nicht eher äußert, als bis er die Durchschnittsstufe einer nationalen Form erreicht hat. Darauf muß bei uns strenger gehalten werden. Es ist unglaublich, welche schülerhafte Waare bei uns Druck und Besprechung findet. Ich brauche nicht von neuem darauf zurückzukommen, wie gerade durch solche Überschwemmung auch dem Besseren der Erfolg verkümmert, und durch den verkümmerten Erfolg der weitere Aufschwung gelähmt wird. Eine Auflage von tausend Exemplaren ist in Paris und London abgesetzt, ohne daß hierzu ein ungewöhnliches Aufsehen nöthig wäre. Ein leidliches Buch findet solchen Absatz, weil für Bücher unter der Mittelmäßigkeit nichts verschwendet wird. Ist unser Kaufpublikum wirklich viel kleiner von Triest bis Riga, von Genf bis in die Karpathen, von Peterwardein bis Jütland und bis Gröningen? Ich glaube kaum, wenn ich z. B. bei Frankreich des Nachdrucks gedenke, welcher dem Pariser Buche die Gränze steckt an der Gränze Frankreichs, und welcher außer den eigentlichen Kolonien auch das englische Buch in Amerika buchhändlerisch werthlos macht; und doch ist ein Absatz von tausend Exemplaren bei uns nur erhört, wenn das Buch außerordentliches Glück macht. Ein bloß leidliches Buch ist gut „gegangen," wenn von einer Messe zur andern 500 Exemplare dem Namen nach abgesetzt sind. Dem Namen nach, denn Rabatt und Dispositionsexemplare und unsichere Zahlung läßt diese kleine Anzahl noch bedeutend einschrumpfen. Und von fünf leidlichen Büchern begegnet diese willkommene Laufbahn der Dürftigkeit nur einem! Dies kommt eben daher, daß das Publikum durch den Haufen von mittelmäßigen Novitäten seine Aufmerksamkeit und seine Kauflust zerstreut sieht. Das kommt natürlich auch von dem Haufen der Übersetzungen, welche Frankreich und England so gut wie gar nichts zu schaffen geben, und welche bei uns so lange massenhaft verbraucht werden, bis die einheimische schöne Literatur Reiz und Stoff genug darbieten wird; und letzteres kann eben nicht erreicht werden, so lange ein Absatz von 500 ein guter Erfolg, ein Absatz von 1000 Exemplaren ein außerordentliches Ereigniß genannt werden muß. Wie soll aus solchen Erfolgen erklecklicher Gewinn, Antrieb und Anreiz zu größeren Anstrengungen entstehen für die Autoren? Es wird ein bettelhaftes Geschäft bleiben, und die Buchhändler werden genöthigt seyn, es als solches zu behandeln. Sie werden mit Recht sagen: „Schafft uns Platz, schafft uns Aufmerksamkeit, schafft uns Käufer, dann erst können wir größeren Styls die Talente aufmuntern." Und die Autoren werden ebenfalls mit Recht sagen: „Druckt nicht so viel tausend Mittelmäßigkeiten, dann wird Platz und Aufmerksamkeit entstehen."

Die Verbesserungen des Gefängnißwesens in der Neuzeit.

(Fortsetzung.)

Die Geistlichen und der Oberaufseher der Anstalt sollen den Gefangenen so oft als möglich besuchen, damit er den Verkehr mit guten Menschen nicht

Digitized by Google

entbehre, die Unteraufseher müssen in jeder Halle wenigstens dreimal täglich erscheinen. Die Strafen gegen Hartnäckigkeit und Böswilligkeit bestehen im Entziehen der Arbeit, in der Schmälerung einer oder mehrer Mahlzeiten, in Verdunkelung der Zelle und Abzügen von den Arbeitsüberschüssen. — Das Schweigsystem hat dieselben Grundzüge der Behandlung, nur mit dem Unterschiede, daß die Vereinzelung blos des Nachts stattfindet. Am Tage arbeiten die Sträflinge gemeinschaftlich in Sälen, oft zu 65 bis 70 vereint, besser in Gruppen von 15—20, zu beständigem Schweigen verpflichtet, unter der Aufsicht von Beamten. Hier sind auch die Spaziergänge gemeinschaftlich, für die dasselbe Gesetz des Schweigens gilt. Die Strafen sind gewöhnlich hart, doch gibt es auch Gefängnisse, wo man Milde anwendet und damit das Ziel weit besser erreicht. In mehren Auburnschen Gefängnissen werden während der Arbeit religiöse oder belehrende Vorträge gehalten. Es ist nicht zu verkennen, daß das pennsilvanische System vor dem andern mehr Vorzüge hat. Es schützt den Gefangenen gegen jede Verschlechterung durch schlimmere Verbrecher, und sichert auf der andern Seite seine Zukunft, da er nach seiner Entlassung keinen Drohungen und Verführungen von Mitgefangenen, die ihn ja nicht kennen, ausgesetzt ist. Da dieses Strafsystem zugleich ein sehr strenges ist, so braucht der Staat keine langen Freiheitsstrafen auszusprechen und kann den (gebesserten) Gefangenen dem bürgerlichen Leben bald wiedergeben, wodurch er seinerseits bedeutende Kosten erspart. Diese Art der Haft wirkt endlich auf die qualitativ richtigste Weise, denn der tief verdorbene Verbrecher, der sich stets nach neuen Verbrechen und den alten Genossen sehnt, empfindet sie am stärksten, während der bessere Mensch die Einsamkeit bald nicht mehr scheut und sie sogar gern hat, weil sie ihm die Scham über sein Verbrechen erspart. In allen diesen Beziehungen steht das Auburn'sche System zurück. Dies ist anerkannt, doch herrscht darüber Streit, welche von beiden Strafarten die Besserung der Verbrecher, also den Hauptzweck, sicherer erzielt.

Diese Frage steht in so genauem Zusammenhange mit der zweiten, wie das Trennungssystem auf die körperliche und geistige Gesundheit der Sträflinge wirke, daß beide nicht unabhängig von einander verhandelt werden können. Wir stellen die Gesundheitsfrage als die entscheidende voran. In Wahrheit, kann wohl von einer Besserung die Rede seyn, wenn man, wie vielfältig behauptet wird, durch die Strafe Körper und Geist so herabstimmt, daß von einem freien Verhalten beider keine Rede seyn kann? Ob dies durch das pennsylvanische System wirklich geschieht, ist der entscheidende Punkt, und leider läßt sich über diesen mit Bestimmtheit nichts sagen. Die Nachrichten stehen im vollständigsten Widerspruch, denn während Einige die Einwirkung des pennsylvanischen Systems auf die Gesundheit als die heilbringendste schildern, nennen sie Andere durchaus verderblich. Man muß im Allgemeinen sagen, daß die einsame Haft den Geist nothwendig herabstimmen muß. Die gänzliche Entbehrung jeden *Umgangs mit Gleichstehenden*, für die der offizielle Besuch von Geistlichen und Zuchthausbeamten kein Ersatz ist, der eben so vollständige Wegfall jenes eigentlichen Reizes der Existenz, der in dem Wechsel von Glück und Unglück, Fürchten und Hoffen liegt, die unausgesetzte Monotonie eines Lebens zwischen vier Mauern — dies Alles läßt keine höhere Thätigkeit des Geistes aufkommen. Für Amerika kommt noch ein anderes Motiv hinzu, daß man nämlich einzig auf die *religiöse* Besserung des Gefangenen hinarbeitet und so nothwendig Zerknirschung hervorruft. So hoch fromme Seelen diese Gemüthsstimmung aber auch anschlagen mögen, so bleibt doch gewiß, daß sie nur dann günstig wirken wird, wenn in dem Menschen noch Spannkraft genug vorhanden ist, um sich von diesem tiefsten Standpunkt seiner Selbstwürdigung zu der Höhe des Willens und der

Digitized by Google

That aufschwingen zu können. Ob nun die Thatkraft des Gefangenen in dem Grade gelähmt wird, daß er zu diesem Aufschwunge unfähig ist, lassen vielleicht die Thatsachen erkennen, die man aus den amerikanischen Gefängnissen mittheilt. Die Fülle der Thatsachen erlaubt blos die Mittheilung des Wichtigsten. Nach den Mittheilungen des Dr. Julius über das Gefängniß von Philadelphia starb von den dortigen Weißen (das Verhältniß stellt sich unter den Farbigen viel ungünstiger) im Jahre 1840 von 26 einer, dagegen im Jahre vorher 1 von 100, und das Verhältniß war im Allgemeinen wie 1 zu 56. Wahnsinnig wurden und blieben im Jahre 1840 einer von 56. Mehre, die krank aufgenommen wurden, verließen das Gefängniß nach Jahren gesund, auch solche, die geisteskrank gewesen waren. Ganz anders lautet der Bericht des Gefängnißarztes von Trenton: „Die Disposition zu Drüsenkrankheiten ist fast bei jedem Sträflinge vorhanden, der länger als ein Jahr in seine Zelle eingeschlossen war, sobald er irgend unwohl wird. Die Gesichtsfarbe ist blaß und die Krankheiten haben einen trägen Verlauf. Ich zweifle nicht, daß sich diese Krankheitserscheinungen in Folge der getrennten Gefangenschaft, so wie sie in den Besserungsgefängnissen von New-Jersey stattfindet, entwickeln. — Der Einfluß dieser Gefangenschaft auf den Geist verdient ebenfalls Beachtung. In vielen Fällen wird durch fehlerhafte und zu geringe Übung des Geistes eine Schwäche an Einsicht bemerkbar. Das Nervensystem leidet nothwendig mit den übrigen Organen des Körpers. Wenn die Geistesfähigkeiten des Sträflings bei seinem Eintritte in die Zelle wenig entwickelt sind, so folgt bald geistige Abstumpfung. Würde diese Art der Gefangenschaft mehre Jahre fortgesetzt, so würden die geistigen Fähigkeiten solcher Personen ohne Zweifel für immer zerstört werden."

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

(Brünn.) Der große Wundermann, der hohe Rabbi Hersch Dänemark, gab am 2. Februar in einem Saale des Hôtels zum Kaiser von Österreich eine Produktion seiner Kunst. Worin besteht diese Kunst? Weiß es noch nicht ganz Europa? Nun, daran ist Herr Dänemark gewiß nicht Schuld. Herr Dänemark ist ein Mnemoniker, ein Gedächtnißkünstler par excellence; Reventlow ist ein Stern achter Größe, Lichtenstern und Pick sind nur dunke Lichtnebel gegen diese Sonne. Während die Genannten streben, Euch die Gedächtnißkunst durch deren Anwendung auf das praktische Leben zugänglich und interessant zu machen, bedarf es dieses gemeinen Hebels bei dem großen Rabbi nicht, der macht die Kunst durch sich selbst interessant. Seine Kunst erregt Erstaunen mehr will er nicht, allenfalls müssen aber doch die Reisekosten gedeckt seyn. — Rabbi Dänemark sieht sich die Seite eines Buches an mit Einem flüchtigen Blicke, und sagt: Diese Seite enthält 32 Zeilen, so es nicht wahr ist, bin ich ein Betrüger. Und siehe da, die Rechnung ist richtig. Er läßt ein geöffnetes Federmesser oder einen Finger in ein geschlossenes Buch legen, und nennt Euch, den Einband mit einem durchdringenden Blick fixirend, die Worte, die unter dem Finger liegen, wohlgemerkt, wenn das Buch in hebräischer Sprache geschrieben ist, denn eine andere, als diese, dann die polnische nebst dem jüdisch-deutschen Jargon versteht er nicht. Er läßt aus einem Buche Euch einen Haufen Blätter mit der Hand fassen, und nennt Euch ohne Zögern die Worte, die Ihr zu beiden Seiten mit den Fingern bedeckt. Wie Mithridates und Cäsar, wie Wallenstein und Napoleon nennt er alle seine Gäste mit dem Namen, wenn sie sich früher auf dem Subskriptionsbogen verzeichnet haben. Er weiß die ganze Bibel, den ganzen Talmud, sammt allen Commentaren auswendig, und legt Euch die wunderbarsten Proben seines Gedächtnisses ab. Während seiner Produktion ersucht er, kein

Digitized by Google

Geräusch zu machen und nicht herum zu spazieren, es thue ihm der Kopf weh. Dies hindert ihn aber nicht seinem Portier zuzurufen, Niemanden ohne Billet einzulassen. Leider sind die großen Gaben des wunderbaren Rabbi noch nicht in Europa gebührend anerkannt, bis es dahin kommt, begnügt er sich indessen hauptsächlich mit der Selbstanerkennung. Vergebens sinnen wir praktischen Menschen nach einem Wege, um diese Seelenkraft für uns nutzbar zu machen; doch ja, es gibt einen solchen. Ein abandonnirter Liebhaber könnte Dänemark's Auge brauchen, um seiner Liebsten auf den Grund ihres treulosen Herzens zu schauen, ein Gläubiger könnte mit diesem Auge in der Brust seines Schuldners lesen, wann er ihn bezahlen will, ein solches Auge, den Richtern eigen, würde sämmtlichen Verhörs-Zwangsmitteln ein Ende machen; ja selbst der Magen eines Gourmands wäre nicht im Stande, seinen Inhalt vor einem solchen Blicke zu bergen. (Moravia.)

(Preßburg.) Se. k. k. Hoheit, der durchl. Erzherzog Reichspalatin kam am 31. v. M. statt Mittags erst Abends von Wien in Preßburg an, nachdem unterwegs bei Schwechat die Achse des Wagens brach, und nächst Hainburg der Wagen umstürzte. Die angekündete Reichsstzung wurde deshalb vertagt. (Pannonia.)

(Wien.) Die Kirchenlieder, welche die Zöglinge des Josephstädter Gymnasiums bei ihrem täglichen Gottesdienste zu singen pflegten, waren noch im verflossenen Jahre, wie dies an vielen der auswärtigen Gymnasien noch heute häufig der Fall ist, in einem verwahrlos'ten Zustande. Die zum größeren Theile sehr hübschen Hymnen, als: „Veni sancte Spiritus," „Aeterne Rector," „Lauda Sion," „Stabat mater," „Ave Maria stella," wurden in Melodie und Rhythmus so verunstaltet, daß hier und da die ursprünglichen Weisen nicht mehr zu kennen waren. Dazu der schläfrige gehetzte Unisono-Vortrag! — Dies veranlaßte den hochwürdigen Herrn Präfekten Rößler zu wiederholten Klagen über den allmähligen Verfall dieser Gesänge, was den musikkundigen Sekretär des Vereins zur Förderung und Verbreitung der Kirchenmusik, Herrn Joseph Ferdinand Kloß, ermunterte, die erwähnten Melodien zu regulliren, das Abweichende daran auf die natürliche, dem Gehöre zusagende Weise zurückzuführen und das Mangelhafte zu ergänzen. Dieser achtbare Komponist hat jene Melodien zugleich vierstimmig harmonisirt (für Sopran, Alt, Tenor und Baß), ließ sich aus den sämmtlichen Gymnasialsälen 50 sangfähigere Zöglinge vorschlagen, studirte mit ihnen während der Monate Oktober und November v. J., in wochentlichen drei Stunden die vierstimmigen Lieder ein, denen er überdies eine Hymne „ad Elevationem," ein „Pange lingua" und ein „Offertorium de Beata," das bekannte „O sanctissima" endlich eine Hymne „Pro conservanda Ecclesia" und ein Requiem sammt einem populären „Dies irae" (die beiden letzteren von seiner eigenen Komposition) beigegeben, und statt des allzuoftgebrauchten „Prosternimur credentes" für die Sonn- und Feiertage das herrliche deutsche Hochamt von Mich. Haydn, welches Herr Präfekt Rößler in ein klassisches Latein übersetzte, substituirt hatte. Seine uneigennützige Mühe hat sich auf eine überraschende Art gelohnt, denn der junge 50köpfige Chorus singt diese Gesänge mit einer Reinheit, Sicherheit und so würdevollem Ausdruck, daß Laien und Kenner wahre Andacht und Erbauung darin finden. Um nun auch die übrige Masse, die bisher schweigend anhören mußte, daran Theil nehmen lassen zu können, übergab Herr Kloß diese Gesänge dem Drucke; sie erschienen, Noten und Text vortrefflich gedruckt, mit Typen der Mechitaristen-Kongregation unter dem Titel: „Hymni a juventute literarum humaniorum studiosa C. R. Gymnasii Josephini scotarum piarum cantari solitil." Die allgemeine Benützung dieser herzerhebenden und melodienreichen Kirchengesänge von Studirenden wäre sehr wünschenswerth, und wir sehen es nur als eine Pflicht an, Vorsteher von Gymnasien und Instituten darauf aufmerksam zu machen. E.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. S. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 24. Samstag den 12. Februar. 1848.

Wien

Der n. ö. Verein gegen Mißhandlung der Thiere hielt am 9. d. M. im Musikvereins-Saale seine erste allgemeine Versammlung, worin er den gegenwärtigen Mitgliedern öffentliche Rechenschaft über seine bisherige Wirksamkeit und die Gebahrung mit dem Vereinsvermögen abstattete. Man mag eifern und spötteln, wie man will, wider die Vereine gegen Thierquälerei, so sind doch gerade sie eine der schönsten Blüten der Humanität, welche immer mehr und mehr der herrschende Genius des Jahrhunderts wird und den schweren Kampf mit Rohheit, Selbstsucht, Willkür und Barbarei siegreich besteht. Die allgemeine Theilnahme, welche diese Vereine in allen Kreisen der Gesellschaft finden, ist ein erfreulicher Beweis, wie tiefe Wurzeln schon echte und wahre Humanität bis in die untersten Volksklassen hinab gefaßt hat. So zählt der niederösterreichische Verein Mitglieder unter Dienstboten, Fleischhauern, Fiakern und Fuhrleuten, und im Interesse der Humanität wäre nur noch eine regere und thatkräftigere Theilnahme von Seite Jener zu wünschen, welche berufen sind, die Keime humaner Gesinnung und Sitte in den Herzen der Jugend zu wecken und zu pflegen, als Familienväter, Erzieher, insbesondere Volksschullehrer. Man entschuldige sich nicht, daß der wahrhaft Gebildete ohnehin kein Thier nutzlos quälen und in seinem Kreise Schonung gegen das Thier verbreiten werde, ohne eben Mitglied des Vereins zu seyn. An dieser Ausflucht trägt die menschliche Bequemlichkeit ihren guten Antheil, welche sich nicht gerne Verpflichtungen aufbürdet, und das Gute nur im Vorübergehen, und wenn es leicht sein kann, übt. Dazu sind aber die Vereine da, um mit vereinten Kräften sich gegenseitig zu unterstützen und diese menschliche Schwäche zu besiegen. Mögen sie sich nicht abschrecken lassen durch den Witz und die Satyre, welche auch diese Vereine zu einer willkommenen Zielscheibe machte. Was gibt es auf Erden, was nicht dem Spotte ausgesetzt war und seyn wird. Ja, ich glaube sogar, daß die Satyre eine treffliche Kontrolle gerade der Vereine gegen Thierquälerei seyn kann, welche sie vor Empfindelei bewahrt. Indem es das löbliche Streben dieser Vereine ist, als Anwälte des Thieres aufzutreten, seine Rechte als lebendes und empfindendes Wesen geltend zu machen, es gegen Mißhandlungen der Rohheit und des Unverstandes, welchen es als ohnmächtige Wehr nur Ausdrücke des Schmerzes entgegensetzen kann, zu schützen, streifen sie auf der anderen Seite in ihren letzten Bemühungen vielleicht nur zu nahe an die Gränze jener entgegengesetzten Verirrung des menschlichen Gemüthes, welche als lächerliche Empfindelei über einen todten Kanarienvogel bittere Thränen weint oder den gemästeten bissigen Schoßhund verhätschelt und mit Leckerbissen füttert. Vor dem Überschreiten dieser Gränze wird sie die Satyre bewahren, jenes Salz der Rede, welches den Geist vor Fäulniß

Digitized by Google

bewahrt. Wichtiger erscheint der Einwurf Jener, welche sagen, man solle lieber Vereine zum Besten der unglücklichen Menschheit gründen. O das klingt pharisäisch! Ist denn euer Herz so voll Menschenliebe, daß ihr keinen Platz für das Mitleid mit dem Thiere darin findet? Seht ihr denn nicht die tausend hilfreichen Hände, welche in zahlreichen Vereinen, die noch täglich im Wachsen begriffen sind, sich dem leidenden Mitbruder entgegen strecken, ihn der Armuth, dem Hunger, dem Elend, selbst der Sünde zu entreissen? Und hat der Mensch nicht seine Hände, seinen Verstand und freien Willen, sich aus der Noth zu erheben, und schützen ihn nicht die Gesetze gegen Willkür und Mißhandlung? An was aber kann das Thier appelliren, wenn nicht an das Mitleid der Menschen? Diese sehen in ihrer Kurzsichtigkeit nur den nächsten Zweck der Vereine, der sich allerdings auf den Schutz der Thiere beschränkt, aber die unendlichen Folgen, welche sie mittelbar durch die Entwilderung des menschlichen Gemüthes für die Menschheit selbst haben werden und müssen, ahnen sie von ihrem beschränkten Standpunkte nicht einmal. Denn die Vereine gegen Thierquälerei gehen der Rohheit und Grausamkeit an die Wurzel, und wenn erst das Unkraut ausgejätet ist, wird auf dem urbar gemachten Felde von selbst die herrliche Frucht echt humaner Gesittung entsprießen. Möge sich der Verein in seinem stillen, beharrlichen, für den Augenblick vielleicht wenig in die Augen fallenden Streben durch feindliche Angriffe nicht irre machen lassen, und kommende Jahre, die wir vielleicht nicht mehr erleben, werden die Gründer desselben segnen.

Die Reihe der abgehaltenen Vorträge eröffnete Herr Dr. Castelli, der Gründer des n. ö. Vereines gegen Mißhandlung der Thiere, mit einer Einleitung, worin er den Zweck des n. ö. Vereins gegen Thierquälerei, und eine Übersicht der in Deutschland errichteten Vereine auseinander setzte. Hierauf gab der Herr Sekretär des Vereins, Dr. Hammerschmidt, eine Übersicht über das bisherige Wirken desselben. Diejenigen, welche überraschende Resultate erwarteten, mögen die Kürze der Zeit und den schwierigen Kampf gegen Rohheit und Vorurtheile bedenken, welchen der Verein mit Erwachsenen zu bestehen hat. Sein Wirken muß erst in dem Kreise der Jugend feste Wurzeln fassen, und erst durch thatkräftige Unterstützung Jener, in deren Händen die Erziehung derselben liegt, kann er in der Zukunft segensreichen Erfolg hoffen. Seine bisherige Thätigkeit war mehr nur eine Einleitung zu künftigem Wirken und beschränkte sich auf Anregung eines Polizei-Gesetzes zum Schutze der Thiere, auf Preisvertheilungen für verdiente Mitglieder, auf Ausschreibungen von Prämien, Preisaufgaben verschiedener Art, unter andern für eine leicht faßliche Darstellung des Verhältnisses der Thiere zur gesammten Natur und dem Menschen, mit Hinweisung auf Dr. Schmarda's treffliches Werk: „Andeutungen aus dem Seelenleben der Thiere. Wien, 1846, bei C. Haas." Herr Dr. Eckel, Direktor des k. k. Thierarznei-Institutes, hielt einen geistreichen Vortrag über die Entwickelung der Humanität in den verschiedenen Geschichtsperioden, und hierauf einen speziellen, worin er in klarer und bündiger Weise die Vortheile der Brustbespannung des Zugviehes, vor der in einigen Gegenden unseres Vaterlandes noch immer üblichen Kopfbespannung aus physikalischen und physiologischen Gründen auseinandersetzte. Zur allmähligen Abschaffung dieser nicht nur das Zugvieh quälenden, sondern selbst durch dabei erzielten Kräfteverlust auch unökonomischen Jochbespannung hat der Verein namhafte Preise gesetzt. Da die Verhandlungen des Vereines im Drucke erscheinen werden, verweisen wir hierauf diejenigen unserer Leser, welche die näheren Details dieses, so wie der übrigen Vorträge und Vorschläge, zu wissen wünschen. Die Rechnungsverhandlungen des Vereines, die Wahl eines Protektors in der Person des verehrten Grafen Montecuculi so wie die Ersatzwahl einiger abgängiger Ausschußmitglieder nahmen den Rest der Zeit hin. Zum

Digitized by Google

Schlusse hielt Herr Castelli eine warme Anrede an die Versammlung, worin er sie bat, trotz aller Witzeleien treu auszuharren in ihrer Theilnahme.

Mit Vergnügen bemerkte man mehre Damen unter den Gegenwärtigen, und es ist ein erfreulicher Beweis für die allgemeine Theilnahme unserer Zeit an jedem schönen und ernsten Streben, wenn auch Frauen in diesen, der freundlichen Tonkunst geweihten Räumen nicht nur dann heimisch sind, wenn liebliche Harmonien den angenehm erregten Sinnen schmeicheln, sondern auch dann, wenn sie den höheren Harmonien des Geistes, der Humanität und ernster Wissenschaft lauschen können. Möge besonders unter ihnen, deren zarter Pflege die erste Leitung des kindlichen Herzens anvertraut ist, der Verein recht viele freundliche, wirkungsreiche Förderinnen finden. D. F.

— Das Eis der Donau, dessen Abgang man aus dem Flußgebiet der Residenz von Stunde zu Stunde erwartete, hatte am 10 d. M. Abends seinen Reisezug begonnen. Anfänglich schien die Sache gefahrdrohend, und am 9. Februar stieg Abends das Wasser im Donaukanale zu bedenklicher Höhe, sank aber plötzlich wieder. Nun konnte man — Dank den getroffenen Sicherheitsanstalten — der Entwickelung dieses schaurigen Dramas ruhiger entgegensehen. Jede Stunde Tageszeit mit einer Temperatur von mehr als 8° nimmt dem Eise an Stärke und Festigkeit; auch zeigte sich am 9. und 10. der Donaukanal gänzlich frei, während der Stoß in der großen Wasserstraße bei Nußdorf sich festgestellt hatte, und vor Einbruch der Nacht sich in Bewegung setzte, aber bald wieder feststand. Wer dachte in diesen Momenten, wenn er Abends ruhig sein Lager bestieg, nicht der Aufopferungen unserer Sicherheitsbehörden und des schweren Wachendienstes. Die eifrigen dirigirenden Polizei-Oberkommissäre der Bezirke Roßau und Leopoldstadt waren mit einem großen Theil ihres Dienstpersonals bereits mehre Nächte nicht aus ihren Kleidern gekommen, da sie jeden Augenblick bereit seyn mußten, die nöthigen Maßregeln zu ordnen und zu überwachen; der schweren Nachtwachen der Schiffer, Soldaten und vieler hundert Anderer nicht zu gedenken.

Karneval. Am 9. Februar ward der geschlossene Slaven-Ball im Sophienbadsaale abgehalten. Er war, was die Gesellschaft betrifft, einer der schönsten und gewähltesten in diesem Karneval. Die höchsten Stände hatten sich von diesem jährlichen Nationalfest nicht ausgeschlossen. Man bemerkte darunter Se. Durchl. den Fürsten Miloſch von Serbien. Eine Aufmerksamkeit für diesen hohen Gast war es, daß der k. k. Hofmusikball-Direktor, Strauß Vater, die Ihm gewidmeten Walzer von Constanze Geiger zum Vortrage brachte. Die Anwesenden nahmen an den zarten Weisen, deren liebliche Nuancen und feiner Aetherhauch in der meisterhaften Strauß'schen Instrumentirung und dem harmonischen Einklang seiner berühmten Kapelle sich noch weit mehr, als bei früheren Aufführungen bemerkbar machten, sichtlichen Antheil. Man dachte dabei vielfach der anspruchlosen jugendlichen Komponistin, deren reiches Talent, wie eine duftende Hyazinthe, im ersten Lebenslenz sich eben zu entwickeln beginnt und welcher die Vorliebe des, was Kenntniß und Urtheil von Musik betrifft, ersten Publikums der Welt, als belebende Sonne freundlich lacht. — Das Fest dauerte lange über die gemessene Zeit hinaus, und Vielen, der durch das heilige Vaterlandsgefühl verbrüderten Gäste winkte beim Scheiden jener Stern als Sonnenbote den Willkomm zu, welcher sie als Abendverkünder zum Feste geleitet hatte. C.

Tagesbegebenheiten. Nicht jedes Glück wird immer Glück, sagen unsere alten Weisen, was sich sehr oft und auch voriger Tage wieder bestätigte. Ein Techniker, der nach vielen Studien endlich das Glück hatte, sein heißersehntes Ziel zu erreichen: eine Anstellung, bei der Nordbahn nämlich, fuhr mit einer Lokomotive, welche, aus den Schienen gleitend, seine Flammen über ihn ergoß, so daß er ganz verbrannt wurde. Trauriges Glück! (Wanderer.)

— Der „Wanderer" erzählt folgendes Ereigniß: „Bei der letzten Wiener Ziehung am 5. Februar gewann ein israelitischer Handelsmann auf die drei ersten gehobenen Zahlen: 30, 27, 3 mit dem Einsatz von 11 fl. 40 kr. C. M. (terno secco) 14,000 Stück Dukaten oder 56,000 fl. C. M. Gesetzt hatte der Glückliche in der Kollektur, in der Stadt, Schultergasse, neben dem Sternhof." — So sehr wir auch dem Lotteriespieler diesen Gewinn gönnen und wünschen, daß es davon nicht einmal heiße: „Wie gewonnen,

Digitized by Google

so zerronnen", bedauern wir doch diesen seltenen und wunderbaren Glücksfall im Interesse Vieler, die mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht wohl vertraut sind und von den vielen Millionen Nieten nichts wissen, welche auf Einen so wunderbaren Treffer kommen. Die Wirkung eines solchen Falles ist leicht vorauszusehen. Es werden Viele, und leider großen Theils Dürftige — wenn es Vermögliche und in ihren häuslichen Verhältnissen geordnete Individuen nur zum Scherz oder gleichsam zum Spiele mit der launigen Fortuna versuchen, wie man aus Langweile um geringe Einsätze Karten spielt, hätten wir nichts dagegen — mit erhöhter Wuth ihre mühsam verdienten Kreuzer als Einsatz dem Ziffernspiel zuwenden; und ein so seltener, so außerordentlicher Glücksfall kann den Eifer, mit jedem, eigenem und oft auch fremden Opfer, seine letzte Frage an den Zufall zu stellen, nur vermehren. Darüber können wir uns nicht freuen! E.

Die Reisenden in der Klemme.

Erzählung aus dem Französischen *).

Es schlug eben 8 Uhr, erzählt Bellanger, und zwar an einem der schönsten Abende des Monats Juni, als wir in Mühlbach, einer kleinen Stadt in Siebenbürgen, ankamen. Wir hatten daselbst Umspann zu nehmen, nichts mehr und nichts weniger. Müdigkeit von der Reise bewog uns jedoch, meinen treuen Agathes und mich, hier zu übernachten. Mühlbach bildet eine einzige Straße, an deren beiden Enden befestigte Thore mit viereckigen Basteithürmen sich befinden, mitten durch dieselben rinnt ein Bach von drei Fuß Breite und zwei Fuß Tiefe. An dem einen Ende der Straße, des Baches und folglich auch des Städtchens, gegen Morgen zu erhebt sich eine gothische Kirche und dabei noch ein anderes, die Aufmerksamkeit fesselndes Denkmahl.

Unsere erste Sorge war, als wir den Marktplatz betraten, nach dem Gasthof zu fragen, der uns am nächsten war. Mühlbach hat drei Gasthöfe: den Löwen, den Regenbogen und den schwarzen Adler. An schlechten Wochentagen sind ihrer zwei zu viel, an Fest- und Markttagen jedoch würde ein halbes Dutzend nicht ausreichen. Das ist übrigens die Geschichte aller kleinen Orte der Welt. Wir hatten Unglück, denn wir trafen gerade zum Glockenfeste ein. Nicht das ärmlichste Strohlager war aufzutreiben. Alles wäre voll wie ein Ei, sagten die guten Leute. Was nun machen? — Welchem Heiligen sich empfehlen in solcher Lage? — So schön der Abend war, so konnten wir die Nacht doch nicht unter freiem Himmel liegen. Es mußte ein Ausweg ermittelt werden: wir waren nicht allein, wir hatten Pferde, Wagen, Kutscher, Alles war erhitzt, müde, hungrig, und verlangte ungestüm nach Ruhe.

Ein Handwerksmann, Zeuge unserer Verlegenheit, sollte zum Glück unser Retter werden.

„Wenn die Herren," sagte er zu uns auf deutsch, „vorlieb nehmen wollten, man könnte vielleicht . . ."

„Vorlieb nehmen!" warf mein Reisegefährte sogleich ein, „wir würden schlecht ankommen, wollten wir nicht. Sprechen Sie!"

„Ich weiß einen Ort . . ."

„In Mühlbach?"

„Ja, meine Herren."

„Und dieser Ort, Sie zeigen ihn uns?"

„Dort unten."

„Diese Laterne vorbei, rechts, dort hinauf?"

„Ganz recht."

*) In seinen „Humoristischen Bagatellen" bringt Herr E. Amthor diesen Schwank aus den Berichten eines französischen Touristen.

Digitized by Google

„Gotteslohn, mein Freund! indessen nehmen Sie das zum Andenken an uns und jene gute That, die Sie eben gethan."

Und sich zum Postknecht wendend, rief er: „Wohlan, Schwager, rechtsumkehrt, vorwärts!"

Wir fuhren hundert Schritte die Straße entlang; vor dem bezeichneten Hause angekommen, traten wir ein, ohne zu fragen, ob wir auch noch Platz bekommen würden. Den abgebrochenen Andeutungen jenes Mannes nach zu achten, waren wir darauf gefaßt, irgend eine in der Stadt verrufene schlechte Kneipe zu finden. Aber dem war nicht so. Ein Thorweg, ein schöner großer Hof mit Pferdeställen, Wagenschoppen und ein daranstoßender Garten: lauter Dinge, die zu einem comfortablen Gasthause gehören. Aber es herrschte hier tiefes Schweigen: eine seltsame Vordedeutung. Sollten wir auf den Scharfrichterhof von Mühlbach gerathen seyn? Unter solchen Betrachtungen waren wir vom Wagen gestiegen. Ohne Verzug betraten wir einen Saal zu ebener Erde; derselbe war einfach, aber sehr nett meublirt. Wir fanden daselbst zwei Personen, beide in große Lehnstühle gestreckt. Die eine, ein Frauenzimmer, schon bejahrt, eine ungeheure Brille auf der Nase, strickte; die andere, ein Greis, mit schneeweißem Haar und der ehrwürdigsten Miene, las in einer Bibel.

Bei unserem Eintritte erhob sich der Greis, kam uns entgegen, grüßte höflich und redete mich an: „Was wollen Sie?"

„Mein Herr," entgegnete ich, „ich spreche nicht deutsch."

„Dann, mein Herr," versetzte er sogleich in sehr reinem Französisch, „welchem glücklichen Umstande verdanke ich Ihren Besuch?"

„Einer späten Stunde, welche uns nicht erlaubt, heute noch weiter zu reisen," antwortete rasch Predesco.

„Und womit kann ich dienen?"

„Womit? . . . die Frage ist gut; — uns sogleich ein Mahl anzurichten und sodann einem Jeden von uns ein Nachtlager zu bereiten; dies sind zwei Dinge, die uns am dringendsten noth thun, unsern Kutscher mit seinen Pferden, die alle drei todtmüde sind, noch ungerechnet."

„Seyen Sie willkommen, meine Herren, Sie sollen haben, was Sie nur wünschen, jedoch mit Ausnahme eines Schlafzimmers, denn . . . aber ich sinne nach — wir wollen das schon machen."

Während unser Wirth diese Worte in einem augenscheinlich erkünstelten Tone der Stimme sprach, hatte er seiner betagten Gefährtin verstohlener Weise einen Wink gegeben, worauf diese lächelte.

Ich war erstaunt, ich gestehe es, nicht allein über die feine Sitte dieser Leutchen, sondern auch noch über die zierliche Ausdrucksweise des Alten. Mein Erstaunen hörte nur auf, da ich nun Gelegenheit hatte, die an sich ganz vernünftige Bemerkung zu machen, ein Gastwirth könne eben sowohl von den Gesetzen der Höflichkeit und des guten Anstandes durchdrungen, als auch Kenner mehr als einer Sprache seyn.

Während dem machte mein Reisegefährte sich's bequem. Ein Reisediener von Berlin wäre nicht unbescheidener gewesen.

„Machen wir Anstalt, wenn's beliebt!" schrie er, im Gemache hin- und hergehend und ein altes Lied von Bach pfeifend, welches er einmal in München gelernt hatte, „wir sterben vor Hunger."

„Das ist ein garstiges Übel, dem wollen wir gleich abhelfen."

Und uns zum Niedersitzen einladend und dabei auf eine Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung deutend, verließ unser Wirth mit seiner Frau das Gemach.

Digitized by Google

Zehn Minuten nachher erschien eine Person, welche wir, ihrem Aussehen nach, für einen Hausfreund hielten, und sprach zu uns mit fertiger Geläufigkeit: „Meine Herren, wollen Sie sich gefälligst in den Speisesaal bemühen?“

Neue Ursache zum Erstaunen: die Wirthin ihrerseits sprach ebenso geläufig Französisch, wie ein in Blois Geborener. Ich betrachte sie, sie grüßte mich anmuthig, und ich setzte mich an eine Tafel mit zwei Gedeck Lendenbraten auf Silber.

„Guten Appetit, meine Herren!“ setzte sie hinzu. „Sollten Sie etwas wünschen, dort ist die Schelle; wir sind zu Ihrem Befehl.“

Sie zog sich zurück, einem jungen Mädchen Platz machend, schön, wie man es nur im sechszehnten Jahre sein kann. Das Verführerische ihrer Reize wurde durch den vornehmsten Anstand und das leutseligste Betragen verfeinert. Dieses junge Mädchen begleitete eine dicke, hausbäckige Magd von eben so starkem Wuchse, mit Perlmutterzähnen, rothen Backen und groben Fäusten, wie aus der niederen Normandie stammend, welche eine Schüssel voll Erd- und Himbeeren trug, deren Duft berauschte.

„Meine Herren,“ redete uns die erstere mit bezaubernder Biegsamkeit der Stimme an, „es war schon etwas spät, wir konnten nicht mehr davon im Garten finden; es ist Alles, was wir haben pflücken können.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbesserungen des Gefängnißwesens in der Neuzeit.

(Schluß.)

Der Gefängnißarzt schreibt die ausgebrochenen Geisteskrankheiten durchgängig dem Laster der Onanie zu, wie überhaupt von sämmtlichen amerikanischen Ärzten geschieht. Die Wahrheit dieser Behauptung müssen wir dahingestellt seyn lassen, unwahrscheinlich klingt sie offenbar. Man glaubt in Amerika gewöhnlich, daß die meisten Krankheits- und Wahnsinnsfälle durch die Anlegung von Spazierhöfen, die gegenwärtig nur bei wenigen Gefängnissen vorhanden sind, wegfallen würden. Allerdings muß man den Einfluß der Bewegung in freier Luft hoch anschlagen, und wirklich fand Dr. Tellkampf, daß sich der Zustand in Gefängnissen mit Spazierhöfen viel vortheilhafter herausstelle, als in jenen ohne Höfe. Er setzt jedoch hinzu: „Bei Gefangenen von höchst lebhaftem Geiste und Gefühle bemerkte ich aber bei meinen Besuchen zu verschiedenen Jahren, daß selbst dort die geistige Schwungkraft abnahm, und daß der ungünstige Einfluß auf die Geisteskräfte überhaupt zuzunehmen schien.“ Mehre Gefangene klagten, sie seyen oft wirre im Kopfe, und sprachen die Überzeugung aus, daß sie das Ende ihrer Gefangenschaft nicht erleben würden. Im Allgemeinen macht die einsame Gefangenschaft auf die Deutschen in Amerika einen viel schlimmern Eindruck, als auf die Eingebornen. Jene haben viel Gefühl und Phantasie, während die Amerikaner der untern Klasse kalte Verstandesmenschen sind. Dies dürfte man bei etwaigen Einführungen des pennsylvanischen Systems in Deutschland sorglich erwägen müssen.

Der Gesundheitszustand der Auburn'schen Gefängnisse wird als günstiger geschildert, was bei der gemeinschaftlichen Arbeit und Bewegung sehr natürlich ist. Die hier und da vorkommenden ungünstigen Erscheinungen sind dem amerikanischen Verfahren zuzuschreiben. Man behandelt nämlich die Gefangenen mit der äußersten Strenge und zwingt sie zu übermäßiger Arbeit, wodurch viele Krankheitsfälle hervorgerufen werden. In den Anstalten von Harrisbury und Lancaster, wo Milde herrscht, war der Gesundheitszustand stets ein günstiger.

Über die Wirkung des Trennungssystems auf die Besserung der Verbrecher liegen sehr wenig Angaben vor. Nach den Berechnungen des Morallehrers für das Gefäng-

Digitized by Google

niß von Philadelphia waren von den im Jahre 1840 entlassenen 197 Sträflingen gebessert 20, von den 134 der beiden folgenden Jahre etwa 25. In Pittsburg glaubte man 1840 die Besserung von 20 Sträflingen unter 191 annehmen zu dürfen. Man muß jedoch nicht vergessen, daß unter den angeblich Gebesserten eine nicht geringe Anzahl von Heuchlern seyn wird. Überhaupt entscheidet sich die Frage über wirkliche Besserung durch das, was vorhin über die Gesundheitszustände gesagt wurde. Nur in einem gesunden Geiste kann ein sittlicher Keim Wurzel fassen — eine Deprimirung der Geisteskräfte gleicht dem Verfahren Van Aken's gegen seine wilden Thiere. Läßt die Bestien kurze Zeit Freiheit und gewöhnliche Nahrung wieder besitzen, so tritt die alte Wildheit abermals hervor. Diebe und liederliche Weibspersonen hält man auch in Amerika für unverbesserlich. Von schweren Verbrechern, die lange Zeit gesessen haben, nimmt man an, ihre Geisteskräfte seyen so sehr geschwächt, daß sie nach der Rückkehr in die Freiheit keinen Schaden mehr anrichten könnten. Das eine, unbestreitbare Gute hat das Trennungssystem, daß der Entlassene von Mitgefangenen nicht erkannt und zu neuen Verbrechen verlockt werden kann. Die Wirkung des Schweigsystems auf die Besserung der Gefangenen zeigt sich nicht günstiger, als die in unsern Zuchthäusern erzielte. Oft bildeten sich schon im Gefängnisse — da absolutes Schweigen nicht erreicht werden kann — Komplotte zu neuen Verbrechen, und die Entlassenen pflegten stets ihre besseren Genossen zur Theilnahme an Schandthaten aufzureizen. In den Gefängnissen, wo eine mildere Behandlung stattfand, besserte man mehr Verbrecher, als in den andern, welche die volle Strenge des Systems walten ließen.

In Europa haben England und die Schweiz mit dem amerikanischen Gefängnißwesen am meisten sich beschäftigt. In England regte zuerst Lord John Russel zu der Reform an, die dann von Sir Robert Peel fortgesetzt wurde. England hat gegenwärtig Mustergefängnisse zu London, Belfast, Perth und Bath, sämmtlich nach dem philadelphischen System, mit manchen Verbesserungen in der Bauart und in den innern Einrichtungen. Die Schweiz hat neue Strafhäuser in Lausanne und Genf nach dem Auburnschen, aber modifizirten System. In beiden hat man sich zu dem absoluten Schweigsystem nur ungern und nach und nach verstanden, ist aber durch die Erfahrung gezwungen worden, die Strenge immer mehr zu verschärfen. In Lausanne ergaben solche Gefangene, die nicht länger als zwei Jahre saßen, 22,07 Prozent Rückfälle, Gefangene von mehr als zweijähriger Haft blos 12,83 Prozent. Die Verschärfung der Haft äußerte auf die Zahl der Geisteskranken keinen Einfluß. In Genf verminderte sich nach Einführung der strengen Hauszucht die Zahl der Todesfälle von 1 zu 28,6 auf 1 zu 29,6. Wahnsinn kam fast dreimal so häufig vor als in Lausanne, und doch sollen die Einrichtungen in Genf die besseren seyn. Man sieht schon aus diesem einen Falle, wie schwer es ist, aus den Erfahrungen, die man hier und dort macht, allgemeine Regeln zu ziehen.

Aus Frankreich liegen genaue Nachrichten vor über das Pariser Gefängniß in der Straße La Roquette, wo 500 Kinder detinirt werden. Man hat dort das anfänglich befolgte Auburn'sche System mit dem philadelphischen vertauscht. Man gestattet tägliche Spaziergänge, ertheilt Elementarunterricht, wirkt ununterbrochen durch Geistliche ein, und schildert die Resultate als sehr günstig. Dasselbe Urtheil wird über die pennsylvanische Strafanstalt gefällt, die Graf Skarbeck in Warschau gegründet hat. Dänemarkt huldigt beiden Systemen, indem es bei kurzer Haft das pennsylvanische, für längere das Auburn'sche einführen will. In Schweden und Norwegen bereitet man die Einführung des Trennungssystems vor, für das der jetzige König als Kronprinz in einer Schrift (Über Strafen und Strafanstalten, deutsch von Julius) warm Partei genom-

Digitized by Google

men hat. In Italien scheint das pennsylvanische System nach und nach die Oberhand zu gewinnen. Auf dem Gelehrtenkongreß zu Padua sprachen sich 26 gegen 4 Stimmen für dieses System aus. Im Jahre 1846 fand zu Frankfurt a. M. ein Kongreß von Freunden der Gefängnißreform statt, zu dem aus allen Staaten Europa's und auch aus Nordamerika Besuchende eintrafen. Es waren gekommen: Dwight aus Boston, Lurasco aus Italien, Grochorow aus Rußland, Russel aus England, Ducpétiaux aus Belgien, Démtert und Suringar aus Holland, Moineihen aus Norwegen, Graf Sparre aus Schweden, Ferriére aus Genf, Mittermaier, Welker, Freiherr v. Closen u. A. m. Wir können in die Verhandlungen dieser Versammlung nicht näher eingehen und bemerken nur das Resultat derselben. Die Versammlung beschloß einmüthig: daß die Einzelhaft als Regel auch für Verurtheilte gelten soll, jedoch so, daß ihnen der tägliche Genuß der freien Luft, moralischer, religiöser und intellektueller Unterricht, Theilnahme am Gottesdienst, sowie täglicher Besuch vom Direktor, vom Arzt, Geistlichen und von einem Mitgliede des Aufsichtskomité und der Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnisse zu Theil werden soll. Auch für die zu längerer Haft Verurtheilten soll die Einzelhaft mit all' den stufenweisen Erleichterungen, welche mit dem Prinzip der Separation vereinbar sind, eingeführt werden.

In Deutschland befolgt Sachsen seit 1832 ein dem Auburn'schen annäherndes System. Die Einführung des pennsylvanischen Systems hat in jüngster Zeit Preußen beschlossen und darnach eine Musteranstalt bei Berlin gebaut. Dabei müßte nothwendig eine bedeutende Herabsetzung der jetzigen langen Dauer der Freiheitsstrafen vorangehen, da die Isolirungshaft mindestens doppelt so hart ist, als die Zuchthausstrafe. Am meisten empfiehlt sich die Einrichtung, die jetzt auch in England Anklang findet, daß man die Gefangenen höchstens 12 – 18 Monate in Einzelzellen läßt und sie dann entweder in Verbrecherkolonien abführt, oder in eine andere Gefängnißabtheilung zu gemeinschaftlicher Arbeit übergehen läßt. Die Errichtung von Verbrecherkolonien wäre in allen Fällen höchst wünschenswerth, da immer eine bedeutende Anzahl Rückfälliger bleiben wird, die durch Verbannung oder durch lebenslängliche Haft unschädlich gemacht werden müssen

N. C. L.

Räthsel.

Einst gab's ein scheußlich Ungeheuer,
Dem Poesie und Tapferkeit
Gar manches tolle Abenteuer
Und manchen guten Pero geweiht.
Jetzt ist's ein Spielwerk nur des Knaben,
Fast körperlos — nur Kopf und Schwanz,
Das, hoch zwar über ihn erhaben,
Ihn minder schreckt als ein Popanz.
Doch wenn er mit dem Kinderschwerte
Den weichen Kopf vom Leib' ihm streift —
Dann ist's ein wild'res Ungeheuer,
Als jenes noch aus alter Zeit,
Denn Feuer kämpft nun gegen Feuer,
Und Hasses Flamme nähret den Streit.

Balduin.

Bosco's Salon. Sonntag, den 13. Februar, findet die Letzte Vorstellung in der geheimen egyptischen Zauberei in Herrn Bosco's Salon: Haarmarkt, Nr. 733, Stall. Anfang: präcise halb 6 Uhr. — Das Nähere enthält der Anschlagzettel.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauer" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 25. Montag den 14. Februar. 1848.

Die Reisenden in der Klemme.

(Fortsetzung.)

Wir waren ganz versteinert; mir fiel die Gabel aus den Händen; ich betrachtete einmal um das andere das junge Mädchen, ihre Magd und ihre Erdbeerschüssel; hierauf, wie ein Mensch, welcher plötzlich aus einem Traume erwacht, rief ich:

„Verzeihung, mein Fräulein, Sie sind Französin?"

„Keineswegs, mein Herr, ich bin Sachsin."

„Sie sind in Frankreich gewesen?"

„Niemals."

„**Parbleu!**" versetzte ich, als sie sich zurückgezogen hatte, „seltene Wirthsleute das, Gastwirthe, wie man sie nicht mehr sieht, wie man sie noch nie gesehen hat und wie man sie nie wieder sehen wird. Was sagen Sie dazu, Predesco?"

„Ich! — ich sage, wenn der Kaiser Ferdinand nur Etwas auf meine und auf Ihre Hochachtung hält, so bin ich sicher, er befiehlt allen Gastwirthen in seinem Reiche, also französisch zu sprechen."

„Sie haben sehr recht! Es ist so erfreulich, vaterländische Töne um sich lispeln zu hören, zumal in einem fremden Lande, mehr als hundert tödtlich lange Meilen von seiner Heimat entfernt."

Mit zwei Bissen war die Mahlzeit beendet.

„Wissen Sie," murmelte mein Reisegefährte, sich behaglich streckend, „daß wir dadurch, daß die drei ersten Gasthöfe von Mühlbach besetzt waren, nichts eingebüßt haben?"

„Ich glaube es wohl," entgegnete ich und öffnete den Mund.

„Wir werden bedient wie die Prinzen."

„Ja, aber wahre die Gulden! denke an die Zeche!"

„Mein Lieber, jede Arbeit verdient Lohn. Wenn wir bei uns zu Hause Kosten für die Ausschmückung unserer öffentlichen Hôtels tragen müssen, so ist wohl das Wenigste, hier die französischen Lektionen unserer braven Wirthsleute zu bezahlen. Nun, für jetzt, lassen wir das dahingestellt seyn: alles, was schläft, will speisen; aber wer gespeist hat, möchte wieder gern . . . ."

„Schlafen, nicht wahr?"

„Sie sind sehr scharfsinnig. Wie spät ist es?"

„Halb eilf Uhr."

„Teufel! und morgen müssen wir schon vor Tagesanbruch wieder auf dem Wege seyn. Keine Minute ist zu verlieren, schellen wir! . . . Kellner! Kellner! . . . Wie? Keine Antwort? Das ist doch seltsam!"

Digitized by Google

Wir zogen von Neuem die Klingel: Niemand! Sollten wir uns vielleicht in einem abgelegenen Zimmer befinden, oder vielmehr, will man uns auf die Probe stellen? denn es ist unmöglich, daß man uns nicht sollte gehört haben. Wüthend darüber, hob mein Reisegefährte an aus Leibeskräften zu schreien, ja zu heulen, zu toben mit Händen und Füßen. „Ich bezahle," rief er, das Tafelgeschirr untereinander werfend, „folglich will ich auch bedient seyn!"

Herr von Predesco war sehr jähzornig, er war, wie die Leute sagen, kurz angebunden, sonst ein guter Junge, fröhlicher Gesellschafter, geistreich, feurig, großmüthig, verwegen, aber gebieterisch wie ein Selbstherrscher, glich er einem Sturzbache: wenn sein Ungestüm aufbrauste, fuhr er, anstatt rechts oder links auszuweichen, gerade durch, den Damm durchbrechend und mit seinen Fluten fortreißend.

„Untersuchen wir die Sache!" sprach ich zu ihm, um seine Hitze zu mäßigen.

„Was?"

„Wir haben zwei Kerzen: nehmen Sie diese da, ich die andere, und gehen wir."

„Wohin?"

„Auf Entdeckung."

„Und was wollen Sie entdecken, hier?"

„Ein Schlafgemach und ein Bett, wenn nicht zwei."

„Es sey, also vorwärts!"

„Wir wanderten durch ein Zimmer, durch zwei, durch drei, alle unbewohnt, alle mit ernster Pracht meublirt, alle düster und dunkel. Eine Stiege hemmt unsern Schritt; wir eilen hinan. Oben, im ersten Stockwerk angekommen, hören wir singen: es ist die Stimme eines jungen Mannes, rein, wohlklingend, wie die Tschatscheks, melodienreich, wie die von Duprez. Ein Künstler mitten in Siebenbürgen, ein Rubini, ein Lablache hundert Meilen von Wien. Wir horchten. Der Gesang, ein Stück von Joseph Haydn, hat uns gerührt, bezaubert. Der neue Orpheus hat plötzlich den Zorn meines „rasenden Rolands" besänftigt. Herr von Predesco ist geborener Musiker. Die Musik übt über ihn eine despotische Gewalt aus. Wäre er allein gewesen, vielleicht daß ihm die Thränen über die Wangen gerollt wären. In meiner Gegenwart bezwang er sich. Seine Bewunderung brach in folgenden moldau-walachischen Superlativ aus:

„Preabené!"

Das ist das Bravissimo unserer Kunstenthusiasten.

So herrlich indessen dieser Gesang war, so konnte er uns doch nicht die ganze Nacht fesseln, im Fall es dem Künstler beliebt hätte, also die Zeit auszufüllen, welche alle Sterbliche für gewöhnlich einem ganz andern Geschäfte widmen. So weit ging unsere Musiksucht schon nicht.

Auf Haydn folgte Spohr, und diesen sollte wahrscheinlich ein anderer großer Meister ablösen, und so hätte uns der Tag noch auf der obersten Treppenstufe, unser Licht in der Hand, überraschen können; eine wenig erquickliche Stellung.

„Was sagen Sie dazu?" hatte ich schon dreimal hintereinander Predesco gefragt.

„Ich sage," erwiederte er endlich, „daß dieses Konzert ein wenig lang zu werden droht."

„Treten wir ein?"

„Thun wir das."

Die Thür des Künstlers war halb offen, wir klopfen an und treten ein. Etwas überrascht von der Art und Weise, sich ohne Umstände bei den Leuten einzuführen, kam er uns entgegen, mit einem leichten Anflug von Gereiztheit im Gesicht; aber alsbald überlegend, daß wir fremd wären, bemeisterte er sich und redete uns erst deutsch,

Digitized by Google

dann ungarisch, dann lateinisch, hierauf griechisch und endlich in sehr gutem Französisch folgendermaßen an:

„Meine Herren, Sie verfehlen ohne Zweifel die Thür."

Was bedurften wir? Ein Zimmer, so klein als es immer wäre, und ein Bett, in Ermanglung von mehr Platz. Nun, das Gemach, welches der junge Mann behauptete, war groß, gut meublirt, versehen mit einem deutschen Bett, dessen übergroßer Umfang etwas sehr Verführerisches besaß. Im Augenblicke hatten wir unsere Batterien aufgeführt und unsern Eroberungsplan entworfen.

„Mein Herr," gegenredete mein Reisegefährte mit ernster Würde, „ich bitte sehr um Verzeihung, aber es däuchte mir, als ob man Sie unten gerufen hätte."

„Glauben Sie?"

„Ich könnte sagen, ich bin davon überzeugt."

„Das ist etwas Anderes. Entschuldigen Sie, meine Herren, ich bin augenblicklich der Ihre."

„Wozu? Wir hindern Sie gar nicht, mein Herr!"

Er ging hinab; Predesco schloß die Thür und schob den Riegel vor.

„Was sagen Sie dazu?" fragte er, auf mich zugehend.

„Ich sage, mein Lieber, daß Sie es auf eine bewunderungswürdige Weise verstehen, in einen Platz einzudringen. Aber Sie werden mir erlauben hinzuzufügen, daß ich dieses Verfahren etwas tatarisch finde."

„Bah! das ist guter Kriegsgebrauch. Auf Reisen sind die Bewilligungen Betrügerei."

„Sie sprechen wie ein Musterreiter."

„Traun! Es scheint, als habe dieser Herr kein Reisegepäck; ich sehe keins hier."

„Er ist aus der Umgegend."

„Desto besser! so muß er hier bekannt seyn; er wird um so leichter ein Lager anderswo finden."

„Und wenn er böse wird?"

„Das zeugte von einem sehr schlechten Charakter."

(Schluß folgt.)

Dr. Hammerschmidt's Beschäftigungsanstalt.

In einem Berichte über diesen ersten Versuch des Wiener-Kreuzervereines zur Unterstützung arbeitsuchender Personen, welchen Herr Hammerschmidt in seiner achtungswerthen Zeitschrift für den Landwirth ꝛc." ablegt, werden nach einer das Wollen und Wirken des „Kreuzer-Vereins" darstellenden Einleitung folgende Details über den *ersten* Versuch, einen Zufluchtsort für Arbeitsuchende zu gründen, gegeben. Wir bemerken dazu, daß dieser Versuch, von einem Privatmanne, von einem Literaten und Redakteur — also keinem Geldmenschen ausging, dem Gold und Mittel in Fülle zu einem so schwierigen Beginnen zu Gebote standen. Man sieht aus dem Gelingen dieses Anfangs, daß die wahre Menschenliebe nur *wenig* bedarf, um *viel* des Guten zu thun. Wer könnte die nachstehenden Resultate lesen, ohne lebhaft ergriffen zu werden!

„Von der Überzeugung durchdrungen, daß fester und guter Wille für einen edlen Zweck auch Kraft, Muth und Gedeihen schaffe, und von dem Wunsche erfüllt, der dringendsten Noth und Arbeitslosigkeit, wenigstens so weit die geringen Kräfte des Einzelnen reichen, zu begegnen und durch ein praktisches Beispiel die Ausführbarkeit und Wohlthat solcher Anstalten darzuthun, unternahm ich es, versuchsweise die Idee einer

Digitized by Google

Beschäftigungs-Anstalt in der einfachsten Form zu verwirklichen und die erste Beschäftigungs-Anstalt des Kreuzer-Vereins in's Leben zu rufen. Meine Gattin und Tochter haben mit beispielloser Aufopferung und menschenfreundlicher Hingebung die unentgeltliche Leitung der weiblichen Beschäftigungsanstalt übernommen, welche am 4. November 1847 eröffnet wurde. Es wurde von der Ersteren in dem Hause Landstraße, Ungergasse Nr. 386, zu diesem Zwecke eine Wohnung unentgeltlich überlassen, und mit einem Zentner 25 Pfund Wolle, welche der Kreuzer-Verein zur Verfügung stellte, der Anfang gemacht. Das bisherige Ergebniß weiset nach, daß diese Anstalt binnen 2½ Monaten 250 Personen, darunter 50 in der Anstalt selbst, die übrigen außer Hause beschäftigte. Verfertiget wurden an Strickereien 661 Socken, 218 Strümpfe, 117 Kinderstrümpfe, 54 Kinderleibchen und Häubchen; an bestellter Handschuharbeit 1120 Paar Handschuhe, außerdem wurde Verschiedenes an Häckelei, Weißnäherei und Stickerei in der Anstalt gearbeitet. Für den Absatz der bisher gelieferten Waaren ist auf mannigfache Weise gesorgt, theils durch Abnahme der sämmtlichen Handschuhe durch die Handschuhfabrikanten Herren Wiedemann und Ehrenwein, theils durch Bestellungen, die bereits eingingen.

Der Absatz wird gesichert durch den billigen Preis, um den die Anstalt die Arbeit erzeugt, da der Verein einerseits keinen Gewinnst beabsichtigt, andererseits als Grundsatz festsetzt, daß der Arbeiter in der Anstalt nur ein Minimum des gewöhnlichen Arbeitslohnes, nämlich nur 8—20 kr. C. M. täglich erhält. Bei der Handhabung dieses Grundsatzes wird man dem Vereine nicht den Vorwurf machen können, daß derlei Anstalten dem Gewerbsstande oder der Industrie taugliche Arbeiter entziehe, oder die Arbeit vertheuere, der Arbeiter selbst aber wird sich durch den geringsten Arbeitslohn, den er hier erhält, bestimmt finden, die Arbeitsanstalt nicht als eine Faulenzerstube zu betrachten, um behaglich auf der faulen Haut zu liegen und halbe Arbeit zu liefern, er wird veranlaßt, sich anderwärts einen besseren Verdienst zu suchen, die Anstalt nur als eine vorübergehende Unterstützung, nur als eine zeitweilige Beschäftigungs-Anstalt schätzen lernen, die ihn eben nur vor der dringendsten Noth schützt, wodurch er sich eine warme Stube, Licht und die dringendsten Lebensbedürfnisse verschaffen kann. Durch die fernere Einrichtung, daß sich die Anstalt nicht mit jeder Arbeit begnügt, sondern streng eine ordentliche und gute Arbeit fordert, und eine geregelte Hausordnung handhabt, werden jene Nachtheile, an welchen derlei Institute nur zu oft kränkeln, beseitigt und der Vorwurf vermieden, daß sie statt Arbeit zu unterstützen nur Müßiggang und Faulheit fördern, die Arbeiter verwöhnen und schlechte Arbeiter bilden. Man kann in dieser Beziehung nicht unerwähnt lassen, wie sich bei dieser Gelegenheit oft die wirkliche Arbeitsscheue einzelner Individuen kund gibt, zu deren Anzeige an die polit. Behörden und Abschiebung, insoferne sie nicht hierher zuständig, Veranlassung genommen werden dürfte; so wie anderseits wirklicher Fleiß und Thätigkeit; Genügsamkeit mit dem anfänglich kargen Verdienst, Unverdrossenheit, ordentliches Benehmen und unverschuldete Verarmung bereits vielfach in dem kleinen Kreise der Vereinsmitglieder durch Anempfehlung und Verwendung anderweitige Unterstützung und bessere Subsistenz erhielt. Von den 50 in die Anstalt Eingetretenen wurden täglich 20—30 beschäftigt, manche der Ausgetretenen zeigten sich als unordentlich und unverwendbar, oder wurden ausgewiesen; manche sind wieder in Dienste getreten, oder wurden vom Verein untergebracht. Der größte Theil benimmt sich ordentlich und erkennt dankbar die Wohlthat, welche ihm zugeht. Wesentlich kömmt es wohl darauf an, daß auch Arbeitsgeber diese Anstalten unterstützen und, was bisher leider noch zu wenig geschah, diesfalls die Anstalt in Anspruch nehmen möchten, sey es durch Bestellung und Abkauf von weib-

Digitized by Google

lichen Handarbeiten aller Art als: Strickereien, Häcklerei, Weißnäherei, Weiß- und farbige Stickereien, oder durch Selbstbeschäftigung von Arbeitern. — Es haben sich ein halb Tausend von Personen in der Vereinskanzlei gemeldet, welche Arbeit suchen, aber noch nicht 10 Personen, welche Dienstsuchende beschäftigen wollten. Der Verein allein kann, wenn er in dieser Beziehung von dem Publikum nicht unterstützt wird, seinen weit umfassenden Zweck nur unvollkommen erfüllen. Eine geschätzte Stimme im „Wiener Zuschauer" bemerkt diesfalls in Nr. 9 sehr richtig: „Nebst den Armen und Arbeitssuchenden würde selbst das Publikum dadurch gewinnen und für seine wohlthätigen Beiträge entschädigt; denn wie groß auch die Noth geschildert wird, wie zahlreich die Hilfsbedürftigen an allen Quellen sich einfinden, wie sehr über Mangel an Verdienst Klage geführt wird — es versuche nur Einer, welcher einen Arbeiter, Taglöhner braucht, sich verläßliche und dem Bedürfnisse entsprechende Hilfeleistung zu verschaffen! Eine vermittelnde Anstalt dieser Art, die zugleich das Betragen, den guten Willen und die Tüchtigkeit der Arbeiter überwachen und nach Möglichkeit verbürgen könnte, stellt sich als ein wahres Bedürfniß dar; dem Dienstsuchenden, wie dem Dienstgeber, müßte sie gleich wünschenswerth und ersprießlich seyn."

Derlei Anstalten, wenn sie nicht zu ausgedehnt, dabei zweckmäßig und ökonomisch organisirt sind, werden ordentliche und wohlfeile Waare liefern, und sohin auch zu mancher industriellen Spekulation Gelegenheit geboten seyn, da man sich wenigstens auf einige Zeit wohlfeile Arbeiter zu verschaffen im Stande wäre, welche der Verein aus den in seinen Anstalten verwendeten ordentlichen Personen zuweisen könnte. — Die kleine Unterstützung, welche ich durch die Veranstaltung eines Konzertes am 6. Jänner 1848 diesem Unternehmen in einem Reinertrage von 400 fl. C. M. zugewendet, deckt die Regie dieser Unternehmung selbst bei einer nunmehr möglich gewordenen Vergrößerung des Lokales auf mehrere Monate. Der Betrag von 200 fl. C. M. wird demnach von dem Vereine zur innern Einrichtung und als Arbeitslohn, der weitere Betrag von 200 fl. C. M. auf Anschaffung von Stoffen zur Verfertigung von Kleidungsstücken verwendet. Bereits wird an diesen Gegenständen in der Anstalt gearbeitet, um sie an dürftige arbeitssuchende Personen zur Deckung ihrer Blößen zu verschenken.

Auch für männliche Individuen wurde versuchsweise eine zweite Beschäftigungs-Anstalt des Kreuzer-Vereins auf der Landstraße eröffnet, wozu Hr. F. Wotypka, Hausinhaber und Armenvater, welcher die Leitung bereitwilligst übernahm, in dem Hause Landstraße, Krongasse Nr. 427 unentgeltlich eine Wohnung überließ; 30 Personen werden darin mit Korbflechterei beschäftigt und ihnen ein täglicher Verdienst von 8—12 kr. C. M. in einer warmen Stube verschafft.

Wenn nach dem vorliegenden Rechnungs-Abschlusse der geringe Kostenaufwand von circa 40 fl. C. M. monatlich für Beheizung, Beleuchtung und die erste Einrichtung, zur Unterhaltung von 250 Personen genügte, bei einer weiter ausgedehnten Wirksamkeit und einen durch Bestellungen geregelten Absatz der Waaren aber ein noch günstigeres Resultat zu gewärtigen ist, so dürften diese obschon noch geringen Erfolge der von mir begründeten ersten Beschäftigungs-Anstalt des Kreuzer-Vereins in staatswirthschaftlicher socialer und humanistischer Beziehung einer Beachtung und Nachahmung nicht unwürdig erscheinen, insbesondere wenn man bedenkt, daß von einem einzelnen untergeordneten Staatsbürger mit unbedeutenden Mitteln, nur durch seine von der edelsten Uneigennützigkeit und Menschenliebe erfüllte Gattin und Tochter unterstützt, eine Anstalt begründet und in's Leben gerufen wurde, in welcher seit 2½ Monaten 250 Personen beschäftiget werden; — wenn man beachtet, daß für Viele

Digitized by Google

darunter der ihnen gewordene tägliche Verdienst von 8—12 kr. C. M. der einzige Verdienst war, womit sie ihr Leben fristeten, daß mancher Person eine künftige bessere Existenz dadurch geboten, manche Noth, mancher Kummer gemildert wurde! So geringfügig diese Anstalt der allgemeinen Noth gegenüber erscheinen mag, so hat sie doch vielseitig selbst die öffentliche Armenpflege unterstützt, viele Arbeitssuchende wurden von den Herren Armeninstituts-Vorstehern und Pfarrern an die Anstalt gewiesen, und fielen dadurch der öffentlichen Armenpflege nicht zur Last!

Mögen Andere unter günstigeren Verhältnissen zum Heile der Menschheit glücklichere Erfolge erzielen! Mögen recht viele Menschenfreunde, durch den Augenschein von der Wohlthätigkeit dieses Instituts sich überzeugen und sich zur Nachahmung bestimmen! Möge dem Vereine welcher so gemeinnützige Tendenzen befördert, durch größere Unterstützung und allgemeinere Anerkennung von Seite des Publikums auch die größere Ausdehnung seines Wirkungskreises, und damit die Erfüllung aller beabsichtigten Vereins-Zwecke ermöglichet werden!"

Etwas für Kunstrichter.

Bekannt ist die Feinheit und Urbanität der Attiker, die selbst unbestreitbare Urtheile und sichere Thatsachen in der Form und im Tone des Zweifels und der Unentschiedenheit aussprachen. Andere Zeiten, andere Sitten. Heutzutage tritt man, von dem Bewußtseyn des Fortschrittes gehoben, fester auf; man genügt sich nicht mehr in einer Person, man will für mehrere gelten und liebt es, das eigene, keineswegs immer auf Erkenntniß gegründete Urtheil als entschiedenen Ausspruch der gesammten Gelehrtenwelt hinzustellen; daher man sich gern des Wörtchens „wir" bedient, wodurch man vielleicht auch seiner Behauptung zugleich ein größeres Gewicht zu geben und etwaige dreiste Gegner im Voraus einzuschüchtern meint. Allerdings gibt es auch ein bescheidenes Wir; aber das Gegentheil bedeutet dieses Wörtchen überall, wo es von der Person des Redenden (Schreibenden) allein verstanden werden kann, was immer der Fall ist bei Kunstrichtern ohne Kunstkenntniß, die man Akritiker, Kritiker ohne Kritik nennen könnte. Diese sind es ohne Zweifel, welche Schlegel gemeint hat, da er sagte:

„Der Choliambe ist ein Vers für Kunstrichter,
Die immerfort voll Naseweisheit mitsprechen
Und eins nur wissen sollten, daß sie nichts wissen."

Der Choliambe, auch Skazon genannt, ist ein jambischer Vers, der im sechsten Fuße hinkt; die gemeinten Kunstrichter kommen auch, sie mögen noch so keck auftreten, gar bald in's Hinken *)!

A. Wilhelm.

*) Bei dieser Gelegenheit mag ein anscheinend unbedeutender Druckfehler im „Zuschauer" berichtigt werden, damit nicht etwa ein Kunstrichter gerechten Anstoß daran nehme. Es hat sich in Nr. 4, Seite 31 ein h statt eines d eingeschlichen und großes Unheil angerichtet. In dem bezogenen Verse von Heratius ist nämlich adhibe (Daktylus) statt des bedeutungslosen adhibo (Anapäst) zu lesen. A. W.

Miscellen.

(Indien, eine andere Welt.) Wir haben neulich von dem Prunk und Flitter erzählt, mit welchen der König von Aud dem brittischen Statthalter Ostindiens entgegengekommen war. Nun berichten die ostindischen Zeitungen von der Zusammenkunft Beider in Lacknau, der Hauptstadt des mediatisirten Königreichs Aud. Der König, der ihm zuerst nach dem benachbarten Caunpur am Ganges (vergl. Zuschauer S. 143)

Digitized by Google

zur Begrüßung entgegengekommen war, und zwar mit einem Gefolge von beinahe 50,000 Menschen, war in seine Residenz zurückgeeilt, um würdige Empfangsanstalten zu treffen. Ein Berichterstatter desselben Blattes d. d. Lacknau, 18. November 1847 schildert den Einzug also: „Gestern Morgens verkündigten die Kanonen den Abgang des Königs, um den Generalgouverneur einzuholen, der ungefähr 10 engl. Meilen von der Stadt sein Lager aufgeschlagen. Bei ihrer Begegnung umarmten sie einander nach Landessitte. Der Zug bewegte sich dann nach dem Palaste Schah Mungel in folgender Ordnung: Musiker auf fünf Elephanten (die Gestelle, in denen sie saßen, von den wunderlichsten Formen, als Schiffe, Fische, Kastelle u. dgl.); Reiterei in geflochtenen Panzerhemden; der Wessir auf einem reichgeschmückten Elephanten; königliche Garden zu Pferd und auf Kamelen; Kesseltrommeln zu Pferd; Lanciers in blauer, Dragoner in gelber Uniform; 50 Kamelreiter; Musiker zu Pferd; leichte unregelmäßige Reiterei; roth- und blaue Lanciers; Kamele und Elephanten; Reiter mit Fahnen und Flaggen; Elephanten; der König und der Generalstatthalter auf einem kostbar geschirrten Elephanten in einer Hauda von gediegenem Gold und Silber, Lord Hardinge in voller Uniform zur Rechten sitzend, Hadsched Ali Schah eine strahlende Krone auf dem Haupt, Juwelenspangen und Perlenschnüre von unermeßlichem Werth um Hals, Arme und Beine, in grüner Sammetrobe, zur Linken europäische Damen und Herren mit einheimischen Höflingen vermischt auf vierzig Elephanten mit silbernen Haudas; Offiziere auf Pferden und Elephanten, Lanciers u. s. w., englische reitende Artillerie, prächtige Palankine, mit Gold und Silber, Brokad und Sammet bedeckt, mit den Wedeln des Königs, von Dienern in schimmernder Livre getragen; des Königs Staatswagen, reich und prächtig, aber überladen und wenig geschmackvoll; endlich mehre eingeborne Regimenter der ostindischen Kompagnie. Der König und Lord Hardinge stiegen im innern Hofe des Palastes ab und wurden in Palankinen die Marmorstufen hinaufgetragen. Sie gingen dann Arm in Arm (Hardinge hat bekanntlich nur einen) zum Frühstück. Die Verandahs rings um den Hof waren mit des Königs Soldaten und Hofdienern besetzt. In den verschiedenen zum Haupttheile des Palastes führenden Höfen spielten Wasserkünste in marmornen Einfassungen. Überall seidene Fahnen und Tafeln mit ehrenden Aufschriften für Lord Hardinge und seine Siege am Sutledsch; die Namen Mudki, Sobraon, Firosschah prangten in silbernen Buchstaben." Die nächsten Tage aber folgten nun allerlei Feste von barbarischem Prunk auf einander: große Gastereien, Bälle und Thierkämpfe, die am Hofe von Aud besonders beliebt zu seyn scheinen, Kämpfe zwischen Büffeln und Tigern, Bären, zwischen einem Esel und einer Hyäne u. dgl. Der König verehrte dem Generalstatthalter einen werthvollen goldenen Harr d. h. Kranz, und jeder englischen Dame einen solchen von Silber; die Generalstatthalter dürfen aber solche Geschenke der indischen Fürsten bekanntlich nicht für sich behalten, sondern von Zeit zu Zeit werden dieselben in Calcutta zum Besten des Staatsschatzes versteigert. Unmittelbar vor des Generalstatthalters Abreise von Lacknau ward des Abschiednehmens wegen ein Durbar gehalten, an dessen Ende der König von Aud, begleitet vom Generalstatthalter, von des Königs Minister, von dem Residenten und dem Sekretär des Gouvernements, sich in ein Privatzimmer zurückzog, wo die Gesellschaft beinahe eine Stunde lang beisammen blieb. Was bei dieser Gelegenheit vorging, ist noch nicht bekannt: jedoch soll des Königs Antlitz, als die Gesellschaft wieder sichtbar ward, sehr zufrieden ausgesehen haben, und es ist Grund zu glauben, daß keine Anordnungen getroffen wurden, um die Verwaltung des audischen Gebiets in brittische Hände zu spielen. Es heißt vielmehr, Lord Hardinge habe sich damit begnügt, den König wegen der gefährlichen Tendenz des von ihm ein-

Digitized by Google

geschlagenen Wegs zu warnen und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn nicht in Aud einige durchgreifende Reformen eingeführt würden, es Pflicht der brittischen Regierung seyn würde, sich in's Mittel zu legen.

Kuriosa.

Karoline Herschel, die am Anfange dieses Jahres starb, entdeckte einen Kometen, und Herr v. Muslei, wahrscheinlich um die Ehre der Männer zu retten, hat die Entdeckung gemacht, daß die Erde in 9999 Jahren wieder mit der Centralsonne zusammen schmelzen werde. Er belehrt uns, daß ihm dies nicht vielleicht eine astronomische Berechnung, sondern der „Geist der Wahrheit" selbst gesagt hat. Ja, dann!

In Paris duellirten sich wieder zwei Damen. Bei uns schlagen sich, Gott sey Dank! blos die Männer und — ohne Pistolen.

Karl Hugo bekömmt ein Seitenstück an C. Cerri, der deutsch und italienisch schreibt. Seine Gedichte sind im Allgemeinen gut, aber manchmal gar zu überschwenglich; daran hat die neue Laura: „Hermine" schuld, die noch dazu kein Fantom ist.

In Bucharest werden der Prima-Donna Carl Kränze aus Petersilie, Knoblauch und Zwiebel zugeworfen, und der Hospodar, damit er an Kultur nicht hinter seinen genialen Unterthanen zurückbleibe, läßt die Erzieherin seiner Kinder, eine junge Deutsche, peitschen!

Die Schönen von New-York bilden einen Hagestolzen-Bekehrungs-Verein. Wenn die Amerikaner nicht einen Anti-Männerquälerei-Verein errichten, sind sie verloren.

Die Javanesen verfertigen Zwirn aus den Blättern der Ananas. Ob wir nicht bald lesen werden: „Herr N., Chemiker, der auch seine ausgezeichneten Schwefelhölzchen empfiehlt, hat die Erfindung gemacht, aus Zwirn Ananas-Blätter zu erzeugen." Bei Gott und den Zeitungsanzeigen ist alles möglich.

In einem englischen Werkchen wird Napoleon ein unartiges Kind genannt, das in einem Winkel stehen muß, weil es die Welt zum Spielball haben wollte. Sind denn die englischen Krämerseelen noch nicht fertig, sich auf Kosten eines großen Mannes zu blamiren? — Die Lind aber decken sie mit Seufzern, Oden und Gold zu.

Vor Kurzem wettete Jemand, daß der erste gutgekleidete Mann, den er auf dem Graben französisch anrede, ihm auch in derselben Sprache antworten werde. Er gewann die Wette; aber er hätte ihn doch auch deutsch ansprechen sollen, um zu sehen, ob derselbe die Muttersprache eben so rein spreche.

Carl Dolde.

Auflösung des Räthsels in Nr. 24, S. 192: Dracht — Rache.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 26. Mittwoch den 16. Februar. 1848.

Wien.

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Diese Bühne, durch die anhaltende Unpäßlichkeit eines ihrer vorzüglichsten Mitglieder, des Herren Lukas, an der projektirten Darstellung mehrer neuen Piecen gehindert, sucht die Zwischenperiode so gut als möglich mit der Aufführung beliebter älterer Stücke auszufüllen. So sahen wir am 8. Febr. Heil's „Königin von sechszehn Jahren," in denen zwei liebliche Erscheinungen: Frau Lieder (Königin) und das beliebte neu engagirte Mitglied dieser Bühne, Fräul. Grafenberg (Emma), ausgezeichnet wirkten. Am 11. kam wieder einmal nach dem gedehnten „Weg durch's Fenster" Jüngers Lustspiel: „Die Entführung" an die Reihe, welches als eine derbe Hausmannskost auf der wohlbesetzten Repertoirstafel dieser Bühne von Zeit zu Zeit als ein „Gericht gerne gesehen" genossen wird. Fräul. Fichtner betrat darin in der einen unbedeutenden Mädchenrolle zum vierten Male die Bühne, vermochte aber — wie natürlich — mit den paar Worten, die ihr zugemessen waren, nicht sonderlich zu effektuiren; desto mehr Wirkungskreis bot dem Fräul. Wildauer ihre Rolle dar, und daß diese anmuthige Künstlerin keine Nüance unbenützt entschlüpfen ließ, läßt sich denken. Die Trefflichkeit der Herren Beckmann, Wothe und Herzfeld in dieser Piece ist oftmal gerühmt worden; kurz, das Ensemble war bis auf Herrn Strampfer, der sich (als Buchenheim) ziemlich ungelenk benahm, ein ausgezeichnetes, der Beifall und der Besuch ein gleich bedeutender, wie denn auch alles vergnügt das Haus verließ. — Noch möchten wir die bescheidene Anfrage stellen, warum im heurigen Winter die „Inszenesetzung" längere Zeit nicht gegebener Stücke, die doch sonst stets so vergnügte Abende bereitete, gänzlich unterbleibt? Wer wünschte nicht Meister Anschütz im „Lear," Ludwig Löwe im „Faust," oder Karl Laroche in „Richard III." bewundern zu können? Watter.

Klesheim's Akademie. Bescheidenheit und harmlose Gemüthlichkeit haben diesem Volksdichter eine große Zahl Freunde aus den höchsten wie den niederen Ständen gewonnen. Die manchmal vielleicht zu große Sentimentalität seiner Dichtungen, deren originellen Typus noch Niemand in Abrede stellte, gewinnt ihm besonders die Frauenherzen, wie denn überhaupt das Zarte und Innige in seinen Gedichten vorwaltet und mit schuldloser Schalkhaftigkeit und Naivetät sich bündet, deren Scherz und Satyre selbst den, welchen sie treffen, zum heiteren Lächeln stimmen. Klesheim singt aus dem Herzen, und deßhalb haben ihn trotz der österreichischen Mundart die Münchner wie die Hamburger, die Sachsen wie die Preußen verstanden und an seinen Vorträgen nicht weniger Gefallen, als wir Wiener gefunden. Auch am 13. d. M. war für die Besucher seiner Akademie der Musiksaal zu klein und die zahlreiche Gesellschaft beson-

Digitized by Google

ders gewählt. Er las einige treffliche neue Gedichte, worunter besonders das über „Reisen“ ein von Laune und Witz blitzender Juwel gepriesen werden muß. „Das blinde Kind,“ eine Dichtung voll tiefen Gefühls, hinterläßt mit ihrer Musikbegleitung, wobei Heindl, Richard Lewy und Joseph Helmesberger einen entzückenden Wettstreit um den Kranz der Virtuosität kämpften und auch Georg Helmesberger als Komponisteur seinen guten Beifallsantheil hinwegnahm, dem Freunde des Zarten und Lieblichen eine unvergeßliche Erinnerung. Von den Sängern haben wir der anmuthigen Liedersängerin Treffz und des unerreichbaren Meisters Staudigl vor Allen zu erwähnen; der Vortrag dieser Sänger, von Fräulein Therese Janda und Hrn. v. Marchion wirksam begleitet, deckte wohl die Schwächen der Kücken'schen Kompositionen, welchen wir keinen rechten Geschmack abgewinnen können. Fräulein Mauthner trug einige Pianostücke mit so viel technischer Fertigkeit als richtigem Gefühl vor. Die Akademie war mit sinnigem Takt arrangirt und in allen ihren Theilen harmonisch geordnet. Der gute Baron Klesheim war von der freundlichen Anerkennung des Publikums, in welcher nicht weniger Wohlwollen für den Menschen, als Beifall für den Dichter lag, sichtbar ergriffen. G.

Tagesbegebenheit. Eine Begebenheit, die, so abenteuerlich sie klingt, doch von Glaubwürdigen verbürgt worden, soll sich, wie die „Wiener Theaterzeitung“ erzählt, am 6. Februar, an jenem unheilvollem Glatteistage, hier zugetragen haben. Ein Brautpaar fuhr zur Trauung. An der St. Peters-Kirche angekommen, tritt die Braut zuerst aus dem Wagen, gleitet aus und fällt gewichtig nach der Seite zu. — Die erschrockenen Begleiter heben sie schnell auf, man reparirt die Unbilden des nassen Bodens an den Kleidern, so gut es schnell geht. Das Mädchen versichert, sich nicht weh gethan zu haben. Die feierliche Handlung ging vor sich, aber kaum hat sie ihr Ende erreicht, als die Braut ohnmächtig in die Arme des Angetrauten fällt. Man bringt sie schnell nach Hause — sie hatte den Arm gebrochen und den Schmerz unterdrückt, bis die Trauung vorüber war. — „Und doch,“ so bemerkt die Theaterzeitung, „heißen die Frauen das schwache Geschlecht!“

Die Lotterbuben. Paris hat seine „Gamins,“ und Wien hat dagegen seine „Lotterbuben.“ Man hat sich hier lange vergeblich abgemüht, die Benennung „Gamin“ zu übersetzen; wir glauben dieses Wort mit „Lotterbube“ am richtigsten zu verdeutschen. Unter der Benennung „Lotterbube“ versteht der Wiener einen nichtswürdigen Burschen, der gewöhnlich, auf das Geld seiner Eltern pochend, nichts lernt, in Kniffen, Schlechtigkeiten und totaler Demoralisation wohl unter hundert Schulkameraden gleichen Alters der Eminenteste ist, mit 14 Jahren ganz keck seine Zigarre raucht, exakt Billard spielt, überall dummdreist dareinredet, und ein vollkommener Tagedieb ist, der durch sein freches Benehmen seiner Familie nur Schande macht. In den Jünglingsjahren — die bei ihm eine endlose Fortsetzung der Flegeljahre bilden — befaßt sich sein vernachlässigter Geist nur mit Bulldoggs, Pferden, Zigarren, Kaffehhausgesellschaften und kostspieligen Lumpereien. Der Tag wird im Müßiggange und in Nichtswürdigkeiten zugebracht; Abends folgt eine ordentliche Bierschlemmerei, ein „Jur bei einem Harfenisten“ oder ein sonstiges bei der Hefe des Volkes beliebtes Vergnügen, und spät in der Nacht noch müssen in irgend einem Kaffehhause einige Gläser Punsch, oder, wenn der Kopf zu schwer zu werden anfängt, einige Tassen schwarzen Kaffeh's den Schlußstein des Genusses bilden. Das Ende eines solchen Lotterbuben ist meistens tragisch; entweder er bricht den Hals, wozu er beim Fahren und Reiten hinlänglich Gelegenheit findet, oder er stirbt an der Auszehrung. Bisweilen nehmen auch Zucht- und Arbeitshäuser solche Bürschchen in ihre Mauern auf und machen allen Genieſtreichen ein Ende. Im glücklichsten Falle steht solch ein Lotterbube mit 22—24 Jahren wie eine Mumie aus, denn das übermäßige Zigarrenrauchen hat ihn ganz ausgetrocknet; er kann ohne Brille nicht mehr lesen, und trägt eine Perrücke. Solch ein jämmerlicher Wicht, dessen Geistes- und Herzensbildung auf dem Nullpunkt steht, der nichts weiter gelernt hat, als Geld durchzujagen, und in allen Nichtswürdigkeiten verjährt ist, will meistens noch für einen Tonangeber gelten, und ist eine Geißel für jeden Gesitteten und Gebildeten. — Nach diesen Erörterungen dürfte es wohl außer Zweifel gestellt seyn, daß sich „Gamin“ sehr gut mit „Lotterbube“ übersetzen lasse, und daß unsere „Lotterbuben“ den Pariser „Gamins“ nichts nachgeben. (W. Ztsch.)

Digitized by Google

Die Reisenden in der Klemme.

(Schluß.)

Wir legten uns zur Ruhe und, ich muß gestehen, Dank dem guten und geräumigen Bett, welches ein guter Stern uns hatte finden lassen, entschlummerten alsbald. Zu rechter Zeit, pünktlich wie eine Seeuhr, erhob ich mich wieder und rief, mitten in das Zimmer springend:

„Unser Künstler scheint vernünftiger und gefälliger gewesen zu seyn, als wir gedacht haben."

„Er ist ein Mann, welcher seine Leute kennt," versetzte Predesco gähnend.

Wir gingen hinab in den Hof und sahen nach unsern Pferden. Alles war reisefertig; sie hatten abgefressen und dachten an die Heimreise. Ich rief die dicke Magd, welche uns die Erdbeeren mit ihrer hübschen Herrin gebracht hatte, und fragte sie nach der Rechnung über unsere Zeche. In demselben Augenblicke näherte sich uns ein Heiducke in voller Livree und redete uns, den Hut in der Hand, mit der tiefsten moldauwalachischen Ehrfurcht folgendermaßen an:

„Meine Herren! mein edler Gebieter, der Herr Graf von S*, senden mich, Sie zu fragen, ob Sie wohl den Kaffeh mit ihm einnehmen wollten?"

Warum sollten wir es nicht eingestehen? Die Eitelkeit ist eine der am tiefsten eingewurzelten Verkehrtheiten des Menschengeschlechts. Unser erster Gedanke bei dem Namen dieser ansehnlichen Person, von der wir zum ersten Male sprechen hörten, war, daß wir der Gegenstand der feinen Aufmerksamkeit eines siebenbürgischen Magnaten gewesen wären. Wir glaubten, er wolle uns, beschämt darüber, uns als Leuten von Stande nicht gleich anfangs Gastfreundschaft angeboten zu haben, wenigstens für die schlechte Nacht, die wir in dem elendesten Gasthofe von Mühlbach hatten zubringen müssen, dadurch entschädigen, daß er uns an seine Tafel rief.

„Wir sind sehr gerührt," antwortete ich, „von der äußerst gnädigen Einladung, welche Herr von S* uns zu machen die Güte hat; aber wir haben nicht die Ehre ihn zu kennen und..."

„Daß Sie ihn nicht kennen," warf der Heiducke ein, „glaube ich; was aber ihn betrifft, so kennt er Sie ganz wohl."

„Das ist unmöglich; wir reisen in diesem Lande zum ersten Male."

Mittlerweile war unser Wirth herangetreten.

„Nun wohl, meine Herren!" sprach er seinerseits zu uns, „würden Sie sich entschließen, abzureisen, ohne mit mir den Kaffeh zu nehmen?"

„Sehr verbunden, mein Lieber," antwortete Predesco, „wir sind schon von dem Statthalter, ohne Zweifel Ihrer Stadt, eingeladen und . . .

„Da will ich nicht abhalten, ich will Sie begleiten."

„Sie!"

„Ich. Sollte Sie das beleidigen?"

„Schwager!" schrie mein Reisegefährte mit durch und durch französischer Grobheit, „ist angespannt?"

In der Absicht, diese etwas ungehobelte Art und Weise sich zu betragen, so viel an mir war, zu mildern, näherte ich mich ihm mit den Worten:

„Mein lieber Wirth, wir sind trostlos, Sie verschmähen zu müssen, allein die Zeit fehlt uns . . ."

„Aber, sehen Sie denn nicht," zischelte mir der Heiducke in das Ohr, während

Digitized by Google

die dicke Magd mit Predesco ein Gleiches that, „sehen Sie denn nicht, daß es der Herr Graf selber sind, mit welchem Sie sprechen?“

„Was Teufel!“

„Was Guckuck!“

„Wohlan,“ versetzte unser Wirth mit einem Lächeln, welches uns den leisesten Zweifel benahm, „sollte ich Sie vergebens gebeten haben?“

Ich unterlasse es, unsere Bestürzung, unsere Verlegenheit, unsere Verwirrung zu beschreiben. Wir hätten gewünscht, hundert Fuß unter der Erde oder vielmehr hundert Meilen von Mühlbach zu seyn. Ich für meinen Theil empfand einen Anflug von Röthe auf meinen Wangen. Ich wußte nicht, was sagen, wie mich fassen. Wir deuteten das ganze Wörterbuch von Boiste zu unseren Entschuldigungen aus.

„Mein Herr Graf, sicherlich, wenn wir hätten ahnen können, ... ganz gewiß ...“

Der geistreichste Mensch aller fünf Welttheile sollte es wohl bleiben lassen, sich mit Glück aus einem ähnlichen Auftritte zu ziehen!

„Wie doch, meine Herren,“ versetzte der Graf, indem er uns nun zwang, ihm zu folgen, „Sie haben gethan, was ich an Ihrer Stelle gethan haben würde. Die Reisenden haben ihre Freiheiten. Sie haben Gebrauch gemacht von Ihrem Rechte.“

„Daß Sie Nachsicht genug haben, unser Betragen gegen Sie zu vergessen, werden wir Ihnen immer zu danken wissen; aber zum wenigsten müssen wir uns einer unverzeihlichen Unbesonnenheit anklagen, mit welcher wir vergangene Nacht Jemanden von seinem Zimmer vertrieben haben . . .“

„Das war mein Sohn.“

„Wahrhaftig! Ach! . . .“

Gavarin oder Daumier hätten aus unseren Gesichtern die possirlichsten und ergötzlichsten Stücke gemacht.

„Es ist eine Ungeschicklichkeit von meiner Seite,“ sagte der Graf verbindlich, „welche Sie auf eine lustige Weise verbessert haben. Vor Allem mußte ich, der ich Sie gastfreundlich aufgenommen, für Ihre Bedürfnisse im Voraus bedacht seyn.“

„Aber, wie kommt es, daß man uns Ihr Haus als einen Gasthof bezeichnet hat?“

„Ihr Wegweiser hat sich in der Thür getäuscht; er meinte die neben uns.“ Mit diesen Worten führte er uns in einen reichen Salon, wo wir einige Personen von Auszeichnung antrafen.

Wir nahmen den Kaffeh. In diesem Augenblicke trat der Sohn des Grafen ein. Das war unser junger Mann, unser großer Künstler von gestern Abend. Er reichte uns liebreich die Hand. Ich hatte die Absicht, ihm etwas Artiges über sein bewundernswürdiges Talent zu sagen; aber der Gedanke, daß meine Lobeserhebungen mit einer Beschönigung unserer Unverschämtheit auf Eins hinauslaufen würden, hieß mich schweigen. Und ich schwieg.

„Meine Herren,“ sagte der Graf, uns an den Wagen begleitend, „meine Frau ist noch nicht aufgestanden, aber sie wünscht Ihnen eine glückliche Reise und bittet Sie inständig, wenn Sie wieder nach Mühlbach reisen, ja nicht zu ermangeln, sich im Quartier zu irren. Vielleicht sind wir dann im Stande, Sie besser zu bewirthen.“

Diese gute und einfache Handlungsweise vermehrte unsere Verwirrung. Wir stotterten unsere Danksagungen heraus, und der Wagen flog davon. E. Amthor.

Digitized by Google

Theater-Rezensionen und Rezensenten.

In seinen „Bildern aus dem Schauspielerleben" bespricht Herr Roderich Benedix, selbst Schauspieler und Bühnendichter, das Rezensentenwesen. Die Ansichten, wie alle, welche dieses Buch enthält, sind wohl nicht aus der Tiefe des Lebens geschöpft, aber sie enthalten schlagende Wahrheiten. Wenn man die einfachen Bemerkungen über Bühnen-Rezensenten und ihr heilloses Treiben lies't, meint man sich plötzlich in unsere Zustände hineinversetzt. Und wirklich ist das Geträtsch und Geschreibe über das Theater in den zahlreichen Zeitschriften, die wir besitzen, meist auf einen solchen Grad der Flachheit, Erbärmlichkeit und Schamlosigkeit gekommen, daß eine Änderung und Besserung sich als unabweisliche Nothwendigkeit darstellt. Schon die Eile, womit die Wiener Blätter ihre Beurtheilungen neuer Bühnenstücke geben (meist werden sie über Nacht geschrieben) lassen an Gründlichkeit nicht denken. Was die andern Gebrechen betrifft, so sind sie in den folgenden Bemerkungen des Herrn Benedix, die freilich für ganz Deutschland gelten und die allgemeine Verbreitung des Übels bekunden, ziemlich alle beschrieben, so daß der Leser meint, er habe ein Urtheil über unsere Theaterrezensenten, über die meisten Wiener Blätter vor sich. Doch hören wir, wie Herr Benedix urtheilt!

„Ich wollte," heißt es in dem oben genannten Werke, „es würde keine Zeile über das Theater geschrieben, das Rezensentenwesen ist ein fauler Fleck bei unsern Theaterzuständen, oder besser gesagt, in unserer Literatur. Es wird da viel zu viel rezensirt, mehr als nöthig und viel mehr als ersprießlich ist. Wir leben in einer bewegten Zeit, wo die wichtigsten Interessen der Völker mit einander im Kampfe liegen, wo Fragen der Menschheit, der Geschichte zur Entscheidung drängen, und ich sollte meinen, unsere Pressen hätten etwas Besseres zu thun, als Theaterrezensionen zu liefern. Unsere Zeit ist der Kunst nicht günstig. Die Kunst bedarf zu einer reichen Blüte einer ruhigen Zeit, der Theilnahme eines ganzen Volkes — unsere Zeit aber ist nicht ruhig und das Volk nimmt nicht Theil an der Kunst, weil es Anderes zu thun hat. Täuschen wir uns nicht selbst mit schönklingenden Redensarten. Der Kreis von Leuten, die für die Kunst lebhaftes Interesse haben, ist ein kleiner, die Mehrzahl des Volkes ist von den Fragen der Zeit bewegt und betrachtet die Kunst nur als eine Erholung, als ein Mittel der Zerstreuung. Und von allen Künsten gilt dies am meisten von der Schauspielkunst. Wozu also das viele Schreiben über das Theater, das durch die lebhaften Bewegungen der Zeit in den Hintergrund geschoben ist? Und was ist dann die nächste, unausbleibliche Folge des vielen Schreibens über die Bühne? Die Mehrzahl der sogenannten Rezensionen sind so unbedeutend, so völliges Nichts, daß man sie nicht einmal mit dem Beiwort „erbärmlich" belegen kann, denn um erbärmlich zu seyn, muß man doch etwas seyn. Und das kann gar nicht anders kommen. Ein Rezensent soll ein Kunsturtheil fällen — allein das ist eine sehr schwere Sache. Zu einem Kunsturtheil gehört eine tiefe Empfänglichkeit für Kunsteindrücke, ein ausgebildeter Geschmack, ein scharfer Verstand, um das Urtheil mit Gründen zu belegen und endlich leidenschaftslose Ruhe und Freiheit von Vorurtheilen. Das ist allerdings sehr viel! Wer diese Eigenschaften in sich vereint, ist ein sehr tüchtiger Mann. Wollen Sie behaupten, daß es unter Theaterrezensenten viele solcher tüchtiger Männer gibt? Ich nicht, ich meine immer, ein so tüchtiger Mann strebe nach Anderem, begnüge sich nicht, Rezensionen zu schreiben, die meistens nur von Müßiggängern und den wenigen betheiligten Personen gelesen werden und schon am andern Tage vergessen sind. Allein unsere meisten Rezensenten sind junge Leute, die außer der dürftigen Fähigkeit, einen deutschen lesbaren Satz zu schreiben alles das nicht haben, was zu einem Kunstrichter gehört, eben weil sie junge Leute

Digitized by Google

sind und die meisten dieser Eigenschaften sich erst mit den Jahren erwerben lassen. Zudem ist das Urtheil über eine Darstellung eines der schwierigsten Urtheile, weil neben dem Schauspieler immer die Rolle, die er darstellt, mitwirkt. Sie glauben nicht, wie urtheilslos in dieser Beziehung sogar geistreiche Leute sind. Ich habe selbst von bedeutenden Schriftstellern Urtheile gehört, daß mir die Haare zu Berge standen. Und oft von solchen, die eine warme Empfänglichkeit besaßen, die aber mit einem schönen Eindruck, den sie durch ein gutes Stück empfingen, auch von der Darstellung befriedigt waren, mochte sie auch noch so schlecht seyn.

Doch ich will einmal annehmen, daß unsere Rezensenten die Fähigkeiten, die zum Urtheilen nöthig sind, besäßen, oder auch zum Theil nur besäßen, so halte ich es für eine Unmöglichkeit, aus dem Rezensiren eine fortdauernde Beschäftigung zu machen ohne zuletzt in Flachheit zu versinken. Das Rezensiren ist doch eine geistige Thätigkeit — eine solche erfordert eine günstige Stimmung. Es ist nun aber unmöglich, daß die Rezensenten, so oft sie eine Rezension zu schreiben haben, in der rechten Stimmung sind. Allein die Rezension muß geschrieben werden, sie wird also ohne die nöthige Stimmung gemacht. Die Rezensenten müssen ferner auch das Streben haben, nicht immer dasselbe zu sagen, neue Wendungen zu erfinden. Mit den Ausdrücken: gut, mittelmäßig schlecht — und einigen anderen ist die Sache ziemlich erschöpft. Man kann nun eben nicht immer dieselben Ausdrücke brauchen, man sieht also nach andern, und da kommen geschraubte Dinge zum Vorschein, daß Einem angst und bange um den Verstand der Leute wird.

Ich spreche nun hier blos von der Sache selbst, ich setze voraus, daß die Rezensenten wenigstens guten Willen und Ehrlichkeit haben. Allein das ist obendrein oft nicht der Fall. Ich will mich darüber nicht weiter aussprechen, will nicht nachweisen, daß viele Rezensenten nichts gesehen haben als das Theater ihrer Vaterstadt, also den für ein Urtheil nothwendigen Vergleich nicht kennen; daß die Rezensenten sich an die Schauspieler und ihre Fehler gewöhnen und am Ende loben, was schlecht ist, daß Vorurtheile für einzelne Personen in's Spiel kommen, daß verletzte Eitelkeit oft einwirkt, daß am Ende äußere Einflüsse nicht aus dem Spiele bleiben. Von den armseligen Schluckern, die sogar der Geldbestechung zugänglich sind — und ihre Zahl ist nicht klein, will ich vollends gar nicht reden. Es ist eine Thatsache, daß unsere ganze Theaterkritik mit wenigen Ausnahmen ein jämmerliches Wesen, und dazu die bodenloseste Anmaßung ist. Denn zu einem Urtheile über eine Sache gehört denn doch auch Kenntniß von derselben, und nur ein Mann von Fach kann ein gründliches Urtheil über sein Fach haben.

Über Bilder, über Bildsäulen, Gebäude, selbst über Bücher wagt nicht Jeder ein Urtheil und selbst fingerfertige Skribenten sind mit ihren Aussprüchen über diese Dinge zurückhaltend, aus Furcht, sich eine Blöße zu geben. Woher mag es denn kommen, daß über das Theater Jeder zu urtheilen übernimmt und Jeder ein Urtheil zu haben meint? Der Grund ist einfach. Bei allen andern Künsten ist ein fertiges Werk da. Man fühlt, daß zu dessen Hervorbringung eine Technik nöthig war, die man nicht kennt, von der man aber fühlt, daß sie Vorkenntnisse nöthig hat. Der Schauspieler aber fällt mit seinem Werke zusammen. Man beurtheilt in seiner Darstellung auch seine Person, und über Personen ist der Mensch mit seinem Urtheile meistens sehr rasch zur Hand, weil der Eindruck einer Persönlichkeit viel unmittelbarer ist, als der eines Werkes, eines Geschaffenen. Zudem tritt die Technik der Schauspielkunst so wenig hervor, daß man oft meint, es sey gar keine da. Deshalb scheint es auch, als seyen für das Urtheil über dieselbe keine weiteren Vorkenntnisse nöthig.

Digitized by Google

Doch abgesehen davon, daß unsere sogenannte Theaterkritik an und für sich höchst unerquicklich ist, so ist sie auch höchst schädlich für die Sache selbst. Der erste Nachtheil ist der, daß die Schauspieler durch diese Rezensionen einen Begriff von ihrer eigenen Wichtigkeit bekommen, der zu Anmaßung, zu Dünkel und Selbstsucht führt. Was öffentlich besprochen wird, sind entweder wichtige Dinge oder wichtige Männer. Die öffentliche Besprechung also gibt schon den besprochenen Dingen eine gewisse Wichtigkeit, hebt sie aus der Masse hervor, stellt sie den Augen der Welt dar, — kitzelt die Eitelkeit.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

(Paris.) Paris, das genußsüchtige, ist um zwei Etablissements für seine reichen Müßiggänger und genußsüchtigen Lebemänner reicher geworden, ich meine den Wintergarten in den Champs elysées und den Jagdpark von Mont-Rouge: Beides wahre Wunder der Semiramis, wenn man den Posaunen der hiesigen Journalfama glauben will. Da aber Paris ein unersättliches Ungeheuer ist und fortwährend Neues, noch nie Dagewesenes zum Verschlingen haben muß, so ist bereits ein drittes Weltwunder im Entstehen, und zwar das Seetheater von St. Ouen, von dem der neue Privilegiumsinhaber, Herr Buquet, uns bereits in den Journalen Wunderdinge voraus erzählt. Er wird den Parisern Seeschlachten zeigen, Fregatten, Wasserfeuerwerke und, als Non plus ultra, eine mit vollen Segeln manövrirende Flotte. Der Puff ist etwas stark. Wir geben zu, daß man auf dem Bassin von St. Ouen zur Noth eine kleine Miniaturflotte zusammenstoppeln und eine Yole als Linienschiff, eine Barke als Fregatte figuriren lassen kann; aber „mit vollen Segeln," wenn zufällig kein Wind weht, das ist schwer! Oder sollte Herr Buquet von dem Minister des Innern mit dem Privilegium seines Theaters auch das Privilegium, Wind zu machen, erhalten haben? Fast scheint es so. Doch, um wieder auf unseren Wintergarten und Jagdpark zu kommen — ich habe beide gesehen und finde sie tief unter der Reclame und meiner Erwartung. Der Wintergarten ist ein ungeheures Glashaus von kolossalen Dimensionen, mit einer Atmosphäre von warmer Wasserheizung, vollgestopft mit jenen traurigen Nadelhölzern, Aloes, Cactus u. s. w., die ihr schmutziges Grün auch im Winter behalten, verziert mit mittelmäßigen Statuen, schreienden Papageien, traurigen Singvögeln und einigen Affen. Dabei hört man den Dampf zischen, das Wasser kochen, man sieht die weißen Dampfwolken stoßweise ausfahren, man glaubt sich in einem Atelier, wo ein Stück Natur fabrizirt wird. Es sind zwar auch Blumen da, arme, matte Blumen, die an große Etiketten fest gebunden sind; auch findet sich ein kleines Stück Rasenplatz, das man aber bei Todesstrafe nicht betreten darf. Aber das Schönste, die Bewunderung aller Epiciers, sind der Springbrunnen mit seinem Bassin voll Goldfische, die in dem warmen Wasser halb gesotten herumschwimmen, und ein künstlicher Felsen mit Moos bedeckt, etwa sechs Fuß hoch. Ich hörte einen Bourgeois neben mir seinem Söhnchen erklären: „So sieht der Montblanc aus." Ich bin nur neugierig, was man mit diesem Wintergarten im Sommer machen wird! — Nein, da lobe ich mir den Jagdpark von Mont-Rouge. Er ist zwar nicht größer als der Tuilerien-Garten und sieht einem Wald so ähnlich, wie die Dekoration einer Ziegler'schen Komödie, wo es heißt: „Die Bühne stellt einen Wald vor, rechts steht ein Baum." Aber es ist doch schön dort. Sie kommen hin und zahlen an der Kassa 5 Fr. Entrée; für weitere 5 Franks vermiethet man Ihnen eine Flinte, Jagdtasche, Pulverhorn und sonstiges Zubehör, so daß Sie einem rechten Nimrod ähnlich sehen; auch ein Hund wird Ihnen angehängt, und nun dürfen Sie in dem ganzen Park herum-

Digitized by Google

streifen. Natürlich finden Sie kein Wild, Sie rufen einen Aufwärter: „He da, guter Freund.“ — „Sie befehlen?“ — „Es ist ja gar kein Wild da.“ — „Was Sie nur befehlen, ist da. Was wollen Sie schießen?“ — „Gleichviel was — einen Hasen.“ — „Einen Hasen, nur eine Minute Geduld!“ — Der Aufwärter eilt fort, nach einer Viertelstunde kömmt er wieder, einen kleinen Hasen mit dem Stocke vor sich hertreibend. Der Hase ist so gutmüthig, er bleibt unterwegs überall sitzen und frißt das Gras am Wege. Das Herz thut Ihnen weh, aber Sie sind einmal ein Jäger, sie legen an, — Puff! da liegt das Häslein. Von allen Seiten erschallen Fanfaren. Der Aufwärter streckt die Hand aus: „Sechs Franks, gnädiger Herr, sagt er, 5 Fr. für den Hasen und 1 Fr. für die Fanfaren.“ — Sie zahlen, aber Sie haben dafür auch um 16 Fr. einen Hasen, den Sie bei jedem Wildprethändler um 30 Sous bekommen. Alle Sonntage ist großes Hallali, Hirsch-Parforce-Jagd. Der Hirsch wird von Jägern zu Pferde (für ein Pferd zahlt man 25 Fr.) und von Hunden gehetzt endlich gestellt, und wenn er, der Waidmannssage gemäß, den Rest erwartend, in Thränen ausbricht, dann rufen junge hübsche Damen auf den Tribünen, die eigens hierzu angestellt sind: Grâce! grâce! pour la pauvre bête! und natürlich wird dem Hirsch das Leben geschenkt. Das einzige Unglück ist nur, daß der Hirsch jetzt die Jagd für Spaß zu halten anfängt, und am letzten Sonntage nicht mehr laufen wollte, so daß ihn die Wärter mit Stöcken und Knitteln antreiben mußten.

(München.) Der Maler Muttenthaler hatte die Gattin und die Kinder des Herrn Schneider, Miteigenthümers der „Fliegenden Blätter,“ gemalt und das Gemälde auf dem Kunstvereine ausgestellt. In der Mitte der vorigen Woche begegnet Se. Majestät, der König von Baiern, von dem Kunstverein herabkommend, einer Frau mit zwei Kindern, eben im Begriffe, nach dem Kunstvereine zu gehen. Der König erkennt schnell die Originale des Gemäldes, überzeugt sich durch Fragen noch mehr hierüber, nimmt die Kleinen bei der Hand und begleitet sie nebst der Mutter in den Kunstverein, um „eine Vergleichung zwischen Original und Kopie anzustellen.“ Hier, vor dem Gemälde, spricht sich der König anerkennend über das Gemälde, dann auch über die „Fliegenden Blätter“ aus, deren Tendenz und Inhalt er lobt.

(Berlin.) Der Pferdefleischgenuß hat in Berlin einen neuen Handelsartikel aufgebracht: Mastpferde, die von Hamburg und Braunschweig kommen. Ende Jannar's kam ein Händler mit einem Transport von einigen und 30 solchen „Mastpferden“ in Berlin an, die er zu 30 bis 40 Thaler das Stück verkaufte.

(Laa.) Lieber Herr Zuschauer! Sie gaben Nachricht von dem neuen Format der Wiener Zeitung, womit uns das neue Jahr en gros regalirte. Sie nannten es Riesenformat, und haben die reine Wahrheit gesprochen; denn wirklich ist es eine Riesenarbeit, eine solche Zeitung zu lesen, wobei die lästige physische Anstrengung das geistige Vergnügen herabstimmt, welches eine Zeitungslektüre verschaffen sollte. — Es ist nicht leicht zu ermitteln, welchem Beweggrund diese Veränderung zuzuschreiben sey. Wahrscheinlich war die englische Zeitung das Vorbild. Dort hat es seine gute Ursache, weil jeder Bogen den Stempel bedarf; nach unserem Stempelgesetz aber unterliegt der ganze Kompler der Zeitung nur Einem Stempel. Was bleibt daher zu vermuthen übrig, als bloße Nachahmung des Ausländischen. Wann werden wir arme Deutsche doch endlich aufhören, deutsche Franzosen, deutsche Engländer, deutsche Italiener, deutsche Türken, Araber, Beduinen, und weiß Gott was noch für Deutsche zu seyn, und endlich ernstlich anfangen, deutsche Deutsche zu seyn, die doch in so mancher Beziehung verdienen und würdig sind, auf der großen Schaubühne der Welt als Original zu erscheinen! W. A.

Der „Wiener Zuschauer“ erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers“ (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Oberösberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 27. Freitag den 18. Februar. 1848.

Wien

Konzerte des Herrn A. E. Pratté. Herr Pratté, Konzertmeister aus Stockholm, einst Lehrer der schwedischen Nachtigall, gab am 15. Februar im Musikvereinssaale ein Harfenkonzert. Die Zeit, wo in Wien die Produktion auf der Harfe einen Konzertsaal zu füllen vermag, ist vorüber, die „schönen Tage von Aranjuez," wo man sich um drei Guldensitze für eine Akademie riß, sind auch vorbei; kaum daß noch der berühmte Parish-Alvars anzuziehen vermag. Herr A. E. Pratté steht aber diesem sowohl als Komponist, wie als Virtuose, um Vieles nach. Übrigens wäre es ungerecht, demselben ein hübsches Spiel und Kompositionstalent abzusprechen, von dem sein „grand concert dramatique" zeugte. — Zwischennummern bildeten: „Drei schwedische Lieder," vorgetragen von einer Schülerin des Konzertgebers, die viele Schüchternheit und eine recht hübsche Stimme besitzt. Noch deklamirte Fräulein Weißbach ein ziemlich breites Gedicht von Nicander: „Torquato Tasso's Tod," aus dem Schwedischen übertragen von K. Oberleitner, mit der allen ihren Leistungen angestempelten künstlerischen Befähigung. Der Saal war besucht, wie — der Vergleich hält hier schwer — nun, wie das „Carltheater," wenn es draußen stürmt und wettert, und — „Staberl als Freischütz" gegeben wird. Walter.

— Unter den Wohlthätigkeits-Bällen, die in der letzten Zeit des Karnevals noch abgehalten werden, verspricht man sich von jenem, welchen die Herren J. B. Resek, Bezirks-Direktor des Wiener-Kreuzervereins, und Eduard Leidesdorf, Komité-Mitglied, zum Besten dieser humanen Hilfsgesellschaft veranstalten, und am 1. März d. J. in den Sälen zum Sperl abhalten werden, vorzügliches Vergnügen: erstlich jenes, das man jeder guten That verbürgen kann, den Beifall des Herzens; und dann, was von den geschätzten und allgemein beliebten Unternehmern mit Gewißheit erwartet werden darf, ein zahlreicher Zuspruch, gewählte Gesellschaft, sinniges Arrangement des Festes. Herr Johann Strauß, hat in Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes die Leitung des Orchesters übernommen und für das Fest selbst eine „Wiener-Kreuzer-Polka" komponirt. Um den Beitritt zu erleichtern, haben die Unternehmer den Preis einer Eintrittskarte nur auf 1 fl. 30 kr. C. M. bestimmt.

Redoute für die Armen. Die Sonntags den 13. Februar, zum Besten der Armen Wiens, mit einer Lotterie verbundene, von dem hiesigen Magistrate veranstaltete Redoute war sehr zahlreich besucht, und bot in mehrseitiger Beziehung Bemerkenswerthes dar. Insbesondere zog die geschmackvoll arrangirte Aufstellung der auf die Nummer 846 sich belaufenden Anzahl der Gewinnste die Blicke der Anwesenden auf sich. Volle Anerkennung verdient nicht nur die emsige, mühevolle Sorge, auf allen nur denkbaren Wegen einen reichlichen Absatz der Loose zu erzielen, sondern auch vorzugsweise der Gedanke

Digitized by Google

neuester Zeit, durch Übernahme von Gewinnstgegenständen im Wege des Geschenkes die Unkosten der Lotterie so viel als möglich zu vermindern, um dadurch den Armen eine bedeutendere Summe zu augenblicklichen Aushilfen zuwenden zu können. Wer wird einem solchen energischen Streben, der Armuth werkthätig zu helfen, nicht gerne das Wort sprechen und desselben nicht dankbar gedenken im Namen der hierdurch Unterstützten! Ihre k. k. Hoheiten die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge Franz Karl und Stephan erhöhten durch Ihre Anwesenheit den Werth dieses Humanitätsfestes. J. B. Wallinger.

Chloroform. In der letzten Versammlung der Freunde der Naturwissenschaften setzte Herr Dr. Prof. Ragsky in einem freien Vortrage aus einander, daß seine Methode $^1/_{10000}$ Chloroform im Blute nachzuweisen, für den Theil der gerichtlichen Medizin, der sich mit der Ausmittelung der Vergiftungen beschäftige, von hoher Wichtigkeit sey. Es könnte nämlich der Fall vorkommen, daß Jemand mit Chloroform im Schlafe von einem Andern getödtet würde, ohne daß man im Stande wäre nach der bisherigen anatomischen und chemischen Untersuchung der Leiche die wahre Todesursache aufzufinden. Durch die Methode des Herrn Dr. Ragsky ist man im Stande, bei vorkommendem Verdachte einer Vergiftung mit Chloroform die Frage, ob eine solche Vergiftung stattgefunden habe oder nicht, mit großer Sicherheit zu lösen. Es ist diese Methode ein wichtiger Beitrag zur Legal-Chemie (gerichtlichen Chemie) und Herr Dr. Ragsky hat sich durch diese Entdeckung um die persönliche Sicherheit der Staatsbürger ein wahres Verdienst erworben. (Österr. Bl. f. Lit.)

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Februar 13. Die österreichische Regierung veröffentlicht in der Wiener Zeitung die, am 24. Dezember 1847 mit dem Erzherzoge von Modena und dem Herzoge von Parma abgeschlossenen Verträge, in deren Folge Sich die kontrahirenden Theile zu gegenseitiger Hilfleistung wider alle Angriffe von Außen oder Innen, wie auch wider die Störung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe verpflichten, sobald hierzu die Aufforderung des einen Theiles an den andern erfolgt. Zugleich räumen die Beherrscher von Modena und Parma Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich das Recht ein, Seine Truppen in ihre Gebiete einrücken, ihre festen Plätze besetzen zu lassen, so oft es das Interesse der gemeinschaftlichen Vertheidigung oder die militärische Vorsicht erheischt.

— Jänner 29. Der König von Dänemark, Friedrich VII. gibt seinen Ländern eine Verfassung, welche sowohl das Königreich Dänemark als die Herzogthümer Schleswig und Holstein durch Reichsstände unter einerlei Gesetz und Vertretung vereinigen und von einsichtsvollen und erfahrnen Männern, welche die Länder, das Königreich und die Herzogthümer in gleicher Anzahl, in die konstituirende Versammlung senden, berathen werden soll.

Der Kampf mit einem Tiger.

Vor einiger Zeit ereignete es sich im Distrikte Bakassie, in der Umgegend von Batavia, daß, als der Javan Ramein aus dem Kampong Tjiratten auf dem Lande Tetokputjung vor seinem Hause beschäftigt war, um Reiß aus Paddie zu treten, ein Königstiger von außerordentlicher Größe, langsam fortschreitend, demselben und ohne von ihm bemerkt zu werden, sich näherte. Dies sieht der Vater Ramein, der unter der Abdachung des Hauses sitzt, wird jedoch vom Schrecken so übermannt, daß er alle Geistesgegenwart verliert und seinen Sohn nicht auf die Gefahr aufmerksam zu machen oder Maßregeln dagegen zu nehmen vermag. In demselben Augenblicke sieht er auch, wie sein Sohn durch die reißende Bestie am Beine gefaßt wird. Ramein, obschon tödtlich entsetzt, wirft sich augenblicklich mit der bewundernswürdigsten Fassung über den Tiger hin und drückt ihn mit äußerster Kraftanspannung mit den Armen gegen seinen Leib an, klemmt den Kopf zwischen seine Beine und stürzt sich mit seinem grim-

Digitized by Google

migen Gegner auf die Erde. Dies Alles ist das Werk von wenig Augenblicken, doch bald bemerkt er, daß seine Kräfte nicht gegen das Unthier ausdauern können und daß dasselbe, langsam fortkriechend, ihn nach dem nahen Gehölze zu schleppen droht, deßhalb ruft er um Hilfe und will den Tiger mit seinen Daumen die Augen eindrücken, was er aber bei seinem Ringen, ohne sich große Blößen zu geben, unterlassen muß. Unterdessen hat der Vater Ramein's seine Besinnung wieder erlangt und zieht ein bei sich tragendes Reißmesser, da er in der Bestürzung seinen Gallok oder großes Hackmesser nicht gleich finden kann, stürzt sich damit auf den Tiger und stößt ihm die Waffe bis an das Heft in die Seite. Durch den Empfang dieser Wunde ringt sich der Tiger von seinem Gegner los, kehrt sich um und will langsam weggehen; doch der erbitterte Vater wiederholt seinen Anfall und bringt ihm eine zweite Wunde bei. Hierauf wendet sich das Thier gegen ihn, während nun auch Mallang, der Bruder von Ramein, sich in den Streit mischt und dem wüthenden Thiere mit seinem Gallok einen Hieb auf den Kopf beibringt. In demselben Augenblicke dreht sich der Tiger auf seinen Hinterfüßen um und schlägt mit seinen Vordertatzen nach Mallang, doch dieser springt gewandt zurück und wird nur leicht am Schienbein verletzt. Aber nun fallen der Vater und Mallang auf den Tiger ein, und nach einem verzweifelten Kampfe gelingt es ihnen, denselben zu erlegen. Ramein hatte bedeutende Wunden bekommen, wovon er aber glücklich genas.

Der Tiger war sehr alt; seine Schlauheit beim Angriffe, seine leise Annäherung, um sich seiner Beute zu versichern, zeigten die hinterlistige Natur seines Anfalles, und wenn er nach seiner ersten Verwundung ruhig aus dem Kampfe, dem er nicht mehr überlegen zu seyn sich fühlte, gehen wollte, so ist bemerkenswerth, wie er nach der zweiten Verwundung sich tapfer wehrte und nach allen Seiten für seine Vertheidigung stritt. Der Königstiger ist äußerst behutsam beim Angriffe; in den meisten Fällen vertheidigt er das ergriffene Opfer mit ungezähmter Wuth gegen Wiederentreißung; er ist nicht feig, aber eben so leicht entweicht er einem Kampfe, aus welchem er unglücklich herauszugehen wittert. Auf sein Schlachtopfer springt er in der Regel von hinten, seltener von der Seite, seine gräßlichen Tatzen schlägt er am liebsten in dessen Nacken, kommt ihm aber dasselbe von vorn entgegen und stutzt es über seinen Anblick, so steht er still und nähert sich langsam Schritt vor Schritt mit vor Mordlust zitternden Tatzen bis zur Entfernung des Sprunges, legt sich nieder, fixirt mit Tod sprühenden Augen den Gegner und sobald er eine Zunahme von Verwirrung spürt, unternimmt er den fürchterlichen Sprung, und der Sieg ist dann in der Regel auf seiner Seite.

(Schätze der Welt.)

Theater-Rezensionen und Rezensenten.

(Schluß.)

Nun wird bei uns jeder Schauspieler, auch der armseligste, besprochen, er wird öffentlich genannt, er sieht seinen Namen gedruckt — das kitzelt, das bläht auf. Wird nun ein Schauspieler gelobt, ist sein Lob gedruckt zu lesen, so muß er selbstgefällig werden. Das ist rein menschlich. Selbstgefälligkeit ist aber das größte Hinderniß für ein fortwährendes Streben, und ohne dieses ist ein Erfolg in der Kunst — wie überhaupt nirgends — rein unmöglich. Man glaubt nicht, welche Wichtigkeit die Schauspieler meistens auf diese Schmierereien legen, wie sie die Blätter aufheben, in denen sie erwähnt sind, was sie sich darauf zu Gute thun. Wie anders in andern Sachen! Wie mancher Maler, Musiker, Dichter selbst, der Tüchtiges geschaffen, muß Jahre lang kämpfen, ehe er nur genannt wird, geschweige ehe er sich einen Namen erwirbt.

Digitized by Google

Über den erbärmlichsten Schauspieler aber wird geschrieben, und doch sollte das Öffentlichgenanntwerden schon eine Auszeichnung seyn. Allein oft trifft den Schauspieler auch harter Tadel, das macht die Sache nicht anders; an die Gerechtigkeit eines ausgesprochenen Tadels glaubt kein Schauspieler. Tadel erbittert sie nur, Lob bläht sie auf — alles mit Ausnahmen natürlich. Übrigens muß das so seyn. So viel Verstand hat jeder Schauspieler, die Schwächen einer Rezension zu durchschauen, so viel Erfahrung auch, die oft sehr unlautern Motive der Rezensenten zu kennen — er wird also, vermöge der den Menschen inwohnenden Eigenliebe, für jeden Tadel Mangel an Einsicht oder unlautere Absichten unterschieben, während wiederum seine Eitelkeit jedes Lob ihm als gerecht erscheinen läßt. Das Erbittertwerden durch öffentlichen Tadel ist meistens aber so schädlich, als das Aufblähen durch Lob. Übrigens kommt es auf Lob und Tadel hier gar nicht an. Das Öffentlichgenanntwerden gibt den Schauspielern im Allgemeinen einen zu großen Begriff von ihrer Wichtigkeit und erzeugt Dünkel.

Sollten denn nun gar keine Rezensionen geschrieben werden? Gegen Rezensionen, wie sie seyn sollten, hätte ich nichts einzuwenden. In solchen müßten aber die Darstellungen gründlich beleuchtet, Lob und Tadel mit den schlagendsten Gründen belegt, die Auffassung der einzelnen Rollen erläutert werden. Von allen dem geschieht nichts. Die Rezensenten unserer Tage loben und tadeln in den übertriebensten Ausdrücken, und der einzige Grund für ihren Ausspruch ist eben ihre Meinung. Auch eine solche persönliche Meinung kann Gewicht haben, wenn sie von einem anerkannten Manne, wenn sie von einer Autorität ausgeht. Allein Sie werden unter unsern Rezensenten sehr wenige Autoritäten finden. Das Ende vom Liede also ist, daß irgend Jemand seine persönliche Meinung der Welt für ein Kunsturtheil aufdrängt. Diese an und für sich schon ungemeine Anmaßung wird durch den Ton noch viel größer, in welchem die Rezensionen meistens geschrieben sind. Denn weil die Rezensenten ihre Meinung mit Gründen zu belegen meist unfähig sind, wohl auch Ursache haben, sich der unlautern Gründe derselben zu schämen, so nehmen sie einen desto höhern Ton an und suchen durch die Keckheit ihrer Aussprüche deren Grundlosigkeit zu verstecken. Lesen Sie die Kritiken unserer wirklichen Kunstrichter von Lessing an, so werden Sie darin einen bescheidenen, liebenswürdigen Ton finden; lesen Sie aber unsere heutigen Rezensionen, so finden Sie keine Spur von Bescheidenheit, sondern meistens aufgeblähte Anmaßung. Und das ist auch natürlich. Die meisten unserer Rezensenten sind junge Leute, die noch nicht Sammlung genug zu einem größeren Werke haben, und ihren Drang, zu schreiben, in der bequemen Manier, Rezensionen zu liefern, befriedigen. Allein Schiller sagte: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, d. h. nichts anders, als das Urtheil gebührt dem Alter, der Erfahrung, der ruhigen Überlegung. Die Jugend ist, ihrer großen Erregbarkeit wegen, zu allem, nur nicht zum Urtheilen befähigt, und begeht in der besten Meinung die größten Ungerechtigkeiten. Was Sie nun von dem Nutzen der Rezensionen für die Schauspieler sagen, so ist der nicht weit her. Die Bühnenvorstände lesen wenig Rezensionen, und wenn sie sie lesen, wissen sie nur zu gut, daß nicht viel auf sie zu geben ist. Die Schauspieler machen oft die beschämende Erfahrung, daß sie, in einzelnen Blättern viel genannt und gelobt, doch anderwärts gänzlich unbekannt sind. Die Bühnenvorstände stellen Schauspieler nur an, wenn sie dieselben brauchen. Kommen sie in diesen Fall, so suchen sie meistens durch Gastrollen eine Prüfung herbeizuführen, oder sie legen auch auf die Empfehlung eines ihnen bekannten Mannes Gewicht. Auf Rezensionen aber niemals. Allerdings gibt es einige vielgenannte Schauspieler, die ihren Ruf den öffentlichen Blättern danken. Man sagt aber den meisten nach, dieser Ruf koste ihnen viel Geld. Ob's wahr ist, will ich nicht untersuchen, so viel

Digitized by Google

aber ist gewiß: der Charakter unserer Zeitschriftenliteratur ist Uneinigkeit, und der Eine lobt eine Sache oft nur darum, weil der Andere sie getadelt hat. Findet man also eine Einstimmigkeit der deutschen Zeitschriften, so bin ich immer geneigt, für diese Einstimmigkeit andere Gründe zu suchen, als wahre Überzeugung.

Wir lesen fast täglich die Klage über Unfruchtbarkeit der dramatischen Muse in Deutschland, und doch, wo irgend Jemand ein neues Stück zu Tage fördert*), wird es bekritelt, schlecht gemacht, heruntergerissen. Wenn wir wirklich arm an dramatischen Ereignissen sind, so sollte man doch die Versuche in dieser Dichtart mit doppelter Liebe aufnehmen, man sollte mild in der Beurtheilung von Fehlern seyn, sollte aufmuntern, statt durch fortwährenden Tadel zurückzuschrecken. Tadeln ist eine sehr leichte Sache. Tadeln hat immer den Schein des Besserwissens an sich, über eine Sache absprechen gibt immer das Ansehen, als sey man sehr weise — und darum finden Sie die Rezensenten immer geneigt zum Tadel. Man erwirbt sich sehr wohlfeil ein Ansehen von Gelehrtheit, Kenntniß u. dgl. m. wenn man Dinge herunterreißt, die man selbst zu machen unfähig ist. Unsere deutschen Dichter sind in der Beziehung sehr übel daran."

*) Friedrich Kaiser's „Männerschönheit" kann in den meisten Beurtheilungen der Wiener Blätter einen Beleg hierzu geben! D. Red.

Das Inland mit seinen Eigenthümlichkeiten.

Winterleben des galizischen Bauers.

Während der kurzen Tage des Advents drischt der slawische Bauer, unterstützt von seinen mannbaren Söhnen, fleißig auf der Tenne, durchwebt und sammelt das so gereinigte Getreide in korschetzgroße Säcke*), die ein Mann ganz leicht hebt und hinwegträgt. Während solch angestrengter erhitzender Arbeit haben diese Leute blos das Hemd an, indessen der zottige, schwere und unüberzogene Schafspelz am Nagel hängt. Dieser Pelz, eine weite sackähnliche Mütze von schwarzem Lammfell, rauchfellene Fäustlinge für die Hände, lange groblederne gethrante eisenbeschlagene Stiefel und grobe Leinwäsche bilden die Kleidung des polnischen oder ruthenischen Bauers im strengsten Winter. Mit Ausnahme eines weiten weißleinenen Tuchs (Rantuch), worin Kopf und Hals eingewickelt wird, bedient sich übrigens auch das weibliche Geschlecht gleichen Anzugs. Der Bauer hat bei der strengsten Kälte meistens den Hals unverwahrt, höchst selten gebraucht er ein Halstuch, und dennoch leidet er nie an Halsweh. Die Mutter mit den Töchtern webt in der geheizten Stube grobes Wollentuch und Leinwand aus Hanf und Flachs. Das Garn zu dieser Webe stammt von eignen Schafen her, letzteres ist ein Erzeugniß des Feldbaues. Dabei leisten die kleinern Knaben der Mutter hilfreiche Hand, daher das männliche Geschlecht auch das Spinnen und Weben versteht. Die ganz kleinen Kinder kauern auf dem tief in die Stube hineinreichenden geheizten Backofen, der zur Erzeugung der Wärme, zum Kochen und zur Lagerstätte der Kinder dient, während der Bauer mit seinem Weib das einzige Bett theilt, das aus dem Strohsack, Leintuch, Kotzen und den mit grobgeschlissenen Federn angefüllten Kopfpolstern besteht. Eine große, meistens roth angestrichene Truhe dient zur Aufbewahrung der Kleidung und zugleich zum Tisch. An den Wänden hängen rohgemalte Heiligenbilder, die oft die wunderbarsten Gestalten darstellen. Ringsum an den Wänden sind rohgezimmerte Bänke angebracht, deren Füße aber in den Lehmboden eingerammt. Dieses nebst mehrern Töpfen, Schüsseln, ordinären Messern, hölzernen Löffeln, Kannen, Wasserschaffen und kleinen Kübeln bilden den ganzen Hausrath.

*) Ein galizischer Korschetz enthält zwei niederösterreichische Metzen = 180 Wiener Pfund (Weizen).

Digitized by Google

Die ärmliche, mit Stroh oder Schilf gedeckte Lehmhütte ist vor Eintritt des Winters wohl verschmiert worden, überdies sind die Außenwände mit einem Flechtwerk aus Zaunruthen umgeben und dazwischen Stroh bis an das Dach hinauf gestopft worden, um die Kälte besser abzuhalten. Höchst einfach ist die Kost des galizischen Bauers. Kartoffeln, in der Schale gekocht, spielen die Hauptrolle in jenen Gegenden, wo man den Anbau des höchst ergiebigen und nahrhaften Mais (Kukuruz) noch nicht kennt. Der Barschtsch *), Sauerkraut, Grütze aus Heidekorn und Hafer, Mehlklöße, Hirse mit dem Mark der Kürbisse zu dickem Brei gekocht, Milch, Butter und Eier, an Fasttagen kleine Weißfische dienen abwechselnd zur Nahrung; nur an großen Feiertagen wird Rindfleisch und jenes von Geflügel genossen. Salz darf nie fehlen; in vielen Gegenden aber wird das sonst gebräuchliche, aus grobgeschrotetem Mehl gebackene Kornbrot gänzlich entbehrt. Ich habe der Schneidebank zu gedenken vergessen, die nebst mehrern Schneidmessern außer der Art selten fehlt, und an welcher der Bauer, hat er draußen keine Beschäftigung, die hölzernen Bestandtheile des Ackergeräths, Räder, ja den Wagen selbst zuschnitzt, an dem bisweilen nicht ein einziger eiserner Nagel vorhanden ist. In einem Stall unter Stroh- oder Rohrdach sind Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Borstenvieh untergebracht, und diese Viehgattungen blos durch niedere Zäune von einander geschieden. Die Stallwände bestehen in Flechtwerk aus Zaunruthen, das von innen und außen mit Lehm und Koth dick verschmiert ist. Nur die starke Ausdünstung des Viehs in dem verschlossenen Stall bewahrt es vor dem Erfrieren. Die Pferde bekommen nur sehr wenig Hafer, der mit Häckerling stark vermischt wird. Der Schlag der Pferde ist ganz klein, dennoch sehr ausdauernd; selten werden die Pferdehufe beschlagen. Im tiefsten Winter, wenn der Schnee die Fluren oft mit einer zwei Schuh dicken Kruste bedeckt hat, es dabei recht flimmert und unter den Füßen rauscht, der Wärmemesser aber nicht selten 20 Grad unter Null zeigt, eilt der slavische Bauer mit seinem Pferdgespann und dem einfachsten Schlittengestell, worauf er sitzt, wie im Flug dahin; er führt entweder einen Sack Getreide zu Markt oder holt Brennholz aus dem Walde zur Feuerung daheim. Bei der Rückkehr wird am Dorfwirthshause angehalten, woselbst gewöhnlich ein Jude Pächter ist. Dieser schlaue Speculant gibt dem Bauer den selbst gebrannten Kartoffelschnapps, so viel nur Letzterem beliebt, und schreibt die Zeche mit doppelter Kreide auf. Wird der Bauer im Rausch grob, so stößt ihn der Jude zu der Thür hinaus und läßt ihn an diesem Tage dann nicht wieder hin in. Es ist höchst selten, daß sich der Bauer an dem Juden vergreift, letzterer findet immer an den übrigen Gästen seine warmen Vertheidiger, obschon er diese mit gleicher Hinterlist behandelt. Hat nun der Bauer kein Geld, um zu bezahlen, so holt sich der Wirthshausjude dafür bei ihm allerlei Lebensmittel ab, die ihm der Bauer nie verweigert.

Nach vollendetem Tagewerk begeben sich die Bauernmädchen mit dem Spinnrocken und jede mit einem Scheit Holz unter dem Arm nach der, in der Reihenfolge hierzu auserlesenen Hütte, um allda die langen Winterabende mit Spinnen zuzubringen; das mitgebrachte Holz dient zur Erwärmung des dortigen gewöhnlichen Back- und Heizofens. Da werden schauerliche Märchen erzählt, mitunter auch gesungen und allerhand

*) Saures gegohrenes Kleienwasser, in das rothe Rüben in Gestalt grober Nudeln eingeschnitten werden die ihm röthliche Farbe geben. Selbst auf den Tafeln der Vornehmen erscheint diese Speise, in welcher allerlei kleingeschnittenes Fleisch, in dünne Scheiben geschnittene Würste und saurer Rahm hineingethan werden, das dann auch Ausländern wohlbehagt, dabei sehr gesund und nahrhaft ist.

Digitized by Google

Kurzweil getrieben. Nach Besorgung des Viehs begeben sich auch die Bauernburschen nach der gemeinsamen Spinnstube, tragen das ihrige zur Heiterkeit bei und begleiten gewöhnlich um 10 Uhr ihre Schönen nach Hause, wobei ihnen oft mit einem Kuß vergolten wird.

Hat der Bauer Söhne und Töchter, so wird es ihm leicht, die sechzig bis achtzig Robottage im Jahr, die er dem Edelmann anstatt des Zinses zu leisten schuldig ist, abzutragen. An Sonn- und Feiertagen wird gewöhnlich Vormittags zur Kirche gegangen, Nachmittags aber Unterricht im Katechismus ertheilt. Die in Seminarien gebildete Geistlichkeit thut ihre Pflicht; durch Unterstützung des Adels werden immer mehr Pfarrschulen auf dem Lande errichtet, woselbst die kleine Dorfjugend im Lesen, Schreiben und im Katechismus unterrichtet wird.

Mit nächsten werde ich Ihnen auch eine Beschreibung des Lebens des Bürgers und des adeligen Gutsbesitzers zusenden. (Allg. Ztg.)

Korrespondenz.

(Faversham, in Großbrittanien.) Nach langer Zeit einmal wieder Etwas von der Schießbaumwolle! Die dämonische Natur dieser Komposition hat sich unter Anderm auch durch eine furchtbare und gewaltige Explosion in der neu eingerichteten Pulverfabrik der Herren Hall und Kompagnie in Faversham kundgegeben. Die Gebäude dieses Etablissements sind unter die ausgedehntesten in ganz England zu rechnen: sie nehmen ungefähr 20 Acker ein. Die Schießbaumwollfabrik liegt in dem unter dem Namen der Marshwerke bekannten Theile und ist früher zur Pulverfabrikation benutzt worden; sie besteht aus vier Gebäuden, die mit 1, 2, 3 und 4 numerirt sind. Nr. 1 und 2 werden für die Zwecke der Schießpulverfabrikation, Nr. 3 und 4 für die Schießbaumwolle benutzt; sie sind durch 40 Fuß hohe Erdwälle getrennt, um im Falle einer Explosion die Entzündung des einen Gebäudes durch das andere zu verhüten. Eines Mittwochs Morgens, kurz vor der Explosion, war das Etablissement in voller Regsamkeit, 40 bis 50 Personen waren bei den beiden Baumwollösen und in dem zum Tränken der Baumwolle mit Salpetersäure bestimmten Raume beschäftigt. Nicht das kleinste warnende Vor- und Anzeichen deutete auf die Nähe der Katastrophe hin, die ein Viertel nach 11 Uhr eintreten sollte. In wenig Augenblicken war das Gebäude Nr. 4 buchstäblich zu Atomen zerrissen; kein Stein der massiven Mauer blieb auf dem andern, und die Erde war 5 bis 6 Fuß tief unter dem Grunde aufgewühlt und geborsten wie durch ein Erdbeben. Die Baumaterialien wurden hoch in die Luft geworfen, die 40 Fuß hohen Abdämmungen weggerissen und fielen in Trümmern unglaublich weit von dem Schauplatze der Explosion nieder. Nicht eine Sekunde war nach der ersten Explosion vergangen, als das Gebäude Nr. 3 sich gleicherweise entzündete, aufflog und nur der Schornstein stehen blieb. Nr. 2 und 1 stehen noch, sind aber dachlos und sehr beschädigt. Zehn der aufgefundenen Leichname wurden erkannt, von 11 Personen aber, deren Gegenwart im Gebäude zur Zeit der Explosion gewiß ermittelt ist fanden sich nur unkenntliche Fragmente. Arme, Beine, Hände und verstümmelte menschliche Körpertheile waren in allen Richtungen umhergeworfen und bis in ungeheuere Entfernungen verstreut worden. Die Quantität der in beiden Gebäuden vorhanden gewesenen trockenen Baumwolle schlägt man zu 200 Zentner an, d. h. ungefähr auf die Kraft der Verbrennung von 1200 Zentner Schießpulver. Die Wirkungen in der unmittelbaren Nähe sind erstaunenswerth: zwei Acker Weizen sind vollkommen verwüstet, alle Gebäude im Umkreise einer (engl.) Viertelmeile abgedeckt oder sonst beschädigt, Bäume mit den Wurzeln aus der Erde gerissen und das ganze Etablissement in eine

Digitized by Google

Wüste verwandelt, wie man sie selten zu sehen bekommt. — Vor ungefähr drei Wochen fand in der Raketenfabrik der Herren Wade in Westham eine ähnliche Schießbaumwoll-Explosion statt. Man war beschäftigt, eine Rakete von Schießbaumwolle zu konstruiren, welche einer zwölfpfündigen Congreve'schen gleich seyn sollte, und stampfte sie auf gewöhnliche Weise vermittelst einer Ramme mit einer 36pfündigen, von einer Höhe von 10 Fuß herabfallenden Bär ein. Die Schießbaumwolle wurde in Quantitäten von einer Unze hinein gethan, jede Gabe vorher einem Drucke von 60 Zentnern unterworfen, und erhielt dann 40 Schläge mit dem Rammbär. Auf diese Weise hatte man ungefähr 2 Pfund weiche Schießbaumwolle in einen Raum eingestampft, der 18 Zoll Länge und 1½ Zoll im Durchmesser hatte; es waren 1190 Schläge gegeben worden und der Faktor erklärte, nachdem er die Arbeit untersucht hatte, es seyen noch 10 Schläge mehr zu geben. Von diesen 10 Schlägen war indeß nur der erste gethan worden, als die Baumwolle explodirte, die Wand des Hauses heraustrieb, zwei Menschen auf der Stelle tödtete und einen dritten so verwundete, daß er 24 Stunden darauf starb.

(Breslau.) Über den bejammernswerthen Zustand des Kreises Rybnik in Oberschlesien schreibt die Bresl. Ztg. ferner: In seiner scheußlichsten Gestalt schreitet der Tod stündlich in allen Familien umher und fordert seine Opfer; alles Gefühl für Nächstenliebe ist bei dem gemeinen Manne abgestumpft, er hat nur ein Ziel: „er will essen oder sterben!" Selbst schon den Todeskeim im Herzen, schiebt ein zerlumpter Mann, eine Pfeife Tabak rauchend, seine erlöste Ehefrau auf einem Karren zum Friedhofe; nach wenigen Tagen schleppen ihn seine nackten Kinder, ohne Sarg, in einige Lumpen gehüllt, denselben Weg zum Friedhofe, indem sie abwechseln und fast den ganzen Tag damit zubringen, die kurze Strecke von etwa einer Viertelstunde zurückzulegen. Ein katholischer Priester wird zu einem Sterbenden gerufen; er tritt in die düstere Hütte und fragt nach Dem, den er zu seinem letzten Gange vorzubereiten hat; ein nacktes, krankes Kind aus einem Haufen von fünfen zeigt auf eine menschliche Gestalt, welche auf einem zerbrechlichen Bettgestelle daliegt; er tritt hinzu, sieht aber zwei Menschen daliegen und bemerkt, daß der eine davon bereits todt ist; auf seine Fragen erhält er von den kleinen Kindern die Antwort: „der Vater sey schon mehre Tage todt; sie könnten ihn nicht allein fortschaffen, und so sey er neben der kranken Mutter geblieben, welche wohl auch bald todt sein würde; dann wollten sie sich Hilfe suchen, um Beide zugleich fortzuschaffen." Der Priester entsetzt sich über solches grausenhafte Elend, erkrankt und stirbt wenige Tage darauf am Petechialfieber. Diese Zeichen grausenhafter Noth wiederholen sich täglich. Tausende liegen krank darnieder; das Fieber rast in ihren Adern, der Kopf brennt; sie verlangen trotz dem aber immer zu essen, und essen mit Gier bis zum letzten Athemzuge. Wo das Fieber überwunden ist, tritt ein Siechthum ein, welches in Diarrhöe, Wassersucht und Abzehrung übergeht und den Kranken langsamer seinem unvermeidlichen Ende entgegenführt als der Typhus. Alle Unterstützungsmittel an Geld, an Naturalien, umsonst gegeben oder durch Arbeit gewährt, reichen nicht aus; denn es bedarf gar großer Mittel, um 20,000 Hungernde und Kranke zu füttern und zu pflegen.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 28. **Samstag den 19. Februar.** **1848.**

Ein Jahr und sechs Wochen ändern viel!

Offenes Sendschreiben an den Redakteur des „Humoristen," Herrn M. G. Saphir.

In Nr. 40 Ihrer Zeitschrift drücken Sie in dem Sendschreiben, womit Sie mich beehrten, Verwunderung aus, daß Ein Jahr und sechs Wochen in Ansicht und Urtheil über Ihre Vorlesungen eine so große Änderung hervorbringen können, wie dies der letzte Bericht des „Zuschauers" (Nr. 22), entgegengehalten zu früheren, offenbare. Daß Sie Herr M. G. Saphir, ein Journalist, über Wandelbarkeit der Meinung von Kleinlichkeiten, wie es eine in Eile geschriebene Kollektion von Wortspielen, eine Vorlesung von Anekdoten und leicht zusammengekoppelten Witzen ist, sich verwundern, gegenüber den großen Ereignissen der Welt und Völker, die gegenwärtig unsere Aufmerksamkeit fesseln, wo nicht blos Jahre, sondern Wochen und Tage unglaubliche Umschläge und Veränderungen bringen — befremdet in der That. Welch eine hohe Meinung müssen Sie von Ihrem Talent, von der Wichtigkeit Ihres Wirkens hegen, um gegen eine ruhige Darlegung, wie jene des „Zuschauers," loszupoltern. Das unglaubliche Maß von Eitelkeit, welches Sie hierzu verführt, bewies wenigstens auf eine schmeichelhafte Weise für mich der Werth, welchen Sie auf frühere günstige Berichte des „Zuschauers" legten, da Sie selbe seit vielen Jahren gesammelt und bewahrt zu haben scheinen.

Ja, Herr M. G. Saphir, Ein Jahr und sechs Wochen ändern viel! Darüber mich zu erklären, glaube ich weniger Ihnen, als der Achtung gegen das Publikum schuldig zu seyn.

Ihre Argumentation, als müsse, wenn die frühere Leistung eines Schriftstellers oder Vorlesers gelobt worden ist, auch der späteren um der Konsequenz willen Lob gezollt werden, ist wohl nicht stichhältig. Die Zeit hat an Ihren Vorlesungen, wie an Ihrer Stellung zu Manchem Ihrer früheren Freunde gar Manches verändert.

An Ihren Vorlesungen! Wir hören sie nun an zwanzig Jahre hindurch; die Wiener Journale hatten in dieser Zeit gewisse Phrasen über „unerschöpfliche Witzraketen, über geist- und gemüthsvollen Humor" so lange abgenützt, daß sie bei dem Einerlei, welches Ihre Vorlesungen haben, in der That kälter und wortarmer werden. Sagen Sie aufrichtig, Herr M. G. Saphir, glauben Sie selbst, daß eine Sammlung von Wortwitzen und Wortspielen, wie sie jede dieser Vorlesungen ohne innere Verbindung, ohne eigentliche Kunst-Mache, ohne irgend eine stätige Tendenz darbietet, wirklichen Anspruch auf Kunstwerth machen könne? glauben Sie, daß Eine von der großen Anzahl dieser Vorlesungen, die ja der Welt gedruckt vor Augen

Digitized by Google

liegen — und ich möchte den geistvollen und gebildeten Mann kennen, der ein paar derselben in Einem Zuge fortzulesen im Stande wäre — Sie überleben, von einer späteren wissenschaftlichen Kritik auch nur beachtet werden dürfte? Wir gestehen es zu, wenn Sie den närrischen Kunterbunt mit Ihrem „flanellenen Organ," wie Sie Ihre Stimme selbst nennen, herablesen, wenn ein gut erfundenes Wortspiel, ein witziger Gedanke vorgebracht wird, lachen wir gefällig und freundlich, und nehmen das Ganze als einen anspruchlosen Scherz in Heiterkeit hin. Aber tieferen Werth solchen flüchtigen Erzeugnissen des Augenblicks beizulegen, ist noch Niemanden eingefallen. So lange daher Ihre Unterhaltungen, wie alles Ephemere, den Reiz der Neuheit hatten, so lange Sie mit aller jener Bescheidenheit, die ein Saphir zu zeigen im Stande ist, vorgetragen wurden; so lange sich auch noch andere Rücksichten und persönliche Theilnahme daran knüpften, durfte der Berichterstatter — denn nur Berichte, keine Kritik waren von solchen Darstellungen zu erwarten — loben, und sogar etwas warm loben. Daß sich Ihre Vorlesungen in der Zeit geändert haben, beweisen nicht nur die kälteren Urtheile selbst Ihrer Freunde, sondern auch die Thatsache, daß Sie fast Ein Jahr des Bestellens und Absagens brauchten, um die letzte zu Stande zu bringen. Man fordert nun wohl etwas mehr als zerstreute Wortwitze; der Ernst der Zeit, die fortschreitende Bildung beansprucht auch von solchen Unterhaltungen Kunstmaß, Einheit des Strebens und ausgesprochene Tendenz, Wahrheit und Charakter. Wieviel davon Ihre Vorlesungen und Aufsätze besitzen, mögen Sie selbst urtheilen. Geben Sie, Herr Saphir, nur zu: Ihre Vorlesungen haben sich geändert!

Aber auch Sie, Herr Saphir, Ihre Stellung, den Kollegen, den Schriftstellern, dem Publikum gegenüber, haben eine große Veränderung erlitten. So lange Sie eine freundliche Stellung zu Ihren Kollegen, und auch zu mir, behaupteten, mag wohl der Zartsinn des Publikums nicht Anstoß genommen haben, wenn der Herausgeber eines Journals von seinen Commilitonen nicht haarscharf beurtheilt wurde in einer Lage, die an und für sich Theilnahme anspricht: auf öffentlicher Bühne, gleichsam schauspielend sowohl für sich Selbst, wie für die Armen! Die Freundlichkeiten, welche die Journale damals Ihnen erwiesen, wurden gewiß selbst dann nicht getadelt, wenn sie mit der öffentlichen Meinung von dem eigentlichen Werth Ihrer Leistungen nicht genau stimmten. Und was meine Stellung zu Ihnen betrifft, so wußten Sie ja, Herr Saphir, auf welche, mein Herz und Gefühl gewiß nur ehrende Weise sie in ein freundliches Verhältniß gestaltet, mit welcher Treue und ich darf es sagen, mit meinen innersten Gefühlen und Ansichten sehr schmerzlich fallendem Opfer sie durch viele Jahre aufrecht erhalten wurde. Mir gereicht deßhalb die Wärme, mit welcher ich für Sie nicht blos gesprochen, mit welcher ich auf Ihre Gesinnungen und Ihr Wirken Einfluß nehmen wollte, zur Beruhigung und Ehre. Wenn ich so die mir persid vorgehaltene Sammlung aller Berichte des „Zuschauers" über Ihre Akademien durchlese, erstaune ich selbst über das, was Sie meinem guten Willen, der Wärme der Fürsprache, dem Eifer fördernder Freundeshand danken. Aber wie ward dies gelohnt! Aus Groll, daß sich meine gerade Ansicht Ihren wechselnden, den „sonderbarsten" Motiven entspringenden Ab- und Zuneigungen nicht fügen wollte und konnte, daß ich z. B. Pokorny's Bestrebungen parteilos anerkannte — wagten Sie, mitten im Frieden, ohne alle Veranlassung, mit unbegreiflichem Muthwillen ein falsches Citat, wie aus meinem „Zuschauer" genommen, zu ersinnen und in der Absicht in Ihr Blatt einzurücken, mich vor Ihrem Publikum lächerlich zu machen. Und als ich dagegen mit männlichem Ernst protestirte, als fast sämmtliche Wiener Journale

Digitized by Google

Ihren Ton, Ihre Ansicht und Gesinnung tadelten — in welcher unerhörten Art und Weise sprachen Sie von Ihren Kollegen, von Literaten, von öffentlichen Kunstinstituten! Die Meinung des Publikums hat darüber gerichtet, und Herr Saphir, Sie fühlen es wohl selbst, daß auch Ihre Stellung eine ganz andere geworden!

Deßhalb haben Sie gar keinen Grund darüber sich zu verwundern, daß Andere, und vor allen ich, frühere Rücksichten jetzt außer Augen lassen und Ihre Leistungen ganz nach dem Eindruck beurtheilen, den sie wirklich hinterließen. Um Einzelnheiten der letzten Akademie zu berühren — begehren Sie nicht, daß man den „Leichenmaler" weder der Form, noch seiner poetischen Idee nach genauer zerlege. Sie werden ihn wahrscheinlich im „Humoristen" veröffentlichen. Da fordere ich denn Jeden auf, welcher von den Kunstansprüchen an ein Gedicht auch nur Eine Idee hat, die Effektspielerei durch gezogene Sentenzen, die Jagd nach Bildern, den hohlen Wortprunk zu sondern von der Sache selbst, von der Handlung und ihrer Moral, zu forschen nach Richtung und Tendenz — und dann möge er urtheilen, ob diese Verse und Reime wirkliche Poesie sind, den Namen einer Dichtung verdienen! Auch Ihre Vorlesung hoffen wir seiner Zeit im „Humoristen" zu treffen. Wünschen Sie es, so wäre die Mühe nicht groß, den markloſen Gehalt selbst von einer zufällig gesammelten Masse von Witzlappen und altem Aneldotenkram zu sondern, um in einer ausführlichen Darlegung ein strenges Urtheil zu begründen, diesmal um so strenger, wenn man die immer wiederkehrenden Ausfälle gegen das Heiligthum der Ehe und Anderes näher erwöge.

Und für diese Vorlesung erhielten Herr Saphir für Ihren Antheil mehr als 1200 fl. C. M.! Wird wohl das gelehrte Verdienst, werden vieljährige Anstrengungen in Wissenschaft und Kunst immer auf solche Weise gelohnt? sind Werke, die uns Beide überleben und deren Werth die Nachwelt anerkennt, sind unsere größten Dichter für die Arbeit weniger Stunden so belohnt worden? Sie verdächtigen meine Gesinnung, indem Sie den Schatten des Neides darauf zu werfen suchen; aber Neid ist es nicht; der Ausdruck freimüthiger Wahrheit ist's vielmehr, etwas rechtliche Entrüstung mitunter, Sie, der so viel von Ihrer Wohlthätigkeit sprechen und sie vielseitig geltend machen, zur billigen Einsicht erst mahnen zu müssen: daß Sie den Armen (für welche gewiß das Publikum lieber beisteuert und die Kunstnotabilitäten williger mitwirken) wo nicht mehr, doch gerade so viel verdanken als die Armen Ihnen, Herr Saphir!

Die Beleidigung ferner, welche Sie mir persönlich zufügen, indem Sie im Verfolg Ihres Sendschreibens trocken hinstellen: ich zöge es vor, gar nicht wohlthätig zu seyn, entspringt jener Unbesonnenheit, von welcher Sie in letzter Zeit so viele Beweise gegeben. Meine Art ist es nicht, Herr Saphir, mit dem Guten, das ich spende, zu prunken; auch nicht, das, was ich aus anderer Hand empfange, mit den Dürftigen zu theilen, wenn ich gebe, gebe ich ohne Geräusch und ganz, überlasse es aber auch Jedem, und somit Ihnen, nach seiner Art wohlthätig zu seyn. Die Behauptung, welche Sie gewagt haben, ist — mein Ruf zeugt dafür — nicht blos grundlos, sie ist, weil ehrenrührig, frech. Ihrer spöttischen Ermunterung, „auch meiner Seits eine Vorlesung zu halten," habe ich nur zu entgegnen, wie meine Verhältnisse nicht so gestaltet sind, um diese Art des halbirenden Wohlthuns dem stillen und bescheidenen Wirken vorzuziehen.

Nicht gewohnt, meine Persönlichkeit voranzustellen, habe ich nur wenig noch über die Versuche zu sagen, womit Sie mich vor Ihrem Publikum deßhalb lächerlich zu machen

Digitized by Google

ſuchen, weil ich Jugend- und naturhiſtoriſche Schriften geſchrieben. Ohne mir darin Mängel nachzuweiſen, die ſie ohne Zweifel haben, auf die Thatſache allein ſehr matte Witze loszulaſſen, iſt wahrhaft erbärmlich. Sie wären im Stande, mir eine hohe Meinung von meiner Perſönlichkeit beizubringen, wenn Ihnen dieſe, wenn Ihnen ein vieljähriges literariſches Wirken kein anderes Stichblatt darböten, als daß ich pädagogiſche Werke und warm empfundene Eindrücke, wie ſie der Anblick und die Beobachtung der Natur geweckt, geſchrieben habe. Den bittern Vorwurf einer ſolchen Schmach, eines ſo großen Verbrechens kann ich mit Peſtalozzi und Voß theilen und ſomit ertragen. Freilich ſteht eine „dramatiſche Didaskalie“ oder eine „humoriſtiſche Vorleſung“ von dem Großmeiſter Saphir in Betreff des moraliſchen Einfluſſes und der ſittlichen Wirkung weit höher!

Sie ſchmeicheln zum Schluſſe Ihres Sendſchreibens, daß Ihre Achtung für mich ſeit einer langen Reihe von Jahren dieſelbe und unverändert ſey? In dieſem Fall erfreue ich mich noch ſehr Ihrer Huld, und, um zu zeigen, daß Eitelkeit ein kontagioſes Übel ſey, drucke ich zum Schluſſe dieſes Sendſchreibens das Urtheil des „Humoriſten“ Nr. 176 vom Jahre 1838 über meine pädagogiſchen Leiſtungen nach. Sehen Sie, Herr Saphir, ſo ändert ſich auch die Anſicht des größten Humoriſten über die anſpruchloſeſten Dinge! Ebersberg.

Humoriſt, 1838, Nr. 176.

Literariſcher Salon. Erzählungen für meine Söhne, von J. S. Ebersberg, ꝛc.

Unter dem Kerresheere, welches ſeit Homers Zeiten den ſteilen Parnaß zu erklimmen ſucht, mag und wird es vielleicht Manchen geben, der ſich einer größeren Geſchicklichkeit im Klettern zu erfreuen hat, als der geſchätzte Verfaſſer der vorliegenden Erzählungen, aber gewiß nur Wenige, die es mit der Kunſt ehrlicher meinen, und ihren Pfad mit redlicherem Fleiße und männlicherer Ausdauer verfolgen. Es gibt ein gewiſſes Streben im Leben ſowohl wie in der Literatur, welches, ſo befremdend und bizarr es uns auch anfänglich erſcheinen, ſo wenig es auch mit der größtentheils leichtfertigen, frivolen Richtung der Gegenwart harmoniren mag, doch durch Konſequenz und Charakterfeſtigkeit mit der Zeit unſere unbegrenzte Achtung in Anſpruch nehmen muß; und ein ſolches Streben, eine ſolche Beharrlichkeit des redlichen Strebens gibt ſich in all den literariſchen und journaliſtiſchen Leiſtungen kund, durch welche ſich Herr Ebersberg ein eben ſo wohlverdientes Renommé als Jugendſchriftſteller, wie ſeinem Journale einen gewählten, zufriedenen, und was in unſerer materiellen Zeit wohl die Hauptſache iſt — weiten Leſekreis erworben hat. Was ſich Herr Ebersberg in den Antrittsſtunden ſeines bedeutungsvollen Ehrenamtes oft in ſtiller Einſamkeit ſelbſt gelobt haben mag — der Lehrer und Leiter ſeines Leſekreiſes zu werden, und gleichmäßig auf Veredlung des Herzens, wie auf Bereicherung des Verſtandes desſelben zu wirken — dieſes ſchöne Ziel hat er erreicht.

Unbekümmert um die Anfeindungen neiderfüllter Commilitonen, lächelnd über die thörichten Anmaßungen eignes Lob wiederkäuender Stribler und Kritikaſter, und unangefochten von dem ſogenannten romantiſchen Schwindel der modernen Schule, ging er ſichern Schrittes den geraden Weg, und ſchien — nach dem alten Sprichworte — den beſten. Die vorliegenden Erzählungen dürften einen neuen Beleg für die Wahrheit dieſes Urtheils liefern, und praktiſche, lehr- und ſinnreich durchgeführte Variationen des ſchönen Thema: „Wollen, Lernen, Handeln“ abgeben, welches der Verfaſſer in einem gerundeten Gedichte als Motto auf das Titelblatt ſeines Werkes ſetzte. Die Tendenz derſelben ſpricht er ſelbſt in der Vorrede mit folgenden einfachen aber herzlichen Worten aus: „Dieſe Erzählungen ſollen das Leben von der wahren Seite ſchildern, Tugend und Gewiſſensruhe, Herzensſtandhaftigkeit und Charakterſtärke im wahren Lichte zeigen, Unglückliche tröſten, Troſtloſe aufrichten und Ermattete kräftigen.“ Den beſten Beweis über die allgemeine Zweckmäßigkeit dieſer Tendenz und ihrer trefflichen Durchführung dürfte wohl der Umſtand ſeyn, daß die erſte Auflage dieſer Erzählungen, aus 3000 Exemplaren beſtehend, in Kürze gänzlich vergriffen ward, und daß ſelbſt Ihre Majeſtät, die erhabene Kaiſerin Mutter, Se. M., der ritterliche König von Preußen, und Se. Excellenz, der hohe, mächtige Beſchützer der Künſte und Wiſſen-

Digitized by Google

schaften, der oberste Kanzler und Präsident der Studienhofkommission, Graf v. Mittrowsky in gnädigen Handschreiben dem Verfasser ihre hocherfreuende Anerkennung zu äußern geruhten. — Ich eile nun zu dem Werke selbst, und will in Kürze aus dem vielen Guten, das meiner Ansicht nach Beste herausheben. In dem ersten Theile dürften die Erzählungen: „So war Allen geholfen," „Des Vaters versorgende Liebe" und „Beide übten ihre Pflichten," den allgemeinen, und das kurze Bruchstück: „Der Literat und das Leben," oder: Friedrich Christian Roßmann" den engsten aber verständigsten Leserkreis finden. Besondern Werth für den zum Sprichworte gewordenen österreichischen Patriotismus haben die Novelleten: „Die Strickerin auf dem Glacis" und „Kein Schleier ist für den Betrug zu dicht," in welchen Novelleten die erhabenen Wohlthäter der Menschheit, der zu früh verstorbene liebenswürdige Erzherzog Anton und der unsterbliche Monarch Joseph der Zweite die Deus ex machina spielen. Wunderschön ist die Fabel: „Der Feigen- und Akazienbaum" am Schlusse der Novelle „Die Freunde auf der Probe;" ihre Moral liegt in dem Satze: „Das Wort ist die Blüte, die That die Frucht!" Im zweiten Theile spreche ich, ohne Bedenken, die Palme den Biographien zu, welche unter dem Sammeltitel: „So gewinnt man das Glück mit eigener Kraft," das Leben der interessantesten historischen, literarischen und artistischen Charaktere in nuce, und getreugen schildern. Lehrreich sind die Novelleten: „Kein Stand und Erwerb, das Laster nur entehrt," und „Im Mißgeschicke verstärkt der Gute nicht." Dasselbe gilt von den Skizzen: „Kindlicher Liebe wird immer ihr Lohn" und „Eines Trunkenboldes Leben und Ende." Des geschätzten Verfassers anziehende „Lebensschicksale und Skizzen zu meiner Lebensgeschichte" schließen würdig ein Werk, das Ältern, Erziehern, Lehrern, wie der gesammten Jugend vom jüngsten bis zum reifsten Alter, nicht warm genug anempfohlen werden kann, welches ohne den geringsten Anstug von ennuyanter Pedanterie und trockenem Kanzelton, doch belehrend und erhebend wirkt, und welches bei dem so sehr um sich greifenden Übel, daß man der Jugend Leihbibliothekenfutter ohne Wahl und Zweck zur Lektüre reicht, dieser warmen und nachdrücklichen Empfehlung unbedingt werth ist.

Nutzen der Romane.

Manche Menschen besitzen die Gabe der geläufigen Rede. Sie wissen in gewöhnlichen Tagesgesellschaften leicht ihren Antheil an dem eben verhandelten Gespräche zu gewinnen oder sich des Wortes zu bemächtigen, und sind nie in Verlegenheit ein Gespräch anzufangen oder fortzuführen, da sie es verstehen, auch das Unbedeutende zum Gegenstande einer Abhandlung zu machen. Von ihnen scheinen die Romanenschreiber herzustammen.

Mir kam — und dies veranlaßte mich, die gegenwärtige Bemerkung niederzuschreiben — vor kurzem ein Roman, gedruckt in Stuttgart 1845, in die Hände; der Titel thut nichts zur Sache, denn in der Regel sind alle Romane einander gleich, die gemeinen Romane nämlich, unter deren Last Europa seufzt. Begierig, den in der Zeit des Fortschrittes beliebten Lesestoff — Verzeihung für das deutsche Wort! — kennen zu lernen, las ich zwei Blättchen. Auf der ersten Seite „träufelte von Windstößen erschüttert der Regen herab, das Wetter war rauh, und eine stille Heiterkeit durchhauchte die Atmosphäre;" auf der zweiten „hatte sich der Himmel ein wenig aufgeheitert;" auf der dritten und vierten waren in dem Büchlein bereits ziemlich dicke Gifttropfen zu sehen oder vielmehr wahrzunehmen; denn das Sehen setzt nur einen Sinn in Thätigkeit.

Ich sollte nun einen Kreuzzug gegen die Romane predigen; aber wozu? Die Waare findet Abgang, folglich muß sie brauchbar seyn. Ich wage indessen dennoch die Behauptung, daß die Romanenschreiber 1. von Schwätzern abstammen, und leite 2. daraus die Folgerung ab, daß sie sämmtlich lebensgefährliche Menschen sind.

Der erste Theil dieser Behauptung läßt sich ganz kurz beweisen. Wenn wir sprechen, so haben wir dabei ohne Zweifel eine Absicht, und wir können vernünftiger Weise sonst keine haben, als Andern etwas, was wir denken und jene zu wissen verlangen oder nicht abgeneigt sind, mitzutheilen. Der Sprechende, und um so mehr der

Digitized by Google

Schreibende, muß also gerade so viel sagen oder schreiben, als wissenswerth ist und gesagt werden muß, um verstanden zu werden. Sagt oder schreibt er mehr als er denkt — was, so unmöglich es scheint, gleichwohl zuweilen geschieht — oder sagt (schreibt) er Dinge, die Andere nicht wissenswerth finden oder ohnehin wissen oder auf eine bloße Andeutung sogleich als bekannt überblicken: so ist er ein Schwätzer.

Daß Schwätzer sehr gefährlich sind und Horatius keineswegs gescherzt haben mag, da er sagte, er sey auf der heiligen Straße in Gefahr gewesen, von einem Schwätzer todtgeschwätzt zu werden, ist leicht einzusehen. Wir bemerken nämlich, daß z. B. der Witz, wenn durch breite Auseinandersetzung die Lücke zwischen Erwartung und Aufschluß ausgefüllt wird, die entgegengesetzte Wirkung auf den Geist thut, indem er die Lebendigkeit desselben niederschlägt und einschläfert; ein sichtbarer Beweis davon ist das Gähnen der Zuhörer. Schon hieraus könnte man schließen, daß Breite im Reden den Geist mit der Zeit zu tödten vermag. Ein deutlicherer Beweis aber ergibt sich aus der Vergleichung des Geistes mit dem Körper. Der Körper kann ohne Nahrung nicht bestehen und müßte zu Grunde gehen, wenn er nur solche Speisen zu genießen bekäme, aus denen aller Nahrungssaft ausgepreßt wäre. Eben so müßte der Geist ohne Nahrung zu Grunde gehen. Die Nahrung des Geistes aber sind Gedanken, und sein Leben rastlose Fortbewegung in stets neuen und neuen Gedanken, mit andern Worten: der Geist lebt nur in so fern er denkt, und muß somit nothwendig in dem Maße erlahmen als ihm der Stoff zum Denken entzogen wird. Es muß demnach das Gesprochene und Geschriebene dem Hörer und Leser nicht neue Gedanken bringen, die der Geist desselben in träger Ruhe aufnehme, sondern Gedanken, die in ihm weitere neue Gedanken erzeugen, Stoff zu neuen Gedanken als nothwendige Lebensbedingung des Geistes. Breite Auseinandersetzung aber bietet dem Geiste nicht nur keinen Stoff zum Denken, sondern nicht einmal Gedanken zu träger Aufnahme, indem sie den Geist, der bei der ersten Andeutung eines Gedankens auch schon eine Reihe augenblicklich darangeknüpfter Gedanken durchflogen hat, durch Darlegung eben dieser bereits gedachten und somit stoffleeren Gedanken in seinem Fluge gewaltsam hemmt und durch aufgezwungene Gedankenlosigkeit seine Lebensthätigkeit lähmt.

Einen Nutzen aber versprechen die Romane doch, einen sehr beachtenswerthen Nutzen. Wenn dereinst, wie man befürchtet, die Wälder in Dampf verflüchtigt seyn werden, dann wird man sich Glück wünschen, Ersatz für den Verlust in den Vorrathskammern der Romanenfabriken zu finden!

Andreas Wilhelm.

Korrespondenz.

(Paris.) „Der Graf von Monte-Cristo. Drama in vier Abenden, zwei und zwanzig Aufzügen und sieben und dreißig Tableaux" (kein Puff!) von Alexander (dem Großen) Dumas. Mit diesem bescheidenen Titel tritt des unerschöpflich industriellen Dramatikers Dumas jüngstes Geisteskind in die Welt und auf die, auch die Welt bedeutenden Bretter des Théâtre historique. In der Geschichte des französischen Theaters, ja des Theaters überhaupt, werden der 2. und 3. Februar 1848 als ereignißreiche Daten glänzen. An ihnen wurden die beiden ersten Entscheidungsschlachten gegen die dramatische Einheit, die selbst der große Reformator Viktor Hugo noch beizubehalten gesucht hatte, geschlagen; zwei andere Schlachten werden nachfolgen, und so überbietet Dumas, der Furchtbare, selbst die drei Schlachttage bei Leipzig. Wie zu erwarten, war das Haus an beiden Abenden zum Brechen voll; das Publikum bestand fast durchgehends aus politischen, literarischen, artistischen und journalistischen Notabilitäten, und Dumas Werk hatte, wenigstens an diesen beiden ersten Abenden,

Digitized by Google

einen glänzenden Erfolg, von dem freilich auch ein großer Theil auf die prächtige Ausstattung und die fast wunderbare mise-en-scène kömmt. Dumas hat in diesem Stücke der Szene Dinge zugemuthet, die man sonst für Unmöglichkeiten hielt, und Hostein, der gewandte und erfinderische Direktor des Théâtre historique, hat alle diese Unmöglichkeiten möglich zu machen, alle Forderungen Dumas zu befriedigen gewußt. Ich spreche hier nicht blos von der Schönheit der Dekorationen, von denen besonders das Verdeck des „Pharaon" im Hafen von Marseille, die Ansicht der Reserve bei Marseille und die Meeresfläche um das Kastell If wahre Meisterstücke der Malerei und Optik sind, sondern hauptsächlich von den Verwandlungen, von der sinnreichen Art, die angewendet wird, um die doppelte Handlung des ersten Theils des Romans gleichzeitig dem Zuschauer vorzuführen. Früher hatte man in solchen Fällen das in zwei Hälften geschiedene Theater. In Dumas' Stücke ist Das anders. So sehen wir das Gefängniß Dantes' im Schlosse If, wo er schon vier Jahre schmachtet; er hört Geräusch, man arbeitet, um zu ihm zu kommen, er hilft, bald fällt der letzte Stein, und der Abbé Faria erscheint aus der Erde; er nimmt Dantes in sein Gefängniß mit; Beide kriechen in den unter der Erde ausgehöhlten Gang; so wie sie darin sind, rückt die ganze Bühne langsam von der Linken zur Rechten, Dantes Gefängniß gleitet in die Koulisse und das Gefängniß Faria's erscheint, und so wie es die ganze Bühne einnimmt, sieht man Dantes und Faria aus dem unterirdischen Gange hervorkriechen. Man kann die Illusion nicht weiter treiben. Im zehnten Tableau sieht man beide Gefängnisse neben einander, oberhalb der Gefängnisse ist der Wall des Kastells, auf dem eine Schildwache auf und abgeht. Dantes und Faria haben sich nach oben durchgegraben, oben wollen sie hinausbrechen, die Schildwache überwältigen und, begünstigt von Nacht und Sturm, entfliehen; da bekommt Faria den Anfall seiner Krankheit und stirbt. Dantes trägt den Leichnam auf sein Bett und kriecht in den Sack, in den man Faria's Leiche gethan hat. Die Gefangenwärter kommen und tragen ihn fort. In diesem Augenblicke versinken beide Gefängnisse langsam, bis sie ganz verschwunden sind und der Wall mit Schildwachen und Allem im Niveau der Bühne ist. Man sieht das stürmische Meer an die Mauern des Schlosses If schlagen, die Wächter gehen mit der Leiche über den Wall und steigen zum Felsen hinauf, sie schleudern von oben den Sack in das Meer, und aus den Fluten erschallt Dantes aufschreiende Stimme: gerettet! gerettet! So schließt der erste Abend. Der zweite führt den Zuschauer bis in die Hälfte des bändereichen Romans. — Für jetzt werden die beiden ersten Abende abwechselnd fortgegeben, und erst im August sollen die beiden letzten in die Szene gehen. Der Erfolg war, wie gesagt, ein außerordentlicher und verdienter. Wenn jede Abtheilung nur hundertmal gegeben wird (und Das ist das Wenigste), so ist das Théâtre historique vorläufig für die nächsten vierhundert Abende mit vollen Häusern versorgt. Wenn doch unsere deutschen Theaterdirektoren einmal ein solches Glück hätten! (Korresp. f. Deutschl.)

(Berlin.) Am 3. Februar haben unsere öffentlichen Gerichtsverhandlungen ein schauderhaftes Beispiel weiblicher Entartung und Grausamkeit ohne Gleichen dargestellt. Eine Mutter hat ihr anderthalbjähriges, nach allen Zeugenaussagen gesundes, leibliches Kind, eine Tochter, systematisch zu Tode gemartert; aus keinem andern Grund, als weil das unnatürliche Weib sich in seiner Bequemlichkeit durch das Daseyn dieses Kindes gestört fand. Um das unglückliche Wesen aus der Welt zu schaffen, wandte sie Hunger, entsetzliche Mißhandlungen (z. B. Schlagen mit einem Rohrstock, so daß das Würmchen oft nach den Zeugenaussagen am ganzen Körper blau und grün war), ja sogar ein Mittel von neronischer Grausamkeit und Erfindungskraft an. Sie lockte nämlich so viele Wespen als möglich in's Zimmer, um das Kind durch die

Digitized by Google

Stiche derselben tödten zu lassen! Diese und ähnliche Dinge sind durch etwa 30 Zeugen bestätigt. Vielleicht hätte aber dennoch die Verurtheilung zum Tode nicht erfolgen können, wenn nicht die rohe Wuth des Weibes sie selbst einmal überwältigt hätte, so daß sie den wirklichen Todtschlag an dem gepeinigten Kinde verübte.

Miscelle.

(Der erwartete Komet.) Das Jahr 1848 soll sich, wenn wir den Kometographen glauben dürfen, durch die Erscheinung eines großen glänzenden Schweifsternes auszeichnen, welcher bereits zweimal, nämlich im Jahre 1264 und im Jahre 1556, beobachtet worden ist. Das letzte Mal, im Monat März 1556, war der Komet, wie die Chroniken melden, ungewöhnlich glänzend, an Größe einem Halbmond gleich; der Schweif war ziemlich kurz und an Schimmer und Licht sehr ungleichförmig, so daß er einer vom Winde bewegten Kerzenflamme ähnelte. Kaiser Karl V. glaubte in dieser Erscheinung das Zeichen seines bevorstehenden Todes zu erblicken und rief bei dem Anblick des Wundersternes, wie man erzählt, den Vers aus: „His ergo indiciis me mea fata vocant." Ja man behauptet sogar, der Komet habe bedeutenden Einfluß auf des Kaisers Entschluß, seine Kronen niederzulegen, ausgeübt. Der berühmte Halley, Newton's Freund, bestimmte die Bahn dieses Kometen, welche erwiesener Maßen jener des Kometen von 1264 sehr ähnlich war. Hieraus hat man geschlossen, daß beide Kometen ein und derselbe Stern seyen, der seinen Weg um die Sonne in 292 Jahren zurücklege, und also im Jahr 1848 wieder sichtbar werden müsse. Es wird sich nun zeigen, ob der Komet die menschlichen Berechnungen bestätigt oder ob die Annahme von der Identität der beiden Schweifsterne auf einer Täuschung beruhte.

Räthsel.

Einst macht' ich Schlüssel für Apotheken,
Erschuf ein Büchlein aus Rezepten,
Und malte fein auf gold'nen Grund;
Doch zu dem Schloß, dem schmucke Frauen
Des Gürtels Heiligthum vertrauen,
Geb' ich mich selbst als Schlüssel kund.

Ich bin der Königin der Blüten
Ein Wächter, ihren Schatz zu hüten,
Ein Schirmer gegen Feindeshand,
Und habe tapfer manchen Kühnen —
Des Raubes Frevel abzusühnen —
Besiegt und blutend heimgesandt.

Auch ist, wohl sollt' ich's nicht verrathen,
Der Schatten meiner Pallisaden
Asyl für manches Vögelein;
Doch all' dies bin und bleib' ich gerne,
Nur eins nicht, Freund! — — wenn noch so ferne,
Möcht' ich nicht Ich im Aug' dir seyn!

Balduin.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 29. **Montag den 21. Februar.** **1848.**

Wien.

Konzert des Henri Litolff, am 17. Februar im Musikvereinssaale. Dieses Konzert bot Gelegenheit, Herrn Litolff als Kompositeur und Klavier-Virtuosen näher kennen zu lernen. Gleich in der ersten Nummer, einer Symphonie, komponirt und vorgetragen vom Konzertgeber, war besonders das „Scherzo" ausgezeichnet. Es wurde auch von Seite des so ziemlich zahlreich versammelten und gewählten Publikums mit wahrer Begeisterung aufgenommen und stürmisch zur Wiederholung verlangt. Wirklich enthält dasselbe so Viel des Zarten und Schönen, daß es bei jedem Musikfreunde ungeheuchelte Freude und Hoffnung erregen mußte, zumal wir ja in den neuesten Klavier-Konzerten so selten etwas Neues und Gediegenes zu Gehör bekamen. Leider aber blieben die beiden andern Kompositionen, welche der Konzertgeber noch vortrug, hinter den Erwartungen, wie sie die von ihm komponirte Symphonie, und in dieser besonders das so liebliche Scherzo anregten, weit zurück. Diese beiden Nummern nämlich „Souvenirs d'Hartzbourg" enthaltend: a) Etude, b) Romance, c) Walpurgisnacht auf dem Brocken; und „Grand Caprice" über Motive aus: Robert der Teufel waren wohl nur darauf berechnet, um Zeugniß zu geben von des Klavier-Virtuosen Kraft und Fertigkeit auf seinem Instrument, und als solche mögen sie hingehen, doch auf höhere Weihe haben sie keinen Anspruch. Als Zwischennummern hörten wir ein Lied: „An die Sterne," von Schubert, gesungen von Herrn Westermayer, ferner „Schwalbenpost," und „Das blinde Mädchen," in Musik gesetzt von Füchs, gesungen von Fräul. Marie Weiß, recht hübsche Lieder deren Vortrag aber besonders bei Herrn Westermayer Alles zu wünschen übrig ließ. Erwähnenswerth ist auch noch die seltene Präcision und — das Feuer, mit welchem das Orchester des Hof-Operntheaters unter der Leitung des unermüdlichen Helmesberger die oben erwähnte Symphonie „Nationale Hollandaise" begleitete, und so zur günstigen Stimmung des Auditoriums nicht wenig beitrug. Die beiden Fortepiani, auf welchen Herr Litolff seine Komposition abwechselnd vortrug, waren von dem in kurzer Zeit schon so beliebt gewordenen Dirr, sie zeichneten sich durch starken kräftigen Ton aus, hätten aber wohl reiner gestimmt seyn können. Daß es an Hervorrufungen und Beifall von Seite des gefälligen Publikums nicht fehlte, versteht sich wohl von selbst, und somit schließe ich den Bericht über ein Konzert, dessen erste Nummer uns entzückte und zu allen Hoffnungen berechtigte, dessen letzte Nummer — langweilte. Bitter, aber wahr!

Und jetzt nur noch einige Worte an die Herren Konzertgeber. Wie lange wird es noch gebräuchlich bleiben, daß man dem, mit Konzerten überhäuften Publikum immer und immer nur Musikstücke eigener Komposition vorführt, welche noch dazu so selten

Digitized by Google

wahre Kunstschöpfungen, sondern meist nur kalte, mechanische Fertigkeiten an den Tag legende Verstandes-Kompositionen sind, nicht wenig dazu beitragend, bei dem Auditorium Langeweile und Abgeneigtheit wider die Konzerte zu erzeugen? Sollen die ewig frischen und unverwelklich schönen Tonstücke unserer großen Tonkünstler, wie eines Mozart, Beethoven u. a. m., nur noch in Schränken und Privatzirkeln ihr Daseyn fristen? Wahrlich, im Interesse der Konzertgeber, als auch in dem wahrer Kunstfreunde, wäre es gelegen, wenn unsere Konzerte mehr Abwechslung brächten, welche sehr leicht damit erzielt würde, daß man uns in denselben nebst den eigenen neuesten Kompositionen wenigstens immer eines der klassischen Musikstücke vorführte, wodurch der wahre Künstler gewiß nichts an seinem Ruhme verlieren, sondern im Gegentheile nur gewinnen dürfte. G.

Denkwürdiges aus unserer Zeit.

1848. Februar 10. Die Reibungen der Studentengesellschaft „Alemania" mit den übrigen Studirenden, die hierdurch veranlaßte Schließung der Münchner Universität auf Befehl des Königs von Baiern verursachen Auflauf und Tumult in München. Der Magistrat und 2000 Bürger ziehen vor das königliche Schloß, um die Zurücknahme dieser Maßregel zu erbitten. Der König gewährt diese am 11. Februar, läßt den „Alemanen" ihre Päße geben und verweiset die Gräfin v. Landsfeld aus der Residenz. „Es solle hinfür nichts mehr zwischen dem König und seinem Volke stehen," erklärt der Minister Fürst von Wallerstein im großen Rathhaussaale unter donnerndem Zuruf der Volksmenge, welche zur Residenz zog und dem Könige durch Lebehoch seinen Dank brachte.

— Februar 1. Die beiden Neapolitanischen dramatischen Schriftsteller, der Herzog von Ventignano und Giuseppe Campagna, die zu Theater-Censoren in dieser Hauptstadt ernannt worden sind, haben in einem Umlaufschreiben an die Theater-Direktoren denselben ihre Ansichten über die Theater-Censur eröffnet. Sie sagen darin unter Anderm: „Wir erachten als von aller Revision befreit: 1. alle Arten von theatralischen Produktionen, die schon von der Neapolitanischen Censur erlaubt worden sind; 2. alle dramatischen Werke der classischen Italienischen Schriftsteller; 3. alle Produktionen, die schon in Rom, Florenz, Turin, Mailand, Venedig aufgeführt worden sind, oder aufgeführt werden sollten; den Theater-Direktoren liegt hierbei die Verpflichtung ob, über die bereits stattgefundene Aufführung, wenn diese nicht offenkundig ist, gesetzliche Zeugnisse beizubringen; 4. was die neuen Stücke betrifft, die nicht ohne unsere Erlaubniß aufgeführt werden können, so haben wir uns vorgesetzt, nur solchen dramatischen Produkten die Erlaubniß zu verweigern, die gegen Religion oder Moral gerichtet sind, oder Beleidigungen des Königs, oder der Mitglieder der königlichen Familie enthalten, oder die Ehre und den guten Ruf irgend Jemands angreifen."

Die längste Stunde meines Lebens.

Aus den Papieren eines Arztes.

Zeit! Ein kurioses Ding die Zeit! Ein stürmendes Roß, ein säumiges Maulthier, ein fliegender Dampfwagen, eine kriechende Schnecke! Dem Harrenden zu langsam, dem Fürchtenden zu schnell, dem Verlobten zu weilig, dem Verliebten zu eilig!

Digitized by Google

Mit Recht sagt Shakespeare: „Die Zeit reis't auf mancherlei Weise: sie galoppirt, trabt, geht Schritt und steht still.“ Auch mit mir hat sie galoppirt, getrabt, und ist Schritt gegangen. Nur einmal schien sie ganz still zu stehen. Nie, o nie werde ich die tagelangen Sekunden und die mondengleichen Minuten vergessen, die jene unendliche Stunde bildeten — die längste Stunde meines Lebens!

Ein Liebhaber naturhistorischer Forschungen, wie ich es seit den ersten Tagen meiner Jugend gewesen, hatte ich nie versäumt, durchreisenden Menagerien in meiner Vaterstadt einen, ja mehrere Besuche abzustatten. Welcher Genuß mußte es für mich seyn, als ich im Jahre 1842 London besuchte und durch die Erlegung weniger Thaler die Erlaubniß erhielt, jene großartige Thiersammlung zu Exeter, die ihres Gleichen in Europa sucht, zu betreten, so oft es meinen Wünschen gemäß war. Ich ließ die Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen, sondern war täglicher Gast — vorzüglich am frühen Morgen, wo die neugierige Menge aus Stadt und Land sich noch nicht herzudrängte, und mir hie und da die Verhältnisse gestatteten, sogar ganz allein unter den Bestien zu seyn und sie zu beobachten. Diese wiederholten Besuche verminderten die Scheu der Thiere gegen mich. Panther, Leoparden, Hyänen und Elephanten blickten mich freundlicher an als irgend Jemand, und selbst Nero schaute mir ruhig in die Augen. Nur der bengalische Tiger machte eine Ausnahme. Er konnte oder wollte mich nie wieder erkennen. Murrend und brummend bewegte er sich in seinem Käfige auf und ab, so wie ich den Raum der Menagerie betrat, und schien sich mit seinen fürchterlichen Vertheidigungswerkzeugen mir, seinem Feinde, gegenüber brüsten zu wollen, um mir Respekt einzuflößen. Bald streckte er seine ungeheure Tatze durch die Eisenstäbe und zeigte seine erschrecklichen Klauen, bald fletschte er mit teuflischem Blicke seine spitzigen Zahnreihen oder sperrte den Rachen auf, um mich in den blutrothen Schlund blicken zu lassen, in welchem er mich gerne in Stücke zermalmt hätte. Bald stöhnte und heulte er so jämmerlich, daß jeder Nerv meines Leibes zitterte und mir das Blut in den Adern gerinnen machte. Dennoch stand ich stets wie bezaubert vor seinem Käfige. Die grausame Schönheit meines Feindes lockte mich in unwiderstehlichem Reiz, und je öfter ich das seltene Schauspiel betrachtete, desto mehr war ich an den eigenthümlichen Anblick gefesselt.

So besuchte ich auch am 1. Januar 1843, zwischen neun und zehn Uhr die Menagerie von Exeter und ging, wie gewöhnlich, in den großen Raum, der für die größeren Thiere bestimmt ist. Niemand war zugegen, weder ein Wärter noch ein Fremder. Ich war allein, mitten unter den Wilden und einziger Herr „über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über alles Gewürm.“ Als ich zur Thüre hineintrat, schweifte mein Blick wie mechanisch sogleich zu dem Käfig meines alten Feindes, des bengalischen Tigers, um von ihm den gewöhnlichen Gruß in Knurren und Brummen zu empfangen. Doch die rauhe Stimme war verstummt, das grimmige Gesicht nirgends zu sehen, der Käfig leer!

Ich athmete freier in den ersten Augenblicken; die Entfernung meines wüthenden Gegners hatte eine schwere Last von meiner Brust gehoben. Doch schon nach wenigen Minuten schien es mir, als ob die Lücke, die dadurch entstanden, für mich unausfüllbar sey. Ein anderer Tiger konnte an die Stelle kommen, aber würde derselbe mich in gleichem Grade hassen und mir die Schönheit seiner Wuth vor Augen führen? Der Tiger war mein Feind, und Feinde beklagt man zwar nicht, aber man vermißt sie. Er war verschwunden, und die Menagerie hatte nicht das halbe Interesse mehr für mich. Was konnte der Grund zu seiner Entfernung gewesen seyn? War er todt? Hatte man ihn seiner Wildheit wegen umgebracht oder hinweggeschafft, um ein zah-

Digitized by Google

meres Exemplar an seine Stelle zu setzen? War er entlaufen? Wie Antwort suchend auf diese verschiedenen Fragen, schaute ich noch einmal rings in dem weiten Raum umher, und — um Gottes willen, was sahen meine Augen! — zusammengeduckt in eine dunkle Ecke, war der Tiger von mir bei meinem Eintritt übersehen worden. Schlauer Weise hatte er sein gewöhnliches Erkennungsmurren unterdrückt, um mir unbemerkt den Rückweg abzuschneiden. Jetzt, bei meinem ersten Blick auf ihn, erhob er sich langsam und schlich dicht an der Wand herunter auf die Thüre zu. Wäre ich selbst im Besitze meiner vollen Kräfte gewesen, so würde ich nicht eher zur Thüre gelangt seyn, wie der Tiger; doch hatte mich der Schrecken wie festgebannt. Ich stand stumm und bewegungslos, wie zu Eis gefroren war das Blut in den Adern, das Hirn schwindelte. Hätte ich schreien können, mein letzter Lebenshauch wäre zu einem einzigen, langen, durchdringenden Schrei geworden. Doch war er gefesselt in meiner Brust, wo mein Herz schlug wie ein perpetuum mobile. Ich fühlte die Tigertatzen an meinem Halse, die mir die Kehle zuschnürten, ich fühlte sie wühlen in den Eingeweiden meines Leibes. Meine Zunge erstarrte, meine Kinnbacken bekamen den Krampf, meine Augen lagen stier in ihren Höhlen und blickten starr hinaus in die blutrothe Atmosphäre. Doch währte dieser Zustand halber Betäubung und Bewußtlosigkeit nicht lange. Die neu erwachende Liebe zum Leben verjagte den Schreck und gab mir schnell den vollen Verstand wieder.

Der Tiger hatte unterdeß die Thüre erreicht, dann legte er sich mit gekrümmtem Katzenbuckel nieder, das Gesicht zwischen den Vorderpfoten und seine feurigen Augen auf mich gerichtet. Langsam und fast unbemerkt ruschte er mir entgegen. Jetzt streckt er seinen Schweif aus bis zur Spitze, die er im Kreise dreht und macht sich zum Sprunge bereit. Es ist keine Zeit zu verlieren! Ein Wink der Vorsehung, eine Stimme vom Himmel erinnerte mich an den leeren Käfig, und flüsterte mir in's Ohr, daß dieselben Stäbe, welche dem Menschenwürger den Ausgang wehrten, auch den Eingang verhindern würden. Ein Augenblick — ich bin in dem Käfig, habe die Thüre zugeworfen und den mächtigen Riegel vorgeschoben! Der Tiger, durch die Schnelligkeit dieser unerwarteten Handlung in seiner Hoffnung betrogen, schien zu stutzen; aber das donnerähnliche Brüllen desselben verkündete erneute Wuth. Er besann sich nicht lange und näherte sich zu meinem unendlichen Schrecken, ließ sich auf seine Hinterbeine nieder, legte seine Vordertatzen auf den Rand des Käfigs und glotzte mich, sein häßliches Gesicht an die Eisenstäbe gepreßt, mit einem langen, langen Blicke, feurig wie glühende Kohlen, an.

Nun war die Reihe an mir, die Langsamkeit der Zeit zu verstehen, zu fühlen, wie sich der kostbare Stoff, aus welchem das Leben geschaffen, wie feines Gold in unbegreiflich lange Fäden ausdehnen läßt, und die schreckliche Dauer von Sekunden, die vielleicht die letzten des Lebens seyn mochten, so wie die Möglichkeit zu erkennen, zwischen einem Pulsschlag und dem andern ganze Menschenalter zu erleben, wie es so oft in unsern Träumen der Fall ist. Wie soll ich sie beschreiben, die fürchterlichen Augenblicke, mit welchem Maß soll ich sie messen! Mir schien es, als ob ich, während diese feurigen Augen mich anstierten, Pyramiden hätte bauen, Babylone gründen, Königreiche erkämpfen können. Diese sogenannten Minuten waren eine grausame Vorschule der Ewigkeit.

Inzwischen behielt der Tiger unbeweglich seine Stellung bei; ich aber hatte mich in die hinterste Ecke des Käfigs gepreßt. Ein- oder zweimal versuchte ich um Hilfe zu rufen, doch der Ton erstarb in meiner Kehle, und als es mir gelang, einen Laut von mir zu geben, erhob der Tiger zu gleicher Zeit ein solches Gebrüll, daß

Digitized by Google

mein Ruf weit übertönt wurde. Überzeugt von der Fruchtlosigkeit meiner Versuche, ergab ich mich still und geduldig in mein Schicksal. Die Entscheidung nahte. Immer grimmiger wurden die diabolischen Gesichtsfratzen des Tigers, immer schneller klappte er seine Zähne zusammen, immer häufiger blies er mich an mit seinem heißen Athem, wie um mich zu verpesten, oder mir die Besinnung zu rauben und immer wüthender warf er die Tatzen zwischen die Eisenstäbe und rüttelte an dem Käfig. Es war meine ganze Wachsamkeit nöthig, um mich vor den gefährlichen Klauen zu wahren; denn hätten sie ein Ende meines Rockes erfaßt, der zum Glück fest an meinen Leib schloß und bis an den Kragen zugeknöpft war, ich wäre unwiederbringlich verloren gewesen.

Noch hielt Stab und Eisen Stand gegen die wüthenden Angriffe; noch hatte mich das Bewußtseyn nicht verlassen. Doch wie? Wenn das Eisen nachgäbe, die Stäbe brächen; wenn mich die Ohnmacht überwältigte, die Kräfte schwänden und ich die sichere Stellung verlassen müßte, die ich bisher einnahm! Schrecklicher Gedanke! Gräßliches Geschick! Und weit war ich von diesem Schicksal nicht entfernt. Die Sehnen erschlafften, die Muskeln versagten ihren Dienst. „Und am Neujahrstag soll ich sterben, wo Alles sich des Lebens freut und mit neuen Hoffnungen hinaus in die Natur tritt?“ Fieberhaft durchzuckte mich der Gedanke; neues Leben floß in meine Sehnen, neue Hoffnung stärkte meine Muskeln, mit neuer Macht klammerte ich mich fest. Barmherziger Himmel! Da kracht der Käfig, der endlich der Wuth des Tigers weicht, er stürzt zusammen und der Tiger — entflieht. Ob erschreckt durch den schrecklichen Krach des Zusammenstürzens, oder durch einen andern Umstand irre gemacht in seinem blutdürstigen Vorhaben, er springt heulend und schreiend in das Obergemach, wo er von den Wärtern, die durch das andauernde Gebrüll aufmerksam geworden und auf dem Wege zu dem großen Raume der Menagerie waren, empfangen wurde.

Ich selbst aber kroch blitzschnell hervor und stürzte wie wahnsinnig aus dem Raume hinaus, den ich auch nie wieder betreten habe. Als ich nach meiner Uhr sah, zeigte mir der Weiser, daß das Jahrhundert, welches ich in dem Tigerkäfig verlebt zu haben glaubte, aus kaum sechzig Minuten bestanden hatte.

Und so endete die längste Stunde meines Lebens. Eduard Amthor.

Abd-el-Kader und seine Familie.

Sidi-el-Hadj, Abd-el-Kader, in wörtlich deutscher Übersetzung: „Herr Pilgrim, Diener des Allmächtigen,“ ist 41 Jahre alt, und führte den Titel: Emir-el-Moumenin, Sultan-el-Arab,“ Fürst der Gläubigen und Sultan der Araber. Er ist der zweite Sohn, Sidi-el-Hadj, Mahhi-Eddin, (ein Name, der aus den Worten: „Ihia-Eddin,“ Stütze des Glaubens, gebildet ist) eines sehr geachteten Marabout's (Heiligen), der Hachem-Cheraga, aus dem Stamme der Oulad-Aissa-ben-Abbeß.

Mahhi-Eddin, war der Sohn Sidi-Mustapha-ben-Moktar's und Enkel des Sidi-Kaba-ben-Moktar, welche beide sehr berühmte Marabout's waren, und einen im Lande hoch verehrten Stammbaum hatten. Mahhi-Eddin hatte vier Frauen, die erste Lella (Frau) Zohra, war die Mutter Abd-el-Kader's und Lella Kadidja's, die zweite Lella Ourida, Mutter Sidi-Mahomed-Said's und Sidi-Mustapha's; die dritte Lella Fatma, Mutter Sidi-el-Haouffin's, und endlich die vierte, eine Negerin, Lella-Embarka, Mutter Sidi-el-Mortadi's. Diese vier Frauen waren ebenfalls Töchter von sehr verehrten Marabout's, und nur die zweite, Lella Ourida, ist verstorben. Mahhi-Eddin hatte zweimal die Pilgerfahrt nach Mecca gemacht, und zwar das zweitemal in Abd-el-Kader's Begleitung.

Digitized by Google

Er starb im Jahre 1833 kurze Zeit bevor die Franzosen Mostaganem eroberten, und wurde zu Cachron, vier Meilen südwestlich von Mascara, an der Seite seines Großvaters begraben.

Abd-el-Kader, wurde in der Guetna (einem Vereine von Häusern und Zelten) seines Vaters geboren, und hat, wie wir eben sagten, vier Brüder und eine Schwester.

Der Älteste seiner Brüder, Sidi-Mahomed-Said, bewohnte die Guetna seines Vaters und folgte dem Vater in seinem Berufe als Marabout. Am ersten Tage des Jahres kommt Jedermann in die heilige Behausung Mohammed-Saïds, um ihm Glück zu wünschen und je nach dem Vermögen des Gebers, ihn mit Geld, Schafwolle, Ochsen, Schafen und Getreide zu beschenken. Diese Art von Wallfahrt zur Guetna Mahhi-Eddin's geschahen schon zu den Zeiten seines Großvaters, und die Araber erzählen mit festem, gläubigen Vertrauen: daß wer Sidi-Kada-ben-Moktar einen Boudjon (ungefähr 1 Fr. 80 Cent) gab, deren sicher zehn in seinem Beutel wiederfand. Sidi-Mohamed-Said blieb den politischen und öffentlichen Geschäften fern und vollbrachte nur eine einzige Sendung, im Namen seines Bruders, an den Kaiser von Marokko, im Jahre 1837.

Er hat von seinem Vater große Gelehrsamkeit und tiefe Kenntnisse, besonders in medizinischer Hinsicht ererbt, durch welche er junge Thallebs (Gelehrte) bildet und seinen beiden jüngsten Brüdern, Sidi-el-Haoussin und Sidi-el-Mortadi, eine treffliche Erziehung gab.

Sidi-Mustapha, der zweite von Abd-el-Kader's Brüdern, ist 33 Jahre alt. Im Jahre 1835, wollte er sich zum Sultan der Stämme der Wüste proklamiren lassen, allein sein Unternehmen mißglückte, und der Emir ernannte ihn, nachdem er ihm verziehen hatte, zum Bey von Medeah. Die wenigen Fähigkeiten, welche er bei Ausübung seiner Pflichten entwickelte, waren die Veranlassung, daß er seines Postens wieder entsetzt wurde. Er zog sich in's Privatleben zurück, verließ es jedoch im Jahre 1838 wieder, zur Zeit der Expedition seines Bruders gegen Ain-Madhi. Er wurde nach der Veste geschickt um sie zu nehmen, jedoch Tedjini, welcher sie hielt, machte ihn zum Gefangenen, um ihn gegen seinen Sohn auszuwechseln. Im Jahre 1840 sandte ihn sein Bruder als Chef der beorderten Truppen gegen die Provinz Konstantine, um die französische Besatzung zu bekämpfen. Er erfüllte als Krieger seine Pflicht.

Lella-Kadidja ist Abd-el-Kader's ältere Schwester, und 43 Jahre alt. Im Jahre 1824 verheirathete sie sich mit ihrem Vetter Sidi-Mustapha-ben-Thami, welchen der Emir 1837 zu seinem Kalifah im Westen ernannte. Bei ihrer Vermählung erhielt sie von der Gemahlin des letzten Bey's von Oran, Hassan, alle zu ihrer Hochzeit nöthigen kostbaren Luxus-Gegenstände zum Geschenke, ein Freundschafts Beweis, welcher für die große Achtung spricht, welche die Familie im Lande genoß.

Lella-Zorah, die Mutter Abd-el-Kader's ist vielleicht die einzige arabische Frau, welche lesen kann. Die Traditionen des Volkes nennen sie das Weib, dessen Geburt die Bücher schon seit Jahrhunderten vorhersagten, die Mutter eines Sohnes, der bestimmt sey, Sultan von ganz Arabien zu werden. Lella-Zorah besitzt seltene Tugenden, sie ist höchst religiös, aber tolerant, und ihre Sanftmuth, Güte und Barmherzigkeit retteten viele Gefangene, die das Loos des Krieges in die Hände ihres Sohnes brachte. Abd-el-Kader hat die kindlichste Verehrung für seine Mutter, und man erzählt, daß seit seiner Proklamation als Sultan er nur an sie allein Briefe schrieb.

Abd-el-Kader's Gattin ist Lella-Kheira (die Glückliche), eine Tochter seines Oheims väterlicher Seite, Sidi-Ali-bon-Thaleb. Herrlichen Wuchses, groß, schlank und noch

Digitized by Google

jung, gilt sie für eine seltene Schönheit. Sie hat eine vorzüglich sanfte Stimme, und ihre Kleidung gleicht jener der arabischen Frauen von Geschmack. Vorzüglich gerne trug sie immer einen Haik von rother Farbe. Lella Kheira gebar zuerst zwei Töchter, von welchen Eine 17, die andere 15 Jahre alt ist, dann noch eine Tochter und einen Sohn. Beinahe immer von ihrem Gatten getrennt, lebte sie einsam und zurückgezogen, betend und arbeitend, und sich der Erziehung ihrer Kinder widmend, welche sie auf's zärtlichste liebt. Sie und ihre Schwägerin, Lella Hadidja sind Meisterinnen in der Stickerei der Burnus und Haiks.

Da uns nun Abd-el-Kader's Familie bekannt ist, wollen wir Einiges über seine Jugend und Wahl erzählen, und wie es kam, daß er so lange Frankreich zwang, eine Armee von mehr als 70000 Kriegern in Algerien zu halten.

Kindheit und Jugend Abd-el-Kader's.

Abd-el-Kader verlebte seine ersten Kinderjahre unter der Leitung seines Vaters, welcher frühe schon die vorzüglichen Fähigkeiten, die einst seinen Sohn auszeichnen sollten, erkannte und pflegte.

Sobald der Knabe lesen, schreiben und beten konnte, wurde einem der gelehrtesten Araber, Ahmet-ben-Tahar, Kadi von Arzew, seine Ausbildung anvertraut, welcher ihn Gesetzkunde, Religion, Geographie, Arithmetik und Astronomie lehrte. Er machte außerordentliche Fortschritte und wurde nebstbei in allen körperlichen Übungen unterrichtet und geübt. Keiner übertraf ihn im Reiten oder Speerwerfen. Mit fünfzehn Jahren sandte ihn sein Vater nach Oran, zu Sidi-Ahmed-ben-Khodja, welcher seine Erziehung vollendete. Dort brachte er ein Jahr mit den Söhnen der ersten türkischen und arabischen Familien zu, und heirathete bei seiner Heimkehr in's Vaterhaus Lella Kheira.

Nun wurde aber Mahhi-Eddin den Türken verdächtig, welche seinen Einfluß im Lande fürchteten. Um ihrem Mißtrauen zu entgehen, fündete er eine zweite Reise an, welche er nach Mecca unternehmen wollte: allein umsonst! Eine große Anzahl von Reitern des Stammes Hachem, deren Anzahl die Araber auf ungefähr 2000 angaben, begleiteten den alten Marabout, um ihn zu schützen, und diese so ungewöhnlich zahlreiche Karavane setzte den Bey von Oran, Hassan, in solchen Schrecken, daß er den Bey von Algerien Hussein-Pascha, davon in Kenntniß setzte, welcher sogleich Mahhi-Eddin den Befehl sandte, seine Eskorte zu entlassen und nach Oran zu kommen, um von seinem Betragen Rechenschaft abzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

(Wien.) Bei dem lebhaften Interesse, welches die Vorfälle in Italien erwecken, dürfte das Erscheinen der vortrefflichen Karte der Provinz von Mantua, welche der verdienstvolle k. k. Oberst Graf Fedor Karacsay eben herausgab und die bei Artaria zu erhalten ist, Manchem erwünscht kommen. Mit der militärischen Genauigkeit und streng wissenschaftlichen Umsicht, welche der gelehrte Graf Karacsay als Geograph und Historiker vielseitig bekundet hat, ist diese herrliche Karte aufgenommen und gezeichnet. Deutlichkeit und sinnige Markirung aller Einzelnheiten, den Überblick selbst weniger geübten Augen erleichternd, machen sie zu einem wahren Musterbild praktischer Landkarten; in militärischer Hinsicht aber dürfte ihr Werth unschätzbar seyn. Den Lesern des „Zuschauers" ist schon aus früherer Zeit der edle Name „Karacsay" im guten Angedenken. E.

Digitized by Google

(Wien.) Von Mittwoch den 16. Februar angefangen, verkehren die Lastzüge wieder in allen Richtungen der Nordbahn, und nördl. k. k. Staats-Bahn; jedoch statt von und nach Wien, nur von und nach Floridsdorf, bis die beschädigte Donaubrücke wieder hergestellt sein wird. — Die von Wien abzusendenden Güter werden daher, statt in dem Wiener-, nur auf dem Floridsdorfer-Bahnhofe zur Beförderung angenommen. — Übrigens besorgt das Spedition-Bureau der Nordbahn (Stadt, Riemerstraße, Jakoberhof Nr. 996), unter seiner Dafürhaftung, die Überführung der abzusendenden Güter von Wien, nach Floridsdorf um den Preis von 7 kr. C. M. pr. Wiener Spec. Ztr. — Die nach Wien bestimmten Güter können in Floridsdorf, wegen Mangel an Magazinen, nicht eingelagert und bezogen, sondern müssen in die Wiener Bahnhofs-Magazine überführt werden, wofür außer der Bahnfracht bis Floridsdorf noch 7 kr. C. M. pr. Wiener Spec. Ztr. als Überführungskosten von Floridsdorf nach Wien, dem Gute nachgenommen werden. Die Direktion der a. p. Kaiser Ferdinands Nordbahn.

— Wie aus einem öffentlich ausgesprochenen Danke der k. k. Polizei-Oberdirektion zu entnehmen ist, hat der edle und unermüdliche Gutthäter der Armen, Franz Fürst von Dietrichstein Durchlaucht, abermals einen Betrag von 500 fl. C. M. für die Nothleidenden im Teschner Kreise Schlesiens übersandt.

— Dlle. Weißbach, eine der ersten Persönlichkeiten des deutschen Schauspiels und eine wahre Zierde des Theaters an der Wien, erhält in Nr. 21 der tüchtig geleiteten „Wiener Musikzeitung" ein wohlverdientes Lob. Von ihrem Vortrag in Herrn Pratte's Konzerte wird nämlich gerühmt: „Ihr Vortrag hat uns gerührt, erhoben, begeistert. Wir kennen derzeit in Wien kaum Eine Künstlerin, die ihr im Fache der elegischen oder selbst heroischen Deklamation die Palme streitig machen könnte." Und das ist, wahrlich, viel gesagt!

— Eine Riesenkaffehkanne sah ich dieser Tage in einem der ersten Kaffeehäuser Wiens. Sie ist aus Eisenblech angefertigt, inwendig schön glänzend emaillirt, und faßt 53 Wiener Mäß. In ihrer Art ein Meisterstück, höchst wahrscheinlich das größte Gefäß dieser Art, ist sie für ein Kaffeehaus nach Pesth bestimmt, und ein Erzeugniß der hiesigen Fabrik: Schwenk und Comp., Leopoldstadt, Nr. 726 am Donaukanale. R. K.

(Preßburg, 12. Februar.) Ein Fiaker wollte vorgestern durchaus mit seinen Passagieren über den Eisstoß fahren, da doch die höchste Gefahr des Einbruches jeden Augenblick drohte; trotz aller Vorstellungen von Seite der als Sicherheitswache aufgestellten zwei Stadtgarden wollte der eigensinnige Kutscher, vermuthlich durch die im Wagen befindlichen drei Herren ermuthigt, mit Roß und Wagen hinüber, und auch noch andere dagestandene sechs Wägen machten Miene nachzufahren; da fielen die beherzten Stadtsoldaten den bereits bergab fahrenden Pferden muthig in die Zügel, und während die Betheiligten sich darüber beschwerten und über die Polizei schimpften, begann das Eis sich plötzlich zu heben und der Stoß trat mit unheimlichem Krachen und reißender Schnelligkeit seine Reise an; die Wägen und Passagiere hätten, wären sie eingelassen worden, ziemlich die Mitte des Eisstoßes aber auch rettungslos ihr Grab erreicht. — Die wackeren Stadtsoldaten verdienen somit als Retter von mehren Menschenleben gewiß eine lobende Anerkennung, und der gewissenhafte Diensteifer bewies sich so klar, als der Leichtsinn des halsstörrigen Kutschers und seiner unbesonnenen Passagiere. (Pannonia.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 28, S. 224: Dorn.

Zur Erläuterung der historischen Beziehungen:

1. Dorn Gerhard, eifriger Anhänger des Paracelsus, bekannt durch „Clavis totius philosophiae chymisticae," Lyon 1567.
2. Dorn Anton, Medizinalrath zu Hamburg, schrieb u. a. ein „Rezepttaschenbuch," Bamberg, 1819.
3. Dorn Joseph, talentvoller Maler, der die Kunst wieder erfand, Geld auf Pergament so aufzutragen, daß es die Politur und das Malen aushält.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Obersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 30. Mittwoch den 23. Februar. **1848.**

Wien.

Theater. (Theater an der Wien.) Der verwendbare Sänger Herr Radl hatte zu seinem Benefice (am 19. Februar) Boildieu's alte klassische Oper „Johann von Paris" gewählt und damit eine glänzende Einnahme erzielt. Diese Oper, ihr außerordentlicher Erfolg, ihre liebliche Musik, gehören noch unter die angenehmsten Jugenderinnerungen der älteren Wiener. Die diesmalige Aufführung war des kostbaren Tonwerkes würdig. Das Ehepaar Steiner, Sänger vom ständischen Theater in Gratz, gab die Hauptrollen: die Prinzessin von Navarra und Johann von Paris. Mad. Steiner, eine liebliche Erscheinung, zeigte anfänglich in der schwierigen Arie: „Welche Lust gewährt das Reisen," Befangenheit und Unsicherheit, entfaltete aber im zweiten Akt, besonders in dem Troubadour-Duett, eine frische und wohltönende Stimme von ziemlich großem Umfange. Züchtiges Spiel, wohlthuende Ruhe und Anmuth in den Bewegungen sichern dieser noch jugendlichen Künstlerin gewiß eine glückliche Laufbahn. Herr Steiner ließ als „Johann von Paris" Manches wünschen; sein Spiel ist etwas eckig, während die Höhe seines Tenors beachtenswerth erscheint. Herr Staudigl gab die komische Rolle des Ober-Seneschall's, im Sang und Spiel der erste deutsche, bisher noch unerreichte Sänger. Auch Dlle. Bergauer (Lorezza) und die freundliche Erscheinung der Dlle. Hellwig (Page) mit einer Stimme, die so frisch und seelenvoll klingt, als sänge sie die Lerche aus dem Azurblau des heitersten Himmels herab, vollendeten mit dem Benefizianten den trefflichen Künstlerreigen und das Gelingen der Aufführung. Es wäre unbillig, dem ausgezeichneten Orchester, von Lorzing musterhaft geleitet, nicht einen wohlverdienten Antheil am Kunstsiege zuzusprechen. Die zarte, schmeichelnde Musik, deren Töne wie schäkernde Elfen tanzen, schien, von der Ouverture an bis zu Ende, in ihrer Harmonie wie von einem einzigen Wunder-Instrumente gespielt. Das Publikum war sichtlich erfreut über die eifrige, pietätvolle, makellose Darstellung des unsterblichen Meisterwerks. E.

Akademie. Wohlthuend ist's, mitten unter den Klagen über Zerwürfnisse im Gebiete der Kunst, über Gleichgiltigkeit und Kälte des Publikums, auf erhebende Beispiele von Einigkeit und Liebe, von Pietät und Wärme für künstlerisches oder literarisches Verdienst hinweisen zu können! Ein schönes Beispiel dieser Art ist die Akademie, zum Andenken des kürzlich in Wien verstorbenen Tonsetzers Ferd. Fuchs, des Komponisten der Oper: „Guttenberg," von edlen Freunden des leider zu früh Verblichenen veranstaltet und theils zur Errichtung eines Grabmahles, theils für die Hinterbliebenen bestimmt Da reichen eine Menge edle Menschen zum edlen Werk sich die Hände! Dr. August Schmidt und Otto Prechtler, treue Freunde des Künstlers über das Grab,

Digitized by Google

stellen sich an die Spitze des Unternehmens; der edelmüthige Direktor Pokorny räumt sein schönes Theater an der Wien ein; die berühmtesten Künstler dieser Bühne bieten ihre eifrige Mitwirkung an, und das wohlwollende Publikum Wien's vollendet das Liebeswerk, indem es am 20. Februar Parterre und Gallerie füllt und durch die beflügelte That den besten Willen zum Ziele führt. Nie war der Himmel heiterer, als um die Mittagsstunde des 20. Februars. Die Sonne lächelte so freundlich aus ihrer azurblauen Kuppel, daß es keine lebhafte Einbildungskraft brauchte, um die Seele unseres Lieblings, des Tonsetzers der deutschen Oper Guttenberg, geleitet von den Engeln der Sphärenmusik, als unsichtbaren freudenerfüllten Zuhörer des Erinnerungsfestes zu denken. Eine heilige Weihe schwebte über dem sinnigen Feste. Es ward mit der kernigen Ouverture zu „Guttenberg" eröffnet. Aus derselben Oper brachten noch Dem. Karoline Mayer mit Herrn Bielezizki ein herrliches Duett und Meister Staudigl mit dem Männergesangsvereine, dessen ersterwählter Chormeister der Verblichene gewesen, den eben so originellen als melodiösen Schluß des zweiten Aktes, der bei jeder Aufführung des „Guttenberg" so ausnehmend gefiel. Von der Komposition des Verblichenen brachte noch der Männergesangs-Verein den Chor: „Pilgerruhe;" Herr Staudigl „Schiffers Gruß," den er so meisterlich, wie Alles was er singt, gab und, oft stürmisch gerufen, wiederholen mußte; Herr Bielezizki mit dem trefflichen Sangverein eine Preghiera, das liebliche Fräulein Hellwig die beliebten Lieder: „Widmung" und „Vögleins Laubhüttenfest;" endlich die Fräulein Karol. Mayer und Bergauer mit den Herren Staudigl und Becker ein pikantes Quartett aus der zweiten Oper des Entschlafenen: „Die Studenten von Salamanka." — Unsere berühmte Gastin, Frau Jenny Lutzer, sang aus Meyerbeer's herrlichem „Robert" die große „Gnaden-Arie" mit jener Großartigkeit des Vortrags und der Mimik, die sie in dieser Rolle fast über jede ihrer Kunstgenossinnen erheben. Wohl ist es überflüssig zu erwähnen, daß man stürmisch eine Wiederholung verlangte und die Künstlerin so gefällig war, die ganze große Arie zum zweiten Mal vorzutragen. — Tamino-Heindl blies mit der nur ihm eigenen Geläufigkeit und Reinheit eine Elegie von Ernst auf seiner Zauberflöte, und Fräul. Weißbach, die Zierde des Wiedner-Theater-Schauspiels, sprach einen gefühlvollen Prolog von dem talentreichen S. Mosenthal in vorzüglicher Art. Auch der Pianist Henri Litolff hatte seine Mitwirkung versprochen; aber ein gefährliches Erkranken hatte des Virtuosen guten Willen vereitelt. — Die Anerkennung des zahlreichen Publikums lohnte das Unternehmen. Füchs, der deutsche Komponist, im Frühling des Lebens, eben als der Lorbeer ihm werden sollte und die Sonne der Anerkennung aufging, bevor noch seine zweite Oper des reichbegabten Tonsetzers Namen durch die Länder und Meere hintrug, von dem Todesengel in den Gesangverein der Himmelsschaaren berufen, wird ein würdiges Grabmahl auf der Stätte des ewigen Friedens, und seine Hinterlassenen, die ihn liebevoll gepflegt, ein werkthätiges Zeichen der Liebe seiner Mitbürger und Kunstfreunde Wiens erhalten!

Walter.

Karneval. Nur einige der öffentlichen Bälle waren in dieser Zeit vorzüglich besucht. Der sogenannte „Künstlerball," von den k. k. Hofschauspielern Karl la Roche und Ludwig Löwe im Sophienbadsaale (am 16. Februar) arrangirt, hatte wieder, wie seit Jahren, eine sehr gewählte und interessante Gesellschaft vereinigt. Was die Residenz an Kunst-Notabilitäten und Gönnern der Künste aufzuweisen hat, die Blüte der reizenden Wiener Mädchen und Damen war hier zu sehen. Von dem Stephansplatze bis zum Sophienbadsaale auf der Landstraße standen die Wagenreihen, die nur langsam ihrem Ziele zusteuern konnten. Dieser „Künstler- und der sogenannte Slavenball," welcher am 11. Februar in demselben Saale abgehalten wurde, sind wohl die berühmtesten Karnevalsfeste Wiens, die kein Fremder, um von dem Reichthum, dem Genußleben, der Pracht des fröhlichen Wiens einen Begriff zu

Digitized by Google

erlangen, versäumen sollte. Auf letzterem Balle ersetzte den Vladika von Montenegro, der voriges Jahr in diesen Räumen weilte, der griechische Bischof Schikkovits von Temeswar. Viele und zum Theil wahrhaft malerische Nationaltrachten sowohl von Damen als Herren fesselten das Auge. Unter denselben waren besonders interessant der Fürst Milosch von Serbien in seinem glänzenden Nationalkostüm und der jüngere Graf Nugent in altadeliger kroatischer Kleidung. Die Nationaltänze, besonders der Mazur, entlockten den Zuschauern rauschende Beifallsbezeugungen. Am Eingange paradirten zu beiden Seiten Portiers im reichsten serbischen und kroatischen Kostüm und vollem Waffenschmucke. Jeder eintretenden Dame wurde die Tanzordnung in niedlicher Fächerform überreicht, worauf die Kostüme und Wappen aller slavischen Stämme hübsch gemalt waren.

— Das Lächerlichste aus den Spekulationsball-Sorten war der Kostüme-Ball, wovon das „Österreichische Morgenblatt mit Recht sagt: „Einen neuerlichen Beweis, wie leicht sich manche nur nach Tagesneuigkeiten haschende Wiener Journale täuschen lassen und das Publikum wieder täuschen, lieferten die Anzeigen des sogenannten Kostümeballs und dessen Erfolg. Mehre Journale brachten fast in jeder Nummer Anzeigen von diesem interessanten Ballfeste und Aufrufe zum Besuche desselben, sie wußten mit großer Bestimmtheit anzugeben, daß alle Putzmacherinnen und Damenschneider, alle Modeateliers mit Verfertigung von Phantasiekleidern und ideelen Kostümen beschäftigt seyen, und, siehe da, der Ballabend erschien, aber weder Ballgäste, noch Kostümkleider, noch ideele Anzüge. Strauß spielte pflichtmäßig einige seiner neuen Kompositionen, da aber Niemand zum Tanze antreten wollte, so entfernte er sich schon gegen eilf Uhr, und mit ihm die Mehrzahl der spärlich versammelten Gäste."

Abd-el-Kader und seine Familie.

(Fortsetzung.)

Mahhi-Eddin gehorchte ohne Widerrede, und sein Sohn Abd-el-Kader folgte ihm in die Gefangenschaft. Schon schienen beide einem sichern Tode geweiht zu seyn, als durch die Verwendung des Aga Mustapha-ben-Ismaël, der später als General in französische Dienste trat, und Morcelli's, der Gemahlin Bey Hassan's, die Freilassung der beiden Gefangenen erbeten wurde, unter der Bedingung, daß sie für einige Zeit das Land verlassen sollten. Mahhi-Eddin verließ Mascara mit Abd-el-Kader, und mehre sehr angesehene Personen begleiteten sie, stolz darauf, die Pilgerfahrt zum Grabe des Propheten, unter dem Schutz eines so berühmten Marabouts machen und bei ihrer Heimkehr den Titel „Hadj" (Pilgrim) annehmen zu dürfen.

Nach einem Aufenthalt von drei Monaten verließen sie Tunis, wo man sie mit den größten Auszeichnungen empfangen hatte, und schifften sich auf einem Schiffe, welches der Bey ihnen zur Verfügung gegeben hatte, nach Alexandrien ein. Abd-el-Kaders Aufenthalt in Egypten trug viel dazu bei, in ihm die großartige Ruhmbegierde zu entwickeln, welche in mancher Hinsicht sich Mehemet-Ali zum Vorbilde gewählt zu haben scheint. Sein Vater, ein denkender, tiefer Beobachter, errieth alle Gedanken und Vorsätze, welche in dem Kopfe des jungen Arabers entstanden; allein weit entfernt sie zu unterdrücken, bildete er sie immer mehr aus, und brachte sie zur Reife, indem er alle Träume seiner glühenden Einbildungskraft noch mehr exaltirte.

Nach einem Monate, welchen sie zu Mecca mit Ausübung religiöser Pflichten zubrachten, verließen sie ihre Reisegefährten, und machten sich zu Land auf den Weg nach Mascara. Mahhi-Eddin und sein Sohn setzten ihre Reise bis Bagdad fort, wo sie das Grab Muley-Abd-el-Kaders besuchten.

Muley-Abd-el-Kader ist ein Gegenstand der besonderen Verehrung der Araber, welche ihn für Einen der heiligsten Marabouts und einen direkten Abkömmling des Propheten halten. Nach ihrem Glauben geschieht alles auf Erden nach dem Willen Muley-Abd-el-Kaders. Überall gegenwärtig, wie Gott und der Prophet, hört und sieht er Alles. Sey es ein Araber in Gefahr, selbst ein Jude oder ein Christ, der ihn um

Digitized by Google

Hilfe anruft, beschützt er ihn ohne Ausnahme der Person oder Religion. Nächtlich durchstreift er das Land und wacht für die Sicherheit der Einwohner, und Jener, dem er erscheint, sey es auf einem Berge oder in der Ebene, errichtet ihm auf demselben Platze einen Dom mit einer Fahne geziert.

Nachdem der Heilige vierzig Jahre auf einem Berge gelebt hatte, auf einen einzigen Fuß sich stützend ohne Nahrung oder Trank, führte ihn der Prophet lebend in das Paradies.

Mahhi-Eddin wußte aus dem Aberglauben der Araber, im Interesse seiner Familie, geschickt Nutzen zu ziehen. Als er nach zweijähriger Abwesenheit, nach Mascara zurückkehrte, verbreitete und verbürgte er bei der arabischen Bevölkerung die Erzählung einer wunderbaren Erscheinung, welche er in Bagdad, im Grabmahle Muley-Abd-el-Kader's gehabt haben wollte:

„Eines Tages," erzählte Mahhi-Eddin, verrichtete ich einsam meine Andacht im Grabmahle. Plötzlich kömmt ein Engel in Gestalt eines Negers aus der Erde hervor, und überreicht mir einen Apfel, indem er sagte, er sey für den Sultan des Westen. Über diese Anrede erstaunt antwortete ich: „Es ist kein Sultan mit mir, und wir sind nur arme Diener des Herrn." Allein der Neger entgegnete: „Eines Tages wird dein Sohn, der Pilger Abd-el-Kader, Sultan seyn, und das Reich der Türken in deinem Lande enden." — „Aber," sprach ich zu ihm, „wenn die Türken diese Prophezeiung erfahren werden, ist meine Familie verloren." — „Fürchte nichts," antwortete der Bote des Herrn, „es gibt keine Macht wider Jene, so das Wort Gottes sprechen und Seinen Willen befolgen." — Mit diesen Worten verschwand er, und ließ den Apfel in meiner Hand."

„Mein Sohn war eben mit den Pferden auf der Weide, mit seinem Gefährten, dem Pilger Agadi; als sie nach der Stadt zurückkehrten, aßen sie den Apfel, und waren davon vollkommen gesättigt. Ich brachte die Nacht wieder im Grabmahle zu, wo Muley-Abd-el-Kader mir erschien und mir seinen Willen hinsichtlich meines Sohnes verkündigte."

Diese Erzählung, mit gläubiger Begierde von den Arabern angehört, ließ keinen Zweifel mehr aufkommen, daß Abd-el-Kader zu großen Dingen bestimmt sey. Dieser jedoch brachte zwei Jahre in der Guetna seines Vaters zu, in Einsamkeit und Zurückgezogenheit, im Gebete und frommen Betrachtungen.

Abd-el-Kader's Wahl zum Sultan der Araber.

Die Eroberung Algiers 1830 riefen Vater und Sohn aus ihrer Zurückgezogenheit hervor, um eine bedeutende politische Rolle zu spielen. Hassan-Bey, gegen welchen die Türken im offenen Aufstande waren, mußte die Hilfe der Araber anrufen, und verlangte von Mahhi-Eddin, dem er einst das Leben gerettet hatte, ein Asyl für sich, seine Weiber und Schätze. Mahhi-Eddin willigte ein ihn zu empfangen, allein Abd-el-Kader war anderer Meinung als sein Vater. Er stellte ihm vor, daß Bey-Hassan den Arabern stets Böses gethan habe, daß er von ihnen allgemein gehaßt sey, daß die arabischen Stämme sich sicher an ihm rächen würden, sobald er in ihre Hände fiele, und daß deshalb der Aufenthalt in der Guetna, welcher bisher jedem Verfolgten Schutz bot, dem Bey keinen gewähren würde; daß aber diese Nichtachtung des ihm gebotenen Asyles für seine Familie und ihre Nachkommen eine ewige, unaustilgbare Schmach wäre. Seine Meinung, welche in der Familie schon großes Gewicht hatte, drang durch, und Hassan-Bey mußte sich den Franzosen ergeben.

Digitized by Google

Kaum war die türkische Oberherrschaft gestürzt, so herrschte die Anarchie in der ganzen Provinz und die Rache der Unterdrückten wüthete gegen die Unterdrücker und ihre Anhänger. Während dieses Zerwürfniß der Stämme, predigte Mahhi-Eddin den heiligen Vertilgungskrieg gegen die Christen in Oran. Am 2. und 3. Mai 1832 umlagerten Beduinenschwärme die Stadt von allen Seiten. Nach mehren eben so kühnen als fruchtlosen Angriffen, während welchen sie sich auf die Mauern schwangen um den Belagerten die Feuerröhre zu entreißen, mußten sie sich mit beträchtlichem Verluste zurückziehen. Abd-el-Kader'n wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet. Nun wurde Oran zwar nicht mehr von so zahlreichen Horden belagert, allein die Anarchie dauerte fort. Die Stämme und ihre Oberhäupter, einige der vorzüglichsten Hachem's, die Garaba's und Beni-Amers erkannten endlich, daß es galt, einen Angriffsplan gegen die Ungläubigen festzustellen und einen einzigen Führer zur Aufrechthaltung der Ordnung zu erwählen; sie kamen deßhalb, sich mit Mahhi-Eddin zu berathen. Es war eine große Versammlung zu Ersebin in der Ebene von Eghres zusammen berufen, und einstimmig wollten die Stämme Mahhi-Eddin oder seinen Sohn Abd-el-Kader als Sultan proklamiren; allein Beide lehnten es ab. Am Abende war noch nichts entschieden und die Wahl auf den künftigen Morgen, 28. September 1832 vertagt.

(Schluß folgt.)

Künstliche Blutegel.

Die Benützung des gewöhnlichen Blutegels (Hirudo) war bei den alten Völkern sehr beschränkt, aber nicht unbekannt. Es erhellet dies aus Horaz Arte poet. vers. ult:

„Non missura cutem, nisi plena cruoris, hirudo." So wird Verres vom Cicero „Hirudo aerarii" genannt, und zu Plinius Zeiten hieß der Blutegel gemeinhin sanguisuga, was auf seinen Gebrauch hindeutet. Im ganzen Mittelalter lassen sich dagegen kaum Spuren seiner Verwendung finden und die neuere Zeit machte keinen sonderlichen Gebrauch desselben, was sich genügend durch den damals allgemein herrschenden adynamischen Krankheitsgenius und die stimulirende Heilmethode Brown's erklären läßt. Die Usurpation des großen Korsikaners hat alle Völker entzündet, die herrschenden Krankheiten nahmen einen phlogistischen Charakter an, und so geschah es, daß Broussais nun meinte, alle Krankheiten durch Blutentziehungen heilen zu können. Ganz konsequent mußte auch der Verbrauch der Blutegel gegen früher ungemein zunehmen. So wurden in der königlichen Charité zu Berlin von 1785 bis 1811 nicht ein Stück Blutegel gebraucht; im Jahre 1811: 120 Stück; 1814: 5492; 1819: 13,100. Jetzt mehr als 30 Tausend Stück jährlich! In Frankreich wurden im Jahre 1817: 5900 Stück eingeführt; im Jahre 1825: 9,041,223; im Jahre 1832, wo die Konsumtion am höchsten stand, über 57 Millionen Stück, so daß auf ein Individuum fast zwei Blutegel kamen. In den Pariser Spitälern allein wurden noch vor wenig Jahren, und vielleicht jetzt noch, über 5 Millionen Blutegel verbraucht und, nach einer Berechnung, durch sie 1700 Zentner Blut vergossen. Auch nach England gehen über Stettin und Hamburg jährlich 6—7 Millionen Stück. Zwar nahm dieser monströse Verbrauch in der neuesten Zeit ab, aber im Allgemeinen sehr unbedeutend. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß Länder, die in früheren Jahren lukrative Ausfuhren zu Millionen Stück hatten, jetzt einen empfindlichen Mangel spüren; und so mußte es kommen, daß man auf den Gedanken verfiel, künstliche Blutegel zu konstruiren, die als Surrogat des

Digitized by Google

natürlichen gelten sollten. Es entstanden verschiedenartige und manchmal höchst komplizirte Apparate, und unter diesen machte das größte Glück der Bdellometer von Demours und der von Sarlandier; aber sowohl diese, als auch die anderen recht scharfsinnig erdachten Instrumente scheiterten in der Praxis zumal wegen ihres umständlichen und für den Laien keineswegs gefahrlosen Gebrauches; dann aber auch wegen des hohen Preises und der Komplikation des Instruments, wodurch nach der jedesmaligen Benützung die Reinigung desselben zeitraubend war, abgesehen, daß die kleinste Veranlassung es unbrauchbar machte.

Der Fabrikant D. Knußmann in Mainz erdachte nun ein Instrument, welches bereits in Frankreich, Deutschland und Österreich patentirt ist, und allen bescheidenen Anforderungen genügen dürfte. In Wien wird dieses sinnreiche Instrument auf Grundlage mehrer k. k. ausschl. Privilegien in der rühmlichst bekannten Bronzewaarenfabrik des Herrn Sigmund Wand (Alservorstadt, Nr. 85) verfertiget, und zu einem höchst mäßigem Preise, bei sehr eleganter Ausstattung in den Verkehr gebracht. Es besteht im Wesentlichen aus einem kerzendicken packfongenen Cylinder, an welchem oben ein Stempel angebracht ist, wodurch die Luft, wenn das Instrument auf den kranken Theil mit seinem gläsernen Ende angesetzt wird, mittelst einer Saugpumpe, deren Ventile blos aus Schweinsblase bestehen, verdünnt wird. Ist nun die Haut, des zu verwundenden Körpertheiles polsterförmig gehoben, so drückt man an den seitlich des Cylinders befindlichen Drücker, worauf sich die früher verborgenen scharfen Scheerenflügel senken, und zwar nur so tief, daß sie die Haut allein ritzen; ist dies geschehen, so setzt man auf die unbedeutende und ganz schmerzlose Verwundung einen gläsernen Cylinder, der ebenfalls am oberen Theile ein schweinsblasenes Ventil hat, und saugt mittelst einer eben so einfach konstruirten Pumpe, deren Gummielastikum-Röhre den Glascylinder umfaßt, beliebig viel Blut aus der Wunde. Die unverkennbaren Vortheile dieses niedlichen Apparates sind:

a) Die leichte Handhabung desselben;
b) die völlige Gefahrlosigkeit für den Laien;
c) die Billigkeit des Preises;
d) die Sicherheit und Reinlichkeit in der Anwendung,
e) und endlich, daß es dem Benützenden freisteht, eine beliebige Quantität Blutes zu erhalten. Es dürfte wohl Niemanden einfallen zu behaupten, daß das Instrumentchen die natürlichen Blutegel entbehrlich machen werde, aber in sehr vielen Fällen wird es gewiß wohlthätig und segensreich dieselben ersetzen, und das erstrebte ja auch nur der Erfinder.

Dr. G. Demeter.

Revue des Büchermarktes.

Handbuch der Universalgeschichte für gebildete Leser. Von Professor W. Zacharias Ressel. Wien 1847.

Von diesem vortrefflichen Geschichtswerke erschien eben die 17. Lieferung womit die „Geschichte des Mittelalters," welche zwei Bände umfaßt, beendet ist. Der Verfasser führt seine schwierige Aufgabe mit jener Tüchtigkeit, mit jenem Fleiß und Talente zu Ende, mit der er sie zur allgemeinen Freude des Lesepublikums wie der Kritik begonnen. Man lese in dem zweiten Bande der „Geschichte des Mittelalters" nur die trefflich geschriebenen „Kreuzzüge," dann den Artikel: „Italien," der, wie auch überhaupt das ganze zweite und dritte Hauptstück: „den romantischen Westen"

Digitized by Google

und den „Osten“ enthaltend, von größtem Interesse ist. Um dem Leser zu zeigen, wie der geehrte Verfasser im gedrängten Raume eine seltene Datenfülle, nicht im trockenen Schulbuchton, sondern im anziehendsten Gewande zu geben versteht, entnehmen wir dem Artikel „Mitteldeutsche Städte“ folgende merkenswerthe Stellen über deutschen Fleiß und Erfindungsgeist (S. 43): „Während die Hansee vorzugsweise den Handel zum Gegenstande ihrer Thätigkeit wählten, waren die mitteldeutschen Städte auf gleiche Weise bemüht, die in ihrer Mitte sich entwickelnden Gewerbe zu heben und zu vervollkommnen; es gelang ihnen nicht minder, als die Entwicklung des Handels im Hansabunde. Wir sehen zu Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Frankfurt u. s. w. eine großartige Industrie sich entfalten und immer lebendiger emporblühen; ihre Produkte wurden Gegenstand eines höchst ausgedehnten und gewinnreichen Verkehres. So waren die Windmühlen eine deutsche Erfindung. Berühmt waren die deutschen Bäcker; daher kam es, daß die Reichen zu Rom ausschließlich Brot von deutschen Bäckern genossen. Die Darstellung des Salzes fällt in sehr frühe Zeiten. Auch die Anwendung des Hopfens zur Bierbereitung gehört wahrscheinlich ursprünglich den Deutschen an, doch kam sie erst im 13. und 14. Jahrhunderte allgemein in Gebrauch; berühmt waren die bayrischen, fränkischen und märkischen Biere. Weniger gedieh die Fabrikation des Branntweines, dieser wurde von Italien aus eingeführt. Allbekannt waren die deutschen Wollen- und Linnengewebe; auch die Seidenmanufakturen hatten bereits im 14. Jahrhunderte ihren Weg nach Nürnberg gemacht. Daselbst gab es auch im 14. Jahrhunderte zahlreiche Hutmacher. Das Sticken war eine Hauptbeschäftigung der deutschen Frauen; sie stickten Waffenröcke, Fahnen, Tapeten, Schabraken u. s. w., und wir besitzen noch manche schöne Überreste solcher Arbeiten. — Auch die Metallfabrikation erhielt frühzeitig eine hohe Ausbildung. So waren die Augsburger und Nürnberger berühmt durch ihre Arbeiten in Gold und Silber; auch ihre Glockengießereien waren weit bekannt. Die Nadeln sind wahrscheinlich in Nürnberg zuerst gemacht worden; 1370 gab es daselbst schon zünftige Nadelmacher. Fabriken für blanke Waffen gab es seit dem 13. Jahrhunderte in Nürnberg, Solingen und anderen Orten; durch ihre trefflichen Donnerbüchsen waren Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Ulm berühmt. Augsburger und Nürnberger machten schöne Gefäße aus geschlagenem Messing; auch ihre Zinngießerarbeiten waren von Bedeutung. Die Räderuhren waren im 11. Jahrhunderte erfunden worden; doch wurden sie erst im 13. und 14. allgemein bekannt; ausgezeichnete Arbeiten dieser Art lieferten die Nürnberger. Diese und die Augsburger waren auch geschickt im Schneiden und Schleifen des Diamants. Die Sägemühlen sind wahrscheinlich die Erfindung eines Deutschen. Im 15. Jahrhunderte entstand das Handwerk der Glaser. Die Stubenöfen kamen zuerst in Norddeutschland auf. Das Drechseln wurde von den Deutschen eifrig betrieben. Dergleichen Handwerker verfertigten auch Trinkgefäße aller Art und wurden daher Becherer genannt; berühmt waren in dieser Hinsicht die Geißlinger. Die ersten Heller wurden 1414 zu Halle in Schwaben, die ersten Thaler 1515 zu Joachimsthal geprägt. Deutschland hatte in dieser Periode berühmte Münzmeister. Auch das Linnenpapier war höchst wahrscheinlich eine Erfindung der Deutschen; als erste Verfertiger desselben werden 1301 die Gebrüder Holbein zu Ravensburg in Schwaben genannt.“

Eine ähnliche Datenfülle begegnet dem aufmerksamen Leser an vielen Orten des Buches, doch auch an Reflexionen und poetischen Stellen ist das treffliche Werk reich — vielleicht für ein Geschichtswerk zu reich. Um nur eine derfel-

Digitized by Google

den anzuführen, höre der Leser den schönen Schluß des vorliegenden Bandes (S. 605):

So sehen wir denn überall in Spanien, Frankreich, im Osten und Südosten neue großartige Ereignisse sich verbreiten; überall begegnen wir neuen, vielverheißenden Gestaltungen. Während somit die äußere Form des alten Europa sich völlig umzuwandeln droht, sehen wir kühne Schiffer ihre Segeln spannen, um vielleicht von einer fernen, unbekannten Welt die Kunde zu bringen; schon sind theilweise die Schranken gefallen, welche den Gesichtskreis der Menschen beengten. Und während auf dem äußeren Schauplatze große und mannigfache Veränderungen bevorstehen, so sieht es auf dem Felde geistiger Bestrebungen nicht minder stürmisch aus: schon sahen wir die bedeutungsvollen Vorzeichen der Revolution, die mehr als ein Jahrhundert hindurch Europa erschüttern soll. Alles deutet auf große und folgenreiche Umwälzungen hin; Europa hat sich aus den Wirren der Völkerwanderung neu und kräftig erhoben und macht sich bereit, durch eine allseitige, innere Entwicklung zu vollenden, was es groß und schön begonnen. Wir verlassen somit den ersten Zeitraum des zweiten großen Tages im Leben der Menschheit; es war der schöne, blühende, an hoffnungsvollen Gestaltungen so reiche Morgen! Wir gehen dem heißen, brennenden Mittage entgegen, schon steht die Sonne hoch und eine drückende Gewitterschwüle verbreitet sich in der Atmosphäre. Wohl durchzucken düstere Ahnungen die Seele des Betrachters, der sein forschendes Auge ergehen läßt in die weiten Lande der Zukunft, die sich allmählig seinem Blicke öffnen; allein soll er erbangen und seine Hoffnungen, die ihn durch das ganze Gebiet menschlicher Schicksale bis jetzt begleitet, sinken lassen? — Jene Vorsehung, welche die europäische Menschheit durch ihre frohe, phantasiereiche Jugend mit mütterlicher Liebe hindurch geführt, wird sie auch sicher geleiten durch das mühe- und sorgenschwere Mannesalter, das nur, mit seinen Mahnungen dem Menschen entgegentritt; die Hand, die den Knaben, den Jüngling liebend schützte und auferzog, wird auch den Mann nicht verlassen, wenn er von Gefahren umlagert ist, ihn halten, wenn er sinkt, ihm den rechten Weg zeigen, wenn er irrt, und ihn so zu dem herrlichen Ziele führen, das in unabsehbarer Ferne menschlichem Streben gesteckt ist."

Die folgenden zwei Bände werden die neue Geschichte enthalten — eine schwierige, ja riesenmäßige Aufgabe. Wir sind neugierig, wie der Verfasser sie lösen wird. Von der Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe — diesen großen Tugenden des Geschichtschreibers — die er bis jetzt bethätigt, dürfen wir nur Gutes hoffen.

Walter.

Korrespondenz.

(Wien.) „Was gibt es Neues?" hören wir allgemein fragen. „Das Neueste ist die Erfindung der Feuerzeug-Spazierstöcke, die von Rauchern sich einer besondern Theilnahme erfreuen. Diese Feuerzeug-Spazierstöcke, äußerst elegant, mit Metall- oder Beinknopfen haben einen Behälter für Feuerzeug-Requisiten, und ersparen dem Eigenthumer, so oft um das nöthige Element: Feuer, anzusprechen. D. B.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franto bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 31. Freitag den 25. Februar. 1848.

Wien

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Am 22. Februar gingen zwei „neu in Szene gesetzte" Lustspiele über die Bretter dieser Bühne: „Der Puls" von Babo, und „Die seltsame Audienz" von F. K. Lippert. Beide vermögen, wiewohl sie mit einander an einiger Gedehntheit leiden, einen Abend wegzuscherzen und dürften sich, der erfahrnen freundlichen Aufnahme nach, längere Zeit auf dem Repertoire erhalten. „Der Puls," das werthvollere von beiden, gab den Herren Anschütz und Korn, zwei ewig jugendfrischen Künstlern, Anlaß zu meisterlichen Leistungen; in der „seltsamen Audienz," worin besonders die Schlußszenen jeden Aktes effektvoll sind, wirkten in den Hauptrollen Fräulein Grafenberg und die Herren Karl Laroche, Herzfeld und Wilhelm — Künstler mit, die den ausgezeichneten Werth des Gebotenen verbürgen. Fräulein Grafenberg, diese liebenswürdige und anmuthige Erscheinung, stellt sich in der Gunst des Publikums immer fester und höher, sie, die Neugeworbene, ist bereits ganz heimisch auf dieser Bühne, wo die ersten Kunstkräfte Deutschlands wirken. — Das Haus war sehr besucht und, wie schon bemerkt, die Aufnahme beider Stücke von dem gutgelaunten Publikum eine sehr freundliche. Walter.

General-Versammlung des Wiener-Kreuzervereines. Wieder ein Vorbereitungswerk vorüber! Ein Werk, das um so mehr die Anerkennung wahrer Menschenfreunde verdient, als die Zustandebringung desselben mit Schwierigkeiten verbunden war, die nur eiserner Wille und rastlose Mühewaltung zu bewältigen vermochten. Nur die hohe Stellung der allverehrten Proponenten des Vereines, nur das nach dem erhabenen Ziele: die Noth der Mitmenschen zu lindern, unablässig gerichtete Streben des leitenden Komités konnten dem Vereine jene Stütze gewähren, deren er sich in allen Kreisen erfreut, wovon insbesondere der Umstand, daß mehre Glieder des Kaiserhauses denselben unterstützen, und daß sehr hochgestellte und einflußreiche Männer sich zur Annahme der Ausschußstellen herbeiließen, ein unwiderlegliches Zeugniß gibt. Werden durch eine in Aussicht stehende zweckmäßige Annäherung und durch gemeinschaftliches Wirken, dann durch eine ausgedehntere Thätigkeitssphäre und immer mehr vermehrte Kenntniß und Anerkennung der edelsten aller Tendenzen auch die übrigen Klassen mit in den Kreis der Theilnehmer gezogen, dann wird der Verein einen dauernden Triumph feiern und sich für manche betrübende Erfahrung entschädigt halten.

Gegenwärtig werden aber gewiß alle wahren Freunde desselben sich gerne damit begnügen, daß die Vorarbeiten zu Ende gebracht, und das provisorische Komité, welchem der vollste Dank der Mitwelt gebührt, in der Lage war, die bisher mit wahrer Aufopferung und Begeisterung für die gute Sache übernommenen Verpflichtungen einer

Digitized by Google

definitiven Direktion übergeben zu können. Der Verein ist konstituirt. In der am 21. d. M. abgehaltenen General-Versammlung, welche der provisorische Direktions-Vorstand mit kurzen, aber wohl gewählten Worten eröffnete, worin er seinen wärmsten Dank für die gefundene energische Theilnahme ausdrückte, wurde der Rechenschaftsbericht der Direktion schlicht und einfach vorgetragen; denn was nützen viele und geschmückte Worte, wenn That und Erfolg nicht deutlich und unwiderlegbar für sich selber sprechen!

Der Verein hat nämlich einer nicht unbedeutenden Zahl jener gewiß am meisten bedauernswerthen Menschen, die arbeiten *wollen*, wegen Armuth aber keine Arbeit sich zu verschaffen wissen, durch Ankauf von Material und Werkzeugen die Möglichkeit geboten, theils fortzuarbeiten, theils sich neuen Kredit zu verschaffen; er hat Bemittelten, jedoch in momentane Geldverlegenheit gerathenen Gewerbsleuten durch Gewährung von unverzinslichen Vorschüssen, in Beträgen von 10 bis 80 fl. gegen geringe monatliche Rückzahlungen die große Wohlthat zugewendet, daß sie dem Verderben, das sie entweder bei Nichterlangung der nöthigen Barschaft, oder dadurch, daß Wucherer sich ihrer bemächtigt hätten, unfehlbar getroffen hätte, nicht gänzlich anheimgefallen sind. — Der Verein hat ferner Protokolle für Dienstgeber und Dienstsuchende eröffnet, und will so den Mittelweg bilden, auf welchem sich die gegenseitigen Wünsche begegnen, indem er einerseits den Ersteren die Gelegenheit bietet, *arme* und solche Individuen, die bereits den guten Willen zeigen, arbeiten zu wollen, zu versorgen; andererseits aber den Letzteren die Möglichkeit verschafft, auf eine *unentgeltliche* Art ein weiteres Unterkommen zu finden. — Endlich wurden zwei Arbeitsanstalten, eine weibliche und eine männliche, in's Leben gerufen, deren Erfolge die gebieterische Nothwendigkeit des Vereines bezeugen. Denn woher der Andrang einer solchen Unzahl von Solchen, die in und außer den Anstalten für einen so geringen Lohn Arbeit suchen, wenn nicht Arbeitslosigkeit eine Grundbedingung der gegenwärtigen Armuth wäre? Die weibliche Arbeitsanstalt beschäftigt, seit einigen Monaten bereits, täglich über 250, die männliche über 80 Personen.

Dies Alles zusammengenommen ist gewiß ein für die kurze Zeit des Bestehens des Vereines, in Anbetracht seiner ungünstigen Konjunkturen, sehr befriedigendes, die Erwartungen jedes billig Denkenden übertreffendes Resultat. — Nach dem Rechenschaftsberichte wurden die Statuten, welche in *der* Art von Seite der Landesstelle und des Appellationsgerichtes gediegen befunden wurden, daß nur im 1. Paragraphe der Zusatz wegen erforderlicher Zuständigkeit der Betheiligten einzuschalten kam, der Versammlung vorgelegt, und dann die Wahl des Ausschusses, der drei Rechnungszensoren und zweier Mitglieder, welche das Protokoll zu unterfertigen hatten, vorgenommen. Schließlich wurden von einem Mitgliede noch zwei Anträge wegen Modifizirung des von der hohen Landesstelle geänderten 1. Statuten-Paragraphes und wegen einer Annäherung des Vereines an den Hilfs- und Armenverein gehalten, deren Erledigung jedoch dem Ausschusse überlassen worden ist. Somit wird nächstens das Wirken der neuen Direktion, die sogleich vom Ausschusse gewählt werden wird, beginnen. Glück und Segen diesem echt humanen Unternehmen und eine dankbare Erinnerung dem nun abtretenden provisorischen Komité!

J. V. Wallinger.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Februar 17. Der kaiserl. General der Kavallerie und Hofkriegsrath-Präsident Graf *Ignaz Hardegg* stirbt nach kurzem Krankenlager im 75. Lebensjahre. Er war Einer aus dem sehr gelichteten Kreise jener Veteranen, welche den

Digitized by Google

ganzen Revolutionskrieg vom Anfang bis zum Ende mitgemacht hatten; als Gallopin des Feldmarschalls Wurmser zeichnete er sich schon durch Tapferkeit aus und als 23jährigem Rittmeister ward ihm vom Ordenskapitel das Maria-Theresienkreuz zuerkannt. Seine ganze lange kriegerische Laufbahn ist bezeichnet mit Thaten der Bravour, persönlicher Tapferkeit und militärischer Einsicht. Im Jahre 1834 erlangte er die höchste militärische Würde eines Hofkriegsraths-Präsidenten; seine tapfere Brust, keinem edleren Gefühle der Menschlichkeit, Güte, des Wohlwollens verschlossen, war mit Sternen und Auszeichnungen bedeckt. Nach 59 Dienstjahren in der Armee entriß ihn dieser der Tod. Sein feierliches Leichenbegängniß fand am 21. Februar Statt und die Gnade des Kaisers zeigte die Achtung, welche der Verblichene von Seite Seines Fürsten genoß, auch in der Weisung, daß der Leichenzug durch die Hofburg geführt werden sollte.

— Februar 15. Eine in der „Gazzetta di Milano" enthaltene Kundmachung der General-Polizei-Direktion in Mailand verbietet bei Arreststrafe das Tragen von Hüten alla Calabrese, alla Puritana und all' Ernani, so wie jedes andere politische Abzeichen.

Ein Papus-Mädchen.

Aus den Erlebnissen eines Australischen Pflanzers, von J. A. Moshamer.

Neuholland kann als die größte Insel der Erde (139,000 Q. M.), auch ein Kontinent genannt werden, ist uns aber im Innern, und selbst an manchen Küstenstrichen noch sehr wenig bekannt. Vermöge des eigenthümlichen Typus, der in den Pflanzen- und Thierformen, und selbst in der Menschenbildung herrscht, ist man beinahe versucht zu glauben, dieses Eiland sey ein fremdartiger Himmelskörper, ein hereingefallener Mond. Überall trifft man auf Spuren vulkanischer Prozesse, durch welche Neuholland entstanden, d. i. aus der Meerestiefe gehoben worden ist. Die üppigste Vegetation, welche den Ackerbau und die Viehzucht begünstigt, findet sich an der Ostküste Neu-Süd-Wales mit dem blühendsten Küstenstriche Botany-Bay und der Hauptstadt Sydney westwärts bis an die lange Gebirgskette, die wir unter dem Namen: die blauen Berge, kennen. Die genannte Hauptstadt, der Sitz des brittischen Statthalters, hat schon über 2000 wohlgebaute Häuser mit 25,000 Einwohnern, und gleicht einer europäischen Stadt vom zweiten Range. Das Innere dieser Riseninsel, welche jetzt weniger mehr durch den verbrecherischen Abhub von England, sondern durch freie Ansiedler kultivirt wird, ist uns in der neuern Zeit (1841) vornehmlich durch die Reisenden Eyre und Scott bekannter geworden.

Die Ureinwohner sind eine schmutzige Neger-Race, plump und häßlich von Leibe, stumpf im Geiste, ungesellig, wild, boshaft, thierisch roh in ihrer Lebensart und zum Theil noch scheußliche Kannibalen. Sie nähren sich von allerlei Seethieren, Reptilien, Spinnen, Vögeln, Wurzeln und wilden Beeren, gehen fast alle nackt, kleiden sich höchstens in rohe Känguruh-Felle, bauen eben so elende Schiffe als Hütten und wohnen häufig in dumpfen Höhlen, schlafen auf Bäumen oder auf der nackten Erde, sprechen eine höchst ärmliche rauhe Sprache, sind Fetisch-Anbether ohne religiöse Gemüthserhebung und ohne einen systematischen Naturkultus mit ordentlichen Priestern, leben meist nur Familienweise, also politisch zerrissen ohne ein gemeinsames Oberhaupt, und bekriegen sich lieber, als sie sich brüderlich anschließen, tättowiren sich den rußfarbigen Leib auf plumpe Weise, und hängen unter absonderlichen Gebräuchen einem grassen Aberglauben an.

Digitized by Google

Eine beträchtliche Landstrecke westwärts von der blühenden deutschen Colonie Adelaide besaß ein englischer Pflanzer, Mr. Jonges, sehr ausgedehnte Ländereien mit großen Viehherden, und trieb mit besonderer Vorliebe die Schafzucht, weil sie ihm in der kürzesten Zeit die reichlichsten Früchte versprach. Er hatte bald von dieser, bald von jener Seite verdrießliche und mitunter gefahrvolle Kämpfe mit den störischen und räuberischen Ureinwohnern, denn ihr Ingrimm gegen die weißen Ansiedler, die „Räuber ihres Landes," ist ohne Maß und Gränzen, und reizt sie ohne Unterlaß, ihre giftigste Rache auszuüben. In Folge dessen mußte er mit seinen Hirten und Knechten, unter welchen sich auch einige englische Sträflinge befanden, beständig die Waffen bereit halten und bald hier bald dort in's Feld rücken wider die unabwendbaren Feinde, die an seinen Feld- und Baumfrüchten, noch mehr aber an den Füllen, Kälbern und Lämmern seiner Herden das größte Gelüste und Behagen zeigten. Die nächtlichen Angriffe waren die häufigsten und für die von großer Anstrengung ermüdeten Arbeiter am empfindlichsten, in so ferne auch die gefahrvollsten, als sie die flüchtigen Räuber, die mit leuchtenden Katzenaugen begabt zu seyn schienen, beim Verfolgen in die Wälder und Felsengründe oftmals der Art auf dem Leibe hatten, daß sie die Offensive aufgeben und vielmehr die Defensive ergreifen mußten.

Durch diese beständigen Räubereien und Kämpfe wurde Mr. Jonges nachgerade so mürrisch und zornsüchtig, daß er wider Willen, und fast unbewußt, selbst gegen seine eigenen Dienstleute ein harter Herr, ein schroffer Gebieter werden mußte; doch thaten ihm einige Mißvergnügte völlig Unrecht, daß sie ihn gegen die andern Dienstgenossen insgeheim einen Tyrannen und Despoten schalten. Dieser Mißvergnügten waren Anfangs nur wenige, aber sie waren aus jenem schlechten Kehricht, den das Mutterland nach der Südsee deportirt; und während so verdorbene Leute fast immer unverbesserlich sind, gleichen sie leider den räudigen Schafen, welche ihr unheilbares Übel auch andern mittheilen, und so lang und so weit Böses um sich ausstreuen, bis die ganze Herde angesteckt und rettungslos verloren ist.

Der Schlechteste aus diesen Schlechten hieß Tudiney; und so viel man von seinen früheren Lebenswandel wußte, soll er einer sehr verwegenen Gaunerbande in Londons finsteren Höhlen angehört haben. Zwei andere Sträflinge, die in Mr. Jonges Diensten standen, waren von Anbeginn die vertrautesten Freunde jenes verschmitzten Böswichts, weil aber alle Drei mit der arglistigsten Verstellung die Maske der Bußfertigkeit und Besserung umzuhängen wußten, so schenkte ihnen ihr Brotherr bald eben so viel Vertrauen, als seinen übrigen Dienstleuten, und behandelte sie mit ihnen auf gleiche Weise.

Wie sehr er sich betrogen, zeigte sich einst bei Gelegenheit eines nächtlichen Überfalls, den die Ureinwohner von Süden her erneuerten. Alle Dienstgenossen und Hunde wurden, wie gewöhnlich, zur Vertreibung und Verfolgung der räuberischen Gäste aufgerufen, allein während ihre Mehrzahl mit dem Gebieter an der Spitze die wilde Jagd in südlicher Richtung unternahm, und diesmal die Wilden mit mehr Nachdruck als jemals verfolgte; ersahen sich jene drei verlarvten Missethäter, die auch noch vier andere Dienstgenossen für sich gewannen, die günstige Gelegenheit, einen Plan auszuführen, den sie schon seit mehren Wochen oder Monden mit tückischem Verrathe geschmiedet hatten.

Sie trieben in aller Eile so viele Rinder, als ihrer Köpfe waren, gegen Norden, und hofften bis zum Aufgang der Sonne einen so großen Vorsprung zu gewinnen, daß es ihrem betrogenen Gebieter kaum mehr möglich werden sollte, die Spur ihrer Flucht aufzufinden und sie einzuholen. Ihre Hoffnung bestärkte sich noch mehr während des

Digitized by Google

Fliehens, denn der Weg führte sie in ein Labyrinth von Gestrüpp und Felsen, worin jeder Verfolger alsbald den Muth verlieren müßte, ihnen auf gut Glück nachzusehen und zuletzt auch noch einen Kampf einzugehen, dessen Ausgang sehr zweifelhaft werden könnte.

Das Vorhaben dieser verbrecherischen Ausreißer war, nordwärts bis zum Meerbusen von Carpentaria durchzudringen, oder überhaupt an die Seeküste zu gelangen, sich hier ein Fahrzeug aus vorfindlichen Bäumen zu konstruiren und von einer Insel auf die andere überzusetzen. Sollte es ihnen irgendwo recht wohl gefallen, so wollten sie sich ansiedeln, widrigenfalls war die Heimat ihr Ziel, und bei den vielen Mitteln, die sie zur Hand hatten, glaubten sie dieselbe auch sicher erreichen zu können.

Es läßt sich erachten, mit welchen neuen Bitterkeiten Jonges Gemüth erfüllt werden mußte, als er nach seiner Zurückkunft aus jener wilden Jagd von einem alten Hirten, der gefesselt bei seiner Herde lag, erfuhr, daß inzwischen eine Meuterei stattgefunden habe, indem der ruchlose Tudiney, der ihm Bande an Hände und Füße gelegt, mit sechs Verschwornen und mehren Rindern nebst mancherlei Gepäcken durchgegangen und wahrscheinlich gegen Norden in die unwegsamen Felsengründe entwichen sey.

Mr. Jonges und seine Leute, die eben aus jener kriegerischen Expedition zurück kamen, waren durch die große Anstrengung und den bestandenen Kampf allzu ermüdet, als daß sie unverweilt den schändlichen Ausreißern nachzusetzen vermocht hätten; und die wenigen alten Knechte und Weiber, die inzwischen das Haus und die Herden bewachten, waren keineswegs geeiguet, den Flüchtlingen nachzurücken und sich für den möglichen aber unwahrscheinlichen Fall des Betretens mit ihnen in einen ungleichen Kampf einzulassen.

Dennoch setzte sich Mr. Jonges mit seinem Sohne und noch vier rüstigen Burschen wohlbewaffnet zu Pferde, und jagte den Verräthern nach. Es war vergebliche Mühe, von den Verruchten eine Spur aufzufinden; sie geriethen um die Mittagszeit zu einer feuchten Niederung, worin sie sammt den Pferden versunken wären, hätten sie ihren Weg in der eingeschlagenen Richtung noch weiter fortgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Abd-el-Kader und seine Familie.

(Schluß.)

Die Nacht schien jedoch Mahhi-Eddins Entschluß geändert zu haben, denn schon bei Eröffnung des Rathes trat Sidi-Arach, einer der ältesten und frömmsten Marabouts hervor, ergriff das Wort, und erzählte, daß er einen bedeutungsvollen Traum gehabt hätte. Es schien ihm nämlich, als sähe er in der Ebene von Engres und auf dem Platze der Versammlung eine große Menge von Sitzen, in deren Mitte ein mit Gold köstlich geschmückter Thron stand. Da erschien ihm Muley-Abd-el-Kader und fragte ihn, ob er auch wisse für wen der Thron bereit stünde. Auf seine verneinende Antwort habe ihm der Heilige geantwortet: „Für den Pilger Abd el-Kader.“ „Darauf stieg ich zu Pferde,“ fuhr Sidi-Arach fort und kam mit 400 Reitern, um den zum Sultan bestimmten Abd-el-Kader aufzusuchen.“

Mahhi-Eddin erzählte nun seinerseits, daß auch ihm der Heilige erschienen sey und ihm die in seinem Grabmahle gehabte Erscheinung in's Gedächtniß zurückgerufen habe. Er wiederholte ihm, daß sein Sohn Sultan werden müsse, daß, wenn er, Mahhi-Eddin, die Herrscherwürde annehme, sein Sohn Abd-el-Kader sterben, wenn er aber zu Gunsten seines Sohnes entsagte, sein eigener Tod bald erfolgen würde.

Digitized by Google

Nach dieser Erzählung schlug er den Stämmen vor, seinen Sohn als Sultan auszurufen, und prophezeite sein eigenes baldiges Ende, um zu beweisen, welchen Werth Gott auf die Wahl seines Sohnes lege. Noch denselben Tag wurde Abd-el-Kader als Sultan proklamirt, und von allen Seiten strömten die Stämme auf die Ebene von Eghres, um den durch so viele Wunder begünstigten Helden mit begeistertem Zurufe zu begrüßen. Und noch zu der Stunde herrscht der Wahn im Volke, daß Muley-Abd-el-Kader die Wahl des Emir's geleitet habe und ihm täglich erscheine, wenn er allein sey.

Abd-el-Kader'n zeichnet ein Aussehen von sanfter Melancholie auf das vortheilhafteste aus, und der Ausdruck, welcher in seiner Physiognomie am vorherrschendsten ist, zeigt ein Gefühl von besonderer Religiosität. Sein Antlitz würde dem Kenner jene ascetischen, kriegerischen Mönche der Vorzeit in's Gedächtniß zurückrufen, welche mehr im Felde als in den stillen Klosterhallen ihren Beruf erfüllten. Die arabische Kleidung, welche mit der Mönchstracht einige Ähnlichkeit besitzt, trägt noch mehr zu dieser Täuschung bei.

Abd-el-Kader hat eine breite Stirne, ein längliches, etwas volles Gesicht, sein dunkles Auge ist schön und sanft, oft schlägt er gedankenvoll den Blick zu Boden, oft aber ist das Feuer desselben im offenen Widerspruch mit der gewöhnlichen Unbeweglichkeit seines Kopfes. Sein Bart ist lang und dünn, und er hat auf der Stirne zwischen den Augenbrauen ein kleines Zeichen tatuirt, nach Sitte des Stammes der Hachem, dem er angehört. Er ist klein, aber proportionirt, seine Schultern sind etwas gewölbt, und er hat die Gewohnheit, wie die meisten Araber, den Kopf ein wenig vorwärts zu neigen, wegen der Last des Burnus, dessen schwere Kapuze auf den Rücken zurückgeworfen wird. Sein Haik wird mit einer Schnur von Kameelhaaren am Kopfe befestigt. Fast beständig hält er einen kleinen Rosenkranz in Händen, an welchem er nach mahomedanischer Sitte seine Gebete abzählt.

Abd-el-Kader's Sprachweise ist lebhaft und leicht, allein seine Stimme tief und monoton, er bedient sich oft eines bei den Arabern sehr beliebten Ausdrucks: „In cha Allah" (wenn es Gott gefällt), welches er „ch' Allah" auszusprechen pflegt.

Abd-el-Kader's Beispiel war stets edel und gut. Er ist mäßig, einfach in seiner Kleidung, und Waffenthaten, das Leben im Felde und zu Pferde waren seine Freude, seine Zerstreuungen. Sein Muth ist weltbekannt und das Glück, welches ihm so lange treu zur Seite gestanden, mit welchem er den größten Gefahren entging, hatte bei dem abergläubischen arabischen Volke die Meinung verbreitet, er sey unverletzbar. — Nun trägt er sein Unglück mit Ergebung und Sanftmuth, wie ein Weiser, dessen tiefe Pietät, er mag was immer für einer Religion angehören, im inneren Gefühle Trost und Erhebung findet.

Charles Bertrand.

Korrespondenz.

(Preßburg.) Die „Pannonia" meldet aus Preßburg einen, in mehrfacher Beziehung sehr interessanten Fall von Lebensdauer unter ungünstigen Verhältnissen, die Ertragung einer 62jährigen Gefangenschaft von einem Weibe. Die „Pannonia" berichtet hierüber: „Theresia Skoda, eine Mörderin, starb dieser Tage. Wir geben folgende Notizen aus authentischer Quelle. — Am 13. Februar d. J. starb im hiesigen städtischen Gefängnisse die Verbrecherin Theresia Skoda, 85 Jahre alt, von hier gebürtig. Dieselbe wurde am 7. November 1786 wegen Vater-, Mutter-, Mannes- und Kindesmordes verhaftet, und am 8. August 1787 zu lebenslänglicher

Digitized by Google

Haft in schweren Eisen an die Wand des Kerkers geschmiedet, wöchentlich zweimaligem Fasten, nebst 150 in drei aufeinander folgenden Tagen verabreichten, sogenannten Karbatschhieben, sammt ihrem Mitverbrecher verurtheilt. Schon bei der zweiten körperlichen Züchtigung mit 50 Karbatschhieben war der männliche Verbrecher erlegen, die Verbrecherin aber überdauerte nicht nur die dritten fünfzig, sondern auch die schwere Kerkerstrafe in Eisen und Banden, und das wöchentliche zweimalige Fasten beinahe drei volle Jahre, bis zur Krönungszeit weil. Leopold II. Königs von Ungarn, im Jahre 1790, wo sie im Wege allerhöchster Begnadigung, von Banden und Fasten frei, in leichtere Haft gebracht wurde. Seitdem lebte dieses Scheusal im hiesigen Stadthause, in welchem sie zum Waschen der Arrestantenwäsche, zur Bedienung der Gefangenen und sonstigen Arbeiten im Innern des Hauses verwendet, und von jener leichteren Haft an, besonders in den späteren Jahren besser als gewöhnliche Gefangene verpflegt wurde. Die verstorbene Strafbare war mit geringer Ausnahme stets gesund, alle Zeit reinlich gekleidet und sehr rüstig. Dieses, so wie die bessere Behandlung und Pflege, deren sie während der späteren Jahre ihrer Haft im hiesigen Stadthause genoß, machten es möglich, daß sie trotz der schweren Strafen in den ersteren drei Jahren im Stande war, eine Strafzeit von zwei und sechzig Jahren auszuhalten. Ihr Verbrechen und ihre Verurtheilung werden so erzählt:

„Den 13. Februar d. J. ist im hiesigen städtischen Lazareth in ihrem 85. Jahre gestorben, die Zimmermeisterswitwe Theresia Skoda, welche ihren Ehemann Joseph Skoda, Zimmermeister am Schloßgrund, von dem sie bereits gerichtlich geschieden war, am 5. November 1786 Abends, mit Beihilfe ihres Nebenbuhlers Franz Neumayr, mit einer Schnur erwürgte, einige Monate früher aber ihr 5jähriges Söhnlein, dann Vater und Mutter Zeuge eigenen Geständnisses vergiftet hat. — Für diese Greuelthaten wurde sie vom städtischen Magistrate am 14. Mai 1787 verurtheilt: daß selbe auf den Richtplatz geführt, vor dem Rathhaus zum ersten Mal, vor dem Michaeler Thor zum zweiten Mal, und vor ihrem Hause in Blumenthal, wo sie die vierfache gräuliche Mordthat verübt hat, zum dritten Male mit glühenden Zangen gekneipt, dann ihr beide Hände und der Kopf abgehauen, und so aus der Welt vertilgt werden solle. Se. Majestät, der damals regierende allergnädigste Landesfürst aber haben vorerwähntes Todesurtheil allergnädigst dahin abzuändern geruht, daß diese Delinquentin statt der Todesstrafe durch drei Tage hinter einander immer mit 50 Stockstreichen öffentlich bestraft, sodann aber lebenslänglich an einen Pflock angeschmiedet und blos mit Wasser und Brot geäht werde. — Der Franz Neumayr, Hauerbursch, von hier gebürtig, 24 Jahre alt, kath. led. aber solle wegen dem, daß er der Ther. Skoda bei Erdrosselung ihres Mannes Hülfe geleistet, mithin der Mordthat sich mitschuldig gemacht hat, anstatt der ihm von dem Stadt-Magistrat zuerkannten Todesstrafe, nachdem er vorher am ersten Tage mit der besagten Delinquentin auch 50 Stockstreiche bekommen hat, zum Schiffziehen auf 10 Jahre abgesendet werden — Die Exekution dieses Urtheils wurde auf den 8. August 1787 festgesetzt.

Den 10. Juni 1790 geruhte Se. Majestät die ernannte Delinquentin dahin zu begnadigen, daß dieselbe zwar lebenslänglich im Arreste zu verbleibende Delinquentien in einen milderen Arrest übersetzt und auch zu weiblichen Arbeiten verwendet werden und nur zwei Mal in der Woche bei Wasser und Brot fasten solle.

Auf diese Art verlebte diese Therese Skoda beinahe 62 Jahre im hierstädtischen Arreste."

(Breslau.) Die schlesische Zeitung enthält einen, wie er sich selbst bezeichnet, flüchtigen und nur Weniges hervorhebenden Bericht eines der, nach Rybnick und Pleß abgegangenen barmher-

Digitized by Google

zigen Brüder über die dortigen Zustände. „In Nadlin, gleich in der ersten Hütte, lagen Vater und Mutter todt, sechs hilflose Kinder am Typhus krank. Die Furcht ist so entsetzlich, daß kein Mensch in ein krankes Haus gehen mag. In Markliz mußten wir eine Hütte mit Gewalt aufsprengen. Als wir eintraten, erblickten wir 18 Köpfe — Väter, Mütter — Kinder am Typhus liegen. „Was macht ihr, Leute?" „O, es kommt Niemand zu uns, es ist streng verboten; da haben wir zugeschlossen und wollen Alle sterben." In Nadlin schlagen wir in einer Hütte die Thüre auf, und neun Witwen wohnen bei einander und erwarten den Tod. Anderswo liegt eine Mutter auf Stroh, rechts und links von ihr, an das Herz gedrückt, ein Kind. Seit neun Tagen krank, ohne Wasser, Holz und Brot — Niemand wagte ihnen auch nur ein Tröpfchen Wasser zu bringen — denn der Schulze hat es unter Strafe von Prügeln und Gefängniß verboten. Eine schwarze Tafel scheucht Alles fort; ich habe die Wegnahme der Tafeln beantragt, denn die Leute gehen sonst Alle zu Grunde. In Stande sterben sonst das Jahr über etwa 28 Personen, im Monat Jänner kamen 46 Sterbfälle vor." Der Bericht schließt mit der Bitte an die barmherzigen Brüder, Geld und Lebensmittel zu schicken. Ist Hilfe möglich, so nur durch uns, die wir von Hütte zu Hütte gehen. Werden wir kräftig unterstützt, dann können wir viel thun.

(Wetzlar, im Februar.) Es ist im Werke, dem großen Feldherrn, dessen Tod das ganze Deutschland betrauerte, dem Erzherzog Karl von Österreich, ein Denkmahl zu setzen, zur Erinnerung an den Sieg, welchen er im Jahre 1796 hier über die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan erfocht, der unsere Stadt bereits mit einer Plünderung bedroht hatte. Noch haben wir lebende Zeugen jener ereignißreichen Zeit unter uns. Es ist eine Aufforderung zu freiwilligen Beiträgen für das projektirte Denkmahl in Umlauf gesetzt, und neben den ansehnlichen Summen, welche schon gezeichnet sind, hat sich auch die städtische Verwaltung mit einem entsprechenden Zuschusse dabei betheiligt. Das anspruchslose Werk aufrichtiger Dankbarkeit und Bewunderung wird deshalb bald in Angriff genommen werden.

(Konstantinopel.) In Tophane will man einen feinernen Thurm bauen zur Aufnahme einer großen Glockenuhr, die dort aufgestellt werden soll. Dies wird die erste öffentliche Uhr in Konstantinopel seyn. Mohammed untersagte bekanntlich seinen Gläubigen den christlichen Gebrauch der Glocken. Nur die Stimme des Muezzin erschallt zu den bestimmten Tagezeiten zum Gebet rufend vom Minaret. Auch den Rajas der Türkei ist trotz der täglich gerühmten Toleranzfortschritte noch bis heute nicht erlaubt, sich der Glocken zu bedienen. Das durch die Reibung von ein paar Eisen- oder Holzstangen hervorgebrachte Geräusch, das dafür aus griechischen und armenischen Kirchen ertönt, ist nur ein sehr nothdürftiges und fränkischen Ohren widriges Ersatzmittel des harmonischen Glockengeläutes der abendländischen Kirchen. Nur den fränkischen Klöstern und Kirchen war bis jetzt hier ein oder das andere bescheidene Glöcklein gestattet.

(Paris.) London und Paris werden bald nur mehr auf Tageslänge von einander entfernt seyn. Die doppelten Schienenreihen zwischen Boulogne und Paris sind bis auf eine ganz kleine Strecke gelegt, und am 15. März wird diese Bahn eröffnet werden, wo dann die ganze Reise von der einen Weltstadt zur andern in kürzester Frist ganz mittelst Dampf zurückgelegt werden kann. Der Landungspunkt an der englischen Küste ist Falkestone. Ein Passagier kann alsdann in London frühstücken und an demselben Tag Abends 20 Minuten nach 8 Uhr in Paris seyn.

Inserat.

In C. Ueberreuter's Verlags-Komptoir, Dorotheergasse, Nr. 1111, ist eine Partie verschiedener Jugend- und Kinderschriften, zu Schulprämien oder Geschenken geeignet, in gepreßtem Papier mit goldenem Rücken gebunden, zu dem äußerst billigen Preise von **10 kr. C. M.** pr. Stück zu haben.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. E. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 32. Samstag den 26. Februar. 1848.

Wien.

Die Generalversammlung des Wiener-Schutzvereines für entlassene Sträflinge wurde am 23. Februar im Musik-Vereinssaale mit einer in ihrer Einfachheit edlen, in ihrer Gemüthlichkeit herzansprechenden Rede des hochwürdigsten Fürst-Erzbischofes, Protektors des Vereines, eröffnet. — Der verehrte Direktions-Vorstand, Freiherr von Pratobevera, gab sodann in der, von ihm bekannten begeisternden Weise Rechenschaft über das Wirken der Direktion, woraus nicht nur für das wünschenswerthe Fortbestehen des Vereines die erfreulichsten Beweise hervorgehen, sondern auch ein merkliches Vorwärtsschreiten ersichtlich ist. Daß diesem Resultate volle Anerkennung gezollt wurde, bedarf keiner Erwähnung. Nur Ein Umstand trübte das schön entwickelte Gemälde der Humanität; es mußte nämlich berührt und beklagt werden, daß es immer noch an der so höchst wichtigen, ja unerläßlichen, persönlichen Mitwirkung solcher Personen mangle, die sich mit edelmüthiger Aufopferung zu der so echt menschlichen Überwachung der Schützlinge herbeilassen. Dieses allerdings sehr mißliche Verhältniß veranlaßte daher die Direktion, der General-Versammlung eine Modifizirung der Statuten in Vorschlag zu bringen, nach welcher es ihr gestattet werden solle, in Fällen, wo sie nicht in der Lage wäre, wegen Mangel an Obsorgern oder Dienstgebern, aus den Strafanstalten oder Verwahrungsorten austretende, jedoch Besserung versprechende Individuen in den förmlichen Schutz des Vereines zu nehmen, denselben zum Behuf ihres Fortkommens wenigstens durch Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke, Werkzeuge u. s. w., für eine, in jedem Jahre vom Ausschusse zu bestimmende Summe Unterstützungen gewähren zu dürfen. Hier kömmt besonders zu bemerken, daß die von der Direktion verlangte, wohl allzu mäßige Summe von 200 fl. von dem Ausschusse auf 400 fl. erhöht wurde. — Dagegen erhob sich der gewandte Redner Dr. v. Bauer, und entwickelte Gründe, die nur ein rein menschliches Gefühl in den Mund legen konnte; er bekannte sich nämlich zur Ansicht, daß durch eine derartige Erweiterung der Statuten der eigentliche erhabene Zweck: „den gebesserten Menschen durch eine überwachende und ihm dargebotene Engelshand auf der schlüpfrigen Bahn zu leiten, verloren ginge, daß dadurch wohl der Direktion Mühe und Sorge erspart würde, daß aber, wenn auch hierwegen bei der gegenwärtigen ehrenvollen Stellung derselben kein Mißbrauch zu befürchten stände, sich ein Gleiches denn doch nicht auch von Seite einer, die jetzige früher oder später ersetzenden Leitung mit Sicherheit voraussetzen lasse.“ Gewiß ehrte die Mehrzahl der Zuhörer diese Ansicht, achtete den Eifer der Darstellung derselben; aber vom praktischen Standpunkt aus stimmte sie der Meinung des Herrn Grafen von Colloredo und des Herrn Pro-

Digitized by Google

fessors Hoffer bei: „daß man in der Beziehung unmittelbar eines richtigen, praktischen Blickes bedürfe, und mit dem könne nur die Direktion entscheiden. Es sey anerkennenswerth, sinnige Theorien zu entwickeln, aber diese halten leider so oft nicht Stand, wenn es sich um ihre Ausführung handle. Die Schwierigkeit dieser zu würdigen, sey nur die Direktion in der Lage. Erkenne sie daher die absolute Nothwendigkeit irgend einer Maßregel, so sey es Pflicht, das Vertrauen, das in ihr menschenfreundliches Wirken gesetzt ward, zu rechtfertigen, und dem, was Noth thut, die Beistimmung nicht zu versagen." Ganz in diesem Sinne war auch die in gediegenen Worten abgegebene Meinung des Herrn Landrathes von Mittis, der nur den sehr zweckmäßigen Beisatz wünschte, es möchte die vorgeschlagene Änderung nicht sogleich definitiv eintreten, sondern die Direktion vorerst ermächtigt werden, für dieses Jahr eine Summe von 200 fl. in der beabsichtigten Art zu verwenden, und der nächsten Generalversammlung über den diesfälligen Erfolg zu berichten. — Dieser Meinungsverschiedenheit gaben Seine Fürsterzbischöfliche Gnaden eine schnelle, unerwartete Wendung durch das großmüthige Anerbieten, die von dem Ausschusse votirten 400 fl. C. M. aus Eigenem zu diesem Zwecke bestreiten zu wollen, was natürlich mit den freudigsten Äußerungen erwidert wurde. — Schließlich wurde die Wahl des Ausschusses vorgenommen und dem Direktions-Vorstande der innigste Dank für seine aufopfernden Bemühungen bezeigt, zugleich aber sein Versprechen, fortan dem Vereine seine Kräfte widmen zu wollen, mit Enthusiasmus entgegengenommen.

Das Vermögen des Vereins betrug nach dem veröffentlichten Abschluß Ende Dezember 1847 an barem Gelde 16,768 fl. 32¼ kr. C. M. und an Papieren und Realitäten 14,198 fl. 7 kr. Die Ausgaben für Schützlinge betrugen im verflossenen Jahre: 3285 fl., für das Rettungshaus für männliche Jugend: 5026 fl., für die Rettungsanstalt für die weibliche Jugend: 1769 fl. Die Verwaltungs- und Regiekosten von 1479 fl. zeugen für eine sehr sparsame und wohlgeordnete Geschäftsführung. Der Einblick aber in das noch geringe Vereinsvermögen ruft wohl vor Allem den menschenfreundlichen Wunsch wach, daß es einem so wahrhaft christlichen Institute, dessen Triebfeder die reinste Liebe, dessen Ziel Besserung und Rettung des gefallenen Mitbruders ist, an fördernder Theilnahme und Hilfe fürder nicht gebreche! J. V. Wallinger.

Ein Papus-Mädchen.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Moorgrunde stießen sie auf eine einzelne Familie von Wilden, die sie sogleich mit feindlichen Mienen und Geberden empfing. Mr. Jonges war über dieses Volk zu erbittert, als daß er umhin konnte, die feindselige Begegnung ohne Rache hinzunehmen. Er wollte sie nicht tödten, da sie in Betreff seiner ganz unschuldig seyn konnten, sondern er wollte sie gefangen nehmen und gefesselt nach Hause führen, weil er im Stillen einen Plan gefaßt hatte, von dem er sich gute Wirkung versprach.

Es hielt nicht schwer, in wenig Minuten der ganzen Familie, die aus 9 Gliedern bestand, habhaft zu werden, denn wenn diese Leute die überlegene Macht des Gegners fühlen, sind sie bald eben so feige, als sie vorher wildmuthig schienen. Nachdem Alle festgebunden waren, wurden sie an den Schweif eines zahmen Pferdes befestigt und nachgezerrt. Sie stießen aus Angst, Ärger und Trotz wohl ein unartikulirtes Geheul und Brüllen aus, doch wurden sie alsbald ruhiger, da sie sahen und versichert wurden, es werde Keinem ein Leid geschehen.

Mr. Jonges hatte es vielfach gehört, und selbst auch schon ein Paarmal die

Digitized by Google

Erfahrung gemacht, daß diese Papus-Neger, von denen wir 39 verschiedene Stämme kennen, weder für die Landwirthschaft noch für die Gewerbe geeignet und brauchbar seyen, und überhaupt für einen höhern Kulturgrad weniger empfänglich sind, als die Malayen der Südsee, von denen es fast eben so viele Arten gibt. Nichts desto weniger wollte er noch einmal mit diesen Eingefangenen einen Versuch wagen und sie nebenbei, sollte er wieder mißlingen, zu einem andern ersprießlichen Zwecke verwenden. Für den günstigeren Fall hatte er an ihnen einigen Ersatz für die Entlaufenen; denn obwohl er beschloß, nächstens nach Sydney, New-Kastle und Adelaide zu reisen, um dort wieder tüchtige Arbeiter anzuwerben, so wußte er doch im Voraus, daß er deren wenige finden würde, wenn er nicht eben wider Willen Sträflinge, oder sonst ein abenteuerliches Gesindel dingen wollte.

Die genannte Papus-Familie bestand aus Vater, Mutter mit 6 Kindern und einem väterlichen Oheim. Das jüngste Kind war etwa 8, das älteste, ein Mädchen Namens Pneeho, fünfzehn Jahr alt. Im Allgemeinen waren sie ohne Ausnahme häßlich gestaltet, unrein, plump, blöde und finster; doch war das Mädchen von all diesen Makeln am wenigsten behaftet und versprach bei längerer Erziehung ein brauchbares Glied der Gesellschaft zu werden. Sie trugen Knochen, Gräthen, Hölzer und Federn ꝛc. in den durchstochenen Nasenknorpeln und Ohrläppchen, und waren mit weißen bänderartigen Streifen ohne allen Kunstgeschmack tättowirt. Die zwei Männer und drei Knaben hatten eine große Zahnlücke an derselben Stelle, denn jedem Kinde des männlichen Geschlechts wird aus religiöser Wohlmeinung ein Vorderzahn ausgeschlagen, während man aus gleichen Beweggründen den Mädchen sogleich nach ihrer Geburt zwei Glieder vom kleinen Finger der linken Hand abzuschneiden pflegt.

William, der Sohn des Mr. Jonges, verstand ein wenig ihre rohe, wortarme Sprache, was ihm gegenwärtig recht wohl zu Statten kam, da außerdem der vorgestreckte Zweck mit diesen rohen Naturmenschen noch viel schwieriger zu erreichen war.

Mit Ausnahme des genannten Mädchens und ihres älteren Bruders zeigte wirklich keiner dieser Papus weder einen guten Willen noch auch die Fähigkeit, sich im Feldbau, beim Vieh oder im Hauswesen nur in so weit verwenden zu lassen, daß er seine tägliche Nahrung nicht ganz umsonst bekam. Dennoch gaben Mr. Jonges und sein Sohn, der sie täglich eine Stunde lang in besondern Unterricht nahm, die Hoffnung für die Zukunft nicht gänzlich auf; und da sich bald darauf die räuberischen Angriffe auf das Vieh und die Feldfrüchte erneuerten, so wurde der vorgefaßte Plan mit diesen eingefangenen Wilden in seiner ganzen Ausdehnung verfolgt. Man vertheilte sie rings um die Landwirthschaft, befestigte sie einzeln in gewissen Entfernungen mit Eisenketten an einen Baum oder Pflock und gab jedem nebst einer Waffe auch einen tüchtigen Hund zur Seite mit dem Auftrage: „Jeden ihrer Stammgenossen, der da stehlen will, erst freundschaftlich zu warnen, dann aber, wenn er sich durchaus nicht abhalten ließe, gewaltsam als einen Feind zu bekämpfen, und entweder gefangen zu nehmen oder zu tödten.“ Dieser Cordon wurde nicht blos am Tage, sondern auch des Nachts ausgestellt, und daß die Wilden nicht etwa tief in Schlaf sanken, dafür sollten die wachsamen Hunde an ihrer Seite und auch die Knechte des Hauses sorgen, welche abwechselnd die Patrouille versehen mußten.

Die Wilden, besonders die Männer, gingen an dieses Geschäft mit sichtbarem Trotze, und hätte ihnen nicht die besser- und hellerdenkende Pneeho, die sich unter den Weißen recht wohl befand, mit aller Glut des Dienstreifers zugeredet, sie wären ungeachtet ihrer Ohnmacht fast aufrührerisch geworden. Sie hielten einestheils den Raub für keinen Fehler, ja vielmehr für ein Gebot der Natur, welche die Taube zum Fraße

Digitized by Google

des Geiers bestimmt zu haben schien; anderntheils aber empörte sich ihr Herz bei dem Ansinnen, daß sie feindselig, ja mörderisch gegen ihre Brüder handeln sollten. Es vergingen viele Tage und Nächte, ehe sie sich mit wenigerem Widerstreben in ihre auferlegte Verpflichtung fügten, und sie thaten es allmälig nur, weil Pnecho, die allein frei herumwandeln durfte, mit unermüdlichem Eifer fortfuhr, bald ihre gemüthvolle Trösterin, bald ihre beredte und wohlmeinende Lehrerin zu seyn.

Mr. Jonges glaubte sich Glück wünschen zu dürfen mit seiner scharfsinnigen Anordnung, denn seit diese Gränzwächter ausgestellt waren, hatte er ringsum Ruhe vor räuberischen Angriffen, indem alle die Papus, welche sich inzwischen diebisch herangeschlichen hatten, von ihren ausgesetzten Stammgenossen, theils durch wohlmeinendes Zureden und Warnen, und theils durch Drohung und wirkliche Gewalt zum Rückzuge genöthigt wurden. Außerdem hatte der ehrsame Pflanzer und sein würdiger Sohn William eine nicht geringe Freude daran, daß die lernbegierige Pnecho, die bei einer bessern Pflege auch ein hübscheres Aussehen bekam, so schnelle Fortschritte in allem Wissenswürdigen, insbesondere in der christlichen Glaubenslehre machte, denn nach dem Verhältniß, als sie in leiblicher und geistiger Kultur zunahm, wirkte sie wieder wohlthätig auf ihre Angehörigen ein. Es vergingen wenige Monden, so ward sie von einem Hirtenjüngling keineswegs mehr für häßlich, sondern sogar für hübsch und liebenswürdig gehalten, ja, es entspann sich zwischen den Beiden allgemach eine Neigung und Vertraulichkeit, welche alle Geschlechter der Erde auf rosenbestreuten Wegen nach dem Paradiese der Liebe zu führen pflegt.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, welcher der ganzen Lage der Dinge eine andere Gestaltung gab, aber unter Gefahren und Schreckuissen, welche sich nur mit den bedrohlichsten Gewitterstürmen jener Zone vergleichen lassen.

Mr. William hatte auf einer Reise nach Sydney die Tochter eines wohlbegüterten Pflanzers kennen gelernt, um deren Hand er auch bald darauf geworben hat. Sie wohnte fast eine Tagreise weit von ihm entfernt; nichts desto weniger besuchte er von nun an alle Sonnabende die geliebte Braut, und kehrte am Montage zu seinem Vater zurück. Der Sicherheit und auch des Prunkes wegen nahm er jedesmal ein Paar Knechte mit auf die Reise, und gewöhnlich den Hirtenjüngling Comb, weil er sich etwas geschmeidiger als manch anderer zu bezeigen verstand.

Etwa eine Woche vor der anberaumten Hochzeit schien sich William etwas länger bei der Braut verweilen zu wollen, denn es verging der ganze Montag und schon der halbe Dienstag, und er kehrte noch nicht zurück, schickte auch keinen seiner zwei Diener, um den besorgten Vater über sein längeres Ausbleiben und seine Ankunft zu benachrichtigen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Joseph Emil Nürnberger.

Am 6. Februar d. J. entschlief zu Landsberg an der Warthe, nach wiederholtem Schlagflusse, selig in dem Herrn Dr. Joseph Emil Nürnberger, k. preuß. geheimer Hofrath und Oberpostdirektor. Sein genialer Geist, sein ausgebreitetes und tiefes Wissen, seine reiche, glühende und idealische Phantasie und außerordentliche Combinationsgabe sind den zahlreichen Verehrern seiner überaus gemeinnützigen und gediegenen Schriften zur Genüge bekannt. Noch verehrungswürdiger war Jedem, der mit ihm in nähere Berührung zu treten das Glück hatte, sein edles gefühlvolles Herz, sein bis in's hohe Alter jugendlich weiches Gemüth, sein inniges Anschließen an gleichge-

Digitized by Google

stimmte befreundete Seelen. Auch der Unterzeichnete, obgleich fast drei Jahrzehnte jünger als Nürnberger, hatte das Glück, nach und nach die Aufmerksamkeit, das Wohlwollen, die innigste Anhänglichkeit und Freundschaft des theuren Greises zu erlangen, und zwar, ohne ihm je persönlich gegenüber gestanden zu seyn, blos durch geistige Berührung.

Nürnberger's erhabene Tendenzen hatten sich während der beiden letzten Jahrzehnte seines ernsten, vielgestaltenden Lebens fast ausschließend zwei Gegenständen zugewendet: der Unsterblichkeitsfrage, die er in seinem genialen „Stillleben" auf eine ganz originelle, reinmenschliche ästhetisch-philosophische Weise behandelte, die, aller unfruchtbaren Stubenspekulation fern, besonders ältere Lebenspraktiker unwiderstehlich erfaßte und überwältigte — dann seinem populären astronomischen Handwörterbuche, einem (leider unvollendet gebliebenen) klassischen Werke riesenhafter Anstrengung und vieljähriger Sammlung, einem unicum in allen Literaturen.

Verwandte Bestrebungen in Bezug auf das „Stillleben" brachten den Unterzeichneten mit dem ehrwürdigen Manne in schriftliche Berührung, woraus sich ein bis zu dessen Tode fortwährender mehrjähriger Briefwechsel entspann, und der Unterzeichnete war so glücklich, dem theuren Greise sein „Neues Buch von den göttlichen Dingen" widmen zu dürfen — ein Werk, daß sich in solchem Maße der Liebe des Verewigten erfreute, daß dasselbe in den ihm vor Jahren überreichten Prachtexemplare (laut brieflicher Mittheilung seines Sohnes Dr. Woldemar Nürnberger, M. Solitar) gemäß einer letztwilligen Bestimmung unter seinem Haupte im Sarge ruht, und dessen Blätter die zerfließenden Atome des Hirns trinken werden, in dessen Staub der edelste der Geister gebannt war. Wahrlich, die würdigste Satisfaktion meiner wohlgemeinten Arbeit, einer gemüth- und geistlosen Literatur und Kritik der Gegenwart gegenüber, die, nicht zufrieden, Nürnberger's und meine eigenen Bestrebungen vornehm-affektirt zu ignoriren, dieselben noch überdies herabzureißen sich knabenhaft herausnimmt! Nach dieser mir vom verklärten alten Freunde zugedachten höchsten Auszeichnung liegt jeder noch etwa zu erlangende literarische Ruhm hinfür tief unter mir, und ich schreibe nie mehr um des leidigen Rufes willen, sondern höchstens um noch Etwas zu nützen.

Dir aber, ehrwürdiger verklärter Freund! drücke ich im Geiste ohne Schaudern deine kalte Todtenhand, die einst so Schönes und Unvergängliches niederschrieb. Auf dereinstiges Wiederfinden und Wiedererkennen auf irgend einem der himmlischen Sterne oder im unbekannten Jenseits überhaupt!

Eduard Silesius.

Zur Gesundheitslehre.

„Zehn Gebote der Diätetik" heißt ein Buch, von Dr. Johann G. Jörg verfaßt, worin die brauchbarsten Lebensregeln an zehn Hauptsätze angereiht sind, welche folgendermaßen lauten:

Erstes Gebot. Du sollst keine andere als rein atmosphärische Luft einathmen und deswegen alle Räume und Orte möglichst vermeiden, welche mit verdorbner Luft angefüllt sind, so wie alles das sorgfältig von dir entfernt halten, was das Ein- und Ausathmen mechanisch zu erschweren oder gänzlich zu unterbrechen geeignet ist.

Zweites Gebot. Du sollst nur trinken, wenn dich dürstet, und sollst dir nie mehr und nie ein anderes Getränk aneignen, als was deinen Durst zu stillen hinreichend und vermögend ist.

Digitized by Google

Drittes Gebot. Du sollst nur essen, wenn dich wirklich hungert und aufhören, Speise zu dir zu nehmen, wenn dein Hunger gestillt ist.

Viertes Gebot. Du sollst von Kindheit an körperlich und geistig thätig seyn, um nicht allein deinen Körper und Geist nach und nach mehr auszubilden und zu vervollkommnen, sondern auch deine Gesundheit dauerhafter zu machen, zu erhalten und dir deinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Fünftes Gebot. Du sollst nach Bedürfniß schlafen, um deine geschwächten Kräfte wieder herzustellen und deine Gesundheit zu erhalten.

Sechstes Gebot. Du sollst dahin wirken, daß die natürlichen Ausleerungen deines Körpers zeitgemäß und regelmäßig von Statten gehen.

Siebentes Gebot. Du sollst deinen Körper und dessen Theile stets rein halten, damit deine Haut immer gesund bleiben und ihren wichtigen Verrichtungen bestimmungsmäßig vorstehen kann.

Achtes Gebot. Du sollst dich gegen die Einwirkungen der Witterung, welche deine Gesundheit oder dein Leben gefährden können, so weit es in deinen Kräften steht, erfolgreich schützen.

Neuntes Gebot. Du sollst von Kindheit an bis in's Greisenalter hinein bestimmungsmäßig von einer Entwicklungsstufe zur andern fortschreiten und auf jeder derselben eifrigst an der Vervollkommnung deines Organismus arbeiten.

Zehntes Gebot. Du sollst, wenn sich in deinem Organismus Zeichen einer herannahenden oder einer plötzlich angebrochenen Krankheit oder einer erfolgten Beschädigung zu erkennen geben, alles anwenden, um deine Gesundheit thunlichst schnell wieder herzustellen.

Miscelle.

(Ob nach der Enthauptung im Kopfe Bewußtseyn?) Diese Frage beantwortet ein berühmter Arzt, der Professor Dr. Günther in Dresden, im „Dresdner Tageblatt" folgendermaßen: „Mit dem traurigen Interesse, das sich an die Hinrichtung eines Menschen knüpft, ist die Frage auf das innigste verbunden: was mag ein solcher Unglücklicher von seiner furchtbaren Strafe fühlen! Wie lange mag Bewußtseyn der irdischen Existenz stattfinden. Wir wollen es versuchen, diese jeden fühlenden Menschen durch und durch ergreifende Frage von dem Standpunkte der Physiologie aus mit der Gewißheit zu beantworten, welche Erfahrungswissenschaften überhaupt gewähren, und gehen zu diesem Zwecke von den Bedingungen aus, welche zum Leben des Gehirns, des Organs für Bewußtseyn und Denken, nöthig sind.

Die wichtigste Bedingung zur lebendigen Thätigkeit des Gehirns ist aber ein ununterbrochener Zufluß der ihm nöthigen großen Blutmenge. Das Gehirn bekommt durch vier sehr starke, von dem Herzen fast gerade aufsteigende Schlagadern sein Blut; das Gehirn erhält im Verhältniß zu seiner Masse das meiste Blut von allen Theilen des Körpers. Dieser reichliche Zufluß des Blutes ist aber dem Gehirn so unentbehrlich, daß nicht einer seiner großen Schlagadernstämme unterbunden oder auf andere Art plötzlich unwegsam gemacht werden darf, ohne daß sogleich und so lange Bewußtlosigkeit eintritt, bis die übrigen drei Schlagadern den, von der ersten gewöhnlich mit Blut zu versorgenden Theil angefüllt haben. Wenn wir nun bedenken, daß bei der Trennung des Hauptes vom Rumpf alle vier Schlagadern plötzlich auf einmal zerschnitten werden, dem Gehirn also aller Blutzufluß abgeschnitten, der Blutabfluß durch die Wundfläche des Halses aber beschleunigt ist, so leuchtet ein, daß, schon wegen augenblicklich eintre-

Digitized by Google

tenden Blutmangels im Gehirn, sogleich nach geschehener Trennung des Hauptes vom Rumpfe die Thätigkeit des Hirns und das Bewußtseyn aufgehoben werden muß.

Eine zweite Bedingung der Hirnthätigkeit ist der Zusammenhang mit den übrigen Theilen des Nervensystems, besonders mit dem Rückenmark. Obgleich das Hirn in seinem Verhältnisse zu den übrigen Theilen des Nervensystems eine gewisse Selbstständigkeit besitzt, so geht diese doch nicht so weit, daß es des ganzen übrigen Nervensystems auch nur einige Augenblicke entbehren könnte. Wir sehen dieses bei dem sogenannten Rücken- oder dem Nackenstich der Thiere, wo durch einen gut ausgeführten Stich das Rückenmark vom Gehirn getrennt und fast augenblicklicher Tod herbeigeführt wird, trotzdem, daß die Nerven am Halse und der Blutlauf im Gehirn wenig oder gar nicht verletzt sind.

Es muß also auch wegen der Trennung des Gehirns vom übrigen Nervensystem Bewußtlosigkeit eintreten. Es ist dabei wohl denkbar, daß die Trennung nicht ohne den ungeheuersten Schmerz ist, der aber gleich einem Blitze das ganze Nervensystem durchzuckt und ertödtet. Eine allgemeine Erfahrung lehrt auch, daß jede Erschütterung des Gehirns das Bewußtseyn aufhebt; ein Fall auf den Kopf, ein Sprung von bedeutender Höhe mit fest und steif ausgestreckten Beinen, ein Faustschlag auf den Hinterkopf kann ohne anderweitige Verletzung, als die Erschütterung des Hirns, augenblicklich Ohnmacht, Scheintod und wirklichen Tod herbeiführen. Daß aber der Schlag des Schwerts durch die knöchernen Halswirbel und das Rückenmark wahrscheinlich nicht ohne Erschütterung des Gehirns abgeht, leuchtet von selbst ein. Sollte aber diese Erschütterung noch nicht durch den Schlag des Schwertes, so wird sie gewiß durch den Fall des Kopfes auf das Schaffot bewirkt. Niemand wird sich wundern, daß, wenn Einer den Andern mit einem Brete auf den Kopf schlägt, der Getroffene bewußtlos hinsinkt, und hier, wo der Kopf mit der ganzen Schwere fällt, glaubt man, daß nach allen den ungeheuren Verletzungen der Kopf Bewußtseyn, Schmerzempfindung u. s. w. bewahren könne.

Durch Blutmangel, Aufhebung des Zusammenhangs zwischen Gehirn und Nervensystem und Gehirnerschütterung muß also fast mit dem Momente des Schwertschlags Bewußtseyn und Empfindung im Kopfe vernichtet seyn.

Noch könnte wohl hier und da die Frage aufgeworfen werden, ob nicht etwa der Rumpf noch empfindungsfähig sey. Das Gehirn ist der Vereinigungspunkt aller Nerven, das Centralorgan des Nervensystems, alle von der Außenwelt empfangene Eindrücke werden demselben zugeleitet und daselbst zu Vorstellungen u. s. w. verarbeitet. Das eigene Gefühl belehrt uns aber auch, daß Bewußtseyn und Denken im Kopf und nirgends anders seinen Sitz hat. Im Rumpfe kann es also zu einem bewußten Empfinden von Schmerz gar nicht kommen, denn es fehlt der Vereinigungspunkt der Eindrücke. Eben so wenig wie ein Amputirter es empfinden kann, wenn der Wundarzt nach der Operation das abgenommene Glied noch untersucht, eben so wenig kann das unterdessen ganz erloschne Bewußtseyn Nachricht von dem bekommen, was mit dem Rumpfe vorgeht; denn die Brücke ist abgebrochen, die Nerven sind zerschnitten, durch die ein Eindruck zum Bewußtseyn geleitet werden konnte."

Verdorbene Lesefrucht.

Einen Beleg zu der, auf S. 30 dieser Blätter dieses Jahrgangs ausgesprochenen Ansicht gibt die scheinbar ganz unbedeutende, wohl nur zur Befriedigung der Lachlust mitgetheilte Notiz, welche wie ein Lauffeuer durch viele Zeitblätter so eben die Runde gemacht und auch — als Korrespondenz aus Stuttgart — auf S. 56 des „Zuschauers" Platz gefunden hat.

Digitized by Google

War vielleicht die Stimmung des Schreibers dieser Zeilen, als er die Notiz von jenem Briefe mit der wunderlichen Adresse: „An das liebe Christkindlein im Himmel“ las, eine gereiztere als gewöhnlich; ward dessen Phantasie durch die öftere Wiederholung empfänglicher? genug! er konnte, so komisch — im edelsten Sinne des Worts — dieselbe einestheils auch ist, nicht nur nicht lächeln darüber, sondern er ward im Gegentheile von der tiefsten Rührung, zugleich aber auch von lebhaftem Unwillen erfüllt. Von Rührung! Denn denken wir uns nur die Taubeneinfalt jenes, höchst wahrscheinlich irgendlichen Schreibers, der in irgend einem, vom regen Treiben der Welt weit entfernten Winkel denn doch davon eine Ahnung bekommen, daß man an Entfernte schreiben, Ihnen seine Wünsche, Hoffnungen und Bedrängnisse mittheilen, Gewährung und Abhülfe von denselben gewärtigen könne; denn aus seiner Ammenstube, wie sonst ein Märchen, die Sage vom Christkindchen und seiner Bescherung unbewußt im Geiste schlummert; denn ein dunkles Gefühl von Jenseits in seine Seele herüberdämmert; denken wir uns diesen Armen, der, vielleicht elternlos, ohne Verwandte und Freunde, irgend einen Wunsch im Herzen trägt, keine Seele sein nennt auf der Erdenrunde und deßhalb die vielleicht spärlich erworbene Kenntniß des Schreibens dazu benützt, um das liebe Christkindlein — die Zeit des Schreibens trifft mit dem Feste der Geburt unsers göttlichen Erlösers so genau zusammen — welches für jedes Menschenkind Trost und eine freundliche Gabe hat, zu seinem Vertrauten zu machen, wie er schuldig seiner Ankunft entgegenharre, wie er hoffe, diesmal nicht, wie sonst oft früher, vergeblich zu warten! — — — — wer, der diese und alle andern möglichen Auslegungen des Inhalts dieses Briefes vor seinem Geistesauge vorübergleiten läßt, könnte sich des innigsten Rührungsschauers erwehren? wer wünschte nicht, daß es ihm erlaubt seyn möchte, das Siegel dieses geheimnißvollen Schreibens zu lüften; erlaubt, sichtbar oder unsichtbar als Bevollmächtigter des Angerufenen walten und allenfalls dies eine Mal in der Gestalt eines rettenden Engels den wahren Willen Gottes vollziehen zu dürfen? — Vor Unwillen aber darüber, daß diese Notiz, der von keiner Seite irgend eine Lächerlichkeit abzusehen ist, überhaupt erzählt und wiedererzählt werden konnte, ohne daß irgend Jemand *) es der Mühe werth gefunden hätte, den tiefern Sinn des Ereignisses zu beleuchten.

Ob endlich, wenn die Thatsache überhaupt wahr ist — bei der Frivolität unserer Zeit ist beinahe nicht daran zu zweifeln, daß das Ganze nur die Ausgeburt eines soldisant Witzkopfes sey, der sich auf diesem, zum Gelindesten gesagt, gemeinen Spaß wer weiß wie viel zu Gute thut — ob das betreffende Postamt wohl daran gethan, diese Adresse zu veröffentlichen; ob es diesem nicht gestattet gewesen wäre, bei diesem Schreiben eine Ausnahme von der Regel zu machen, da es sich voraussetzen läßt, daß in keinem Fall der Schreiber desselben den Rückerhalt des Unanbringlichen aufsprechen wird, mag am besten dahingestellt bleiben.

S. A.

*) Auch Sie, verehrter Herr Redakteur! können von dieser Rüge nicht ausgenommen werden.

Homonyme.

Erzeugt vom Zorn, bedroht dich meine Rache
Gleich einem hochgeschwung'nen Keulenknauf.
Ich ward ein zweiter Taaml für die Sprache,
Und steckt' ein Licht für alle Zeiten auf.
Einst war ich furchtbar und ließ gegen Schwache,
Mit Recht verknüpft, dem Unrecht vollen Lauf.
Ein Dichter ehrte später meine Asche;
Jetzt bildet mich ein Feigling in der Tasche.

Der „Wiener Zuschauer“ erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers“ (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 33. Montag den 28. Februar. **1848.**

Welt.

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Am 25. d. M. zum ersten Male: „Agnes Sorel," dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Franz Grutsch.

Schon seit geraumer Zeit bildete die bevorstehende Aufführung dieses Stückes das Tagesgespräch, indem man als besondere Merkwürdigkeit hervorhob, daß der Verfasser desselben als Gemeindevorstand in der Brühl in ländlicher Abgeschiedenheit lebe. Nun, da ist uns ein echter Mann aus dem Volke erschienen und hat uns mit den wunderbaren Dingen, die ihm die Muse in seiner Einsamkeit in's Ohr raunte, zu Bewunderung und Entzücken hingerissen. Vielleicht lange schon ist auf diesen Bretern kein Stück erschienen, welches sich eines so rauschenden, so einstimmigen Beifalls zu erfreuen hatte, keines, welches ihn wie dieses durch klare Motivirung, durch Gediegenheit der Charakteristik, durch Pathos der Darstellung, durch kluge Benützung des Bühneneffekts, und vor Allem durch den Adel und den Charakter der Gesinnung verdient hätte!

Anfangs befremdet es vielleicht etwas, diese Agnes Sorel, die aus einem der populärsten Werke unserer dramatischen Literatur eine bekannte Erscheinung ist, von einer so durchaus verschiedenen Seite aufgefaßt zu sehen; es bringt eine Störung in die Vorstellung, die wir von diesem Charakter mitgebracht haben; aber bald fühlt man sich durch die Seelengröße, durch die glühende Leidenschaft dieser Agnes so hingerissen, daß die frühere, durch den Kontrast eines gleichzeitig auftretenden Heldenmädchens ohnehin in den Schatten gestellte Gestalt aus Schillers Drama bald aus dem Gedächtnisse verdrängt wird. Agnes Sorel fühlt mit dem tiefsten Schmerze einer großen feurigen Seele die Erniedrigung ihres Vaterlands unter einem verweichlichten Könige, und weinend gesteht sie ihrem Vater, daß sie sich ihres Vaterlandes schäme. Da reift in ihrem Herzen der Entschluß, durch Aufopferung dessen, was dem Weibe das Heiligste seyn soll, das Vaterland zu retten, die erloschene Thatkraft im Herzen des Königs zu wecken, England's Söldner vom französischen Boden zu vertreiben und die Thränen des niedergedrückten Volkes zu trocknen. Sie wird des Königs Geliebte, und ihr Vorhaben gelingt ihr; durch sie wird der König wieder ein Held und Vater seines Volkes, Frankreich's Banner wehen auf den wieder eroberten Festen, die Freudenthränen des Volkes segnen sie; der König will mit ihr die Krone theilen. Da, in diesem Augenblicke, wo ihrer aufopfernden Hingebung der schönste Lohn winkt, wo Sünde und Schande sich in Glanz und Ehre wandeln, wo schon die Krone, welche ihr die Liebe reicht, auf ihrem Haupte blinkt — da erscheint ein ernster Mahner, der Lehrer ihrer Jugend, und bringt ihr, der Gefallenen, die vom Wege der

Digitized by Google

Tugend und Ehre gewichen, den Fluch des sterbenden Vaters. Das bricht ihr stolzes Herz, und sie stirbt an Gift, das ihr Verräthers Hand gemischt. — Um diesen Charakter voll Schuld und Seelengröße, voll Liebe und Hingebung reiht sich eine Gruppe nicht minder anziehender, in deren unbedeutendstem der Dichter eine Fülle von Menschenkenntniß entfaltet, und oft in wenigen Strichen ein ganzes Menschenleben offenbart. Der strenge Gerard von Sorel und der verschlossene, edle Doktor Clermont stehen in ihrem alten Ritterschlosse im edlen Kontraste dem verderbten Hofleben Karl des VII. gegenüber, welches der Dichter meisterhaft geschildert hat. Der leichtsinnige verdorbene Adel, die feile Soldateska, das tapfere aber murrende Heer hat seine Repräsentanten, in deren Mitte der biedere, gerade Jaques Coeur, Argentier des Königs, eine wohlthuende Erscheinung ist. Der König selbst mahnt uns gleich bei seinem Auftreten wie ein alter Bekannter; ja, so schwankend, so unentschlossen, so mit Kleinlichkeiten beschäftigt, daß er darüber die großen Angelegenheiten seines Reiches und Volkes ganz vergißt — so sind wir ihm auf den Bretern schon begegnet! Und selbst dann, wenn sein königlicher Sinn erwacht ist, schimmert diese ursprüngliche Weichheit seines Charakters, besonders seiner seelenstarken Geliebten gegenüber, unverkennbar durch. Den Effekt wußte der Dichter weise zu benützen, ohne je der poetischen Würde Eintrag zu thun. Das Maskenspiel im zweiten Akt ist eben so originell als effektvoll, und in gediegenen, kühnen und hinreißenden Worten werden tiefe, beherzigenswerthe Worte ausgesprochen. Der fünfte Akt steht an Pathos und effektvoller Wirkung den früheren nach; aber der poetische, elegische Hauch, der über diesen Akt und über die Vergiftungsszene einen wehmüthigen, mildernden Reiz verbreitet, läßt in einem für poetische Eindrücke empfänglichen Gemüth, eine vielleicht stillere, aber nachhaltigere Wirkung zurück, als der poetische Schwung früherer Szenen.

Madame Hebbel war in der Rolle der Agnes Sorel, die ihrem Rollenfache vollkommen entspricht, einfach und groß; die Kraft ihrer Rede im Affekte eben so hinreißend, als im Ausdrucke der Zärtlichkeit und der Wehmuth innig und gemüthvoll. König Karl fand an Herrn Fichtner einen meisterhaften Repräsentanten, wie nicht minder der alte biedere Ritter von Sorel an Herrn La Roche und Jaques Coeur, der Argentier des Königs an Herrn Anschütz. Insbesondere aber wußte Meister Löwe mit seiner schmelzenden, innigen Stimme den Doktor Clermont, diesen stillen tiefen Charakter, als eine vom Hauche echter Poesie durchströmte Gestalt hinzustellen. F.

Rappo's Bildergruppen und Kunstproduktionen. Was wir nach der ersten Produktion dieser neuen Gattung Schauspiels vorhergesagt hatten, ist eingetroffen; ein seltener Glücksstern begünstigt sie. Man drängt sich, die lebende Akademie, die athmenden Statuen zu sehen, und täglich verlassen, des noch immer wachsenden Andranges wegen, Hunderte die Kasse, ohne ihre Neugier befriedigt zu haben. Am 25. d. M. war in ununterbrochener Reihe Herr Rappo bis zur 20. Produktion angelangt, deren Reinertrag sein edler Wohlthätigkeitssinn der Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde bestimmte. Es hat anfänglich nicht an Einwendungen jener Prüderie gefehlt, die, an Darstellungen solcher Bildergruppen Anstößiges finden wollte. Der gesunde Sinn des Volkes hat aber jene flüsternden Stimmen entschieden zum Schweigen gebracht. Unrein in seiner Gesinnung, auf niederer Stufe sittlicher Bildung muß der stehen, welcher bei der Ansicht der antik-plastischen Darstellungen nicht von dem Eindruck des Schönen, nicht von dem Gedanken der vollkommenen Bildung des Menschen ergriffen, dadurch nicht vielmehr über das Sinnliche erhoben würde. Rappo's Bilder, ihre Ruhe, ihre Schönheit in Formen und Anordnung, können auf den unverdorbenen Be-

Digitized by Google

ſchauer keine andere, als eine überwältigende, ſittliche Wirkung haben, wie denn der Eindruck der Kunſt, der Natur ſtets ein erhebender und veredelnder iſt. — Diesmal ſahen wir meiſt neue Gruppen, worunter die „Entführung des Hylas," „Amor und Pſyche," die „Schmetterlingsſängerin," „Oreſt, verfolgt von den Eumeniden," und der „Bethlehemitiſche Kindermord," was die Anordnung nach Antiken betrifft, von unbeſchreiblicher Wirkung ſind. Eine andere Art ſolcher lebender Bilder führte Herr Rappo mit der Gruppirung nach Hogarth: „Die Punſchgeſellſchaft," vor. Er zeigt in einer vielleicht nur zu großen Ausdehnung des Bildes den Einfluß und die Wirkung der Trunkenheit. Von Moment zu Moment ändert ſich Phyſiognomie und Stellung ſeiner Perſonen, bis zum Schluſſe Seſſel und Tiſche ſammt ihrem Inhalt zuſammenſtürzen und manche Figur, von dem Rauſch überwältigt, unter den Trümmern liegt. Jeder dieſer Momente war durch Naturwahrheit ausgezeichnet, und zum überwältigenden Eindruck der Ruhe jener plaſtiſchen antiken Gruppen machte die blitzſchnelle Beweglichkeit der eingerahmten Bilderſzene einen ganz eigenthümlichen Gegenſatz. Diesmal, wie immer, wollte der Beifall nicht enden, jedes einzelne Bild mußte zwei-, auch dreimal gezeigt werden, und der beliebte Landsmann Rappo erſchien unter zahlloſen Zurufen, gerührt und dankend für ſo viele Theilnahme, auf der Bühne. E.

— Die Mutter Sr. Durchlaucht des regierenden Fürſten Alois Joſeph zu Liechtenſtein, eine geborne Landgräfin Fürſtenberg, iſt am 23. Februar im 72. Lebensjahre verſchieden, am 26. Februar in der Stille eingeſegnet und zur feierlichen Beiſetzung in die fürſtliche Familiengruft nach Wranau in Mähren abgeführt worden. Durch dieſen Trauerfall iſt dem Karneval, in den meiſten hieſigen hohen Adelskreiſen ein ſchnelles Ende bereitet worden.

In Folge Übereinkunft mit den königl. preußiſchen Eiſenbahn-Verwaltungen, wird vom 1. März d. J. angefangen in Wien und Brünn die Ausgabe der Fahrkarten und die Aufnahme des Reiſegepäcks nach Frankfurt an der Oder, Berlin, Hamburg und Stettin, wie dies ſchon jetzt bis Ratibor, Koſel und Breslau geſchieht, in's Leben treten. Wien, den 23. Februar 1848.

Die Direktion der a. p. Kaiſer Ferdinands-Nordbahn.

Ein Papus-Mädchen.

(Fortſetzung.)

Am Dienstag Abends erſchien endlich Comb — aber in einem Zuſtande, der großes Mitleid mit ihm und ſchreckenvolle Kümmerniſſe für ſeinen jungen Gebieter einflößte, denn ſein Leib war mit vielen Wunden bedeckt. Pneeho, die Liebende, fiel bei ſeinem Anblicke ſogar in Ohnmacht, und verrieth damit deutlicher als je die Myſterien ihres Herzens. Während nun der gänzlich erſchöpfte und ſo übel zugerichtete Jüngling ſorgſam gelabt und verbunden wurde, ſagte er aus, daß Mr. William von etwa 30 Wilden plötzlich angegriffen und nach einer verzweiflungsvollen Gegenwehr, wobei 7 Papus auf dem Platze blieben, überwannt, ſammt ihm und dem andern Knechte Little gebunden und fortgeſchleppt worden ſey. Gleich ihm ſey auch der junge Gebieter mit vielen Wunden bedeckt, wovon jedoch keine tödtlich ſeyn, durch Mangel an Verband und Pflege aber tödtlich werden dürfte. Um die Mitternachtsſtunde ſeyen ſie in eine gebirgige Gegend gekommen, die voll von ſchauerlichen Klüften war; hier habe ſich Comb einen günſtigen Augenblick erſehen, und den Wilden, der ſein Führer war, mit einem gewaltigen Stoß in einen finſtern Abgrund geſchleudert, die Felſenkluft mit einem kühnen Satze überſprungen, und von Riff zu Riff, von Spalt zu Spalt die Flucht ergriffen. Die aufgehende Sonne zeigte ihm erſt die Richtung und die Wege,

Digitized by Google

welche er einzuschlagen habe, um nach Hause zu kommen und diese schreckliche Botschaft zu bringen.

Mr. Jonges ward von Leid und Kummer beinahe betäubt, er wußte sich nicht Rath, was er da beginnen soll, um den geliebten einzigen Sohn und seinen Knecht aus den Krallen der Kannibalen zu retten, wenn er anders noch zu retten wäre. Er rief in seinem Schmerz das ganze Hausgesinde zu den Waffen, und war gesonnen, während seines Feldzuges gegen die Räuber seines Sohnes seine ganze Wirthschaft nur von ein Paar Greisen und Weibern bewachen und beschützen zu lassen.

Da trat aber Pneeho zu ihm, und sprach, die Hände über der Brust gekreuzt: „O, Herr und Gebieter! was Ihr da wider unsere sündigen und beklagenswürdigen Stammgenossen beschlossen habt, würde gewiß nichts frommen, Euren Sohn wider zu erlangen, wenn er auch noch lebt. Ihr müßtet vielmehr gegen die große Übermacht mit all Euren Streitern zu Grunde gehn, wenn Ihr auch bessere Waffen habt. Ich sage Euch aber, wenn da noch zu helfen ist, so vermag es ich mit meinem Vater, und bin auch bereit, mich zur Stunde auf den Weg zu machen, wenn Ihr uns das Vertrauen schenket."

M. Jonges faßte das Mädchen prüfend in's Auge, ob es nicht auch auf Verrath sinne, weil es die Freilassung des Vaters begehrte; sie schien aber seine Gedanken zu errathen, denn sie sprach zu ihm: „O Herr und Gebieter! Ihr werdet doch kaum eine Besorgniß tragen, daß ich mit dem Vater treulos ausreißen und bei unsern rohen Stammbrüdern zurück bleiben werde; mein Vater läßt Euch an Weib, Kindern und Bruder Unterpfänder genug seiner Treue und Redlichkeit, und ich lasse Euch außer diesen auch noch Comb, den ich so herzlich liebe und für keine Welt umtauschen möchte, als Gewährschaft, daß ich nur dann nicht mehr zurückkomme, wenn ich ein Opfer meines treuen Dienstes für Euch geworden bin."

„„So gehet denn, entgegnete Jonges, im Namen des Himmels, aber nehmt mich mit, wenn es seyn kann, daß mich inzwischen nicht der bitterste Kummer um den Geliebten meines Herzens aufreibe.""

Pneeho erklärte ihm, daß weder er, noch sonst ein Weißer mit ihnen ziehen dürften, denn sie habe Grund genug zu fürchten, daß sie Ihn nicht beschützen könnte. Er ließ sie nun nach ihrem Willen gewähren, und sprach über sie und ihren Vater, dem er selbst die Fesseln abnahm, einen feierlichen Segen zu dem hochwichtigen Unternehmen aus. Die beiden Wanderer versahen sich auf 3—4 Tage mit Lebensmitteln, vergossen bei ihrem Abschied, lichte Thränen und eilten muthvoll in die graue Nacht hinaus.

Niemand hatte auch nur eine leise Ahnung, daß der Raub Williams und seiner zwei Knechte in einem engen Zusammenhange mit dem treulosen Entweichen des schändlichen Tudiney und seiner 5 Mitverschworenen stehen könnte. Diese Ausreißer gelangten mit den geraubten Rindern noch in jener ersten Nacht zu dem ausgedehnten Moorgrunde, der am folgenden Tage ihrem Verfolger Mr. Jonges unüberwindbare Hindernisse in den Weg gelegt und ihn mit seinen Begleitern zur Rückkehr bewogen hatte. Die ruchlosen Flüchtlinge betraten diese Sumpfgegend von einer andern Seite, wo sie weniger gefahrvoll schien; sie wurde indeß für die Bösewichte, die mit dem verwegensten Muthe vorwärts jagten, weil sie jedes Geräusch, jeden Tritt eines Känguruh für einen Verfolger hielten, zu einer tückischen Falle, denn sie hatten, ehe noch der Morgen graute, schon drei der Rinder im Schlamme verloren und schwebten selbst in der größten Gefahr, mit jedem Schritte einzusinken und elend umzukommen.

Ihre schreckenvolle Lage ward ihnen erst ganz klar, als das Tagsgestirn zu leuchten begann, aber kaum hatten sie die Richtung und den Weg ausgemittelt, um wieder

Digitized by Google

auf festen Grund zu gelangen, als sich am Rande dieses Sumpfes eine dunkle Schaar Papus-Neger zeigte, die alsogleich ihre Bogen und Speere in eine bedrohliche Haltung nahmen. Sonach befanden sich die Weißen in einer doppelten Bedrängniß, die so gefahrvoll und peinlich war, daß sie aufrichtiges Mitleid verdienten, obschon sie ein schweres Verschulden auf sich trugen. Als sie sich, die Einen bis zur Mitte des Leibes, die Andern bis an den Hals im Sumpfe watend, den entfernten Anhöhen genähert hatten, entspann sich mit den Wilden ein Kampf, dessen Ausgang höchst zweifelhaft war. Die Weißen rangen wie die Löwen um ihr Leben, hielten fest zusammen und gebrauchten ihre Waffen nach allen Regeln einen guten Taktik. Dennoch wären sie gegen die Übermacht verloren gewesen, hätten sich nicht die Meisten ihrer Gegner aus dem blutigen Scharmützel weggewendet, um die Paar Rinder zu erbeuten, die sich aus dem Morafte herausgearbeitet und das Trockene erreicht hatten. Von den Weißen war Einer gefallen, die andern fünf mehr oder weniger verwundet; von den Wilden blieben vier Todte am Platze.

Nachdem sich zuletzt die Weißen mit brausendem Ungestüm durchgehauen hatten, begannen die Schwarzen unter sich einen mörderischen Krieg um jene Paar lebenden Rinder, und als die Beute den Siegern blieb, beschlossen die Besiegten, die todten Thiere aus dem ekelhaften Sumpfe zu ziehen und dieselben sammt dem erlegten Feinde, der einer jener Sträflinge war, aufzufressen. Ihre vier schwarzen Brüder hingegen, welche auf dem Schlachtfelde blieben, wurden unter kreischendem Wehgeheul in den faulen Sumpf geworfen und den häßlichen Reptilien zum Fraße überlassen.

(Schluß folgt.)

Unterstützung der Arbeitsthätigkeit, das sicherste Mittel dem Proletariate zu begegnen.

In den „Österr. Blättern für Literatur und Kunst" sagt Dr. Hammerschmidt über diesen wichtigen Gegenstand Folgendes:

„So Manche finden in der Arbeit eine Herabwürdigung; in dem Satze: „Du sollst dein Brot im Schweiße deines Angesichtes verdienen," eine Bestätigung, daß Arbeit dem Menschengeschlechte nur als ein trauriges Geschick auferlegt sey. Diese finden ihr größtes Glück nur in einem dolce far niente! sie beneiden jene, die da nur geboren zu sein scheinen, um zu zehren, die vom Schweiße ihrer Mitbrüder leben; sie hoffen von einem goldenen Zeitalter die Erfüllung aller Wünsche ohne Anstrengung, — Müßiggang und Nichtsthun dünkt ihnen also eigentlich das Ziel menschlichen Strebens, das Höchste im Leben. Andere finden die Arbeit als eine nothwendige Bedingniß im fortschreitenden Entwicklungsgange des Menschengeschlechtes, und indem wir diese Ansicht theilen, dünkt uns, daß Arbeit, als Produkt geistiger oder körperlicher Thätigkeit des Menschen, das wohlthätigste Geschenk der Gottheit sey. Das scheinbar schwere Loos des Menschen, thätig seyn zu müssen, wird für Jenen zum Segen, der selbst thätig ist, der Arbeit suchet und wirklich Arbeit findet.

Arbeit ist Thätigkeit. — In der körperlichen Arbeit, in der geistigen Thätigkeit spricht sich die Menschennatur aus; der Würde des Menschen entspricht sein Thätigkeitstrieb, die Anwendung der Kraft zum Guten und Nützlichen.—Der Fortschritt des ganzen Menschengeschlechtes, der intellektuelle und moralische Standpunkt, auf dem es steht, ist nur durch Arbeit und Thätigkeit begründet. Diese schaffen dem Menschen die Bedingnisse zur besseren Lebensexistenz, sie verhindern sein Versinken in thierische Trägheit und Verarmung; Thätigkeit und Arbeit als Pflichterfüllung machen ihn allein wahrhaft

Digitized by Google

lebensfroh, ja derjenige, welcher an Thätigkeit gewohnt ist, findet in einer entsprechenden Beschäftigung selbst seine Erholung.

Das Proletariat mit all seinen, die sozialen Verhältnisse störenden Folgen wird immer nur entweder durch individuelle Trägheit und den Müssiggang der Einzelnen, oder objektiv durch eingetretene Arbeitslosigkeit herbeigeführt. Krankheit und Unglücksfälle Einzelner, oder größere Kalamitäten, können eine momentane Stockung im Privat- oder öffentlichen Gesellschaftsleben, in den sozialen landwirthschaftlichen, industriellen oder hauswirthschaftlichen Verhältnissen hervorbringen, es können Massen um ihr Vermögen kommen; aber solche Kalamitäten werden noch nicht zum ausgebreiteten und gefährlichen Proletariate führen, wenn der Einzelne noch arbeitsfähig ist, und es ihm möglich wird, sich einen, seinen Fähigkeiten entsprechenden Verdienst zu verschaffen.

Anerkannt in moralischer und staatswirthschaftlicher Beziehung von der höchsten Wichtigkeit ist es, wenn dafür Sorge getragen wird, arbeitsfähigen Hilfebedürftigen Arbeit, und damit ehrlichen Verdienst zu verschaffen; und wir müssen daher in Zeiten, wo Arbeitslosigkeit überhand nimmt, jene Vereine, welche es sich zur Aufgabe stellen, Arbeitsuchenden Verdienst und Arbeit zu verschaffen als die edelsten und humansten bezeichnen. Sie sichern dem armen hilfebedürftigen Arbeiter, welcher seine Thätigkeit einer nützlichen Arbeit zugewendet und diese seine Arbeit ordentlich leistet, seine Lebensexistenz, seinen moralischen Werth, er verfällt nicht in die Kathegorie des gewöhnlichen Bettlers. Ein obschon geringer Arbeitslohn hat vom moralischen Standpunkte überhaupt einen höheren Werth, als eine vielfach größere unverdiente Bettelgabe; der moralische und soziale Werth des ehrlichen Arbeiters als Staatsbürger steht weit über Jenem, der, sey es in dem einen oder andern Extreme, nur von dem Schweiße seiner Mitbürger erhalten wird!"

Die Zahl Vierzehn

in Bezug auf König Heinrich IV. von Frankreich.

Daß die Zahl 14 sich in dem Leben Königs Heinrich IV. besonders bemerkbar gemacht habe, ist schon oft gesagt worden; aber kaum dürften sich die hierher bezüglichen Angaben bisher vollständig gesammelt finden, was uns veranlaßt, nachstehend eine der reichhaltigsten Aufzählungen dieses sonderbaren Zusammentreffens zu geben.

14 Buchstaben enthält der Name **Henri de Bourbon.**

Am 14. Dezember 1553 ward Heinrich von Bourbon, später Heinrich IV. geboren. Seit Ehrlsti Geburt bis dahin waren 14 Jahrhunderte, 14 Jahrzehende und 14 Jahre verflossen. Die Ziffern der Zahl 1553 zusammengezählt geben 14.

Am 14. Mai 1554 erließ Heinrich der II. die Ordonanz, welche vorschrieb, daß die Straße Feronnerie erweitert werden sollte. Viermal 14 Jahre (36) später war die Nichtbefolgung dieses Befehles Ursache des Todes Heinrich IV.

Am 14. Mai 1582 ward Margarethe von Frankreich, Schwester Karl IX. und Heinrich III., die erste Gemahlin Heinrich IV., geboren.

Am 14. Mai 1588 fand auf Anstiftung des Herzogs von Guise der Aufstand gegen Heinrich III. in Paris statt.

Am 14. März 1590 gewinnt Heinrich IV. die Schlacht bei Ivry.

Am 14. Mai 1590 wird Heinrich IV. aus den Vorstädten von Paris vertrieben.

Am 14. November 1590 schwört die Ligue und die Geistlichkeit von Paris, eher zu sterben, als dem Prinzen von Bearnais (Heinrich IV.) zu gehorchen.

Am 14. November 1591 versammelt sich der große Rath der Ligue. Am Tage

Digitized by Google

darauf, Freitag den 15., werden dessen Präsident Brisson, dann Lercher und Tardif gefänglich eingezogen und erleiden die Todesstrafe.

Am 14. November 1592 trägt das Parlament eine Bulle des Papst Klemens VIII. in seine Bücher ein, kraft deren sein Legat bevollmächtiget wird, Heinrich IV. vom Throne auszuschließen.

Am 14. Dezember 1592 unterwirft sich die Stadt Dun dem König.

Am 14. Januar 1594 verwahrt sich das Parlament von Paris gegen Alles, was früher geschehen war. Der König hält am 22. März seinen Einzug.

Am 14. April 1594 kehren jene Mitglieder des Pariser Parlements, welche, dem Könige treu, sich nach Tours zurückgezogen hatten, in die Hauptstadt zurück.

Am 14. April 1599 versöhnte sich der Herzog von Savoyen Karl Emanuel I., bisher in Feindschaft mit Heinrich IV., mit demselben und stattet in Fontainebleau seinen ersten Besuch ab.

Am 14. Oktober 1602 treffen Gesandte der Schweizer Cantone in Paris ein und schließen ein Freundschaftsbündniß mit Frankreich.

Am 14. März 1606 wird in Fontainebleau die feierliche Taufe des Dauphins und seiner Schwester vollzogen. Der Dauphin erhält den Namen Loys (bis jetzt schreiben alle Könige von Frankreich dieses Namens denselben auf diese Weise; erst auf Veranlassung von Malherbe ward die Ortographie desselben in Louis umgeändert.) Die beiden Schwestern werden Christine und Elisabeth benannt. Der Kardinal Joyeuse vertritt im Namen und Auftrag des Papstes die Pathenstelle.

Am 14. Mai 1610 wird Heinrich IV., der Frankreichs Glück begründet und die Bewunderung Europa's auf sich gezogen hatte, gegen 4 Uhr Abends, als er in die Straße de la Feronnerie einfuhr, von Ravaillac ermordet. Er hatte ein Alter von 56 Jahren und 5 Monaten erreicht; er hatte also viermal 14 Jahre, 14 Wochen und viermal 14 Tage gelebt.

Am 14. Mai 1643 stirbt Ludwig XIII., Sohn Heinrich des IV. Die Ziffern dieser Jahreszahl zusammengezählt, geben, so wie das Geburtsjahr des Vaters die Zahl 14. E. A.

Miscelle.

(Die Seemacht Großbrittaniens.) Außer Großbrittanien gibt es nur noch drei große Seemächte: die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Frankreich und Rußland. Sie alle betrachten sich, was die Kriegsmarine betrifft, als natürliche Verbündete gegen England, dessen Flotte der jedes andern einzelnen Staates so weit überlegen ist, daß von einer Rivalität gar nicht die Rede seyn kann. Dagegen wäre die vereinigte Seemacht der drei Reiche, gegenüber der englischen, nicht ohne Aussicht auf Erfolg. Doch meinen die Engländer, sie seyen allen gewachsen, und sie würden im nächsten Seekriege sowohl die russische wie die französische Flotte so gänzlich vernichten können, daß dann ihre Souveränität über alle Meere der Welt ganz unbestritten seyn werde. Die Franzosen sind als Seevolk und Seemacht nie von eigentlich hervorragender Bedeutung gewesen: dagegen eifern die Nordamerikaner den Engländern mit Erfolg nach, besitzen aber zu wenig eigene Matrosen, und werden schwerlich jemals so beträchtliche Summen auf ihre Kriegsmarine verwenden wie England; Rußland ist als Seemacht schwach, trotz der bedeutenden Anzahl seiner Schiffe. Der Russe ist kein Seemann, und wird es niemals werden; einem Binnenvolk in einem Steppenlande mangelt die Seetüchtigkeit: was auf russischen Fahrzeugen an brauchbarer Mannschaft vorhanden ist, kommt aus den deutschen Ostseeprovinzen des Reichs, aus Finnland

Digitized by Google

oder aus der Fremde. England zählt dreimal so viel Seeleute als jene drei andern Mächte zusammengenommen, es kann im Nothfall viermal so viel Dampfer für das Meer ausrüsten als alle übrigen Staaten Europa's und Amerika's, und in Betreff der Geldmittel bleibt es auch heute noch allen andern überlegen. Die Kauffahrteiflotte Großbrittaniens umfaßt (in runder Zahl) nicht weniger als 27,000 Segelschiffe von mehr als 30 Tonnen, mit einem Tonnengehalt von reichlich drei Millionen; Handels- und Kriegsmarine beschäftigen ununterbrochen mehr als 220,000 Matrosen, und man rechnet außerdem auf die Bemannung der Fischerfahrzeuge und der kleineren Schiffe unter dreißig Tonnen weitere 150,000 Köpfe, so daß sich eine Gesammtzahl von 370,000 für den Seedienst brauchbaren Leuten herausstellt. Dagegen zählt, englischen Berechnungen zufolge, Frankreich allerhöchstens 90,000 Seeleute, die Vereinigten Staaten haben deren etwa 100,000, von welchen die Hälfte auf den Binnengewässern beschäftigt ist, während von der andern Hälfte etwa 20,000 Unterthanen Englands sind, welche, nur zeitweilig und durch hohen Lohn angelockt, auf amerikanischen Fahrzeugen dienen. Rußland hat auf seiner Regierungsflotte etwa 50,000 Matrosen und Seesoldaten. Im Nothfall kann England 120 Linienschiffe und 140 Fregatten ausrüsten und auf See unterhalten; alle übrigen Nationen zusammen hatten 1847 nur 175 Linienschiffe und 195 Fregatten. Das United Service Magazine aus welchem wir die Notiz ausgezogen, glaubt sich zu dem Schluß berechtigt: 1. daß die englische Kriegsmarine numerisch denen von Frankreich, Rußland und Nordamerika überlegen sey; 2. daß sie in Hinsicht auf die Hilfsquellen, welche die Handelsmarine ihr bieten kann, diese letztere weit weniger in Anspruch genommen habe, als von Seiten der drei andern Mächte geschehe. Wolle sie es aber in solcher Weise thun wie diese, so lasse die englische Kriegsmarine sich auf einen solchen Fuß bringen, daß alle Kriegsmarinen der Welt zusammengenommen ihr an Schiffszahl nicht gleich kämen. Wie die Sachen einmal liegen, fürchtet England keinen Seeangriff, wenn auch zugestanden werden muß, daß es seine Flotte über alle Meere zu zerstreuen hat, um seine weitläufigen Besitzungen in den fremden Erdtheilen zu schützen und die Handelsflotte gegen feindliche Kaper zu decken. Die Erörterungen über einen möglicherweise von Frankreich her drohenden Überfall, welche in den letzten Wochen die langen Spalten der Zeitungen füllten, waren im Ganzen sehr mäßig, und der eiserne Herzog weiß gewiß recht gut, daß den heutigen Franzosen nicht gelingen wird, was unter Napoleon scheiterte. Aber eine Nation kann nicht wach und aufmerksam genug seyn, und wenn es die Absicht hervorragender Männer war, durch jene Diskussion dem englischen Volk erhöhete Theilnahme an der Marine einzuflößen, so ist dieselbe erreicht worden. Der Gedanke, daß England nicht blos, wie jetzt, die erste Seemacht, sondern absolute Gebieterin der Wogen seyn müsse, schmeichelt dem John Bull vom alten Schlage weit mehr, als die chiliastischen Träumereien von ewigem Frieden, welche Herr Cobden mit so staunenswerther Unbefangenheit zum Besten gibt.

Auflösung der Homonyme in Nr. 32, S. 256: Faust.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Eberöberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 34. Mittwoch den 1. März. **1848.**

Wien.

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Herr Arnsburg vom Stadttheater in Königsberg gab auf dieser Bühne in kurzen Zwischenräumen drei Gastrollen: die Titelrolle in „Doktor Wespe," den Ernst Hellwall in „Von Sieben die Häßlichste," und den Grünau in „Welche ist die Braut?" — Wie man sieht, war die Wahl seiner Rollen, den Dr. Wespe vielleicht ausgenommen, keine glückliche; denn weder Ernst Hellwall, noch der Landjunker Grünau in dem gedehnten Weißenthurn'schen Lustspiel, vermag das Interesse auf sich zu ziehen; desto mehr bürgt also die meist ziemlich freundliche Anerkennung des Publikums für die Befähigung des Gastes, der für jugendliche Rollen naiver und komischer Gattung Talent zu besitzen scheint. In „Von Sieben die Häßlichste" war es besonders das meisterliche Spiel des Herrn Wilhelmi und das schalkhafte des Fräulein Grafenberg, vereint mit jener des Herrn Arnsburg; in „Welche ist die Braut?" die liebliche und interessante Erscheinung des Fräulein Fichtner, das unerreichbare Spiel der Künstlerinnen Peche und Wildauer, und die köstlichen Leistungen des Herrn Beckmann und der Frau Brede, welche die Schwächen der Dichtungen, die sich beide überlebten, vergessen machten. — Das Theater war an allen drei Abenden, an welchen Herr Arnsburg spielte, sehr besucht; das Publikum aber für den Gast fast nur momentan warm. J—s.

(Theater an der Wien.) Am 28. Februar gab der berühmte Cellist Servais in diesem Theater sein fünftes Konzert. Es war eine dankenswerthe Aufmerksamkeit des thätigen Direktors Pokorny, welche dem Publikum der Residenz den Genuß verschaffte, diesen Virtuosen um die, der Mittagsstunde weit vorzuziehende Theaterzeit und, im Vergleiche zu den Dreigulden-Sitzen, zum billigen Preise zu hören. Servais spielte diesmal sein großes Konzert in H-moll, seine berühmte Romaneska und seinen burlesken „Karneval von Venedig" mit all jener Meisterschaft und Vollendung des Vortrags, welche wir in der Beurtheilung seines ersten Konzertes anerkannten. Das Orchester des Wiednertheaters, welches dies interessante Konzert mit der Ouvertüre zu Lortzings melodiöser „Undine" eröffnete, begleitete die Vorträge des Virtuosen in exakter Weise. Zwischennummern waren: eine Arie von Auber, von Fräul. Hellwig und zwei Lieder von Herrn Becker beifällig gesungen. — Dem Konzerte voran ging: das anaktige Lustspiel von Huth: „Das war ich," von den vorzüglichsten Kräften dieser Bühne: den Damen Weißbach und Klimetsch, den Herren Wagner und Braunmüller, und einer jungen anmuthigen Gastin: Fräul. Ungar, die talentvoll scheint, recht gelungen dargestellt.

Digitized by Google

Das Haus war, wie zu erwarten, ganz gefüllt; der Beifall für den Virtuosen groß und verdient. S. G.

Tagesbegebenheit. Am 20. d. M. kam auf der Donau ein Waschtrog geschwommen, in welchem sich zwei weinende Kinder befanden. Das seltsame Fahrzeug wurde glücklich bei Nußdorf an das Ufer gebracht; die beiden Kinder waren aber so sehr von Angst über ihre unfreiwillige und gefahrvolle Fahrt erfaßt, daß sie weder sagen konnten, wo sie zu Hause, noch durch welchen Zufall sie mit dem Trog in die Fluten gerathen seyen. (Österr. Morgenblatt.)

Fürstin Josephine von Liechtenstein. Von dieser hohen Frau, deren Ableben wir im letzten unserer Blätter gemeldet, sagt ein kurzer Nekrolog in der „Wiener Theaterzeitung" unter anderm: „Ich will es geübteren Federn überlassen, das Leben dieser Fürstin in allen seinen rührenden Einzelnheiten zu schildern. Wenn man sie sah, die hohe, edle Gestalt, mit dem Ausdrucke des Wohlwollens und der heitern Ruhe in den schönen Zügen, fühlte man sich, auch weniger mit ihr bekannt, unwillkürlich zu ihr hingezogen. An der Seite des hochberühmten, ausgezeichneten Gatten, den sie in 44jähriger Ehe wahrhaft beglückte, umgeben von eilf Kindern, die sie innig liebten und verehrten, zählte sie am Schlusse ihrer Tage über dreißig Enkel, und nie war ein Mutterherz empfänglicher, nie eines würdiger solcher stiller Familienfreuden. Es vereinigte diese seltene Frau die edelsten Eigenschaften, und nur zu erklärbar war der wohlthuende Zauber, welchen sie über alle ihre Umgebungen verbreitete. Das reinste, reichste Gemüth, jedem erhebenden Eindrucke zugänglich, war mit einem klaren Verstande, mit einer ungemein richtigen Auffassung der Verhältnisse gepaart; selbst in vorgerückten Jahren lag eine Grazie in ihrer ganzen Erscheinung, welche unwiderstehlich fesselte. Ihre echte Frömmigkeit, ihr unbegrenzter Wohlthätigkeitssinn ist Jedermann bekannt."

Konzert der blinden Sängerin Anna Zinggeler, aus Zürich, in Schweighofers Salon (am 27. Februar). Wer die Gefühle erwägt, mit welchen die Sängerin, des Augenlichts beraubt, vor ein ihr fremdes, in Musikſachen kompetent richtendes Publikum tritt, entschuldigt gewiß die Befangenheit, die sie beim Vortrage der ersten Nummer (großen Arie aus „Titus") an der Entfaltung ihrer Stimmmittel hinderte; bei den andern Piecen, die sie noch im Verlaufe des Konzertes sang: nämlich Kückens: „Drei Worte," der großen Arie aus Donizettis „La favorite" und zwei Schweizerliedern, erwies sich ihre Stimme als ein nicht sehr hoher und wenig in den höhern Chorden abgeschliffener, in den Mittelttönen aber angenehmer Sopran, dem es nur an tüchtiger Schule fehlt, um ganz zu effektuiren. Zwischennummern bei diesem Konzerte hatten, was den musikalischen Theil betrifft, übernommen: ein nicht genannter Klavierspieler, der tüchtige Cellist Heinr. Römer, der mit seinem eleganten, ausdrucksvollen Spiel viel Beifall errang, der beliebte Liedersänger G. Hölzl, durch eine metallreiche, ausdrucksvolle Stimme ausgezeichnet, und endlich der Klarinettist Aler. Leitermayer, der in Wien einer der ersten Virtuosen auf diesem schwierigsten der Blasinstrumente ist; den deklamatorischen Theil vertraten: der Literat Moritz Albert, der einige von ihm in österreichischer Volksmundart verfaßte Gedichte las, und — Klesheim en miniature war, und ein Herr Willerth, der ein paar Gedichte improvisirte. Mit der ersten seiner Improvisationen über „Viele versprechen und Wenige halten" verunglückte er so ziemlich, während er mit der zweiten Stegreifdichtung (mit gegebenen Endreimen) auf ein vorlautes Bürschchen recht gut zielte. — Das ziemlich zahlreiche Publikum nahm die meisten Leistungen freundlich auf. v. M.

Arbeitsanstalten. Die von Herrn Wotypka geleitete männliche Beschäftigungs-Anstalt des Kreuzer-Vereines hat ihr Ende erreicht, da, wie man vernimmt, einige Unzukömmlichkeiten, welche bei den Wahlen des Ausschusses statt fanden, den Austritt des Herrn Wotypka und mehrer der bisher thätigsten Mitglieder aus dem Kreuzer-Vereine zur Folge hatten; insbesonders wurde von einem Direktions-Mitgliede eine Protestation gegen den Wahlakt eingelegt.

Aufsichtsverein für Kostkinder. Mit Genehmigung der hohen Landesstelle hat sich ein Verein gebildet, der es sich zur Aufgabe macht, in allen jenen Fällen, wo Ältern aus was immer für einem Grunde genöthigt sind, ihre kleinen Kinder außer dem Hause sogenannten Kostfrauen in Pflege zu geben, dafür zu sorgen: Erstens, daß diese Kinder immer bei guten, gewissenhaften, und in jeder Beziehung entsprechenden Familien untergebracht werden; Zweitens darüber zu wachen, daß Falls die

Digitized by Google

Ältern nicht selbst in der Lage sind, fleißig nachzusehen, diese Kinder daselbst stets so gepflegt werden, wie es ihr körperliches und sittliches Gedeihen erheischt. — Nachdem von Seite des Vereines in dieser Beziehung das Nöthige eingeleitet ist, können nun Ältern und Kostfrauen sich wegen Unterbringung und Übernahme solcher Kinder an den Verein mit voller Beruhigung wenden, und erhalten die nähere Auskunft hierüber in der Vereinskanzlei, Stadt Nr. 1019, Gasthaus der Wallfischgasse, nächst dem Kärntnerthore, im 1ten Stocke, von 3 bis 5 Uhr Nachmittags. — Das Wirken des Vereines ist unentgeldlich.

Von der Direktion des Aufsichts-Vereines für Kostkinder.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Februar 16. Der Großherzog von Toscana, Leopold II. gibt, nach dem Beispiele der Könige Beider Sizilien und Sardinien seinem Lande eine Repräsentativ-Regierung.

— Februar 18. In München stirbt Professor Zuccarini, als Gelehrter wie als Privatmann hochgeachtet, in einem Alter von 50 Jahren.

— Februar 22. Für das lombardische Königreich verkündet eine Publikation des k. k. Guberniums in Mailand für die Fälle des Hochverraths und Störung der öffentlichen Ruhe das Standrecht.

Ein Papus-Mädchen.

(Schluß.)

Inzwischen war Tudiney mit seinen unglücklichen Gefährten im erbarmungswürdigsten Zustande in eine unwirthbare Felsengegend gekommen, wo sie zwar keinen Feind verspürten, aber von allen Mitteln der Existenz sich entblößt fanden. Der geringe Vorrath von Nahrung, den sie noch bei sich hatten, reichte für fünf erschöpfte Männer kaum mehr auf zwei Tage hin. Sie lagerten sich unter den traurigsten Auspicien, verbanden sich wechselseitig tröstend ihre Wunden, und hielten Rath, was sie jetzt in dieser verzweiflungsvollen Sachlage zu ihrer Rettung und Freiheit thun sollten.

Sie stritten sich lange im Zwiespalt der Meinungen und Vorschläge mit großer Heftigkeit, denn die Besseren zeigten sich bereit, zu Mr. Jonges bußfertig zurück zu kehren und seine Großmuth um Gnade und Barmherzigkeit anzuflehen, allein die Schlechtern, welche mit Tudiney die Mehrzahl bildeten, drohten jenen mit den Waffen, wenn sie abfielen und ihnen nicht willig folgten, bis sie das Meeresufer erreicht hätten.

Ach, welch einem traurigen Schicksale gingen diese Verbrecher entgegen, die ohne alle geographische und astronomische Kenntnisse auf's gerathewohl fortwanderten und sich die Seeküste zehnmal näher träumten, als sie wirklich war. Überdies änderten sie die Richtung ihres Weges, theils unbewußt, theils von der Örtlichkeit abgängig fast in jeder Stunde, kehrten nicht selten heute dahin zurück, wo sie gestern ausgegangen waren, und bestanden mit Anstrengung Noth und Elend einen Kampf, der mit Tod oder Verzweiflung enden mußte. Hatten sie lang keine genießbare Frucht oder ein Thier gefunden, so liefen sie Sturm auf irgend eine Negerwohnung, die sie vereinzelt antrafen, jagten die Gegner in die Flucht und bemächtigten sich ihrer spärlichen Lebensvorräthe. Zuletzt blieben sie selbst einmal in solch einer elenden Höhle, weil sie schon krank und erschöpft waren und sahen, daß der winterliche Regen beginne. In diesen Wochen stieg ihre Noth auf den Kulminationspunkt, denn es riß unter ihnen eine Epidemie ein, die sie Alle auf das grausamste zu würgen drohte. An ihrem Leibe zeigten sich schwarze Brandflecke, und zwei starben, ehe noch die Winterstürme zu toben aufhörten, von den drei Übrigen befand sich der Schuldigste, nämlich Tudiney am wenig-

Digitized by Google

sten elend. Wie sich nun die Witterung etwas günstiger zeigte, und zu den Qualen der Krankheit die äußerste Hungersnoth kam, entfernte er sich von seinen Gefährten mit dem Vorgeben, daß er alsbald wieder mit einem Känguruh oder ein paar Vögeln zurückkommen und ihren dringlichen Bedürfnissen abhelfen werde.

Das tückische Scheusal verfolgte aber einen ganz andern Plan; er ließ die Elenden gänzlich verkümmern, behielt die erlegte Beute für sich, bestrich sich den ganzen Leib mit dem dunklen Schlamm von Lava-Erde, und suchte sich solcher Art den Wilden dieses Landes so ähnlich als möglich zu machen, um nicht von ihnen gefährdet, vielleicht auch noch mitleidig zurecht gewiesen und unterstützt zu werden. Der Zufall führte ihn nach einigen Stunden Weges mitten unter jene Australier, mit denen er einst an jenem Sumpfe einen unglücklichen Streit bestanden. Sie erkannten ihn trotz seiner Maske auf den ersten Blick, und Einige machten schon Miene, mörderische Hand an ihn zu legen — um wieder einmal gute Mahlzeit zu halten. Er verstand von ihrer wortarmen Sprache so viel, daß er sich ihnen mittheilen konnte. „Tödtet mich nicht," sprach er, „denn da ich pestartig krank bin, so würdet Ihr vom Genusse meines Fleisches sterben. Ich will Euch vielmehr zu einem bessern Fleische verhelfen, ja, zu einigen Rindern, die Ihr zu lieben scheint, nur müßt Ihr erst sehen, daß Ihr Einen oder ein Paar meiner weißen Stammgenossen einfanget und hiether bringt, denn durch sie will ich Euch für viele Tage köstliche Nahrung verschaffen."

Die Wilden, leichtgläubig und wandelbar wie Kinder, schickten sogleich eine Rotte tüchtiger Bursche auf die Menschenjagd aus.

Das traurige Loos der Gefangenschaft traf, wie wir uns noch erinnern, Mr. William und seine zwei dienstbaren Begleiter, von denen nur Comb entwischte. Man denke sich die Überraschung Tudiney's und Williams, als sie sich mitten unter den Papus-Negern gegenüber standen.

Mr. William, welcher, wie schon bemerkt, die Sprache dieser Wilden so ziemlich verstand, hatte schon seinen Verführern das Versprechen gethan, ihnen zwanzig fette Rinder und eben so viele Schafe und Ziegen zu geben, wenn sie ihn losließen, und die Häuptlinge in dieser Versammlung erklärten gleich Anfangs, daß sie ihm die Freiheit schenken wollten, wenn sie im wirklichen Besitze jenes Viehes wären — da trat aber der ruchlose Tudiney, der allen Grund hatte zu befürchten, daß ihn William als einen verdammenswürdigen Bösewicht erklären und keineswegs mit loskaufen werde, unter die Neger und sprach: „Ich bin Euer älterer Gefangener, und wir sind überein gekommen, daß Ihr mich losgebet, wenn ich Euch mindestens zehn Stücke Vieh verschaffe. Lasset Euch nun durch den Knecht jenes Weißen erst die besagte Zahl von Thieren zutreiben, und lasset mich los, wenn Ihr sie habt; sodann verzehrt in Lust und Gemächlichkeit die wohlbeleibten Rinder, und ladet den Spender, der Vieh genug hat, zu Gaste. Seyd Ihr mit dem Vorrath zu Ende, so begehrt für ihn das Dreifache, und ich bürge Euch, daß Ihr es unverweilt bekommen werdet."

Mr. William konnte nicht umhin, höchlich empört zu seyn über den Bösewicht, der auch im höchsten Elende fortfuhr Schlechtes zu thun, und offenbar früher befreit sein wollte, um Zeit zur Flucht zu gewinnen. Er hielt somit eine eindringliche Rede an die Wilden und sagte: „Ich will Euch durch meinen Knecht hier bis Morgen dreißig fette Rinder zuführen lassen, nur müßt Ihr mich, weil ich der Geber bin, auch früher loslassen, als jenen Menschen dort, den ich Euch als einen groben Verbrecher bekannt machen muß."

Die Wilden wurden in ihrem Geiste ganz verwirrt; die Einen stimmten für die frühere Loslassung Tudiney's, die Andern zu Gunsten Williams, die Dritten meinten,

Digitized by Google

man könnte sie Beide frei geben, wenn man so viel Vieh bekäme, die Vierten endlich riethen insgeheim: „Man sollte das Vieh nur kommen lassen, und die Weißen doch zurückbehalten, denn solchergestalt könnte man für sie zwei und dreimal einen Lösepreis bekommen.“ Der Vorschlag der Letztern fand den größten Beifall; William wurde beauftragt, seinen Knecht fortzuschicken und dreißig fette Rinder an diese Stelle kommen zu lassen. Der Knecht wurde seiner Bande entledigt und alsogleich abgesendet; von den zurückgebliebenen Gefangenen verhoffte sich insgeheim jeder die erste Freilassung, weil sie einem Jeden tückischer Weise zugesichert wurde.

Wenige Stunden darnach kam Pneeho mit ihrem Vater; sie wurden von den Wilden als geliebte Stammgenossen mit Jubelgeschrei empfangen. Sie erwiederten aber diesen freudigen Zuruf mit Thränen, Seufzern und Klagen. Pneeho nahm das Wort und sagte: „Ach! was habt Ihr angefangen, Männer aus Euch haben drei Weiße geraubt, und die Weißen haben aus Rache unsere ganze Familie unglücklich gemacht, meine liebe Mutter, fünf Geschwister und des Vaters Bruder liegen in ihren Banden; auch ich und mein Vater waren gefangen, wir mußten bei ihrem Gotte Christus und bei unserm großen Geiste schwören, daß wir wieder dahin zurückkehren, wenn wir die Auswechslung nicht bewerkstelligen. O, gebt die Weißen frei, daß auch die uns'rigen wieder frei werden, widrigenfalls haben sie einen schrecklichen Krieg gegen unser Volk beschlossen, und werden Euch Alle einfangen!“

Diese Worte wirkten mächtig auf die Gemüther. Pneeho's Vater wiederholte sie ohne alle Verstellung, denn er wünschte wirklich wieder in die Freiheit zu seinen Stammgenossen zurückzukehren, und beschwor sie bei Allem, was sie rühren und erschüttern mochte, sie möchten nicht säumen: sein geliebtes Weib, seine Kinder und seinen Bruder aus der Gewalt der Weißen durch Auswechslung zu befreien. Während er mit ein Paar Häuptlingen zur Seite schritt, um die Bedingnisse des Umtausches völlig in's Reine zu bringen, begehrte seine Tochter eine geheime Zwiesprache mit Mr. William, der in einer tiefen Felsenschlucht verwahrt wurde. Wie überrascht und gerührt war der Gefangene bei dem Anblicke des edlen Mädchens, und nachdem sie sich wechselseitig mitgetheilt hatten, was in dieser Sachlage Beiden zu wissen frommte, trat Pneeho wieder heraus und besprach sich mit ihrem Vater. Dieser verkündigte ihr, die Häuptlinge hätten in die gegenseitige Auswechslung gewilligt, für dich aber, Pneeho, fuhr er fort, wenn du wirklich zurückbleiben, und den Hirten Comb heirathen willst, müßte der Gebieter einen annehmbaren Kaufpreis an Vieh bezahlen.

Pneeho lief wieder zu William zurück, verkündigte ihm freudevoll seine Loslassung, wenn er ihre Familie freigeben wolle, fing aber auf einmal verlegen zu stottern an, weil sie nun auch ihre eigene Herzensangelegenheit berühren sollte. Mr. William erklärte sich für Alles gerne bereit, und was deinen Kaufschilling betrifft, du edles Mädchen! sprach er, so frage die Häuptlinge, ob sie mit den dreißig Rindern zufrieden sind, die morgen ankommen werden; nach meiner Werthschätzung giltst du hundertmal mehr, und ich werde dich immerhin als meine Retterin betrachten.

Die Häuptlinge erstaunten, daß der Weiße für ein Mädchen so viel zu geben bereit sey, und hätten ihm für einen solchen Preis fast alle Mädchen überlassen, wenn er sich geneigt zu diesem Handel gezeigt hätte. Von der Auswechslung Tudiney's geschah keine Erwähnung mehr. Das erfüllte ihn mit der peinlichsten Unruhe, doch verharrte er in seinem starren Trotze bis zum folgenden Tage, wo Mr. Jonge's Knechte mit den dreißig Rindern ankamen, und Mr. William in Freiheit gesetzt wurde. Jetzt erst warf er sich zerknirscht zu seinen Füßen und bat um Gnade. Der Beleidigte rächte sich, wie es einem Christen geziemt, er bewirkte seine Loslassung, gab ihm aus seiner

Digitized by Google

Börse etwas Geld und erlaubte ihm, sich an seine Knechte anzuschließen, und so weit mit zu gehen, bis sie auf die Straße kämen, dann sollte er sich für immer aus seiner Nähe entfernen.

Die Zurückkunft William's in das väterliche Haus war ein Jubelfest, das wir zu beschreiben außer Stande sind. Zwei Wochen darauf gab es ein ähnliches Fest, denn er führte die Braut nach Hause, die ihm nicht weniger als 500 Stücke Vieh zur Mitgift brachte. An demselben Tage wurden auch Pneeho und Comb ein glückliches Ehepaar; das junge Weibchen hatte zwar den Schmerz, daß alle die Ihrigen in den Stand der Wildheit zurückkehrten, da diese sich aber in ihrer Freiheit eben so glücklich dünkten, als sie es wirklich in ihren Ehebanden war, und da sie von ihrem dankbaren Gebieter in Stand gesetzt wurde, ihren Verwandten so oft etwas geben zu können, als sie bitten kamen, so konnte sie getröstet seyn, und ihre beständige Heiterkeit spiegelte den Zustand ihrer frohen, reinen und tugendhaften Seele.

J. A. Mosbamer.

Die Lehrjungen-Frage.

In unserer schreibseligen Zeit wird es mancher schiefen Idee, mancher Unrichtigkeit, einmal ausgesprochen, nicht schwer, in Blättern fort und fort gesponnen zu werden und den Schein der Wahrheit, der Nothwendigkeit, der Humanität zu borgen. Weder der Schreibende, noch der Leser prüfen solche Ideen und Thatsachen hinlänglich, und je öfter sie wiederholt werden, desto fester häkeln sie sich in die Meinung und den Glauben der Menge ein. Solcher Ideen gibt es viele, und wir wollen nur Eine nennen, die jetzt in den Zeitblättern unter den Fittigen des Mitleids und der Humanität fleißig die Runde macht, jene der Nothwendigkeit eines Anti-Lehrjungen-Quälerei-Vereins!

Jeder, welcher von dem üblen Lose der Lehrjungen, von ihrer Mißhandlung, ihrem Nothstand erzählt, ruft ein Gefühl der Menschlichkeit an. Und das ist ganz recht und gut! Aber von dem Schriftsteller hat man vor allem Wahrheit zu fordern. In diesem Punkt glauben wir nun, haben Wenige, welche von Mißhandlung der Lehrlinge im Allgemeinen sprechen, die Sache genau untersucht. Es ist wohl kein Zweifel, daß es unter den Meistern, wie überall, im Handwerke wie in anderen Ständen, Unmenschen gibt, welche alle die vorgebrachten Anklagen für einzelne Fälle rechtfertigen; aber im Ganzen sind wir einer anderen Meinung! Sorgfältige Erkundigung und längere Prüfung hat uns zur Überzeugung gebracht, daß die Handwerker unseres Vaterlandes, und der Meisterstand Wien's insbesondere, gegen ihre Lehrlinge gute, wohlmeinende, meist selbst väterliche Gesinnungen hegen. Den Augenschein von der Lebendigkeit, dem häufig bis zur Ausgelassenheit steigenden Frohmuth dieser Lehrlinge kann man sich in jeder Straße verschaffen, und es ist nicht schwer, in Erfahrung zu bringen, daß die geringsten Gewerbe und die ärmsten Meister ihre Lehrjungen der Regel nach am besten behandeln. Die witzigen Wiener-Schusterbuben, die beweglichen Schneiderlehrlinge, die muthwilligen Schlosserjungen sind ja zum Sprichwort geworden.

Untersucht man den Zustand der Lehrlinge niederer Gewerbe, so theilen sie meist das Loos und die Behandlung der eigenen Kinder ihres Meisters. Nicht selten versagt sich dieser in bedrängten Zeiten eine Bequemlichkeit, den gewohnten Labetrunk, um seine Gesellen und Lehrburschen völlig zufrieden zu stellen. Sind Übel zu beklagen, so finden wir sie eher in Fabriken und in dem Kaufmannsstande, wo der Abstand zwischen Gebieter und Diener, Prinzipal und Lehrling schroffer hervortritt, wo

Digitized by Google

Reichthum, Spekulation und Geldmacht das Herz kälter, selbstsüchtig, oft sogar grausam macht. Die Arbeitstunden der Fabriken zu regeln, fand sich unsere wachsame Regierung veranlaßt, die Arbeitsstunden der Handwerks-Lehrlinge aber sind nicht zahlreicher als die ihres Meisters und seiner Gesellen. Ja, es trifft sich wohl, daß die Behandlung armer, hilfloser Lehrkinder hier und da den Gesetzen der Menschlichkeit widerspricht — aber in diesen Einzelsfällen wird dem Waisenknaben vor der berufenen Behörde sein Recht, wenn auch Er nicht klagbar an sie kommt, findet die verletzte Menschlichkeit fast jederzeit freiwillige Sachwalter und prüfende Richter. Von Seite dieser aber wird dem Prinzipe der Humanität im Allgemeinen so gehuldigt, daß selbst bei erwiesenen Vergehungen störischer und verdorbener Lehrjungen, in Entweichungsfällen und andern Verirrungen, die größte Milde und Vorsorge für das moralische und physische Wohl derselben stattfindet. Wir sagen hier kein schmeichelndes, sondern ein wahres Wort — die österreichische Justiz ist die humanste aus allen Tribunalen und Gerichtsverfassungen, wie sie Europa hat!

Findet nun der Schriftsteller trotz dem, daß ein Meister seinen Lehrling übel behandelt, ihn über seine Jahre und Kraft überbürdet, so ist es gut, räthlich — ja, seine Pflicht, auf die eine oder andere Weise zu helfen, und, wo persönliches Einwirken im Privatwege unzulässig, den Weg der Öffentlichkeit einzuschlagen. Man appellire an die öffentliche Meinung, man poche an das Gewissen unmenschlicher Lehrherren — aber man sey so gerecht, eines einzelnen Falles wegen nicht alle Meister und Gewerbvorstände in den Verdacht der Härte zu bringen; man sey so vorsichtig, nicht ein unzeitiges, unpassendes Mitleid aufzuregen für eine Lehrjugend, welcher Strenge und Zucht, zu rechter Zeit angewandt, einst gute Frucht bringen dürfte; die der Abhärtung, der Gewohnheit zur Arbeit, der Ausdauer in Mühseligkeiten bedarf, wenn sie im gewählten Beruf glücklich werden soll.

Und wenn Ihr, Tagesblätter, die Ihr Eure Berichte und Notizen leider nur zu oft ohne Prüfung empfängt und in die Oeffentlichkeit streut, das Thema des Anti-Lehrjungen-Quälerei-Vereins für ersprießlich und nothwendig erkennt, wenn Ihr die Unzahl von Vereinen um einen neuen vermehren wollt (hat doch diese Krankheit unserer Zeit in Berlin sogar einen Verein zum Schutze der Kinder gegen ihre Eltern in ernstlichen Vorschlag gebracht!), so schreibt für diese Eure Sache, die gewiß das Mitgefühl jedes empfindenden Herzens für sich hat, aber stellt einmal jene Thorheit ab, die nur für Eure Gedankenlosigkeit zeugt: daß Ihr das Projekt Eures Anti-Lehrjungen-Quälerei-Vereins mit beharrlichem Eifer dem Anti-Thierquälerei-Verein immer und immer entgegensetzt!

„Man duldet die Mißhandlung der armen Lehrjungen," ruft Ihr aus, „und predigt Erbarmen für die Thiere!" Ihr sprecht dieses Thema in Abhandlungen, versinnlicht es durch Bilder, und denkt so wenig bei dem allen, daß Ihr nicht einmal die vor Augen liegende Ungerechtigkeit Eures Verfahrens, Eurer grundlosen Anklage erkennt. Solltet Ihr nicht zum Tausendsten Male gelesen haben, daß der einzige Zweck des Anti-Thierquälerei-Vereins Erweckung des Mitleids, Au- und Aufregung wahrer Menschlichkeit ist? Sei es, daß alle Eure vorgebrachten Klagen vollen Grund hätten (sie haben ihn aber nicht!), was hat Euer Vereinsprojekt gegen den Verein wider die Mißhandlung des armen, sprach-, wehr- und gesetzlosen Thieres zu thun? Seht Ihr nicht ein, daß, wenn es gelänge, das kalte Herz eines gefühllosen und grausamen Meisters für die Leiden des armen Thieres zu erwärmen, es gewiß bereits für seinen Lehrling, der Sprache hat, um zu bitten, Thränen, um über ungerechte Behandlung zu weinen, Empfindung gewonnen hätte!

Digitized by Google

Fühlt Ihr nicht, daß, indem Ihr ein gutes, rein menschliches Unternehmen als Verirrung überreizter Sentimentalität lächerlich zu machen sucht, Eurem eigenen Projekte geschadet wird?

Das, meine Freunde und Kollegen, glaubten wir in Bezug auf die immer wiederkehrenden Gegensätze des Anti-Lehrjungen und Anti-Thierquälerei-Vereines aussprechen zu müssen. Verzeiht, wenn wir dabei etwas warm geworden! E.

Allerlei.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Menschen, deren Namen mit denselben Buchstaben beginnen und enden, sonderbare Schicksale zu erdulden haben. Als Beleg dieser Behauptung möge außer vielen andern Semiramis, Smerdis, Seleucus I. II. III. IV.; Spartacus, Septimius Severus, Attila, Childeric, Abdalla, vorzüglich aber Napoleon dienen.

An diesem letzten Namen — der aus zwei griechischen Wörtern, welche „der König der Wüsten" bedeuten, zusammengesetzt ist — ist noch folgende Merkwürdigkeit auffallend. Nimmt man demselben einen Anfangsbuchstaben nach dem andern; so erscheinen sechs griechische Wörter, die in folgender Versetzung einen Hauptzug seines Lebens schildern. Nämlich: Napoleon, Apoleon, Poleon, Oleon, Leon, Eon, on; Ναπολεων, ων λεων λεων, απολεων πολεων; wörtlich deutsch: Napoleon, seyend der Löwe der Völker, ging, zerstörend die Städte.

Der Admiral Russel, Oberbefehlshaber der englischen Flotte, lud einst sämmtliche, ihm unterstehenden Offiziere und die Mannschaft während seines Aufenthaltes in Lissabon, wo er ihnen ein Gastmahl zum Besten geben wollte, auf eine Bowle Punsch nach seiner Art. Er ließ die Vorbereitungen zu diesem kleinen Feste in einem herrlichen Garten, auf einem freien Platze, zu dem vier mit Orangen und Zitronen bepflanzte Alleen führten, treffen. Am Ende einer jeden Allee befand sich eine der ganzen Länge nach mit den ausgesuchtesten Speisen besetzte Tafel. In der Mitte zwischen den vier Tafeln war ein Bassin vom schönsten Marmor, welches als Punschnapf diente; in dasselbe warf man als Zuthaten zu dem versprochenen Getränke folgendes:

600 Bouteillen Cognac, 1200 Bouteillen Malaga, 600 Bouteillen Rhum, 25,000 geschnittene Zitronen; 3 Tonnen siedenden Wassers; den Saft von 3600 Zitronen, 60 Zentner Zucker und 200 geriebene Muskatnüsse.

Ein Baldachin oder dem Bassin schützte dasselbe vor einem zufälligen Regen. Ein Nachen von Rosenholz schwamm auf der edlen Flüssigkeit; ein Schiffsjunge in demselben schöpfte für die Gesellschaft, welche zum Wenigsten 6000 Personen zählte. Dies Fest fand am 25. Oktober 1694 statt. S. A.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Es kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 35. Freitag den 3. März. **1848.**

Wien

Theater. (An der Wien.) Am 29. Februar die zehnte Gastrolle der Frau Jenny Lutzer, „Madelaine“ in Adam's unverwüstlichen „Postillon von Lonjumeau.“ — Noch von ihrem Engagement am Hofoperntheater ist dem Musikfreunde die „Madelaine“ als eine der Glanzpartien der großen Künstlerin im Gedächtniß, und es freut uns, bekennen zu dürfen: unsere Gastin singt, spielt und spricht diese anziehende Doppelpartie noch immer mit jener reizenden Liebenswürdigkeit, Naivetät und Feinheit wie damals. Wieder war Glanzpunkt des Ganzen die schwierige Szene im dritten Akt, wo sie dem geängstigten Tenor als Herrin und Dienerin zugleich erscheint. Der Beifall für diese Leistung war außerordentlich; auch am Schlusse der Oper ward die berühmte Sängerin dreimal gerufen. — Herr Staudigl war als Schmied in Maske, Spiel und Gesang gleich drastisch, und erregte mit dem meisterlichen Vortrage seiner Arie im zweiten Akt homerisches Gelächter. — Herr Bielezizki konnte in der ihm sehr zusagenden Partie des Postillon seine schöne, herzansprechende Stimme in meisterlicher Vollendung erschallen lassen. — Die Herren Radl und Schütky, der Chor und das Orchester von Kapellmeister Lorzing musterhaft geleitet, leisteten das Beste. Das Haus war recht gut besucht und das Publikum in der günstigsten Stimmung.

Walter.

Wiener-Kreuzer-Verein. Auf die im Zuschauer Nr. 34 enthaltene Notiz über den Kreuzer-Verein: daß die männliche Arbeitsanstalt desselben ihr Ende erreicht habe, daß bei den Wahlen des Ausschusses einige Unzukömmlichkeiten stattgefunden haben sollen, welche den Austritt des Herrn Wotypka, und mehrer der bisher thätigsten Mitglieder zur Folge hatten, und daß endlich von einem Direktions-Mitgliede eine Protestation gegen den Wahlakt eingelegt worden sey, findet die Direktion des Vereines lediglich zu erwiedern: daß die männliche Arbeitsanstalt keineswegs zu wirken aufgehört habe, sondern so lange fortbestehen werde, als es die Zeitverhältnisse erfordern; daß weder Unzukömmlichkeiten bei der Wahl des Ausschusses vorfielen, noch die thätigsten Mitglieder ausgetreten sehen, was daher nur von Gegnern des Vereines ersonnen werden konnte, und daß endlich die hierwegen eingereichte Protestation eines Bezirks, nicht aber Central Direktionsmitgliedes alles haltbaren Grundes entbehre.

Von der Direktion des Wiener-Kreuzer-Vereines.

Peter Graf von Strozzi, ein österreichischer Kriegesheld.

In Nieder-Österreich, gegen die mährische Grenze, am Flusse Leitha und nahe bei Rötz, befindet sich das Städtchen Schrattenthal, mit einem einst befestigten und nunmehr neugestalteten Schlosse, das ein freundlicher Park umgibt. Ehemals (1400) war dieses und die gleichnamige Herrschaft im Besitze der mächtigen Ritter von Ein-

Digitized by Google

zing; dann (1552) wurde sie vom Kaiser eingezogen; später gedieh sie an die gräfliche Familie von Strozzi, welche Kosmus I. von Medici (1557) zu vertilgen trachtete.

Jakob Graf von Strozzi, Feldmarschall und kais. Kämmerer, welcher dem Kaiser Ferdinand II. wichtige Dienste geleistet, und Schrattenthal und Rackelsdorf in Österreich, die Herrschaft Horzitz und das Gut Trzebowitliz hingegen in Böhmen (1635) an sich gebracht hatte, stammte aus dem Geschlechte desjenigen Strozzi, welcher (1337 und 1341) Gonfalonier zu Florenz gewesen war. Er starb im Kriege gegen die Türken (1636), vor Erlangung des Inkolats von Böhmen, und hinterließ zwei minderjährige Söhne, Peter und Octavian.

Über die Lebensverhältnisse des Letztgenannten sind keine Nachrichten an uns gelangt; blos, daß die Gebrüder unter der Vormundschaft ihrer Mutter Octavia verblieben, welche ihnen das in Böhmen (1637) erkaufte Lehengut Trzebniauschowes (1651) abtrat, nachdem sie vom Kaiser (1546) zur Erwerbung des böhmischen Inkolats als großjährig erklärt worden waren.

Unser Held Peter, des H. R. R. Graf von Strozzi, kais. Kämmerer und General, war (1626) geboren; lag sowohl den Wissenschaften, als auch den ritterlichen Leibesübungen eifrig ob; ging im 19. Alterjahre (1645), im Gefolge des kaiserlichen Provinzial-Gesandten, des Maximilian von Trautmannsdorf, nach Münster und Osnabrück, von da aber nach Brabant, und hielt sich in Brüssel einige Zeit auf.

Als er aber vernahm, daß Kaiser Ferdinand III. persönlich gegen die Schweden ziehe, traf er mittelst der Post zu der kaiserlichen Armee in Böhmen; diente anfangs als Pikenier unter dem Regimente des Feldmarschall-Lieutenants, Hurodstein, erhielt hierauf ein Fähnlein und endlich eine Kompagnie.

Bei dem römischen Könige Ferdinand IV. war er Kämmerer, und im folgenden Jahre Hauptmann der Trabanten-Garde; nach dessen (1654) erfolgtem Tode zog ihn Kaiser Ferdinand in seine Dienste, als Kämmerer und Hofkriegsrath, gab ihm auch ein Regiment zu Fuß, mit dem er als Obrist unter dem kaiserlichen Feldmarschall, Grafen von Ekenfurth (1656), in Italien stand. Er befand sich (1657) beim Entsatze der Stadt Alessandria, de la Paglia im Herzogthume Mailand, wobei er gefährlich verwundet ward.

Hierauf diente er bei der vom General-Lieutenant, Grafen von Montecuculi, geführten Armee, als General-Wachtmeister, in Polen wider den Schwedenkönig; nahm Theil an dem Hilfszuge für den Dänenkönig (1658); war zeitweilig Gesandter bei dem Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, als sich mit diesem auch die kaiserliche Armee vereiniget hatte; langte nach dem schwedischen, polnischen und deutschen Frieden (1660) in den kaiserlichen Erblanden wieder an, woselbst er bald neue Dienste erhielt, und sich bei dem Kriege im Innern von Siebenbürgen gebrauchen ließ.

Von Kaiser Leopold I. ward er (26. Jänner 1658) zum Obristen des damals ledigständigen Infanterie-Regimentes „Hatzfeld" ernannt, (1660) auch zum Obersten-Feldwachtmeister über alles Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß; dann (1663) wurde ihm das Kriegs-Kommando über alle in Ungarn sich befindenden außerordentlichen deutschen Kriegsvölker übertragen; im J 1663 ward er auch Trabanten-Gardehauptmann, und zum Feldmarschall-Lieutenant erhoben; zuletzt (1664) zeigt der General-Wachtmeister Sprick an, daß er vor dem Feinde geblieben sey.

Mit dem Grafen Johann von Rothal ward er nämlich (1662) zur Ver-

Digitized by Google

sammlung der ungarischen Reichsstände nach Preßburg gesendet, und als kaiserlicher General-Feldmarschall-Lieutenant zur Zurückführung der Truppen aus Siebenbürgen beordert, als im selben Jahre der türkische Großvezier Achmet in Person nach Ungarn vorrückte; Graf Strozzi lagerte bei Seratz, wo er gefährlich erkrankte.

Wieder genesen, marschirt er nach Nieder-Ungarn, schlug sein Lager bei Schinta auf, und stieß hernach zu der unter dem Befehle des General-Lieutenants von Montecuculi gestellten Hauptarmee. Die Festung Neuhäusel überging an die Türken; General Strozzi überkam das von ihm eiligst mehr befestigte Schloß zu Preßburg, und der Obrist Priami ward in dieselbe Stadt gelegt; bald jedoch schickte der Kaiser unsern Grafen von Strozzi als Gesandten nach Paris, um bei dem Könige von Frankreich dessen Beistand wider die Türken nachzusuchen, den er auch nach der ersten Audienz (1664) erlangte.

Bei seiner Wiederkunft belagerte er mit einem ihm untergeordneten Korps, und mit ihm Graf Wolfgang Julius von Hohenlohe die türkische Festung Kanischa, wiewohl er diese Belagerung widerrieth; ward auch hierbei (10. März 1664), auf seinem Posten stehend und befehligend, durch zwei Schüsse am Arme und an der Hand verwundet und wäre zugleich in die äußerste Lebensgefahr gerathen, wenn ihn sein General-Adjutant nicht zurückgezogen hätte.

Man zog (22. Mai) von der Festung ab, und lagerte sich bei der Grenzfestung Neu-Serimwar in Kroatien; die Türken blokirten letztgenannte Feste, und drängten die christlichen Kriegsvölker auf der Insel; ja die Ungläubigen eroberten selbst diese, im Flusse Mur gelegene Insel. Schon setzte eine Kompagnie der Janitscharen über die Mauern, und begann sich zu verschanzen; die Christen waren von den Türken umringt. Der Anschlag des Grafen Zrini, in das feindliche Lager einzufallen, um die Stücke zu vernageln, ward vor dessen Ausführung verrathen, obschon an 900 Türken erschlagen, von den Christen hingegen sehr Viele verwundet wurden.

Da wehrte unser Kriegsheld, Peter Graf von Strozzi, durch einen blutigen Sieg das Wagniß des Feindes ab, über die Mur eine Brücke zu schlagen, um den Christen in den Rücken zu fallen; indem er mit 6000 Mann auf die Türken loszog, tapfer angriff, und alle begonnenen Arbeiten niederreißen ließ; wobei an 4000 Mann von Seite der Türken erlagen, außer denen, die in das Wasser gesprengt und darin ertrunken sind. Gleich einem Löwen kämpfte Graf Strozzi, und nahm die genannte Insel den Feinden wieder ab. Nach glücklicher Vollbringung dieser Waffenthat, als er den Soldaten für die bewiesene Tapferkeit dankte, fuhr ihm eine feindliche Kanonenkugel durch das Haupt, daß er sofort der Sinne und nach wenigen Stunden seines Lebens beraubt ward (27. Mai 1664). Von den christlichen Truppen, welche den Platz behaupteten, und mit verstärktem Muthe auf die Janitscharen eingingen, sind 700 bis 800 geblieben; darunter der hessische Obrist-Lieutenant Zobel, der durch den Hals geschossen, aber in guter Hoffnung davon kam.

(Schluß folgt.)

Agnes Sorel. Dramatisches Gedicht von Franz Xaver Grutsch.

(Schreiben an einen Freund in der Provinz.)

Am 25. Februar schritt über die Hofburgbühne ein bedeutendes, der allgemeinen Aufmerksamkeit würdiges Werk, das, möge die spähende Kritik an Kleinigkeiten mäkeln, Ähnlichkeiten aufsuchen, manche Einzelheit tadeln, immerhin eine der hoffnungsvollsten, meistversprechenden Erscheinungen von jenen ist, die uns viele Jahre gebracht. Ich meine Agnes Sorel, von Franz Grutsch. Schon Monden vor der Aufführung ward

Digitized by Google

als besondere Merkwürdigkeit in literarischen Kreisen und den vorzüglichsten Theezirkeln der Residenz zu den andern merkwürdigen Abenteuern und Erlebnissen des Verfassers mit Nachdruck erwähnt, daß Herr Grutsch — Richter in Mödling sey. Manche stellten sich nach dieser Angabe einen Mann in langem Bauernrock, die Beine mit ledernen Unaussprechlichen und blauen Strümpfen bedeckt, den Leib mit einer Geldkatze umgürtet vor. Allgemein erstaunte man, wie ein solcher Mann, dessen Lektüre gewöhnlich in den „vier Haymonskindern" und der „schönen Magelone" besteht, es wagen könne, ein Trauerspiel zu schreiben, der Kühnheit gar nicht zu erwähnen, eine solche Arbeit der ersten Hofbühne Deutschlands zur Prüfung vorzulegen. Wenige hingegen bedachten, daß in derlei Dorfschaften regelmäßig der begütertste und gebildetste Eigenthümer, welcher Sommer und Winter auf dem Land verlebt, in das Ehrenamt des Gemeindevorstandes erwählt wird, daß solch ein Naturfreund „hinter den Bergen" Kopf und Herz wohl auch am rechten Fleck haben könne, und wie das Götterkind Poesie unter blauem Himmel und im duftigen Laubgang herrlichere Offenbarungen dem Einsamen in's Ohr flüstert, als den Salon-Dichtern in der Städte dumpfigen Stuben. Und was machten sie allenthalben mit dem „deutschen Shakespeare," Karl Zwengsahn, für Lärm, weil er in einer Tragödie den Satz bewies: „Tyrannen lieben nicht — nur Menschen!" bis sich endlich erwies, daß das liebe Deutschland von einem eitlen alten Improvisator zum Besten gehalten worden war; da werden sie dafür, um wieder das Ebenmaß herzustellen, des schlichten Landmannes Versuch, der einfach und bescheiden, ohne Protektion und Windmacherei durchdrang, trotz der Klagelieder des reizbaren Hony-Shakespeare, über Zurücksetzung deutscher Dichter — weit weniger oder, noch besser, gar nicht berücksichtigen.

Verzeihung dieser Abschweifung! Ich mußte sie machen, es drängte mich, gewissen Leuten gegenüber, das Obige auszusprechen.

Nun aber höre das Handlungsgerippe der „Agnes Sorel": Karl VII. von Frankreich (Herr Fichtner) sieht Agnes Sorel (Mad. Hebbel) bei einer Audienz und entbrennt in Liebe zu der an Geist wie Körper von der Allmutter Natur gleich gütig bedachten Jungfrau, in deren Busen auch Liebe für den schwachen König erwacht. Nach Hause zu ihrem greisen, strengen Vater St. Gerard von Sorel (Herr Karl Laroche) zurückgekehrt, erscheint bei ihnen, während sie demselben ihre Bemerkungen und Erlebnisse während ihres kurzen Aufenthaltes am Hofe in ergreifender Rede mittheilt, La Tremouille (Herr Rettich), des Königs Günstling, um ihr das Diplom eines Ehrenfräuleins der Königin und insgeheim einen Brief des in der Nähe verborgen weilenden Königs, worin er ihr seine Liebe gesteht, zu überbringen. Unentschlossen, ob sie sich von ihrem Vater trennen und, ohne einen schützenden Freund, ohne einen Rathgeber, in den Pfuhl des liederlichen Hoflebens stürzen soll — überrascht sie Dr. Clermont, (Herr Löwe) eigentlich Graf von Penthièvre, der aber das Recht seiner Erstgeburt seinem jüngeren Bruder Heinrich (Herr Korner) abgetreten und es vorzieht, unter fremden Namen, selber arm, den Armen mit seiner Wissenschaft zu nützen. Er erzog und lehrte Agnes, er führte sie ein in das ernste Zauberreich der Wissenschaft und endlich, da er von ihr vor kurzer Zeit schied, fühlte er, daß er sie liebe. Ihn nun, unbekannt mit seiner Neigung für sie, fragt Agnes um Rath und trotz seiner Wiederrede fühlt sie Kraft genug in sich, den schwachen, sich in Vergnügen und Lust aufreibenden König seinem Volke wieder zu geben, die Engländer aus dem Frankenland zu vertreiben, und so wieder herzustellen die Ehre des Vaterlandes, dessen sie sich jetzt schämt, wie sie selber ihrem Vater gesteht, des Vaterlandes, das sie über Alles liebt und, um dessen Ehre zu retten, sie die unverdiente Verachtung ihrer Mit-

Digitized by Google

welt gern erdulden würde, weiß sie sich doch willensstark genug, ihre eigene Ehre vor jeder Heimsuchung zu bewahren. Und mit der Erklärung an La Tremouille, sie nehme das Ehrenamt bei der Königin an und sey bereit ihm zu folgen, schließt der erste Akt dieser Tragödie.

Im zweiten Akte, der vier Monate später als der erste, und zwar am Hoflager zu Chinon spielt, finden wir Agnes Sorel als Geliebte des Königs, diesen ganz beherrschend und von ihm mit Schätzen überhäuft, deren sie aber, so er ihrer Habsucht nicht genug thut, mehr und mehr begehrt und darum von den wahren Freunden des Vaterlands verachtet. In einer Unterredung mit Jaques Coeur, (Herr Anschütz) Argentier des Königs, entdeckt sie nun diesem, einem ehrlichen, biederen Manne, daß sie nicht, wie der Hof, selber feil und schlecht, von Jedem also denkend glaube, für sich solche Schätze aufgehäuft, sondern um den Sold des murrenden Heeres zu zahlen, und daß sie gekommen, ihm ihr Geschmeide, dieweil ihr bares Geld dazu nicht hinreiche, zu verpfänden. Und von dieser meisterlich geschriebenen Szene an hatte der Dichter die Sympathie des Publikums, das übrigens auch schon die großen Schönheiten des ersten Aktes gerecht anerkannte, gewonnen. Nun ändert sich die Szene, und wir finden uns bei einem Feste, das Agnes zur Geburtsfeier ihres geliebten Königs gibt, bei dessen Gelegenheit sie ihn mittelst eines Chiromanten (Herr Vollkomm), der ihr weissagt, sie werde bis zu ihrem Tode von einem großen König geliebt werden, indem sie Karln erklärt, er sei kein großer König, aus seiner Lethargie aufzurütteln hofft. Wir sehen ihn erscheinen, diesen armen, schwachen König, der inmitten eines „Leichenhofes," wie Agnes das damalige Frankreich nennt, Feste gibt, dem die Krankheit eines seiner Falken einen Trauertag bereitet, und den seine Günstlinge gar nicht auf das Elend seines verhungernden Landes, auf den ganz zerrütteten Stand seiner Finanzen sehen lassen! Wir bedauern mit Agnes Sorel ein Volk, das einem solchen Monarchen, der nur von seinem selbstsüchtigem Günstling geleitet wird, unterthan. Was nun folgt, möchten wir die Krone dieser Tragödie nennen; die Szene, wie Agnes Sorel freimüthig und offen — nicht irdische Schmach, nicht augenblicklichen Tod fürchtend, nur die Rettung des ausgesogenen Vaterlands im Auge — dem König erklärt, was für ein König er sey und wie einst der König der Könige Rechenschaft von ihm fordern werde, wie er sein Reich verwaltet, und dann als dem Könige die Augen sich öffnen, als der Entschluß in ihm aufsteigt, die Schmach seines bisher thatenlosen Lebens zu tilgen — diese Szene, so herrlich gedacht, so groß gegeben, kann, wie der ganze dritte Akt, würdig angereiht werden den herrlichsten Schöpfungen des brittischen Dichterfürsten: William Shakespeare.

Im dritten Akte treffen wir den verbannten Günstling La Tremouille bei St. Gerard von Sorel und bemüht, aus Rachsucht Agnes zu verleumden, was ihm aber bei dem Vertrauen, das der greise Vater auf seine Tochter, das Clermont auf seine Schülerin setzt, nicht vollkommen gelingen will. Hierauf finden wir im Arbeitszimmer des Königs Agnes und Karl VII. arbeitend. Der König hat nun an Stärke und Willenskraft gewonnen, wenn auch, der entschiedenen, nur Liebe für ihr Vaterland und ihn athmenden Agnes gegenüber, noch seine frühere Unentschiedenheit von Zeit zu Zeit durchschimmert. Eine seltene Wunderblume dünkt uns diese so zart und innig, mit so warmem poetischem Hauch umflossene Szene im Gebiete dramatischer Poesie, und besonders die Worte Karls, als ihm Agnes auf Frankreichs Karte eine Stadt zeigt und ihre Locken die Karte ganz einrahmen, erschienen uns wunderschön:

„Du treue Seel! Mit deinem Lockenhaar
Beschattest du mein Frankreich ganz und gar!

Digitized by Google

In dieser Szene steigert sich unsere Theilnahme für Agnes wo möglich noch, da wir sehen, wie sie den König immerfort zur Arbeit aufmuntert, wie sie ihm die Gewährung der Bitten würdiger Competenten abzuschmeicheln weiß, und wie sie selbst an des Schlafenden Seite die Nacht hindurchgewacht, um ihm jene Bittschriften auszusuchen, deren Erledigung die meiste Eile fordert.

Im vierten Akte befiehlt der aufrührerische La Tremouille seinem Diener Antoine (Herr Kirschner), für Agnes Sorel Gift einzukaufen; dann finden wir König Karl VII., der, da seine frühere Gemahlin gestorben, Agnes zu sich auf den Thron erheben will. Nun hätte diese all ihre Wünsche erreicht! Das üble Mittel, das sie zur Erreichung ihres Heldenwerkes erwählt, will nun ihr König in ein geheiligtes wandeln; sie soll zum Lohne für ihr Mühen des höchsten Erdenglanzes und Weltruhmes theilhaft werden — da erscheint ihr, ein ernster Mahner, Clermont, mit der Nachricht von dem Tode ihres Vaters, der ihn sende, sie in seinem Namen zu segnen, so sie in ein Kloster reuig eingehe, ihr Hofleben zu büßen, sie aber zu verfluchen, so sie diesem Gebote nicht Folge leiste. — Agnes Sorel, am Gipfel ihrer Wünsche angelangt, ist ein Weib, sie ist zu schwach zu entsagen, sie hält es für zu hart, zu tyrannisch, jetzt, wo ihr der Königsmantel winkt, diesen auszuschlagen und ihre Jugendjahre als Nonne in einer Klostereinsamkeit zu vertrauern; wählt die Königskrone und mit ihr — den Fluch des Vaters.

Im fünften Akte aber, der noch am selben Tag, wie der vierte Aufzug, und zwar in dem ihr von Karl VII. geschenkten Lustschloß „La Beauté“ spielt, bereut Agnes Sorel schon ihre frevelnde Wahl und, vorahnend, meint sie immer: „die Strafe bleibe nicht aus!“ Dräuend naht auch diese; einen Trank aus Orangenblüten mischt ihr die Hand Antoine's, des Geliebten ihrer Dienerin Lauretta (Dm. Anschütz), mit Gift, und Agnes Sorel trinkt mit ihm den Tod! Zu spät kommt Clermont, dem das Gift entwendet ward, die Heißgeliebte zu warnen; in seinen Armen stirbt das Heldenmädchen mit dem Ausrufe: „Vaterland!“

Du kennst nun das Gerippe der Handlung, so ausführlich es sich nur immer geben ließ, ohne zu ermüden und, wie du siehst, reicht der Stoff für fünf Akte kaum aus; nur einem Dichter, wie Grutsch, konnte es gelingen, den ganzen fünften Akt mit der Vergiftungsszene auszufüllen, ohne zu langweilen und diese stoffliche Dürftigkeit fühlbar zu machen. Konsequente und originelle Charakterzeichnung, die viele und mannigfache Menschenkenntniß beurkundet, eine tiefpoetische Diktion, der eine gewandte Handhabung der Sprache zu Grunde liegt, und kluge Benützung des Effektes — aber nur so weit, als es das Erhabene, Großartige der Dichtung verstattet, scheinen mir die Hauptvorzüge dieser Tragödie und ihres Dichters zu seyn.

Karl VII., dieser schwache, übelgeleitete, aber herzensgute Monarch; Jaques Coeur, der biedere, ehrliche Argentier; der strenge und seine Ehre über Alles haltende St. Gerard von Sorel; dann Dr. Clermont, der Mann, der, um seinen leidenden Mitmenschen beizustehen, Abkunft und Reichthum im Stich läßt, und unter fremden Namen arm herumzieht, der seine Liebe Niemanden entdeckt und seinen Gram in der innersten Herzkammer männlich verschließt — und endlich das Beste zuletzt — Agnes Sorel, die großherzige Frankenmaid, die, um ihr Vaterland zu retten, sich über irdisches Vorurtheil hinaussetzt — das sind Charaktere, wie man sie in solcher Vollendung und in solcher Zahl fast nur in den Tragödien der zwei Meistersänger Deutschlands: Schiller und Goethe und in den wild-großartigen Sängen des Britten Shakespeare findet!

Was die Diktion anbelangt, so treffen wir seit mehr als zwei Jahrzehenden —

Digitized by Google

die Grillparzer'schen Tragödien ausgenommen — kein dramatisches Werk, das eine so kernige, markige, poesiedurchglühte Sprache besitzt, bilderreich und sentenzenvoll ist, ohne damit das Maß zu überschreiten. Allgemein sprach man den Wunsch aus, dies Werk bald in Druck gelegt zu wissen. Dann erst würde man die vielen rhetorischen Schönheiten, die auf der Bühne nur flüchtig unser Ohr letzen, würdigen können.

Die Aktschlüsse sind — und so soll es bei einer wahren Dichtung immer seyn — nicht so sehr auf Gallerieapplaus, als vielmehr darauf berechnet, einen längeren, nachhaltigeren Eindruck im Zuschauer hervorzubringen.

Diesen Angaben nach mußt du selber beurtheilen können, mit welchem Entzücken unser Publikum diese Dichtung aufnahm! Am ersten Abend ward der Dichter nach jedem Akte, am zweiten Abend — eine seltene Ehre! — dreimal, und (ein Fall, dessen sich ältere Theaterfreunde von dieser Bühne nicht entsinnen) bei der dritten Aufführung viermal einstimmig gerufen. Die Aufführung war aber auch ganz geeignet, die Vorzüge des Werkes in's glänzendste Licht zu stellen; ja, sie hätte selbst ein minder treffliches Werk zu Ehren gebracht.

Frau Hebbel's „Agnes Sorel" ist der große Mitteldiamant in dem brillantenen Lorbeerkranz ihres Repertoires, dem zur Seite, von gleich reinem Wasser, ihre „Maria Stuart" und ihre „Johanna d'Arc" stehen. Die Herren Fichtner, Karl La Roche, Anschütz und Löwe sind, jeder in seiner Rolle, unerreichbar!

Ich weiß es, sie werden nun wieder kommen und von dem lieblichen Strauße hier eine Blume brechen und dort ein Lorbeerblatt nehmen. Sie werden trotz der fühlbaren Armuth des deutschen Bühnen-Repertoirs an diesem Versuche mäkeln, klügeln und tadeln, bis Manchem daran die Herzensfreude verdorben. Mögen Sie das ihre Kritik nennen; die meinige kommt aus dem Herzen, aus dem freudigen Antheil über einen Gewinn aus dem Reiche des Guten und Schönen; und wenn ich auch hier und da einen Mangel zu finden glaube, halt' ich ihm das viele Schöne entgegen, wie der Blumenfreund es mit dem frischen Blütenkranze macht, in dem er ein Käferchen, ein Ohrwürmchen trifft. Er schüttelt sie ab und drückt die duftenden Blumen an's Herz!

Walter.

Allerlei.

Vor Alters zeigte man zu Worms in der sogenannten Münze ein in Rahmen eingefaßtes Pergamentblatt, auf dem sich zwölf verschiedene Schriftarten, mit ungemeiner Zierlichkeit geschrieben, mit herrlichen Miniaturgemälden verziert, und von leicht und frei hingeworfenen Zügen umgeben, dem bewundernden Auge des Beschauers darstellten. Ein gewisser Thomas Schmweißer, ohne Arm geboren, war dessen Verfertiger, der die Geschicklichkeit sich eigen gemacht hatte, alles das, was sonst nur die kunstgeübtesten Hände hervorzuzaubern vermochten, mit seinen Füßen zu verrichten. Folgende Verse standen oder der Schrift: Mira fides! pedibus juvenis fecit omnia recta, cui pariens mater brachia nulla dedit. — Überhaupt würde man zu glauben veranlaßt, daß in der Vorzeit das Schreiben mit den Füßen nichts seltenes gewesen sey, da sich gewiß in jeder nur etwas zahlreichen Handschriftensammlung eines oder mehrere Stücke vorfinden, deren Schlußschrift besagt: „sine manibus scripsi." — Sollte etwa unter diesem Ausdrucke ein mystischer Sinn verborgen seyn?! Beinahe läßt das häufige Vorkommen desselben unter Schriften, die selbst dem geübtesten aufmerksamsten Auge nicht die geringste Abweichung von dem Gewöhnlichen dar-

Digitized by Google

bieten und weder schöner noch schlechter als diese sind, darauf schließen. Und in der That bedeutet in solcher Schlußschrift das Wort: **Manibus**, von **Manes**, **manium** abgeleitet und sich auf den Virgil'schen Vers: „**Quisque suos patimur manes**" sich beziehend, nichts anderes als: **ohne Fehler**.

Die Hofbibliothek zu Wien soll *) ein Blatt von 8" Höhe bei etwas mehr als 6" Breite besitzen, welches fünf Bücher des alten Testamentes in fünf verschiedenen Sprachen, auf einer Seite und ohne Abkürzungen geschrieben, enthält; nämlich: 1. Ruth, deutsch; 2. den Prediger Salomos, hebräisch; 3. das Hohelied, lateinisch; 4. Esther, syrisch; 5. Deuteronom, französisch. Das Ganze, von einem Juden geschrieben, ist selbst ohne Vergrößerungsglas sehr leserlich.

*) So sagt Gabriel Peignot, ohne seinen Gewährsmann für diese Angabe, welche wir nicht zu verbürgen vermögen, anzugeben. In der Geschichte der k. k. Hofbibliothek des verstorbenen Hofrathes v. Mosel wird dieses angebichten Schatzes unter den Cimelien derselben nicht erwähnt. S. A.

Miscelle.

(**Getreidepreise.**) In der letzten Versammlung der Mitglieder der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien sprach der Oberverwalter der Herrschaft Staab, Karl Ludwig Lipp, über die Frage: „Sind die dermaligen Körnerpreise wirklich so übersspannt hoch als man sie schildert, und kann denselben, und wie in Österreich, begegnet werden?" — In diesem Vortrage ward vorerst bemerkt, daß der Körnerwerth vor der Ernte des Jahres 1845 so niedrig stand, daß er die Produktionskosten nicht deckte, und Mißmuth und allgemeine Verschuldung, ja selbst Verarmung der Grundbesitzer herbeigeführt habe, und das Steigen der Preise als ein glückliches Ereigniß zur Wiederbelebung des landwirthschaftlichen Gewerbes betrachtet werden müsse, wodurch sich wieder ein richtigeres Verhältniß zwischen dem Werthe der nothwendigsten Lebensbedürfnisse und dem Werthe industrieller Produkte so wie jenem anderer Gewerbsthätigkeiten hergestellt habe. — Die Getreidepreise seyen übrigens dermalen nur so hoch, daß der Landwirth für seine bescheidenen Bedürfnisse eben auslange, daher auch auf ein bedeutendes Herabsinken derselben wohl nicht mit Grund gerechnet werden könne. — Sich gegen Errichtung von Getreidemagazinen, um einer allfällig drohenden Noth zu steuern, aussprechend, erklärt der Herr Redner, daß die österreichischen Provinzen in sich selbst die größten Vorrathskammern besitzen, und spricht in dieser Beziehung von der Aufhebung der Brache, als jährlich so viel unbenützt gelassenen Bodens, von der nothwendigen Begünstigung und Unterstützung des landwirthschaftlichen Gewerbes von Seite des Staates, von der Errichtung landwirthschaftlicher Schulen, von Belehnungen und Preisen für besondere landwirthschaftliche Verdienste u. s. w., welche Mittel er der Beachtnahme der Gesellschaft nach Maßgabe ihres Wirkungskreises empfehlen zu müssen glaubte.

Inseral.

In C. Ueberreuter's Verlags-Komptoir, Dorotheergasse, Nr. 1111, ist eine Partie verschiedener Jugend- und Kinderschriften, zu Schulprämien oder Geschenken geeignet, in gepreßtem Papier mit goldenem Rücken gebunden, zu dem äußerst billigen Preise von **10 kr. C. M.** pr. Stück zu haben.

Der „**Wiener Zuschauer**" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem **Komptoir des „Zuschauers"** (**Wien**, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: **1 fl. 15 kr. C. M.** — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von **3 fl. 30 kr. C. M.** vom **1.** Jänner bis letzten Juni, oder vom **1.** Juli bis letzten Dezember **franko** bezogen werden. — Einzelne Blätter: **10 kr. C. M.** — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. E. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 36. Samstag den 4. März. **1848.**

Wien.

Konzerte. Am 1. März gab die beliebte Altistin, Fräulein Betty Bury, wie alljährlich, ein Konzert im Musikvereinssaale. Obwohl anscheinend nicht sehr gut disponirt, erwarb die Sängerin, deren musikalische Bildung einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, vielen und verdienten Beifall. Die zwei Duetten von Gabussi, in denen an ihrer Seite Frau van Hasselt-Barth stimmkräftig wirkte, und die drei Lieder, von welchen sie Fuchs allerliebste „Mühle" wiederholen mußte, sang sie wohl am besten. — Noch unterstützte die Konzertgeberin mit ihrer Mitwirkung: Fräulein Amalie Weißbach, die ein Gedicht von Dr. Lud. A. Frankl großartig vortrug; der tüchtige Violinvirtuose Louis Minkus, mit dem gediegenen Spiel eines ebenso originellen als schwierigen Violinsolos, und Richard Lewy, der auf seinem Zauberhorn eine ansprechende Piece blies; das zu schnell genommene Tempo des akkompagnirenden Klaviers, dem der Künstler kaum zu folgen im Stande war, beeinträchtigte in Etwas die Wirkung dieser Nummer. — Alle Mitwirkenden rief man, gleich der bescheidenen Konzertgeberin oftmal; die Versammlung war eine mehr gewählte als zahlreiche.

J—s.

Erklärung, meine Abschiedsworte beim Scheiden von der Wiener Zeitung betreffend. — Das „Illyrische Blatt," Zeitschrift für Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben, enthält in Nr. 10, vom 1. Februar 1848, Nachstehendes:

„Der brave, gesinnungsvolle Haupt-Redakteur der österr. kais. privileg. Wiener Zeitung, Herr „J. C. Bernard, ist bekanntlich gegen Mitte Dezember des kaum verflossenen Jahres von der Re„daktion der gedachten Zeitung abgetreten, und hat darauf einen Abschied drucken lassen, der allgemein „bekannt ist, weil er in den gehaltvollsten Wiener Blättern (in der Wiener Zeitung jedoch „nicht) erschien."

Um Mißdeutungen zu begegnen, die der Umstand veranlassen konnte, daß jene Abschiedsworte in der Wiener Zeitung nicht erschienen sind, sehe ich mich bemüssigt zu erklären: daß dieselben ursprünglich für die Wiener Zeitung verfaßt, von der obersten Censur-Behörde genehmigt wurden, und am letzten Dezember 1847 in dem Hauptblatte erscheinen sollten; daß sie aber, durch die Geschäftsleitung der Verleger verstümmelt, nicht im Hauptblatte, sondern blos in dem sogenannten Anhange desselben abgedruckt werden sollten. — Dies bestimmte mich, sie zurückzuziehen und den Redaktionen der übrigen hiesigen Zeitschriften zur Aufnahme mitzutheilen, was mir eben so bereitwillig als human gewährt wurde, wofür ich ihnen hier öffentlich meinen Dank bezeuge.

Eine Darlegung der Motive zu meinem Rücktritte denke ich dem geehrten Publikum in einer „historischen Skizze der Wiener Zeitung" zu geben, die ich abzufassen eben im Begriffe bin.

Wien, den 29. Februar 1848. J. C. Bernard.

Digitized by Google

Peter Graf von Strozzi, ein österreichischer Kriegesheld.

(Schluß.)

Peter Graf von Strozzi starb in einem Alter von 37 Jahren. Er hinterließ das schöne Lob eines edelherzigen Kriegsherrn, war von den Soldaten geliebt, denen er aus seinem eigenen Beutel 2 oder 3 Stück Duk. zu schenken pflegte, wenn er sie verwundet erblickte; auch sorgte er für die kranken Krieger dergestalt, daß sein Mundkoch mehr mit denselben, als für seine Tafel zu thun hatte. Daher seine Schulden, z. B. 2000 fl. dem Maximilian Valentin, Grafen von Martinitz, dem Bernhard Leur von Leuren 3000 fl., welche auf seinen Besitzungen hafteten.

Er war vermählt (1654) mit einer kaiserlichen Hofdame, Maria Katharina, gebornen Gräfin Khevenhüller zu Frankenburg, von welcher er jedoch keine Kinder hinterließ. Er setzte sie ein (1658) zur Nutznießerin aller seiner hinterlassenen Güter in Böhmen: Horzitz und Trzebniauschowes; Trzebowietitz legirte er seiner Mutter Octavia, die ihn jedoch nicht überlebte.

Sein Testament (3. August 1658) bildet die Grundlage der wohlthätigen Invalidenstiftung, welche seine hinterbliebene Witwe, Maria Katharina, Gräfin von Khevenhüller, ansehnlich vergrößerte. In dem letzterwähnten Testamente bestimmte Peter Graf von Strozzi die Herrschaft Horzitz und das Gut Trzebowietitz in Böhmen, welches letztere an ihn nach dem Absterben seiner Mutter zurückfiel, aber Schulden halber (1665), so wie die Herrschaft Schrattenthal in Österreich, verkauft werden mußte, dem Invalidenfonde des Königreiches Böhmen, d. i. die Einkünfte hiervon dienen zur Unterstützung, Erhaltung und Verpflegung armer und untauglich gewordener Offiziere und Soldaten.

Seine hinterbliebene Witwe war eine liebevolle Mutter ihrer Unterthanen; sie vermehrte die besagte Invalidenstiftung durch das (1667) erkaufte Gut Trzebniauschowes in Böhmen, kraft ihres Testamentes (30. August 1702); starb zu Wien (1714), und wurde in der kaiserlichen Hofkirche der P. P. Augustiner begraben, wo früher zu lesen:

M. Catharina S. R. J. Com. a Khevenhüller
nupta Comiti a Strozzi.

Das Porträt des Grafen Peter von Strozzi befindet sich im Kadetenhause zu Wiener-Neustadt; seine Leiche ruhet eben in der kaiserlichen Hofkirche zu Wien; das prächtige Monument, aus Erz, das bei Erneuerung der Kirche (1784) herausgeschafft worden, hatte folgende Aufschrift:

Siste Viator Iter!
Magna si quaeris hoc parvo invenies aere
Compendio et expediam, et maxima, si tria verba, dixero:
Petrus Comes Strozzius.
Indignare, si non ignarus es Hospes
Tantillum dari tanto Nomini Hospitum;
Sed plura addam, ut prorsus jacturam orbis
Dum sic jacet,
Heros, Heroum genus, ac Haeres
Utroque parente Italus, Patriae Germanus.
Antiquus moribus, Latii prisca fide
Germaniae germanum germen
Non bonus sed optimus
Quippe virtutum oceanus, sine vitiorum influxu

Digitized by Google

Vero Magnanimitatis Archetypus, Amicitiae regula
Hinc omnium vel timor vel amor
Cum Scipione nunquam otiosus, quam quum otiosus
Musaeum ambulans, Historiarum vera Bibliotheca
Cum Saeculo Tulliano os Latii dissertissimum
Orator etiam Imperatoris Leopoldi,
Ad reges Principesque felicissimus,
Majorum disciplina, Militiae Decus, et exemplar
Non tam Praefectus militum, quam pater;
Inter Tyrocinia veteranus,
In Gallos primum detonans fulmen
Ad Alexandriam Alexander
Ibi inter hostes, mors hostium, jacuit,
Sed alibi hostes caesurus Morti revixit,
Eorum testimonio nemo ferrum fortius tractare creditus;
Testes etiam Gothos, Cymber, pontes Pomerani
Strozzium nonnisi victorem pugnasse,
Cum primis Ottomanidarum flagrum, ac terror
Sed spe nostra, ut solet brevius.
Lunae interventu solem hunc obscurari sibi orbis Christianus vidit, illacrimavit.
Ad Muram et Seriniam, ut Graecus ad Mutinam
Jam triumphatis Turcis occumbens.
(Nam uni per eundem erat, ut servaret plures)
Dicere tamen cum Thebano potuit Epaminondas hic
Austriacus:
Satis vixi; invitus enim morior,
Et cum stirps desit, hic de se natam reliquit Pugnam
Murensem, ut ille Leuctricam.
Quam superstitem ipsi fama immortalem conservabit.
Pro Patria moriens se Patrio solo reddidit
Ut anima in coelum rediret
Post peregrinationem in terris 37 annorum
Ossibus pacem Viator precare, et alibi!
MDCLXV.

Simmersdorf, in Böhmen. Dr. A. B. Hadwich.

Erste allgemeine Versammlung des Wiener Kreuzer-Vereines.

Am 21. Februar 1848 wurde, wie in diesen Blättern bereits gemeldet, die erste „allgemeine Versammlung des Wiener Kreuzer-Vereines" im Musik-Vereins-Saale abgehalten, worin blos sämmtliche wirkende Mitglieder, die Gründer des Vereines und die Repräsentanten „den Statuten gemäß, Sitz und Stimme" hatten.

Herr Dr. Zwércina, als provisorischer Vorstand des Vereines, eröffnete die Versammlung, den Behörden, Mitgliedern und Wohlthätern für ihre Mitwirkung dankend; er machte auf die Bedeutung dieses edlen Unternehmens aufmerksam und schloß mit dem Wunsche eines gediegenen Emporschwunges. Hierauf gab Herr Legat, k. k. Beamter, als Direktions-Mitglied den Bericht über die bisherigen Leistungen des Vereines; er erwähnte: daß bis jetzt schon 2961 fl. C. M. an 76 Gewerbsleute als rückzuvergütender Vorschuß vertheilt wurden, daß von dem Bezirks-Direktor Herrn Dr. C. E. Hammerschmidt auf der Landstraße (Nr. 376) eine Beschäftigungsanstalt (die erste) für weibliche Individuen, dann vom Herrn Komité-Mitgliede Franz

Digitized by Google

Wotypka eine zweite und zwar für männliche Individuen auf der Landstraße (Krongasse Nr. 427) in dessen eigenem Hause errichtet worden sey, daß von der weiblichen Anstalt 280 Personen, von denen 50 Personen in, die anderen außer der Anstalt mit einem Kostenaufwande von 288 fl.; in der männlichen aber 80 Personen mit dem Kostenaufwande von 290 fl., sämmtlich in warmen Stuben mit der nöthigen Bequemlichkeit beschäftiget werden. Aber der Verein habe auch seit geraumer Zeit Protokolle eröffnet, von denen er in Einem dienstsuchende Individuen in Vormerkung hält und im anderen Dienstgeber aufzeichnet; doch leider, wie sich Herr Legat, ausspricht, weisen die Protokolle über 600 dienstlose, aber ein Minimum dienstsuchender Individuen aus, weßhalb die Dienstgeber gebeten werden, sich um Dienstleute an den Verein zu wenden. Hierauf gab Herr Sarossy, k. k. Beamter und Direktions-Mitglied, den Kassebericht, der von 8000 Mitgliedern über 8000 fl. Subskriptionsbeiträge auswies, ferner durch ein durch die besondere Humanität des Herrn Dr. Hammerschmidt veranstaltetes Konzert 488 fl., von denen 288 fl. für die weibliche Beschäftigungsanstalt; die übrigen 200 fl. aber für die Anschaffung passender Winterkleidungen für arme Hilfsbedürftige verwendet wurden. Es beläuft sich das ganze Vermögen auf 7739 fl. und 1 Dukaten, wovon 4441 fl. zu 4%gen Zinsen in der hiesigen Sparkassa, 2011 fl. als rückzuvergütende Vorschüsse, 630 fl. als rückständige Subskriptionsbeiträge; das Übrige aber sowohl in der Handkasse des Kassiers, als zur sonstigen Verwendung aufbewahrt ist. Es erfolgte nun die Wahl des Ausschusses, welche aus 60 „für den Ausschuß Vorgeschlagenen" und 20 „Ersatzmännern" gewählt wurden, behufs dessen die gedruckten Listen den Anwesenden erst unmittelbar vor der Wahl in die Hände gegeben wurden. So wie wir dieses nicht ganz billig finden, finden wir gleichfalls das nicht passend, daß gerade jene Herren, welche diese Wahlliste verfaßten, zur Eröffnung des nun versiegelten Skrutiniums, welche am 23. d. M. geschehen sollte, bestimmt wurden. Hierauf schlug die provis. Direktion drei k. k. Rechnungsbeamte als Rechnungsrevidenten für den Verein vor, welche bisher an der Direktion keinen Antheil genommen hatten und daher von der Versammlung mit größerem Vertrauen als parteilos angesehen werden sollten.

Herr Dr. Zwércina zeigte nun zwei Vorträge an, welche Herr Dr. Hammerschmidt an die General-Versammlung zu richten beschlossen hatte, und verlangte von der Versammlung die Entscheidung der Frage, ob gedachte Vorträge gehalten werden sollen oder nicht — und trotz einer entschiedenen Stimmenmehrheit, die sich dagegen aussprach, siegte das Recht — der Vortrag wurde gehalten, in dem Herr Dr. Hammerschmidt die Versammlung aufforderte, die künftige Direktion zu bitten, daß dieselbe bei der hohen Landesregierung die Weglassung des in den von der Plenar-Versammlung (so hießen die Versammlungen der provis. Direktion, in welcher die Statuten berathen wurden) angenommenen Statuten nicht enthaltenen, von der Landesregierung aber bei der Genehmigung der Statuten eingeschalteten Beisatzes im §. 1, in Folge dessen vom Kreuzer-Vereine blos die nach Wien Zuständigen unterstützt werden dürften, erwirken und dagegen lieber um Aufnahme dieses die nach Wien Zuständigen begünstigenden Beisatzes in den §. 3 bitten wolle. Nachdem Herr Dr. Hammerschmidt, als Referent der Statuten, das dadurch vorzüglich den außer Wien wohnenden und lange in Wien in Arbeit befindlich Gewesenen treffende Unrecht, die dadurch hervorgehende Verzögerung und Störung im Geschäftsgang und das heraushob, daß die Regierung kraft eines schon früher an die provis. Direktion eingelangten Schreibens gegen das Unterstützen der nicht nach Wien Zuständigen von Seite gedachten Vereines durchaus nichts einwende, daß dieser Punkt

Digitized by Google

bereits auch schon in den Plenar-Versammlungen vielfach berathen und selbst zu Gunsten gegenwärtigen Antrages die reine Humanität spreche, wurde derselbe mit vollem Beifalle angenommen. — Doch noch wollte man Herrn Dr. Hammerschmidt, dem namentlich der Kreuzer-Verein Wesentliches *) zu danken hat, einen zweiten Vortrag verwehren! Nach längerer Discussion wurde auch dieser gehalten, welcher eine Annäherung, ein wechselseitiges Unterstützen des Kreuzer-Vereins mit dem Hilfsvereine und dem Armen-Institute beantragte, was gleichfalls vernunftgemäß nur mit allgemeiner Anerkennung angenommen werden mußte.

Es wurden dann der eben gewählten Direktion die beiden Anträge des Herrn Dr. Hammerschmidt anempfohlen, worauf dieser dem provis. Vorstande Herrn Dr. Zwércina im Namen aller Vereinsglieder den Dank für die bisher geführte provis. Vorstandschaft abstattete, und somit die Sitzung aufgehoben. E. S.

*) Wir wollen hier nur dasjenige für diesen Verein nennen, was ohnehin fast dem ganzen Publikum bekannt ist: die Veranstaltung des Konzertes am 6. Jänner 1848, die Errichtung der weiblichen Beschäftigungsanstalt Nr. 386 auf der Landstraße, die Direktion des großen Bezirkes (Neunweg), die Ausarbeitung der Statuten u. s. w.: Werke, die in der That nur durch die hohe Stufe der Humanität und das unermüdete Streben des hochverehrten in der wohlthätigen und gelehrten Welt gleich bekannten Herrn Drs. C. F. Hammerschmidt für das Gemeinwohl trotz der Menge der auf ihn beruhenden schwierigen Geschäfte vollendet werden konnten. E. S.

Schauspieler von Ehemals, Schauspieler von Heute.

Schauspieler von Ehemals.

Wahrlieb war Schauspieler. — Als er mit 20 Jahren die hohe Schule verließ, fühlte er den unwiderstehlichen Drang in sich, dem Theater sich zuzuwenden. Er hatte Gelegenheit von seiner frühesten Kindheit die Schauspielkunst sammt ihren Licht- und Schattenseiten kennen zu lernen. Die größten Mimen Deutschland's, die er hoch verehrte, hatte er bereits gesehen, und sein einziges Streben war dahin gerichtet, einst diese Breter mit Erfolg zu betreten, wo Jahrelang die tiefgedachten Worte der deutschen Dichter von Künstlern dem Publikum verdolmetscht wurden. Nachdem er lange Zeit mit der Theorie der Darstellungskunst sich beschäftigt, und sich viele Fachkenntnisse eigen gemacht, wagte er es, mit einer kleinen Rolle in einem Drama zu debutiren.

Welchen Fleiß, welche Aufmerksamkeit Wahrlieb dieser kleinen Rolle gewidmet hatte, läßt sich nicht beschreiben, und er führte sie auch am Abend der Vorstellung zur vollen Zufriedenheit des Publikums, seines Direktors und seiner Kollegen durch. Eine Reihe von Jahren war Wahrlieb nur in Episodenrollen beschäftigt, aber sein außerordentlicher Fleiß, sein Streben nach etwas Größerem und sein unbescholtener Lebenswandel, haben ihm viele Freunde auf den Bretern und in der Welt gewonnen. Als ihm die Direktion später eine Einnahme bewilligte, wollte er sie nur unter dieser Bedingung annehmen, am Abend seiner Benefize in einer größeren Rolle auftreten zu dürfen. Wahrlieb schätzte sich überglücklich als ihm dies zugestanden wurde; er hatte sich den Goethe'schen „Egmont" gewählt. Bei den häufigen Proben pünktlich und thätig, betrat er am Abend der Vorstellung mit einer wahren Zuversicht die heißen Breter. Ohne Beihülfe des Soufleurs hatte er schon einige Szenen gespielt, doch bald durch die echte Begeisterung und Glut seines Spieles, riß er das zahlreiche Publikum zum stürmischen Beifall hin, sein Darstellungsvermögen entwickelte sich, der großen Rolle ganz Meister, fuhr er in der Begeisterung der großen Worte des Dichters fort, sein Eifer stieg, mit ihm der Beifall des Publikums.

Digitized by Google

Die Vorstellung war beendet, Wahrlieb war vier Mal gerufen (damals waren Klaqueurs noch unbekannt), und als der Vorhang zum letzten Mal an diesem Abende fiel, sank Wahrlieb mit den Worten: „Großer Goethe, dir meinen Dank!“ auf das Sopha in der Garderobe hin.

Als er sich erholt, mußte er seinen Kollegen und Freunden für die Glückwünsche, für die echte Theilnahme danken, und Wahrlieb hatte seine Bahn gebrochen! Auf Verlangen vieler Kunstfreunde debütirte er noch ein Mal im Egmont und trat dann in kurzer Zeit als „Karl Moor“ und „Fiesko“ auf. In beiden Rollen erwarb er sich den Beifall des Publikums und der Kritik, die er Zeitlebens geachtet und geschätzt. Noch immer aber studirte Wahrlieb die Ästhetik und die Klassiker; die größten Schauspieler Deutschland waren seine Muster. Binnen Jahresfrist hatte er sich einen Namen in der Theaterwelt erworben und ward später die Zierde der deutschen Residenzbühnen. Als spät, im hohen Alter, Wahrlieb dieses Leben mit einem besseren vertauschte, trauerte die Kunst an seinem Sarge, mit ihr viele Künstler und Kunstbeflissene, Freunde des Verblichenen. Die beliebtesten Literatur- und Kunstblätter widmeten ihre Spalten seinem Andenken, und nach Jahren noch ward sein Name als ein Verlust der Kunst genannt.

Schauspieler von Heute.

Leicht war Komödiant. — In allen Schulen nachlässig und endlich ausgestoßen, ward Leicht Kommis einer Modehandlung. Doch ist er's nicht lange gewesen, denn theils duldete es sein Leichtsinn nicht, daß er einen Platz behaupten könnte, und theils ward er aus eben demselben Grunde nicht lange geduldet. Er sagte also bald dem beflügelten Gott „Merkur“ Lebewohl und ließ sich aus „Passion“ bei einem herumziehenden Komödiantentrupp engagiren. Noth und Elend war sein Loos, und so verließ er eines Tages das Interims-Theater: die Heuschenne, und ging nach der Residenz. Hier wußte er sich bald bei einem ihm gleich gesinnten Gönner, dem Sekretär des Theaters, einzuschmeicheln, und ward durch dessen Protektion endlich engagirt. Hätte Leicht nun seinen Lebenswandel ändern wollen, konnte er sich bald recht behaglich fühlen, allein ein ausschweifendes Leben, die Nachlässigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten trug dazu bei, daß ihn seine Kollegen nicht in ihrer Mitte dulden wollten, und er mußte gar bald seine Stelle in Thalias Hallen verlassen.

Leicht fand ein drittes Engagement in einem kleinen Provinztheater, wo er komische Rollen sogar mit Erfolg spielte. Doch kaum war er einige Zeit da, kaum wollte ihn das Publikum liebgewinnen, da begann er Händel mit dem Referenten des dortigen Zeitungsblattes, weil dieser ein Mal gewagt, ihn zu tadeln; endlich kam es gar zu Thätlichkeiten; er hatte den Referenten nämlich so derb mißhandelt, daß der Sohn der „spröden Madame Kritik“ schwer erkrankte. Da legte sich die Obrigkeit in's Mittel. Leicht mußte im Gefängnisse abbüßen, und nach seiner Freilassung binnen 24 Stunden die Stadt räumen.

So trieb Leicht noch mehre Jahre auf verschiedenen Winkelbühnen sein Unwesen, und als er endlich, moralisch und physisch verdorben, die Bretter zu betreten ganz unfähig ward, ging er als bettelnder Harfenist in den Häusern herum, bis durch vieles Trinken ihm die Stimme ganz versagte. Jung an Jahren, mit einem schon siechen und gebückten Körper, mußte Leicht im Spitale der barmherzigen Brüder sein Asyl suchen. Nach vielen Schmerzen und Leiden beschloß er, ungekannt und ungeliebt, sein freudenloses und qualenvolles Leben, das nur eine Kette von Ausschweifungen und liederlichen Streichen gewesen!

D. Bardach.

Digitized by Google

Miscellen.

(Außerirdisches.) Wir haben aus öffentlichen Blättern entnommen, daß das Lord Rosß'sche Teleskop nicht nur eines der größten ist, sondern auch den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat, indem seine außerordentliche Wirkung den Beobachter in den Stand setzt, auf dem Mondkörper Gegenstände wahrzunehmen, von denen wir bisher keine Ahnung hatten, die aber leider unsere unbezweifelte Meinung, daß der Mond von lebenden Wesen, ja von unsers Gleichen bewohnt sey, unerwartet zu nichte machten.

Wo sind nun Schröters liebliche Mondlandschaften, die großen Seen und mannigfaltigen grotesken Abwechslungen mit ihren Bewohnern und rauchenden Fabriksgebäuden, da weder Wasser, noch Feuer auf diesem silberfärbigen Weltkörper vorhanden seyn soll? — Seine treuen Glaubensgenossen, worunter auch wir gehörten, haben sonach nicht mehr nothwendig auf Mittel zu sinnen, sich mit unseren beflügelten Nachbarn in Korrespondenz zu setzen, was jedenfalls einige Schwierigkeiten verursacht hätte.

Da es Niemand verwehrt ist, sich mit außerirdischen Dingen zu beschäftigen, so halten wir uns für berechtigt, um gefällige Veröffentlichung der durch fortgesetzte Beobachtungen erlangten Resultate zu bitten, und insbesondere über folgende Erscheinungen begründete Aufschlüsse zu wünschen: Worauf gründen sich wohl die dunkleren Flecken auf der Mondscheibe, wenn sich kein Wasser daselbst befindet? — Was bedeuten die merkwürdigen geraden Linien, die von einem Rundgebirge zum anderen führen? — Was bedeuten endlich die bewunderungswürdigen hellen Flecken, die sich selbst auf der beleuchteten Scheibe merklich auszeichnen? Diese Auskünfte würden wir und mit uns alle Freunde dieser erhabenen Wissenschaft mit großem Dank anerkennen.

Eine zweite außerordentliche Erscheinung, worüber man sich keine Aufklärung zu geben vermag, hat gleichfalls unter den Bewunderern des Himmels große Aufmerksamkeit erregt: Was mag nämlich die außerordentliche Veranlassung gewesen seyn, daß vor noch nicht zwei Jahren der Planet Mars seine feuerrothe Farbe einbüßte und statt derselben lange Zeit hindurch ein blaßes Licht annahm? Wahrlich eine Erscheinung, die ohne Zweifel noch nie vorgekommen ist, und jedenfalls eine große Begebenheit voraussetzen läßt, worüber Aufschlüsse oder wenigstens annehmbare Vermuthungen nicht minder von Interesse wären. — Sollen wir denn auch hier die Hoffnung auf ebenbürtige Nachbarschaft aufgeben? Das wäre niederschlagend.

Von Verehrern der Astronomie.

(Pferde-Mastung.) So wie, laut öffentlichen Blättern, in Berlin eine Mastung für Pferde gegründet worden, so ist im Herbste v. J. auch eine solche im Markte Liebstadtl (Böhmen, im Bidschower Kreise) durch den dortigen Vorsteher und Müllermeister Joseph Thuma zu Stande gekommen, was wohl auch anderwärts Nachahmung finden wird. Er verschafft sich die Pferde im Orte selbst und in den umliegenden Dörfern und bezieht oft magere Thiere um den Werth der Haut, während besser beleibte oder verunglückte starke Fuhrmannspferde anständig bezahlt werden. Es sind schon viele Stücke unter polizeilicher Aufsicht geschlachtet worden, wozu sich ein Fleischermeister bereitwillig herbeiließ, wodurch in dieser Gebirgsgegend bereits alle Abneigung gegen das Pferdefleisch geschwunden und der Genuß desselben stattfindet.

Wird in Erwägung gezogen, daß jährlich im hiesigen Kreise allein viele hundert Pferde dem Wasenmeister anheimfallen und verscharrt werden, so ist der Nutzen durch die Mastung für's Allgemeine beträchtlich zu nennen: eines Theils weil der Eigenthümer für sein ausgehungertes Thier immer noch 6 bis 7 fl. C. M. erhält, was ihm entgeht, wenn es dem Wasenmeister zufällt, andererseits weil sich die armen Leute,

Digitized by Google

welche kein Rindfleisch kaufen können, das Pfund Pferdfleisch zu 2 oder 3 kr. C. M. verschaffen, welches eben so schmackhaft und nahrhaft ist, als jenes. Thuma verschmäht allen Gewinn; er findet diesen an dem guten Dünger für seine kalten Felder, und freut sich, dem armen Gebirgsvolke eine starke und gesunde Nahrung, die auch dem Ärmsten zu Statten kömmt, bieten zu können.

Das Fleisch wird in Wasser gesotten, was eine fette und nahrhafte Suppe gibt, auch wird es zu Braten zugerichtet. Wir selbst finden es nicht allein schmackhaft, sondern eben so verdaulich, wie das theuere Rindfleisch.

Kein Thier ist mehr zur Mastung geneigt, als das Pferd, selbst das ausgehungertste alte Thier, wenn es nur Freßlust bezeigt, läßt sich in 6—8 Wochen auf ein ansehnliches Gewicht steigern, was beim Rind in 6—8 Monaten kaum erreicht wird. Welch ein Glück für die mißhandelten nutzbaren Thiere!

Thumas Mastungsmethode bestehet ganz einfach darin, daß täglich neben hinlänglichem Heu, pr. Stück 8—9 Pfund Schrott aus Wicken, Haber ꝛc. mit beneztem Häksel gemengt, gereicht, und in jedes Futter etwas Salz mit Salpeter gemischt werden, welche letztere Zugabe die Mastung ungemein fördert. Es wird dreimal des Tags gefüttert. An Trank und Streustroh, so wie an Striegel und Bürsten darf es nicht fehlen, nebenbei werden die Thiere mit lauem Wasser täglich gewaschen. Während ein Ochs bei solcher Mastung täglich nur 2 Pfund aufnimmt, nimmt das Pferd im Durchschnitte bis 5 Pfund an Fleisch zu, welches wie Rindfleisch schmeckt, so daß Derjenige, der es nicht weiß, keinen Unterschied findet. Was soll man aber über die Aufsätze in öffentlichen Blättern sagen, wo von dem Genuß des Pferdefleisches dringend abgerathen wird, weil dem Mastfutter vorgeblich Arsenik beigemengt würde *). Soll dies eine Mystifikation seyn? oder erleidet der Verdächtiger einen Eintrag in seinem Gewerbe? oder hält er den Salpeter für Arsenik?

Uns wird er von unserer Überzeugung nicht abbringen, am allerwenigsten die Liebstädtler Gebirgsbewohner; darum Nichts für ungut. Gitschin, in Böhmen.

Von einem Mitglied des N. Ö. Vereines zum Schutze der Thiere.

*) Eine gründliche Entgegnung im „Korrespondenten v. u. f. Deutschland" hat diese ungereimte Verdächtigung bereits sattsam wiederlegt. Der gedankenlose Autor jenes Artikels hatte „Arsenik" statt „Spießglanz" geschrieben. Daß letzterer von Pferdetäuschern zur Hebung der gesunkenen Freßlust bei Pferden in sehr geringer Quantität angewendet wird, ist bekannt; aber in obigem Aufsatz wird auch nachgewiesen, daß der Spießglanz weder in Blut noch Fleisch übergeht und auf die menschliche Gesundheit beim Genusse selbst solcher Masthiere keinen Einfluß haben kann.
Anm. der Red.

Logogryph.

Es zieren keine Beine mich,
Und immerwährend laufe ich,
Doch immer nur denselben Weg,
Und niemals siehet man mich träg.
Denn, oft beschwert mit großer Last,
Lauf' meinen Weg ich sonder Rast.
Doch tauschet Ihr das dritte Zeichen,
Auf daß das u dem o muß weichen,
So sehet Ihr, daß ich es sage,
Was oft ich auf dem Rücken trage.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 37. Montag den 6. März. 1848.

Wien

Kaiser Ferdinands Nordbahn. Da die durch den Eisgang beschädigte Eisenbahnbrücke nächst Floridsdorf am 2. März wieder hergestellt war, verkehren, nach einer für die diesjährige nicht unbedeutende Beschädigung sehr kurzen Hemmungsfrist, seit diesem Tage die Züge wieder von und nach dem Wiener Bahnhofe, was für Personen- und Waarentransport höchst erwünscht ist.

Rappo, der glückliche Athlet, welcher den schwersten Zug gemacht hat, der bis jetzt wenig Riesen gelang: an mehr als zwanzig Abenden das Publikum so zahlreich in's Theater zu ziehen, daß immer der Raum nicht genügte, alle Neugierigen zu fassen, widmet an jedem Freitage seine Einnahme wohlthätigen Zwecken. So am 3. März den Armen des Josephstädter-Bezirkes! Das Haus war wieder übervoll, der Beifall wie immer, wo möglich noch größer, gewiß aber noch herzlicher, da die Zuhörer nicht nur der sinnigen Anordnung und dem bekannten Zauber seiner üppigreizenden Bilder, sondern auch der Aufopferung des gutmüthigen Landsmannes ihre Anerkennung darlegen wollten. Berechnet man die enormen Kosten der Reisezüge des Herrn Rappo mit seiner zahlreichen Gesellschaft und ihren Produktions-Behelfen, die bedeutenden Lasten und Beschwerden, mit der Führung seines lebendigen Bilder-Schauspiels verbunden, dann erscheint erst die wohlthätige Gesinnung, die ihn bestimmte, von jeder Woche die Einnahme eines Tages den Dürftigen zu opfern, in ihrem schönsten Lichte!

C.

Ein Bild aus Berlin's Nächten.

(Die Nacht vom 12. bis 13. April 1788.)

Eben hatte der Caballero de Casagrande, Gesandter Sr. katholischen Majestät, des Königs von Spanien, das Kabinet Friedrich II. im ersten Geschoß des Schlosses, dicht neben der alten Hofapotheke, verlassen, und erholte sich im Vorzimmer von der peinlichen Konferenz, die er mit Sr. Majestät gehabt. Beinahe zwei Stunden hatte er in angestrengter ceremonieller Stellung gestanden und mit dem lebhaften, sich gern unterrichtenden Könige über das spanische Exercier-Reglement gesprochen, welches sein Herr und Souverain dem Soldaten liebenden König von Preußen als ein Zeichen besonders brüderlicher Gesinnung durch ihn überreichen lassen. Gleich sollte es abgeschrieben werden, und morgen schon wollte der eifrige König mit seinem Potsdamer Riesen-Bataillon die neuen Griffe und Bewegungen der spanischen Armee prüfen und das Gutbefundene einführen.

Digitized by Google

Eben ließ der Caballero sich den kostbaren Pelz von seinem reich galonirten Bedienten überwerfen, und Filzstiefeln über die mageren, mit schlotternden seidenen Strümpfen bedeckten Beine ziehen, als die Kabinetsthüre des Königs sich öffnete und Se. Majestät herausriefen: „Und hör' er einmal, Caballero, was ich ihm noch sagen wollte, wenn mein lieber Bruder von Spanien ein paar große Kerle übrig hat, so soll er sie mir schicken. — Ich höre, die Gallizier, das sollen schöne Bursche seyn; in meiner dritten Kompagnie kann ich gerade noch ein paar 7füßige brauchen. Aber unter 6 Fuß darf mir keiner seyn. Nun schlaf er wohl!" Die Thüre schloß sich, ehe der Gesandte sich noch aus dem gränzenlosen Kompliment wieder aufrichten konnte, in das er sich beim ersten Worte des Königs versenkt hatte. Da trat abermal ein Heiducke in das Vorzimmer, flüsterte angelegentlich mit dem dienstthuenden Kammerherrn und öffnete leise die Kabinetsthüre des Königs, während der spanische Gesandte die Treppe hinunter stieg und das Schloß in seiner Prachtkarosse verließ.

„Was will er noch so spät?" fuhr der König den eintretenden Heiducken an, der ehrfurchtsvoll an der Thüre in hochaufgerichteter Stellung stehen geblieben war, weil er sah, daß der König es sich schon bequem gemacht, und Rock, Weste und Degen abgelegt hatte, um zu Bett zu gehen.

„Ich rapportire unterthänigst, daß Se. königliche Hoheit, der junge Herr, so eben ihr Zimmer verlassen haben und durch das Portal Nr. 2 aus dem Schlosse gegangen sind."

„Wo ist der Junge schon wieder hin?"

„Ich rapportire unterthänigst, daß Hochdieselbe über den Platz und in das Haus Nr. 9 auf der Schloßfreiheit gegangen sind."

„So, so, na, da werd' ich ihm einmal das Licht halten. Geh' er hinaus und sag' er nicht, daß er mich in Hemdärmeln gesehen hat. — Noch Eins, laß er mir den Finkenstein, den Grafen, gleich rufen. Ist Jemand mit dem Jungen noch gegangen?"

„Zu Befehl Eure Majestät, der Seconde-Lieutenant von Katt, vom Regiment Hollsteinbeck."

„Na, dem werde ich auch einmal auf das Kollet steigen müssen, sonst ruht er mir nicht."

Mit kräftigem militärischen „Kehrt!" verließ der Heiducke das königliche Kabinet und stand erwartend im Vorzimmer, indem er alle von der übrigen Dienerschaft an ihn gerichtete Fragen mit Kopfschütteln beantwortete, und nur augenblicklich einen Läufer mit dem Befehle des Königs an den Grafen von Finkenstein, den Erzieher des Kronprinzen, sandte, der denn auch so schnell, als er sich nur ankleiden konnte, erschien.

Kaum hatte er Zeit, den Kammerherrn zu fragen, was denn so spät noch vorgefallen sey, als es im Kabinet klingelte und die Thür von den Lakaien aufgerissen wurde, um den Grafen zu Sr. Majestät zu lassen.

„Eure Majestät haben befohlen! —"

„Er ist mir ein schöner Gouverneur meines Jungen! Warum läßt er ihn aus den Augen und sieht ihm nicht besser auf die Finger? Da wird mir eben rapportirt, daß er Nachts das Schloß verläßt und drüben auf der Schloßfreiheit in ein Haus schleicht. Komm' er einmal mit und seh' er zu, wie man den Jungen erziehen muß."

Ohne ein Wort zu erwiedern, verbeugte sich der bestürzte Graf Finkenstein und wartete, bis der König den Degen umgeschnallt, den reich galonirten Hut auf die große Perrücke gesetzt und das Stockband mit dem prächtigen spanischen Rohre um das Handgelenk gewickelt hatte; dann folgte er dem Könige, der allein und nur von einem Kammerhusaren begleitet, durch die beiden Schloßhöfe eilte. Als Se. Majestät vor

Digitized by Google

der Schloßwache im ersten Hof vorübergingen, rief der Posten vor dem Gewehr: „Heraus!“ und blitzschnell flogen die Soldaten in Reihe und Glied. — Die Griffe wurden mit bewunderungswürdiger Präcision, Kraft und Schnelligkeit ausgeführt, und wohlgefällig musterte der König das echt soldatische Aussehen seiner „Musterhäuser,“ wie er die erste Kompagnie von Briquemault zu nennen pflegte.

„Ich wollte“ rief der König plötzlich, zu Finkenstein gewendet, aus, „der englische General, der Seymour, könnte mal meine Musterhäuser so sehen, wenn sie die Musquete präsentiren.“

Froh, eine Gelegenheit zu haben, des Königs üble Stimmung vielleicht zu ändern, fragte der Graf: „Warum wünschen Eure Majestät gerade dem General Seymour diesen wahrhaft erhebenden Anblick?“

„Weil der Schwadroneur damals bei Malplaquet zu meinen beliebte: Preußen würde in seinem Leben keine ordentliche Armee auf die Beine bringen können. Ich denke aber, ich habe es ihm gezeigt, daß ich es kann, dem hochnasigen Engeländer!“

„Hat er sich eine solche beleidigende Äußerung in Gegenwart Eurer Majestät herausgenommen?“

„Der Henker auch; ich würde so frei gewesen seyn, ihm gleich geantwortet zu haben, und zwar auf gut märkisch. — Nein, es war im Zelt des Generals en chef — und ich durch eine Scheidewand vom Kriegsrathe getrennt. — Mein Vater hatte mich damals hingeschickt; es ist jetzt 19 Jahre her — da kochte mir das Blut; ich gab mir mein kronprinzliches Ehrenwort, den Engländer Lügen zu strafen, und ich denke, ich hab' es als König gehalten!“

„Eure Majestät haben Wunder gethan, das erkennt ganz Europa staunend an.“

„Ja, ja,“ erwiederte der König lächelnd, „und ich wollte, mein Junge hätte nur halb so viel Ehre im Leibe, wie ich damals als Kronprinz — aber der bläs't Flöte und plappert das gotteslästerliche Französisch. — Na, lasse er die Kompagnie nur schultern, Hauptmann Spähn; die Kerle müssen ja den Krampf im Arme unter der schweren Musquete kriegen!“

(Schluß folgt.)

Die großen Anfangsbuchstaben im Deutschen.

Von Andern Gutes benützen, ist Klugheit; das eigene Gute nicht erkennen und für Schlechteres hingeben, ist Thorheit.

Von Einem.

Die großen Anfangsbuchstaben haben im Deutschen die Funktion, die erhöhte Wichtigkeit eines Wortes auszudrücken. Das den Reigen anführende Wort eines neuen Satzgebildes, wie auch die Eigennamen, wurden schon frühzeitig durch einen großen Buchstab ausgezeichnet, welcher Gebrauch sich später — von andern Sprachen abweichend, und dem obigen Zwecke folgend — auf alle Substantive (Hauptwörter) ausdehnte. Der große Buchstab ist aber keineswegs blos ein äußerliches Merkmahl, um die Substantive (Hauptwörter) kenntlicher zu machen und so das Verständniß zu erleichtern; sondern aus dem Gebrauche der großen Buchstaben im Deutschen schaut ein tieferer Geist uns entgegen, den der Fremdländer kaum fassen kann, den nur der Deutsche fühlt, da deutsches Denken ihn geboren hat. Denn darin, daß ein und dasselbe Wort — Substantiv oder Nichtsubstantiv — mit einem großen oder kleinen Buchstab geschrieben werden kann, liegt ein äußerst sinnreiches Darstellungsmittel für oft fein geschiedene Gedankengebilde, welches aber die andern Sprachen entbehren, da sie nicht vermögen, durch Anwendung oder Entziehung des großen Anfangsbuchstaben

Digitized by Google

einem Worte beliebig substantivische Bedeutung zu geben oder zu nehmen. Folgende Beispiele mögen dies anschaulicher machen: Vergleiche: „Thue, was recht ist“ und: „Was Recht ist, kann man fordern; was Pflicht ist, soll man thun“ — „Der Genialste unter den deutschen Dichtern war wohl Goethe“ und: „Der Genialste unter den deutschen Dichtern war vielleicht Klinger“ (= der genialste Mensch unter den deutschen Dichtern u. s. f.) „Das schönste der Kinder ist Fritz“ und: „Das Schönste der Kinder ist ihre Unschuld“ — „Das Glas zersprang von oben nach unten“ und: „Die Glocke soll eine Stimme sein von Oben.“ — „Da ergriff der Sänger von neuem seine Harfe“ und: Er sang von Altem und von Neuem, das geschehen war“ — „Den einen Verdruß sucht man zu verbüten, und hat oft dafür einen andern“ und: „Was Andern Verdruß macht, das soll man vermeiden; aber auch, was andern Verdruß uns selbst macht“ — „Dieweil du bist im Geringsten treu gewesen, sollst du Macht haben über 10 Städte“ und: „Dem andern Knecht half seine Ausrede im Geringsten nichts“ — „Die Zeitungen haben gestern Viel geschrieben“ und: „Der Zeichenmeister hat gestern wieder viel geschrieben“ — „Diese Beispiele zeigen eine Feinheit unserer Sprache, deren sich andere (Sprachen) nicht rühmen können“ und: „eine Feinheit, deren sich Andere (Menschen) nicht rühmen können.“

Obwohl das letzte Beispiel volle Wahrheit ausspricht, so gibt es doch (wer sollte das glauben?) sprachkundige Deutsche, welche sich dieses Vorzuges ihrer Sprache gerne begeben und fremde Unbehülflichkeit dafür eintauschen möchten *). Allerdings unterliegt die Anwendung der großen Anfangsbuchstaben in andern Sprachen z. B. der französischen, einer weit geringeren Schwierigkeit, da hierzu eine einfache mechanische Regel genügt, während der Deutsche noch Geist und Verstand braucht; aber kann dies ein Grund sein, unser Nationalgut nach fremdem Schnitte zu modeln, und — zu verstümmeln? Wahrlich, der Deutsche war nie denkscheu; und wenn es gilt, seine Geisteskräfte anzuwenden und Schönes zu schaffen, und das Geschaffene zu verstehen: so ist er noch stets in seinem Elemente. Wir werden daher unsere Sitte, das Substantiv durch große Buchstaben auszuzeichnen, nicht aufgeben; wir gewinnen da für unsern Geist einen großen Wirkungskreis, da eine Menge Wörter übrig bleiben, die chamäleonartig sich ändern, bald substantivisch sind, bald nicht, deren Bedeutung aber zu erkennen und für das Auge sichtbar zu machen; eben von Interesse und auch oft von sprachlichem Gewichte ist. Freilich sieht der Uneingeweihte hierin ein Schwanken im Gebrauche der großen Anfangsbuchstaben, und hascht vergebens nach einer mechanischen Regel, die ihm als leitender Faden dienen könnte; indeß ist diesem Übel einigermaßen abzuhelfen. Folgende Bemerkungen mögen dem minder Geübten als Anhaltspunkte dienen und ihm einen tiefern Blick in den Gebrauch der großen Buchstaben gewähren.

1. Alle Substantive werden durchgehends mit einem großem Anfangsbuch-

*) Leider muß ich hierzu auch unsern sonst so verdienstvollen Vater Grimm rechnen. Der Verfasser eines sehr gründlich geschriebenen Artikels in der: „Allgemeinen Schulzeitung“ (Jahrg. 1845) mit der Überschrift: „Große Buchstaben bei uneigentlichen Substantiven,“ welchem ich einige der oben angeführten Beispiele entnommen habe, sagt hierüber Folgendes: „Jakob Grimm verwirft mit einem Striche alle großen Anfangsbuchstaben in unserer Sprache, und zieht damit eigentlich blos eine Konsequenz aus seiner Verwerfung des deutschen Alphabets. — — Aber hat nicht jede Generation ihr Recht? und ist nicht das Recht der Lebenden das gültigste? — Wir haben des Römischen ohnehin genug in Deutschland, und anderen Nationen sind wir längst so weit entgegengekommen, daß wir nun erst ein Gleiches von ihnen erwarten dürfen.“

Digitized by Google

staben geschrieben, ausgenommen, wenn sie ihre substantivische (hauptwörtliche) Bedeutung einbüßen, indem sie zu Gliedern von nichtsubstantivischen Zusammensetzungen werden, z. B. eisenfest, paarweise, ringsum, bergab, muthmaßen, stattfinden, gottselig; oder zu Adverbien (Nebenwörtern), z. B. anfangs, flugs, zeitlebens, licht; oder zu Präpositionen (Vorwörtern), z. B. behufs, kraft, laut, zufolge, inmitten; oder zu Konjunktionen (Bindewörtern), z. B. falls, theils.

2. Die Pronomen (Fürwörter), wenn sie anstatt eines Substantivs stehen (z. B. ich, er, sie, welcher, wer) und nicht bei einem Substantive (z. B. mein Vater, dieses Kleid, derselbe Mann, welche Frau) haben zwar eine substantivische Bedeutung; allein da sie eben dazu bestimmt sind, die Wiederholung des nämlichen Begriffes minder auffallend zu machen, so dürfen sie nicht durch einen großen Buchstab hervorgehoben werden. Ausgenommen sind nur die unbestimmten Pronomen Jemand, Niemand und Jedermann, da sie nicht eigentlich ein Substantiv vertreten, sondern dasselbe sogar in sich enthalten (je ein Mann, nie ein Mann, jeder Mann).

3. Die unbestimmten Zahlwörter etwas, nichts, alles, vieles, manches, u. dgl. erhalten in substantivischer Bedeutung einen großen Buchstab. Vergleiche: „Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen," „Dieser Knabe weiß Nichts." „Dieser Balsam hilft nichts (= nicht);" „Er hat Vieles gelernt, aber Manches wieder vergessen; Einiges jedoch hat er vortrefflich behalten." „Brot, mit etwas Butter und einigen Kartoffeln übertrifft an Wohlgeschmack manche Speise." „Mit diesem Gesetze waren Alle zufrieden." „Mit diesem Bescheide waren die Bittsteller alle (= alle Bittsteller) zufrieden." Ebenso ist es auch mit den bestimmenden Zahlwörtern, z. B. „dreitausend fünfhundert vier und sechzig Gulden" „Er verschwendet Hunderte," „Er erbte einige Tausende," „Der Fürst fährt mit Sechsen."

4. Die Adjektive (Eigenschaftswörter), wenn sie eine substantivische Bedeutung haben, erhalten ebenfalls einen großen Buchstab z. B. „Gutes," „Böses," „das Grün," „das Weiß," „Jung und Alt, Groß und Klein zog den Kommenden entgegen." — Wenn sie sich jedoch auf ein ausdrücklich gesetztes Substantiv beziehen, dann sind sie selbst nicht substantivisch, und daher der Hervorhebung verlustig, z. B. „Der edelste der Menschen;" „Von diesen Bäumen sollen die minder fruchtbaren umgehauen werden."

(Schluß folgt.)

Die Villa des Selbstmordes.

Als im Jahre 1834 die Zahl der Selbstmorde in Frankreich, besonders aber in Paris, auf eine grauenerregende Weise sich vervielfältigt hatten, gab diese so beweinenswerthe, so trostlose, so düstere Manie, welche in so grellem Gegensatze mit der Moral, der Religion und dem Staatswohle steht, einem Journalisten Anlaß zu einem possenhaft beißenden Artikel, der durch seine herbe Lustigkeit im Stande ist, einen Augenblick lang die traurigen, sich bei einem solchen Gegenstande unwillkürlich aufdrängenden Betrachtungen in den Hintergrund treten zu lassen. Wir entnehmen ihm folgende Stellen:

„Der Selbstmord ist unter die ansteckenden Krankheiten erhoben und von den Physiologen, die ihm diesen Charakter zuerkannt haben, als eine Geißel der Menschheit, der Cholera gleich, erklärt worden. Binnen Kurzem wird diese neue Seuche so viele Opfer gefordert haben, als der asiatische schlimme Gast; denn die Ärzte haben, trotz der Erkenntniß des Übels, das Heilmittel gegen dieselbe noch nicht aufgefunden.

Digitized by Google

Die Heilkunst ist auch hier, wie gewöhnlich, beredt in der mündlichen Abhandlung, aber mit der Heilung nimmt sie es eben nicht so genau; sie erregt unsere Bewunderung in der Theorie, läßt uns aber in der Praxis ruhig sterben.

Der ansteckende Selbstmord hat ganz Frankreich ergriffen; von Paris ausgehend hat er sich in die Provinzen verbreitet. Jeden Tag geben die Zeitblätter die Zahl der Todten, die in steigender Proportion zunimmt. Er erscheint unter allen Formen und nimmt die verschiedenartigsten Gestalten an. Wir haben einen einfachen und einen doppelten Selbstmord; Selbstmord in Prosa und in Versen; die Kunst, die sich überall geltend zu machen weiß, hat sich auch des Selbstmords bemächtigt und ihn auf alle mögliche Weise verführerisch herausgeschmückt, so daß die Jugend sich demselben mit allem Ungestüm ihrer alles vergoldenden Einbildungskraft in die Arme wirft.

Nachdem aber der Selbstmord sich dergestalt in unsere Sitten eingedrängt hat, daß er aller Versuche spottet, ihn auszurotten, so scheint es mindestens sehr angemessen, ihm wenigstens so viel als möglich all das Abschreckende und Furchtbare zu rauben, das in seiner Begleitung ist. Es ist eine Pflicht der erleuchteten Menschenliebe, auch in den Selbstmord so viel Annehmlichkeit als möglich zu bringen. Alle Jene, die ihrem Daseyn durch den Selbstmord entsagen und mit Willen aus der Welt scheiden, verlangen meistentheils nichts mehr, als dies, auf die angenehmste Weise, nach sorgfältiger Wahl der Mittel und in der festen Überzeugung zu thun, daß nach ihrem Tode, ihre irdischen Überreste keinen Schimpf zu erdulden haben werden.

Warum sollte also in Paris, wo alle Leidenschaften, alle Laster, alle Wollüste ihre Tempel haben, nicht auch der Selbstmord den seinigen erhalten? Warum sollten nicht menschenfreundliche, unternehmungslustige Leute eine anständige Anstalt begründen wollen, welche für das Tivoli des freiwilligen Todes gelten könnte: eine Villa des Selbstmordes?

Dies Lusthaus mag an einer der äußersten Gränzen der Hauptstadt gelegen seyn. Alle des Lebens überdrüssige und dasselbe wegzuwerfen entschlossene Personen werden dort den Selbstmord unter allen Formen, ausgeschmückt mit Allem finden, was demselben die ihn sonst begleitenden Schrecken benehmen kann. Der häufige Zuspruch der dieser Anstalt sich Bedienenden wird es möglich machen, von denselben nur einen kleinen Beitrag in Anspruch zu nehmen; denn die Möglichkeit des Selbstmordes muß den Vermögensumständen aller Stände geboten werden.

Schwarz gekleidete Diener werden die Ankömmlinge empfangen und sie in die Anstalt einführen, um ihnen die sämmtlichen Örtlichkeiten zur beliebigen Auswahl frei zu stellen.

Im Garten wird ein Kanal, tief und mit klarem Wasser gefüllt sich zeigen, geeignet, in seine Silberfluten alle Jene aufzunehmen, die ihm die Sorge für ihren Tod überlassen wollen. Mehre schweizer- und chinesische Brücken, zur Verfügung verzweifelter Taucher bereit stehend, führen über denselben.

Elegante Pavillons erwarten Jene, welche es vorziehen, wie Werther zu enden, zu welchem Behufe Pistolen von den besten Meistern sich da vorfinden.

Sollte Jemand wünschen, seinem Leben durch einen Sturz ein Ende zu machen, so findet er eine herrliche Fernsicht, zwanzig Klafter über den Boden erhöht, auf dem ein blühender Rasen seine Wohlgerüche spendet. (Ein Pflaster von cararischem Marmor dürfte vielleicht an Schönheit dem Rasen vorzuziehen seyn, zugleich aber seinen Zweck schneller und sicherer erfüllen).

Digitized by Google

Im Innern des Gebäudes werden wohlverwahrte, gutschließende Gemächer, mit einem guten Bette, auch Kohlenbecken versehen, für Jene vorhanden seyn, welche das letzte Kapitel ihres Lebensromans den Kohlendämpfen anzuvertrauen wünschen.

In den Sälen findet man stechende und schneidende Waffen, wie auch kräftige seidene, am Plafond befestigte Schnüre für Diejenigen, welche entschlossen sind, ihre Lebenstage in einer zwischen Himmel und Erde schwebenden Lage zu beschließen.

In der Bibliothek sind die Werke der Herren N. N . . . . . sorgfältig geordnet, zum Besten Derjenigen, die sich durch Langeweile tödten wollen.

Badesäle werden Jenen offen stehen, welche im Bade mit geöffneten Adern, wie Seneka, ihr Leben verhauchen wollen. Wer aber, wie Sokrates, zu enden vorzieht, findet Schierlingssaft in Kelchen von Gold und Gläsern von Kristall; oder es wird ihnen das Gift in einem nahrhaften Gastmahle, dessen Bestandtheile sie nach der Karte wählen können, gereicht werden.

Wer wird es in Abrede stellen, daß es höchst angenehm seyn muß, so fern von jedem Geräusche und jeder Störung sein Leben enden; den Tod unter den glänzenden Hallen eines großartigen Palastes wählen zu können und in den letzten Lebensstunden tiefe Stille, Grabesverschwiegenheit und achtungsvolle Behandlung zu finden.

Man wird sorgfältig darauf bedacht seyn, bei jedem Todeswerkzeuge, in jedem Gemache, alle Schreibmaterialien in Bereitschaft zu halten, damit Jeder letztwillig zu verfügen im Stande sey; selbst ein Reimlexikon wird vorhanden seyn für jene, welche, nach der Mode des Tages, der Welt ihr Lebewohl in gereimten Versen sagen wollen.

Was aber die Anstalt am Besten in ihrem tröstenden menschenfreundlichen und wahrhaft philosophischen Lichte zeigen wird, ist, daß man in den Gemächern und den Gärten dieses Tivoli, um die letzten Augenblicke der Todesliebhaber zu versüßen, mit den Todeswerkzeugen Alles vereinigt finden wird, was die Freude des menschlichen Lebens macht; Blumen, Frauen, süße Melodien, ausgesuchte Weine, Meisterstücke der Kunst, und alle Reize des Luxus. Leicht möglich, daß Mancher, der mit Todesgedanken in diese verführerischen Hallen eingetreten, durch die lachende Außenseite und die einladenden Bequemlichkeiten zu einem bessern Gefühle aufgestachelt, aus demselben wohlbehalten, zufriedenes Lächeln auf den Lippen, mit getröstetem, beruhigtem Gemüthe, und dem Wunsch im Herzen, daß der Himmel seine Tage noch lange fristen möge, wieder heraustreten wird."

E. A.

Ueber die neuere Orthographie.

Daß die Sucht, an dem Gemeingute einer ganzen Nation — über das sich nach allen Begriffen von Recht und Billigkeit kein Einzelner ausschließende Rechte anmaßen darf und an welchem Veränderungen, selbst wenn sie augenfällig als Verbesserungen anerkannt werden müßten, nur unter Zustimmung aller oder doch der meisten Gemeindeglieder vorgenommen werden dürften — daß die Sucht, sage ich, an dem heiligsten Palladium derselben, an der Sprache, zu mäkeln und zu kannegießern, nicht blos uns Deutschen eigen sey — wo jeder Flaumbart, der von dem Ursprung, dem Bau, der Fortgestaltung der Sprache kaum den entferntesten Begriff hat, sich erdreistet, an ihr zu meistern und dergestalt herumzuarbeiten, daß selbst der Sprachgenosse Mühe hat, aus der Verballhornung den wahren Sinn herauszufinden — zeigt folgende Stelle, die Gabriel Peignot in seinem **Livre de singularités** zum Besten gibt:

Sie lautet folgendermaßen: Possierlicher Brief über einen Vorschlag zur Verbesserung der (französischen) Orthographie.

Digitized by Google

Im Jahre 1829 hatte ein Schriftsteller, welcher in der That ausgebreitete grammatikalische Kenntnisse besaß, einen Plan zur Verbesserung der gegenwärtigen französischen Orthographie vorgeschlagen. Ohne Zweifel hatte er die Nutzlosigkeit aller bereits früher gemachten Versuche dieser Art nicht erwogen; eben so wenig die Unzahl der Werke gekannt, die seit dem sechzehnten Jahrhundert bis heute über diese Umstaltung geschrieben wurden, die keinen andern Zweck verfolgt, als: so zu schreiben, wie man spricht; oder mit andern Worten: an die Stelle der Orthographie der Akademie jene der Köchinnen zu setzen, und uns alle wieder zu A B C-Schülern zu machen.

Und da er, trotz aller ihm gemachten gründlichen Einwendungen, standhaft auf seinem Vorschlage beharrte und sogar etwas in dieser Beziehung veröffentlichte, so richtete ein Spaßvogel, unter dem Namen des Akademikers Andrieux einen Brief an ihn, der genau nach den vom Verbesserer angegebenen Plane geschrieben, dessen ganze Lächerlichkeit genügend aufdeckt. Wenn diese Verbesserung allgemein angenommen wäre; würde die französische Sprache zu erkennen seyn, nachdem aus derselben jeder grammatische Grundsatz, jede Spur der Wortforschung verschwunden wäre? Und worin, außer dadurch, daß uns Deutschen ähnliche Vorschläge viel häufiger gemacht und mit viel größerer Keckheit in's wirkliche Leben aufgedrungen werden, dadurch aber die Regelwidrigkeit, die Abgeschmacktheit und Sinnlosigkeit minder auffallend geworden ist, worin unterscheiden sich die Versuche unserer Kunstjünger, unserer Neuerer, wie Ludwig Eckart und Consorten, von diesem Franzosen? Würden sie aber auch wir diesen Anmuthungen mit eben solcher Festigkeit, wie sie? Haben sich nicht einige derselben, doch — so widersprechend sie auch den Regeln sind — Geltung zu verschaffen gewußt und Aufnahme gefunden? ist es nicht bereits so weit gekommen, daß die Werke unserer Coriphäen, in zwei verschiedenen: Offizinen gedruckt, je nach der Laune des Korrektors derselben abgeändert, durchaus nicht mehr dieselben sind, und verschiedene Lesearten, blos der verschiedenen Orthographie entstammend, darbieten, daß die wahre Leseart kaum mehr zu ermitteln ist? Sind wir nicht bereits auf den Punkt gelangt, daß der Setzer eines neuen Werkes, ehe er seine Arbeit beginnt, sich vorerst in die Schreibart desselben einstudiren, oder den Verfasser ersuchen muß, ihm ein Schema seiner Schreibweise zu geben? Thäte es nicht noth, da ja selbst keines der neueren Wörterbücher unserer Sprache mit dem andern übereinstimmt, zum Besten der Ausländer, die unsere Klassiker in der Ursprache lesen wollen, jeder Auflage dieser Klassiker ein eigenes Wörterbuch beizugeben, weil der, mit der Sprache nicht von Geburt aus Vertraute, manches durch unsere neuere Orthographie gerabbrechte Wort — und deren ist wahrlich eine Legion — in einem andern Wörterbuche schwerlich aufzufinden vermöchte?

Wir schließen diese Bemerkungen und Fragen mit dem sehr richtigen Ausspruche des scharfsinnigen französischen Gelehrten, Charles Nodier: Eine ähnliche Sprachveränderung vorschlagen, kann nur das Werk eines eben so hochmüthigen und eingebildeten als oberflächlichen Geistes seyn, dessen Wissen jeder Reise, dessen Gesichtskreis jeden Umfangs entbehrt.

S. A.

Auflösung der Homonyme in Nr. 36. S. 288: Fluß, Floß.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 38. Mittwoch den 8. März. **1848.**

Welt

Theater. (Theater an der Wien.) Als Faschingsspaß ward am 5. d. M. zum ersten Mal auf diesem Theater Hopp's Posse: „Die Landpartie nach Baden" gegeben. Den magern Inhalt dieses leichten dramatischen Werkes haben wir bei der Aufführung im Josephstädter Theater erzählt. Auf dieser Bühne, deren Kräfte für Lustspiel und Posse immer anziehender vortreten, war es die treffliche Aufführung, welche dem tollen Fastnachtspasse die Gunst des Publikums in solchem Grade erwarb, daß selbst der Verfasser gerufen wurde. Das Talent der Mad. Klimetsch in karikirten Frauenrollen zeigte sich diesmal wieder von der überraschendsten Seite; Herr Treumann, als geckenhafter Lion, war abermals köstlich — die Wahl des Kostüms und die Auffassung seiner Rolle gleich sinnig, das Spiel voll Leben und Humor; Herr Rott, unvergleichlich in der derben und niederen Komik, mit welcher er den „Hausmeister Rochus" zum Lebensbilde gestaltete; Herr Podesta in der Darstellung seiner Judenrollen so lebenstreu, wie einst einer der größten Künstler des Burgtheaters: Kostenoble, es gewesen; Mad. Beckmann, als böhmische Köchin, eine gewiß heitere Erscheinung, ein seltenes Talent in Spiel und Gesang! Und zu diesen wahrhaften Künstlern im Reiche des Komus, so unendlich verschieden in den Nuancen des Spaßigen, Heiteren, Lächerlichen: wahre Edelsteine des komischen Bühnenspiels, hätten wir noch manchen braven tüchtigen Schauspieler, wie die anmuthige Villata, den denkenden Braunmüller, den verwendbaren Zöllner, zu nennen. Genug, eine Darstellung von so tüchtigen Kräften, und wäre sie selbst die eines schwächeren Werkes, muß am Ende gefallen! E.

Henri Litolffs zweites Konzert, am 5. März im Musikvereinssaale. Wieder erschien dieser Pianist in seinen Vorträgen ein eben so ausgezeichneter Virtuose, als Komponist, den wahre Kunstweihe beseelt. Seine „Zweite Konzert-Symphonie" (H-moll) für das Pianoforte, dann das Symphonie-Konzert für Violine, vor Allem aber seine Symphonie „Nationale hollandaise" für Pianoforte — alle drei mit Orchesterbegleitung — sind gediegen, großes Talent offenbarende Tonstücke. Von der letzteren Piece gab er diesmal nur das Scherzo, ein originelles, allerliebstes Stückchen voll Melodie, zum Besten, das wiederholt werden mußte. Das Violinkonzert, worin besonders das Rondo von bezaubernder Wirkung, spielte der Virtuose Heinrich Léonard mit vieler Eleganz und glücklicher Überwindung der ungeheuren, in demselben aufgehäuften Schwierigkeiten. — Auch als einen wackern Beethovenspieler zeigte sich diesmal Herr Litolff; er erntete mit dem Vortrage der, „auf Verlangen" gespielten Cis-moll-Sonate des großen Meisters gerechte Anerkennung. — Frau Jenny Lutzer hatte die Ausfüllung der Zwischennummer übernommen. Die berühmte Sängerin trug Schubert's „Junge Nonne" vor; hierauf mehrmal

Digitized by Google

gerufen, sang sie mit jener Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, die auch zu den Vorzügen dieser Künstlerin gehören, ein italienisches Volkslied, mit hinreißender Schalkhaftigkeit in herrlichen Trillertönen, wie sie eine Lerche unter Gottes blauem Himmel nur im Mai zu singen vermag. Nach neuem oftmaligem Vorrufe wiederholte die liebenswürdige Sängerin auch dieses Liedchen noch! — Der Besuch eines so genußreichen Konzertes war sehr zahlreich und gewählt; die Versammlung von dem Gebotenen aber so zufriedengestellt, daß Herr Litolff in der Residenz sich noch mehrmals produziren und kein Freund wahrer Kunstgenüsse das herrliche Spiel sowohl als die gediegenen Kompositionen dieses Virtuosen zu hören verabsäumen sollte. Walter.

Karnevals Ende. Wiewohl diese Zeit der Lustbarkeit und Thorheit heuer etwas lange dauerte, machte sich doch der Druck der Zeit und die Bedenklichkeit mancher Verhältnisse dem öffentlichen Leben sehr fühlbar. Aufwand in Bällen, wie er sonst in den Kreisen des Adels, des Kaufmanns- und Bürgerstandes den Fremden in Erstaunen setzte, war heuer nicht zu finden.

Unter den öffentlichen Ballorten schlossen im Ganzen nur Zwei günstige Rechnungen ab: das viel besuchte Elysium und der elegante Sophienbadsaal. Von den letzten Festen desselben haben wir des „Ungarischen Nationalballs“ (am 5. März) zu erwähnen. Er war von vielen edlen Ungarn und nicht minder edlen Deutschen besucht, die auf das herzlichste fraternisirten. Die Tänze waren unter des k. k. Hofball-Musikdirektors Strauß lieblicher Musik sehr belebt. E.

Ein Bild aus Berlin's Nächten.

(Schluß.)

An den Hut fassend, ging der König vorüber und durch das Portal Nr. 4 auf die Schloßfreiheit zu, wo der Heiducke vor dem Hause Nr. 9 stand und seinen Gebieter erwartete. Eben schlenderte ein Mann vom Lustgarten her am Hause vorüber und sah verwundernd den goldbetreßten Heiducken an, als der König auf ihn zuging und heftig fragte: „Wer ist er? was treibt er sich hier herum? wo wohnt er?“

Bestürzt antwortete der Gefragte, den Hut herabreißend: „Ich bin der Glasermeister Lehnhart, aus der Brüderstraße.“

„Ein infamer Schlingel ist er! was geht er müßig herum, kann er nicht zu Hause bleiben und arbeiten?“

„Ich habe keine Arbeit, Majestät! und wollte nun nach einem kummervollen Tage ein wenig Luft schöpfen; denn bei Tage kann ich nicht ausgehen, weil ich keinen Rock unter dem Mantel habe.“

„So, so! Na, das ist ja noch hübscher! Wenn er keine Arbeit hat, so hätte er an mich schreiben sollen, ich hätte ihm welche gegeben. Da komme er mal her, hole er sich sein Arbeitszeug, und arbeite er; ich kann das Müßiggehen nicht leiden.“ Bei diesen Worten schlug der König mit seinem großen Rohrstock die Parterre-Fenster des Hauses in Stücken, in welches der Heiducke den Kronprinzen hatte gehen sehen, und zeigte dann auf die am Boden liegenden Scherben. „Da, da hat er Arbeit, arbeite er; aber lasse er sich nicht noch einmal von mir müßig betreffen, sonst geht es ihm übel.“

Der Heiducke klingelte auf einen Wink des Königs und machte ehrerbietig Platz, als die Thüre von einem Hausknechte geöffnet wurde, der die Augen weit aufriß, als er die galonirten Hüte eintreten sah.

„Wer ist der Wirth dieses Hauses?“

„Der Buchhändler Spener, Herr General!“ antwortete mit weit offenem Munde der Gefragte.

Digitized by Google

„Hat sich was General! ich bin der König; zeig' er mir den Weg zum Kronprinzen königliche Hoheit. Er ist hier im Hause; mache er keine Flausen!"

Stumm und zitternd führte der Überraschte die Eingetretenen eine Treppe hinauf bis vor eine Thüre, aus der man lebhaftes Gespräch hörte.

„En effet, ein vortreffliches Blatt, der Mercure de france, welche persuadirende Expressionen — welche witzige Impromptus."

„Allerdings! Eure königliche Hoheit müssen aber auch die große Anzahl von Mitarbeitern berechnen, die das Blatt fast in ganz Europa hat."

„Wenn ich doch hier bei uns eine ähnliche Zeitung etabliren könnte; Ich gebe etwas darum! — Könnte Er das nicht, Spener?"

„Wenn ich ein Privilegium hätte, Eure königliche Hoheit, würde ich mich wohl dazu entschließen können; aber es ist sehr schwer, ja fast unmöglich, ein solches Privilegium in der jetzigen Zeit zu erhalten."

„Freilich, der König, mein Vater, ist sehr streng — —"

„Ja, das ist er, Herr Sohn, königliche Hoheit!" unterbrach hier der hereintretende König das Gespräch. „Was treibst du denn hier, Fritze?"

Die Antwort blieb der Kronprinz schuldig; aber ein prüfender Blick des Königs auf das Zimmer, in dem er sich jetzt befand, belehrte ihn über das, was sein Sohn hier suchte und fand. In Wandschränken stand eine Bibliothek ausgesuchter französischer Werke — auf dem Tisch in der Mitte lagen die neuesten Blätter des Mercure de france, eine damals sehr beliebte Zeitschrift, und Morery's Dictionnaire historique stand aufgeschlagen auf einem Lesepulte am hellodernden Kamin. In einem Polstersessel, zunächst diesem Pulte, hatte der Kronprinz, in der Uniform des Ruppiner-Infanterie-Regimentes, beim Eintritt seines Vaters gesessen, die Flöte in der Hand, und so das Vorlesen des Lieutenants von Katt aus der Zeitung mit angehört. Der Buchhändler Spener war beschäftigt, ein Kupferwerk über die französischen Garden der sogenannten Maison militaire du Roi wieder zu ordnen, nachdem es durch ein genaues Besehen und Vergleichen in Unordnung gekommen war. Bestürzt sah Alles auf den König.

„Was macht er hier?" frage ich noch einmal, „hoffentlich zum letzten Male."

„Ich habe das militärische Werk über die Garden studirt, Eure Majestät!" antwortete der Prinz.

„So, seh' er einmal! Hätt' er es mir nicht sagen können? ich hab' es ja auch; aber das sind Flausen; die Flöte hat er wieder geblasen — kann er denn das eckelige Gequicke gar nicht lassen?"

„Um Eure Majestät nicht zu stören, übe ich mich nicht im Schlosse, da ich weiß, daß Eure Majestät die Flöte nicht zu goutiren geruhen."

„Ist er der Buchhändler Spener?"

„Ja, Eure Majestät."

„Es ist sein Glück, daß ich meinen Jungen, den Fritz da, nicht beim Soff oder gar bei etwas Schlimmern in seinem Hause gefunden, sonst hätte ich garstig ausgefegt mit ihm. — Das französische Lappalienzeug braucht er ihm aber auch nicht zuzustecken. — Er hat wichtige Sachen zu studiren: Cameralia und das Exerzier-Reglement. — Finkenstein, sehe er künftig besser darauf!"

Ein tiefes Kompliment vom Grafen von Finkenstein und dem Buchhändler Spener antworteten dem König.

„Ist Er der Lieutenant von Katt?"

„Zu Befehl, Eure Majestät."

Digitized by Google

„Na, so scheer' er sich auf 48 Stunden in die Schloßwache, was hat er hier zu suchen?"

„Seine königliche Hoheit haben mir zu befehlen geruhet, Höchstdieselben zu begleiten."

„So! — Na, so scheer' er sich auch auf die Schloßwache, Herr Sohn! — Er hat meinem Lieutenant noch nichts zu befehlen. — Versteht er?"

„Zu Befehl, Eure Majestät!" antwortete in militärischer Haltung der Kronprinz.

„Und, was so eine Zeitung, wie den Mercure de france da betrifft, so merke er es sich, Spener, so lange ich lebe, kriegt er das Privilegium nicht darauf. — Guten Abend!"

Der König ging. Ehe der Kronprinz ihm folgte, drückte er dankbar dem verlegenen Spener die Hand und flüsterte ihm zu: „Wenn ich einmal zur Regierung komme, so kriegt er das Privilegium." L. Schneider.

Die großen Anfangsbuchstaben im Deutschen.

(Schluß.)

In folgenden Beispielen bezeichnet die verschiedene Anwendung von großen oder kleinen Buchstaben zarte Unterschiede: „Die Griechen waren ein sehr verständiges Volk; doch der **weiseste** (Grieche) war Sokrates" oder: „Doch der **Weiseste** (Mensch) war Sokrates" — „Laban gab von seinen zwei Töchtern dem Jakob die **ältere** statt der **jüngeren**, indem er sich damit entschuldigte, es sey gegen die Landessitte, die **jüngere** (seiner Töchter) vor der **ältern** zu verheirathen" oder: die **Jüngere** (von den Mädchen überhaupt) vor der **Älteren** zu verheirathen" — „Sprechen Sie von Mendelssohn, dem **musikalischen**? (der Mendelssohne)" oder: „Sprechen Sie von Mendelssohn, dem **Musikalischen**? (= dem in der Musik berühmten Manne.)" — Hieraus wird klar, warum die den Monarchen in der Geschichte beigelegten Epitheta mit großen Buchstaben geschrieben werden, z. B. „Peter der **Große**" „Karl der **Kühne**" „Heinrich der **Stolze**;" denn diese Adjektive beziehen sich nicht auf den vorstehenden Namen, sondern auf „Mensch" oder „Monarch" (der große Monarch oder Mensch, nicht der große Peter). Selbst bei Ordnungszahlen ist dies der Fall; und „Leopold der Zweite" z. B. heißt: „Leopold, der zweite Monarch dieses Namens." Die Ausdehnung des Gebrauches der großen Buchstaben auf Ausdrücke, wie: „die Deutsche Sprache," „die **Schönen** Künste," „die Doppelte Buchhaltung," „die Spanische Wolle," ist dem Geiste der Sprache zuwider, und daher fehlerhaft. Ebenso haben Schreibeweisen, wie: **prager** Universität, **leipziger** Lerchen, ein **wiener** Fiaker die Üblichkeit noch nicht errungen, weil hinwieder die substantivische Bedeutung in den Wörtern: prager, leipziger u. s. f. und nicht die adjektivische vorherrscht. Man schreibt daher: „Prager Universität", „Leipziger Lerchen," „Wiener Fiaker."

5. Der voranstehende Artikel (Geschlechtswort) oder eine Präposition (Vorwort) ist noch kein Beweis, daß ein Wort substantivische Bedeutung habe. Man schreibt z. B. ganz recht: „das **Aber**," „ein deutliches **Ja**," „das **Tanzen**," zum **Lernen**," „im **Englischen**;" aber nicht: „am **Besten** singen," mit **Ehestem** kommen," „zu **Lernen** haben," aufs **Schönste** grüßen." — In zweifelhaften Fällen entscheidet hier am besten das Befragen (die Fragen: wie? wann? wo? entscheiden fast immer für einen kleinen Anfangsbuchstab) oder Vertauschen mit einem Worte ähnlicher Bedeutung

Digitized by Google

z. B. „Er machte Licht (was?) im Zimmer“ „Er machte das Zimmer licht (wie?) „Es hat Eins geschlagen (was?)“ „Er ist mit seinem Freunde eins geworden (wie?)“ „die Post wird mit ehestem anlangen (wann?)“; „Ein Geschäftsmann hat gern Schwarz auf Weiß (= eine Urkunde)“; „das Anerbieten ist schön; aber ich wünschte es schwarz auf weiß zu haben (= schriftlich)“; „Er hat sich ein Paar Tauben gekauft (Männchen und Weibchen)“; „Wir bleiben ein paar Tage (einige, etliche Tage) auf dem Lande.“ „Er hat mir Etwas (ein Ding) gegeben, was ich nicht kannte“; „Er hat mir von dem Weine etwas (nicht viel) eingeschenkt.“

6. Wenn zwei Wörter neben einander vorkommen, auf welchen beiden der Substantivbegriff haftet, so wird das zweite mit einem großen Buchstab geschrieben, weil der Sprechende auf dieses gewöhnlich einen höhern logischen Werth legt. Dies prägt sich im Sprechen auch durch die Betonung aus z. B. „viel Gutes“ „nichts Anderes“ „etwas Schönes“ „manches Unangenehme.“ — Es können auch beide Wörter große Anfangsbuchstaben erhalten, besonders wenn das zweite ein Beisatz (Apposition) zum ersten ist z. B. „Er hat mir Vieles, Unangenehmes, erzählt“; „Es wurden Alle, Schuldige und Unschuldige, verhaftet“; „Er hat Einiges und zwar Wichtiges vergessen.“ — Fällt der Redeton auf das erste Wort: so wird dieses im Manuskripte unterstrichen, im Drucke aber durch gesperrte Schrift hervorgehoben, ohne einen großen Buchstab zu erhalten, z. B. „viel Gutes,“ „alles Andere,“ etwas Erfreuliches.“ — Durch die Verbindung dieser Hülfsmittel können wieder manche feine Sinnunterschiede kenntlich gemacht werden, z. B. „Er hat mir Vieles, Unangenehmes, erzählt“ (verstehe: Alles Erzählte war unangenehm); „Er hat mir viel Unangenehmes erzählt (verstehe: Es war auch Angenehmes darunter); „Er hat mir viel Unangenehmes erzählt“ (halte es nicht etwa für wenig!)

7. Die Fürwörter Jemand und Niemand verlieren als erstes Wort in dem so eben angeführten Falle den großen Anfangsbuchstab z. B. „Dies kann niemand Anderer gethan haben, als du“; „Es war jemand Lärmender an der Thür“ (= kein Anderer, ein Lärmender) — Ebenso kann das Wort alles, wenn ein anderes Wort mit substantivischer Bedeutung vor dasselbe tritt, nicht mehr den großen Buchstab behalten z. B. „Er hat Alles vergessen;“ aber: „Er hat das alles vergessen“; „Er hat das Gelernte alles vergessen.“ Denn das Wort „alles“ ist hier nur versetzt. Es sollte eigentlich stehen: „Er hat alles das vergessen“ „Er hat alles Gelernte vergessen.“ Durch Schreibeweisen wie: „das Alles“; „dieses Alles“ würde ein „Alles“ von einem andern „Alles“ unterschieden werden, und in den Wörtern das oder dieses ein Substantivbegriff nicht mehr liegen z. B. „Er hat mir Alles gegeben; aber dies Alles war zu wenig.“ Ein zweiter hat mir nur etwas gegeben; aber dies Etwas war mehr, als das erste Alles.“

8. Das betonte, „ein“ (Zahlwort oder Adjektiv) sollte nur dann einen großen Buchstab erhalten, wenn es zugleich eine substantivische Bedeutung hat, sonst aber nur durch Unterstreichen, oder im Drucke durch gesperrte Schrift von dem unbetonten Artikel ein unterschieden werden z. B „Du sollst nur an einen Gott glauben.“ „Er hat das eine Wort mißverstanden, das andere jedoch aufgefaßt.“ „Was Einer gut macht, verdirbt der Andere.“ „In unserer schweren Zeit thut Eines noth, und das ist Einhelligkeit.“ — Als Fürwort, wo es als Dativ (3. Endung) oder Akkusativ (4. Endung) von „man“ auftritt, und übrigens nicht betont wird, erhält es ebenfalls einen großen Buchstab z. B. „Man muß sich sogleich bessern; wenn Einen die Noth dazu zwingt, dann ist es meistens zu spät“; „Man spräche

Digitized by Google

gern mit ihr; aber sie kann Einem ja keine vernünftige Antwort geben"; „Es thut Einem weh, ihn tadeln zu müssen."

Aus diesen Erörterungen geht hervor, daß die deutsche Sprache nicht eigentlich die Substantive durch große Anfangsbuchstaben auszeichnet und hervorhebt, sondern alle diejenigen Wörter (ob Substantive oder Nichtsubstantive), an welchen der Begriff einer Person oder Sache haftet. In dieser Bemerkung liegt der leitende Faden für die Anwendung der großen Anfangsbuchstaben im Deutschen; und wer ihn nach dem Geiste der Sprache erfaßt hat, wird die großen Buchstaben zu jeder Zeit, und ohne viele Schwierigkeit anwenden können, und den Schriftgebrauch in dieser Beziehung nicht mehr so schwankend finden.

Franz Xav. Lang.

Ueber die Namen.

Die Namengebung war, ist und wird jederzeit die nützlichste, unerläßlichste, zur Richtung und Erleuchtung des gesellschaftlichen Fortschrittes geeignetste Sache bei allen Völkern seyn.

Aber die Eigennamen und überhaupt alle Wörter hängen, sowohl in der Bildung als in der Form und Aussprache, von der Sprache und der Mundart ab, die sich ihrer bedient; und Gott weiß, wie viele, einer von der andern abstammend, einander auf der Erde seit dem babylonischen Thurmbau nachgefolgt sind, bis sie zu dem ungeheuren und dennoch unvollständigen Register angewachsen, das der gelehrte Balbi in seinem ethnographischen Atlas im Jahre 1826 herausgegeben hat; trotz dem, daß viele derselben ganz spurlos verschwunden oder nur dunkle Erinnerung zurückgelassen haben.

Man wird immer nur sehr ungewisse Angaben über die Zahl der Sprachen haben, weil sie einen zu weiten und an seinen unermeßlichen Enden zu wenig gekannten Horizont umschließen, als daß die Wissenschaft ihn in seinem ganzen Umfange erfassen könnte. Auch ist die Geschichte der Sprachen, trotz der Thätigkeit und der ausgedehntesten Forschungen eines Hervas, Pallas, *) Adelung, Balbi u. s. w., noch nicht

*) Bei Erwähnung dieses Namens möge hier auch folgende Anekdote ihre Stelle finden, welche gewiß selbst vielen Bücherliebhabern unbekannt seyn dürfte: Von dem, nach dem Plane und unter den Augen der Czarin Katharina II. von Rußland durch mehre Gelehrten herausgegebenen und von Pallas redigirtem Werke: „Linguarum totius orbis vocabularia comparativa, augustissimae (Catharinae II.) cura collecta, A. P. S. Pallas digesta 2 Voll. in 4. Petropoli 1789" ward eines der wenigen vorhandenen Exemplare vor einigen Jahren in Paris verkauft, in dessen erstem Bande sich von Klaproth's Hand folgende Notiz befand: Dies Polyglotten-Werk war im Drucke bereits vollständig zu Ende gediehen, als sich die Kaiserin entschloß, daßselbe, ehe es der Öffentlichkeit übergeben wurde, früher der Prüfung und Würdigung der berühmtesten Gelehrten Europas zu unterwerfen und in der That mehren von diesen ein Exemplar übersandte, von jedem derselben seine Ansichten, Bemerkungen und Urtheil heischend. Auf diese Weise kam beiläufig ein Dutzend von Exemplaren nach Europa. Die Bemängelungen blieben nicht aus, kamen im Gegentheile der Kaiserin in solcher Fülle zu, daß deren schriftstellerische Eitelkeit sich nicht wenig verletzt fühlte; weßhalb sie die gänzliche Unterdrückung des Werkes anbefahl. Es wurde demnach der überreichliche Vorrath der ganzen Auflage in Ballen verpackt und unter das Dach eines ihrer Paläste verwiesen, wo sie nun durch volle zwanzig Jahre der Vergessenheit anheimgefallen war, bis um die Zeit des Tilsiter Friedens die Ks dahin vergessenen Ballen zur Verfertigung der Feuerwerksarbeiten verwendet werden durften. Auf diese Art ward die ganze Auflage vernichtet.

Die 4 Bände in 4., welche man gewöhnlich für die zweite Auflage dieses Werkes hält, sind ein ganz verschiedenes, sowohl in Hinsicht auf den Plan als auf Mitarbeiter und Herausgeber.

Digitized by Google

so weit gediehen, als man meinen sollte. Wie viele Entdeckungen werden zu dem noch täglich gemacht? Und wird man je mit völliger Bestimmtheit die Gränzlinie zwischen einer Sprache und ihren Dialekten, oder die wahre Kindschaft selbst der bekanntesten Sprachen ermitteln? Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn P. Kircher allen bekannten Völkern der Erde 500 Sprachen zugetheilt; wenn d'Azara deren 1000, Don Juan Francisco Lopez 1500, Don Juan Stanislao Rayo 2000 zählt; wenn Fr. Adelung, der in seinem Katalog aller Sprachen und deren Dialekte, Petersburg 1820, viel weiter kam, als seine Vorgänger, indem er für Europa: 587, für Asien 907, für Afrika 276, für Amerika und Australien endlich 1264, zusammen also 3064 Sprachen angibt: wenn endlich Adr. Balbi — der die Dialekte von den Ursprachen unterscheidet — für Europa 48, für Asien 153, für Afrika 118, für Amerika 424, für Australien 117 Ursprachen, und für alle diese noch beiläufig 5000 Dialekte, zusammen 5860 verschiedene Sprachformen feststellt, und somit die von Adelung angegebene Summe noch nur ein sehr Bedeutendes überschreitet.

Wenn wir aber von dieser unzählbaren Menge von Sprachen auf die Zahl der Worte übergehen, aus denen jede derselben besteht, so erschrickt die Einbildungskraft. Um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, darf man nur ein wenig in den Irrgarten der Glossologie eintreten, und wie wenig man auch mit der Geschichte, den Reisebeschreibungen, der Literatur und Ethnographie vertraut seyn mag, ein Überraschungsschauer muß uns befallen, wenn man die Myriaden von Ausdrücken und Eigennamen überblickt.

S. A.

Miscelle.

(Der ärmlose Thomas Schweicker aus Schwäbisch-Hall.) Diese Blätter, Nr. 35, S. 279, sprechen von einem kalligraphischen Pergamentblatte, welches der ohne Arme geborne Thomas Schweißer *) mit seinen Füßen auf das kunstreichste geschrieben und vor Alters die sogenannte Münze zu Worms gezeigt hat.

Dieser Thomas hieß Schweicker, war zu Schwäbisch-Hall im Jahre 1540 ohne Arme von angesehenen Ältern geboren, kam mit sieben Jahren in die deutsche, und mit zwölf in die lateinische Schule, wo er sein eigenes Tischlein hatte. Er hatte besonders lange Füße, die er statt der Hände gebrauchte. Die Füße erlangten durch stete Übung eine solche Fertigkeit in allen Verrichtungen, daß er die Hände nicht zu vermissen schien. Er konnte sich allein an- und auskleiden, mit den Karten spielen und so gut schreiben, daß seine Fußschrift nicht nur deutlich, sondern sogar für jene Zeit sehr schön zu nennen ist. Dieser Wundermann machte auch Reisen, auf denen er seine Fußfertigkeit zeigte und man allenthalben eine Schrift — ein Autograph — von ihm haben wollte. So bewunderte ihn 1570 Kaiser Maximilian II. in Schwäbisch-Hall, als er zum Reichstage nach Speyer reisete; so die Churfürsten von der Pfalz und von Sachsen, nebst vielen andern hohen und niedern Herren. Er starb nach kurzem Krankenlager am 7. Oktober 1602, und wurde im Chore der Hauptkirche zu St. Michael beigesetzt. Der Prediger, Johann Weidner, hielt eine Leichenrede über den ganzen 39. Psalm, welche nachher mit vielen Epigrammen und Lobsprüchen in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache, die zum Theile berühmte Männer zu Verfassern hatten, herausgegeben wurde.

Man suchte das Andenken dieses armlosen Mannes durch Medaillen und Kupferstiche (von Johann Bussemecher aus Köln) zu verewigen.

*) Wie leicht zu denken, ein arger Druckfehler, sich auf die leidige Gewohnheit der Autoren, selbst Namen undeutlich zu schreiben, berufend und damit entschuldigend.

Digitized by Google

Das k. k. Münzkabinet besitzt zwei Medaillen:

THOMAS . SCHWEICKER . ETA : SV; 41. 158(1). Er sitzt in Mantel und Pelzmütze und schreibt mit einer zwischen den Zehen des rechten Fußes gehaltenen Feder. Rr. In sieben Zeilen: **MIRABI—LIA OPERA—TVA. ET ANIMA MEA CO-GNOSCET NI MIS . PSA.** — 138. Größe: 1 Zoll 6 Linien Wienermaßes, Gewicht: 1 1/16 Loth in Silber, Originalguß.

Dann ein ähnliches Stück mit ähnlicher Vorstellung und Inschriften von dessen 51. Lebensjahre, vom Jahre 1591. — Größe: 1 Zoll 3 Linien; Gewicht: 1 1/16 Loth, ciselirter Originalguß; abgebildet in Johann Hieron. Lochner's Sammlung merkwürdiger Medaillen. II. Jahr 1838; S. 249, wo Mehres über diesen Schweicker zu lesen.

Auch die k. k. Ambraserſammlung verwahrt ein sehr schönes, kunstvolles Autograph in verschiedenen lateinischen und deutschen Schriftarten auf Pergament, fast 1 Fuß, 9 Zoll hoch und 1 Fuß breit.

Dieses Kunstwerk mit kalligraphischen Zügen und Verzierungen führt oben die Jahrzahl 1573; dann in drei Zeilen die Worte:

„**Epigramma D. Joann. Post. Germers(heimensis) de Thoma Snueickero Halensi, quem natura brachiis spoliauit. Haec scribebat suis pedibus. Aetatis suae. 32 A.**"

Darunter sind fünf Distichen:

„Mira fides, pedibus inuenis facit omnia dextre,
Cui pariens mater brachia nulla dedit,
Namque bibit pedibus, pedibus sua fercula sumit,
Atque salutanti porrigit ille pedem.
Quin etiam pedibus sic apte scribit, vt ipsa
Vix credas aliquem scribere posse manu.
Omnia nempe potest vigilans industria: quare
Jam nihil est, de quo jure queratur homo,
Cui natura suas etenim negat inuida vires,
Ingenium donat majus habere DEUS."

J. Bergmann.

Allerlei.

Die Regierung Heinrich des VIII. von England, eines zweiten Nero, hat vom Jahre 1509 bis 1547, also 38 Jahre gedauert. Während derselben sind 72,000 Hinrichtungen erfolgt. Von den Hingerichteten standen 1272 Personen auf mehr oder minder hoher Rangesstufe, deren Todesurtheil von diesem Tyrannen, entweder um seiner wilden Mordsucht zu fröhnen oder um die Kirchenspaltung, die er eingeführt hatte, zu befestigen, unterzeichnet worden war. Unter diesen befanden sich zwei Königinnen — seine Gemahlinnen Anna Boleyn und Katharina Howard — 2 Kardinäle, 3 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Äbte, 500 Prioren, Mönche und Priester, 14 Erzdiakone, 60 Domherren, 50 Doktoren, 12 Herzoge, Marquis und Grafen, 29 Barone und Ritter, 335 andere Adelige, 234 Handelsherren und deren Frauen. Heinrich VIII. starb ruhig in seinem Bette am 25. Jänner 1547 in einem Alter von 56 Jahren.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Eberöberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 39. Freitag den 10. März. **1848.**

Wien.

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Die drei letzten Karnevalstage wurden auch auf dieser Bühne mit heiteren Produktionen gefeiert. Am Sonntag gab man Kotzebue's alte Posse: „Pagenstreiche," und Montag zum ersten Male — obwohl schon von Pokorny's Bühne bekannt — die Albinische Burleske: „Endlich hat er es doch gut gemacht." — Der Faschingmontag mag die Wahl dieser Farce entschuldigen. Einzig darauf berechnet, ein paar müßige Stunden wegzuscherzen, erreicht es diesen zwerchfellerschütternden Zweck, wenn auch nicht immer auf die feinste Art, und bietet dem Publikum, das eben nur in's Theater geht, um zu lachen, und weder gesunde Handlung, noch wie immer gezeichnete Charaktere gewärtigt, Lachstoff dar! Das ist aber auch Alles. Gespielt wurde diese Farce, besonders von Seite des Herrn Beckmann, wahrhaft ausgezeichnet; jede Nüance benützte der Künstler und bereicherte noch überdies seine Rolle mit trefflichen Impromptu's, was ihr wahrhaft Noth that. Herr Wilhelmi gestaltete mit der ihm eigenen Meisterschaft seine in leidiger Kotzebue'scher Manier gehaltene Haudegenmarionette zu einem Gebilde von Fleisch und Blut, was keine leichte Aufgabe war; die Damen Anschütz (Mutter und Tochter), wie die Herren Hörtel und Kierschner, mühten sich mit ihren saftlosen Rollen redlich ab. — Das Haus war sehr besucht; der gespendete Beifall galt aber einzig nur dem köstlichen Spiel des Herrn Beckmann. Walter.

Philharmonisches Konzert. Die nächste dieser sehr beliebten musikalischen Unterhaltungen, deren Besuch für die gebildeten musikalischen Wiener zum guten Ton gehört, wird am 12. März im k. k. großen Redoutensaale stattfinden. Das betreffende Programm ist äußerst interessant.

Neue Ländler. Auf dem vorletzten Balle des Sophienbadsaales führte der k. k. Hofball-Musikdirektor Strauß die „Ferdinandeer," die zweite Walzerfolge von unserer lieblichen Constanze Geiger, zum ersten Mal vor. Alle Anwesenden waren erstaunt über die seelenvolle Weichheit und Zartheit der Motive dieser vaterländischen Tanzweisen, über das Eigenthümliche des Tonsatzes der jugendlichen Komponistin, die, ihren Lebensfrühling in Anschlag gebracht, unter die wunderartigsten Erscheinungen der Kunstwelt gehört. Es wiederfuhr der jugendlichen Komponistin neulich die Ehre der Aufführung ihrer, in Deutschland wie in Frankreich, von dem freigebigen Serbenfürsten wie von allen Freunden der Tonmuse so günstig aufgenommenen, ersten Walzerpartie auf dem letzten k. k. Hofballe, und auch dieser zweiten, noch lieblicheren Folge ist gewiß vielfache Auszeichnung in Aussicht zu stellen. v. M.

Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. Die Einnahme dieser Bahn auf ihrer Hauptlinie zwischen Wien und Oderberg und dem Steckerauer-Flügel betrug im Monat Februar 183,261 fl. 32 kr. C.M., im Vergleiche mit der Einnahme desselben Monats im vorigen Jahr, um 34,180 fl. 32 kr. mehr.

Digitized by Google

Auffallend vermehrt sich der Lasten- und Waaren-Transport, der im vorigen Jahr 190,099 Ztnr., heuer aber 294,994 Zentner erreicht hat.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Februar 22. Der Widerstand der französischen Regierung gegen die Bestrebungen der Opposition, der Verbot eines von letzterer vorgeschlagenen Banketts, bringt ganz Paris in unruhige Bewegung und reißt einen großen Theil der Bevölkerung zum Aufstande hin. Während die äußere Umgegend der Deputirtenkammer von einer unabsehbaren Menschenmenge umwogt wird, beantragt Herr Odilon-Barrot an der Spitze von 53 Deputirten, das Ministerium Guizot in Anklagestand zu versetzen. Dieser historisch denkwürdige Antrag war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Wir beantragen, das Ministerium in Anklagestand zu versetzen, weil es 1. die Ehre und die Interessen Frankreichs dem Auslande gegenüber verrathen hat; — 2. weil es die Grundlagen der Konstitution verfälscht, die Bürgschaften der Freiheit verletzt, und in die Rechte der Staatsbürger Eingriffe gethan; — 3. weil es im Wege einer systematischen Bestechung versucht hat, die Berechnungen des Privatvortheils an die Stelle des freien Ausdruckes der öffentlichen Meinung zu setzen, und auf diese Weise die Repräsentativ-Regierung umzustürzen; — 4. weil es im ministeriellen Interesse mit öffentlichen Ämtern, so wie mit den Attributen und Privilegien der öffentlichen Gewalt Handel getrieben; — 5. weil es ebenfalls im ministeriellen Interesse die Finanzen des Staates zu Grunde gerichtet, und so die Kraft und die Größe der Nation auf das Spiel gesetzt; — 6. weil es die Staatsbürger gewaltsamer Weise eines Rechtes beraubt hat, welches ein Bestandtheil einer jeden freien Verfassung ist, und dessen Ausübung ihnen durch die Charte, die Gesetze und die Übung gewährleistet wurde; — 7. weil es endlich durch eine offenbar kontrerevolutionäre Politik die Errungenschaft unserer beiden Revolutionen wieder in Frage gestellt, und das Land in tiefe Aufregung versetzt hat."

Damit begann die dritte französische Revolution. Noch am 23. Februar hielt sich Herr Guizot des Sieges sicher. Aber im Laufe des Tages wuchs der Andrang des kämpfenden Volkes, mit welchem die Nationalgarde fraternisirte während die Linie hier und da den Dienst verweigerte. Um 1 Uhr Mittags dachte man noch an ein Ministerium Odilon-Barrot; um 2½ Uhr abdizirte der König; um 4 Uhr ward das Königthum — der Graf von Paris unter Regentschaft der Herzogin von Orleans — verworfen; um 5 Uhr verkündete ein Anschlag auf den Mauern:

„Keine Bourbons mehr! Es lebe die Republik! National-Versammlung! Provisorisches Gouvernement!"

Am 24. Februar floh Ludwig Philipp an das Gestade Brittaniens, und Frankreich war unter dem dumpfen Erstaunen von Europa abermals in die Phase der Republik getreten.

— Februar 28. Der Herzog von Nemours kommt mit der Prinzessin Clementine, Abends 8 Uhr in London, als Flüchtling an. Er hatte in der Eile der Flucht nicht das geringste Gepäck mit sich genommen. Seine Gemahlin hatte sich in den Straßen von Paris verloren. — Nach ihm landete am selben Tage zu Southampton die Herzogin von Montpensier. Von den französischen Ex-Ministern war nur der Herzog von Montebello, dann der Ex-Polizei-Präsident von Paris, Herr Delessert, angekommen.

— März 2. Der König von Würtemberg hebt die, durch Verordnung vom 1. Oktober 1819 eingeführte Censur auf und läßt, bis ein die Verhältnisse der Presse

Digitized by Google

regelnder Beschluß der deutschen Bundesversammlung erfolgt, die Bestimmungen des Gesetzes über die Preßfreiheit vom 30. Jänner 1817 wieder in Wirksamkeit treten. — Einen Tag früher verordnet dasselbe der Großherzog von Baden.

Der Traum eines Trunkenbolds.

(Irisches Märchen.)

In einem irischen Dorfe lebte vor nicht gar langer Zeit Daniel O'Rourke, ein armer Ackersmann, abergläubisch, wie sie Alle sind, sonst aber ein redlicher und herzensguter Mensch, bis auf einen einzigen Fehler, den er einmal durchaus nicht ablegen wollte — ich meine, seine zu zärtliche Vorliebe zu einer Flasche Aale oder Wisky, zwei Getränke, von denen er alle Tage genießen mußte, wenn er nur zu irgend einer Arbeit aufgelegt seyn sollte, und die endlich zur Abstumpfung und Erblödung seines Bischen Hausverstandes ihr Redliches beitrugen.

Eines Tages kam sein Gutsherr von einer großen Lustreise wieder auf sein Ahnenschloß zurück und zur festlichen Feier dieses Ereignisses ließ derselbe auf dem Gute ein großes Essen bereiten, zu dem seine ganze Unterthanenschaar geladen war. Vollzählig erschienen diese in ihren Feiertagskleidern und thaten sich an dem aufgetischten Braten und Gebackenen, besonders an den köstlichen Getränken gütlich, wie schon lange nicht. Gegen Abend entfernten sich Alle unter unzähligen „Vivats," die dem Gutsherrn galten, und kehrten nach Hause zurück; nur Daniel blieb noch, denn er hatte sich — obgleich er schon doppelt soviel getrunken, als er vertragen konnte — eine große Flasche Aale zu einem zärtlichem Tête-à-Tête auf die Seite gestellt. Nachdem er auch dieser den Hals gebrochen, stand er endlich schwerfällig auf, und verließ das Schloß, um nach seiner Hütte, in der ihn schon sein früher heimgekehrtes Weib und seine Kinder erwarteten, zu eilen.

Höre nun, freundlicher Leser, mit Daniels eigenen Worten, die fürchterlichen Abenteuer, die er auf dem Wege dahin zu erleben träumte und die noch lange Jahre nachher die Hauptunterhaltung seines Heimatdorfes bildeten:

Ich ging, erzählte er, in die süße Erinnerung an all die herrlichen Aaleflaschen versunken, die unser großmüthiger Herr freigebig hatte auftischen lassen, und tief bedauerte und betrauerte ich, daß dieser so schöne Tag so schnell zu Ende gegangen sey. Während dem war ich einem großen Flusse näher gekommen, und da der Abend gar so herrlich und schön war, blickte ich mir einmal nach Herzenslust den blauen, sternbesäeten Himmel an, und wie ich so blicke und blicke — ein Fehltritt, und Plumps! lag ich im Wasser! „Armer Sünder!" dachte ich, „mit dir ist's aus!" nahm aber alle meine Kraft zusammen und schwamm und schwamm, bis ich endlich ein wüstes unbewohntes Eiland erreichte. Was war da zu machen? Zuerst rannte ich von dem einen Ende des Inselchens zum andern, um mich in Etwas zu erwärmen; aber in meinen von Wasser vollgesogenen Kleidern war ich bald müde; verzweifelnd streckte ich mich auf die Erde nieder, und legte meinen Kopf auf einen glatten Stein (ein hartes Kopfkissen!) — da hörte ich auf einmal in meiner Nähe ein Getöse gleich dem Brüllen des Donners, ich vernehme Tritte und bald gewahrt mein Auge einen Schatten in dem es in wenig Augenblicken einen ungeheuren Adler, wie ich noch keinen gesehen, erkennt. „Nun, Daniel," sprach mich dieser an, seine Augen starr auf mich gerichtet, „wie befindest du dich hier?"

„Für den Augenblick herzlich schlecht," entgegnete ich, ganz entsetzt, den Vogelkönig mit mir gut Irländisch konversiren zu hören, „ich wäre wohl lieber in meiner

Digitized by Google

Hütte bei meiner Alten und meinen Kindern daheim, als da auf dem verdammten Brocken Land mitten im Wasser."

Nun fragte er mich, durch welchen unglücklichen Zufall ich gegen Mitternacht auf dies wüste Eiland verschlagen wurde, und ich erzählte ihm zitternd vor Frost und Furcht, wie ich, nachdem ich bei dem Festessen am Schlosse ein paar Tropfen zu viel getrunken, in's Wasser gefallen sey.

„Höre," ermahnte er, „für's Erste war's von dir sehr unbesonnen, an einem solchen Freudentag, statt mäßig und gesetzt zu bleiben, derart über die Schnur zu hauen, daß du beim Heimkehren nimmer weißt, wohin du trittst. — Aber, weil du sonst ein ordentlicher Mensch bist, weil ich dich weder auf mich noch auf meine Jungen jemals werfen sah," — da umzog ein etwas teuflisches, unheimliches Lächeln seine Züge — „will ich dich nach deiner Hütte heimbringen. — Setze dich auf meinen Rücken, und im Nu bist du zu Hause."

Und als er sah, daß ich Schwierigkeiten zu machen geneigt schien, fügte er hinzu:

„Wisse, daß du durch kein anderes Mittel je wirst dies Eiland verlassen können," und legte zur Beeidigung seiner Worte eine Kralle auf die befiederte Brust.

„Nun, es sey," rief ich entschlossen und nahm auf seinem Rücken Platz; um nicht herabzufallen, umklammerte ich seinen dicken Hals aus Leibeskräften; er fing an aufzufliegen, und mit der Schnelligkeit der Schwalbe stieg er in die Lüfte auf ohne Unterlaß. Endlich, da mir's zu lang währte, schrie ich, so stark ich nur konnte, und bat meinen Träger, zu meiner Hütte niederzusteigen.

„Thor!" war die Antwort, „sahst du die zwei Jäger dort mit ihren Büchsen im Morgenroth nicht? glaubst du, ich werde, um dich ein paar Minuten früher zu den Deinen zu bringen, mein Leben in Gefahr setzen?"

Mit diesen Worten fuhr er unabläßig fort, aufzusteigen; endlich entschwand die Erde unsern Blicken und wir befanden uns in einem Meere von Wolken. Unter, ober und neben uns nur Wolken. Nachdem wir, nach meiner Berechnung, etwa drei Ewigkeiten geflogen waren, kamen wir im — Monde an. Ganz rund, wie er uns von dem Jammerthale, das wir bewohnen, erscheint, sah ich ihn nun, mit der Sichel an der Seite, die aus seinem Scheitel herauslugt, ganz in der Nähe.

„Daniel," sprach hier der Adler, „ich bin müde von dem langen Flug und muß mich ein klein wenig ausruhen. Steige daher auf ein paar Augenblicke von meinem Rücken und nimm am Monde Platz."

„Ich mich auf den Mond setzen! Was fällt dir ein, das traue ich mich mein Lebtag nicht; und wie sollt ich denn hinüber kommen auf den Mond, ohne Gefahr des Hinabfallens?"

„Ach, bist du feig und engherzig! Erfasse die Handhabe der Sichel, während du noch auf mir sitzest, mit beiden Händen; sie wird dich halten, und so schwingst du dich hinüber."

„Unmöglich! Unmöglich!" schauderte ich.

„Nun, wie du willst," antwortete der Adler ungeduldig; „ich vermag dich nicht länger mehr zu tragen, wenn du mich nicht ein paar Minuten ausschnaufen lassen willst, und werde dich mit einem Flügelschlage in die Tiefe stürzen müssen!"

„O, habe Gnade und Erbarmen mit mir!" jammerte ich.

„Laß' die Thränen! Sage nur kurz, willst du mich einige Minuten ruhen lassen und einstweilen auf dem Monde Platz nehmen?"

Was sollte ich thun? — Ich hatte eine schöne Wahl! Entweder mit Gefahr meines Lebens auf dem Monde niedersitzen oder in die Tiefe nach der Erde hinabstür-

Digitized by Google

zen, um dort von irgend einer Kirchthurmspitze gespießt zu werden; beim ersteren war der Tod nur wahrscheinlich, beim letzteren aber gewiß; drum wählte ich lieber das Platznehmen am Monde; thränend faßte ich mit beiden Händen die Handhabe der Sichel und schwang mich dann glücklich auf den Mond hinüber, auf den ich mich, wie auf ein Pferd setzte. Kaum, daß ich diese Lage angenommen hatte, höhnte der verdammte Adler, mich mit teuflisch frohlockenden Blicken betrachtend:

„Nun Adieu, herzliebster Daniel, du hast im verflossenen Frühjahr meinen Horst zerstört; dafür wollte ich mich an dir rächen, und habe mich nun gerächt. Bleibe nur da, mein Freundchen, du nimmst dich wahrhaftig köstlich aus und bist da ganz an deinem Platze."

Ich erinnerte mich nun in Wahrheit jenes unglückseligen Horstes, den ich damals zerstörte. Schluchzend bat ich den grausamen Adler um Vergebung und Gnade; ich suchte auf alle erdenkliche Art sein Mitleiden zu erwecken; ich appellirte an seine Seelengröße, seine Großmuth, an sein edles Herz — Alles, Alles war umsonst! — Er flog hohnlachend fort und ließ mich am Monde, von Wolkenmeeren umgeben, weinend und zitternd vor Angst, Schrecken und Furcht zurück.

Wie ich nun verzweifelnd und fluchend da saß und meine Blicke in die bodenlose Tiefe versenkte, hör' ich plötzlich ein Geräusch und, da ich aufschaue, steht ein Mann aus dem Monde vor mir.

„Du bist da, Daniel," sprach er, „welches unglückliche Ereigniß hat denn dich hierher verschlagen?"

Ich erzählte ihm all' die Unfälle, die mich getroffen, seit ich in's Wasser gefallen war. Er horchte meinem Berichte stillschweigend zu und schien an demselben lebhaften Antheil zu nehmen. Aber wie arg sollte ich wieder getäuscht werden!

„Da bedaure ich dich herzinnig," rief er, nachdem ich geendet, „recht dumm war's von dir, dich dem rachsüchtigen Adler anheimzugeben; warum mußtest du auch in deinem Alter mit Knabenübermuth seinen Horst zerstören; es thut mir Leid, aber deine Reisen sind noch nicht zu Ende; hier kannst du nicht bleiben!"

„Ich wünsche auch nichts weniger als das; aber wie soll ich fortkommen?"

„Das stelle ich deinem Ermessen anheim; ich will nur, daß du dich von hier forttrollst."

„Ich werde mich doch nicht auf die Erde hinabfallen lassen sollen?"

„Es wird kaum was Anderes übrig bleiben!"

„Ei bewahre! Das hieße ja Gott versuchen und sich mit Gewalt tödten wollen;" schrie ich, „wenn Ihr, lieber Mann, nur etwas menschliches Gefühl im Busen habt, so werdet Ihr mir so lange Unterstand in Eurer Wohnung geben, bis sich eine nur halbwegs anständige Gelegenheit findet, fortzukommen, die ich dann, mein Wort darauf, gewiß benützen werde."

„Ich kann dir keinen Unterstand geben, weder für einen Tag, noch für eine Stunde; die Leute, die den Mond bewohnen, wollen mit den Menschen von der Erde nichts zu thun haben — drum kurz und gut: du mußt im Augenblicke fort."

„Nein, ich gehe durchaus nicht!" schrie ich, entrüstet über die barbarische, ungastliche Behandlung, mit der dieser Mensch gegen mich verfuhr mit dem Muthe der Verzweiflung.

„Wie, du willst mir nicht folgen?" rief nun der erzürnte Mondmensch; und einen wüthenden Blick auf mich werfend, verschwand er mit dem Ausrufe: „Wir wollen sehen!"

Ein paar Augenblicke später kam der Tyrann, mit einer ungeheuren Keule be-

Digitized by Google

waffnet, zurück, mit der er so heftig auf die Sichel schlug, daß ich die Handhabe loslassen mußte, durch die geschehene Erschütterung das Gleichgewicht verlor und so vom Monde herabfiel.

„Nun ist's um dich geschehen, armer Daniel," dachte ich fallend; „Adieu, du meine trauliche Hütte; Adieu, du meine treue Judith; Adieu, ihr meine lieben Kinder; Adieu Euch allen auf Nimmerwiedersehen!"

So fiel ich fort und fort, ohne den Erdboden zu erreichen; endlich aber sah ich etwas Schwarzes, eine Schaar wilder Zugvögel, unter mir; auf diese fiel ich; die Anführerin derselben kannte mich, da sie allsommerlich ihr Nest in der Nähe meiner Hütte zu bauen pflegte.

„Wie," redete sie mich an, „was fällt dir denn ein, Daniel, auf so außergewöhnliche Weise zu reisen?"

Erschöpft von meinem ungeheuren Fall, erzählte ich ihr langsam meine vielen Erlebnisse, und die Gute fühlte Mitleid mit mir.

„Nun, ich will dir beistehen," sprach sie, „hange dich an einen meiner Füße; ich will dich weiter tragen."

Gesagt, gethan!

Im Nu hing ich an meiner Retterin, und fort und fort ging's über Berg und Thal und Seen; Alles überflogen und übersahen wir im Augenblicke; nachdem wir eine gute Weile so fortgeflogen waren, ward's mir endlich zu bunt.

„Wohin trägst du mich denn? — Ich meine, wir sind schon lange über die Gränzen meines lieben Irlands hinaus," schrie ich.

„Ei freilich," war die Antwort, „wir ziehen ja nach Arabien!"

Ich erstarrte.

Fort und fort ging's in Sturmeseile.

So flogen wir eine kleine Ewigkeit über den Ocean, als ich auf einmal, o Glück, ein Schiff erblickte, das in vollen Segeln — wie mir schien — nach meinem theuren Vaterlande steuerte.

„Laß' mich," bat ich meine Trägerin, „laß' mich in jenes Schiff fallen."

„Unbesonnener," antwortete sie, „du setzest bei diesem Wagniß dein Leben auf's Spiel."

„Ich beschwöre dich, halte mich nicht zurück" — da ich so sprach, ließ ich ihren Fuß los und fiel in die Mitte des Schiffes.

Während ich mich nun in demselben aufrichtete und der erstaunten Schiffsgesellschaft meine Abenteuer zum Besten geben wollte, — erwachte ich und vernahm eine Stimme in meiner Nähe, die also flötete:

„Du bist aber ganz unverbesserlich, elender Trunkenbold! Ehe du dich in deinem Rausche unfähig, heimzukehren, wie ein Thier auf den Boden wirfst, könntest du dir doch einen tauglicheren Ort als eine Pfütze zu deinem Nachtlager auswählen; das wäre wenigstens deinen theuren Sonntagskleidern zuträglicher!"

Damit ward mir ein Schaff voll Wasser um das Antlitz geschüttet, meine noch schlaftrunkenen Augen wurden ganz hell, um den schönsten Morgen, und um mich — der in einer Pfütze lag, die ich betrunken für den Fluß angesehen hatte — zärtlich gruppirt, meine Kinder und die schmollende Judith zu sehen! J—s.

Zahlen-Eigenheiten.

Man schreibt einem Engländer, William Green (gestorben 1794), die Entdeckung einer besondern Eigenheit der Zahl 9 zu; aber die Ehre dieser Entdeckung ge-

Digitized by Google

bührt keineswegs ihm, sondern dem berühmten Fontenelle, der, beinahe 100 Jahre alt, im Jahre 1757 starb. Diese Eigenheit besteht darin, daß diese Zahl, mit jeder der andern 8 Zahlen oder sich selbst multiplizirt, ein Produkt gibt, dessen einzelne Ziffern, zu einander addirt, immer 9 geben.

2×9=18=1+8=9; 3×9=27=2+7=9; 4×9=36=3+6=9;
5×9=45=4+5=9; 6×9=54=5+4=9; 7×9=63=6+3=9;
8×9=72=7+2=9; 9×9=81=8+1=9.

Eben so geben die Ziffern der fortgesetzten Produkte addirt, bis in's Unendliche, immer 9 oder ein Produkt von 9. z. B. 108, 117, 126, 135, 144, 1008, 1017, 1026 u. s. w. Mairan hat eine andere besondere Eigenheit der Zahl 9 entdeckt; nimmt man nämlich eine beliebige Zahl als Minuendus, zieht von derselben eben diese Zahl, jedoch nach beliebig veränderter Ziffer ab, so wird nicht nur der Unterschied der ursprünglichen und der veränderten Zahl, sondern auch die Summe der einzelnen Ziffern dieser Zahl immer durch 9 theilbar seyn. Z. B. 4591—1954= 2637. 2+6+3+7=18=2×9. 21—12=9. 52—25=27=3×9.

Ferner findet sich dieselbe Eigenheit bei allen Potenzen derselben Zahl; z. B. das Quadrat von 21 ist 441; das Quadrat von 12 ist 144. 4+4+1=9. 1+4+4=9; 441—144=297=2+9+7=18=2×9. 297=9×33. Der Cubus von 21=9261=9+2+6+1=18=2×9; der Cubus von 12=1728 =1+7+2+8=18=2×9. 9261—1728=7533=7+5+3+3=18= 2×9. 7533=837×9. 8+3+7=18=2×9.

Die Zahl 37 mit 3 oder einem Vielfachen von 3 bis 27 multiplizirt, gibt immer eine Zahl von 3 gleichnamigen Ziffern als Produkt, welche addirt immer wieder 3 oder ein mehrfaches von 3 vorstellen; nämlich: 37×3=111=1+1+ 1=3. 37×6=222=2+2+2=6. 37×9=333=3+3+3=9 u. s. w. bis 37×27=999=9+9+9=27=2+7=9=3×3. S. A.

Miscellen.

(Acrostichon.) Der berühmten französischen Schauspielerin Rachel ward einst in Paris ein Diadem von antiker Form, aus dem reinsten Golde, nach schönster Zeichnung und in vollendeter künstlerischer Arbeit, mit 6 Edelsteinen geziert, zum Geschenke gemacht. Diese sechs seltenen Steine waren derart gewählt, daß die Anfangsbuchstaben ihrer französischen Benennungen zusammengestellt den Namen der Künstlerin, zugleich aber jeder Einzelne die Namen ihrer vorzüglichsten Rollen anzeigte; nämlich,

Rubin	Horane
Amethist	Menaide
Carniol	Camille
Hämatite (Blutstein)	Hermione
Smerande (Smaragd)	Emilie
Lapis Lazuli (Lasurstein)	Laodicee.

Die Art aber, wie dies Diadem der jungen Gefeierten zugemittelt wurde, ist gewiß noch bemerkenswerther. Demoiselle Rachel hatte nämlich ihren Koch zu einem der berühmtesten Lebensmittelverkäufer geschickt, um einen Rheinkarpfen für ihren Tisch zu besorgen; der Fisch, von seltener Schönheit, wird gebracht, wird bewundert und geöffnet; da entfällt seinem Innern das sinnvolle Geschenk. S. A.

Digitized by Google

(Zwiebelfische.) Bei den Tagesblättern ist es wohl nicht ganz zu vermeiden, daß hier und da ein Zwiebelfisch*) in den Strom der Öffentlichkeit rutscht, aber in so großer Anzahl, wie sie uns kürzlich ein Wiener Blatt zur Schau brachte, möchten sie doch nur selten zu sehen seyn. In diesem Blatte heißt es: „Die neue provisorische Regierung, welche sich am 24. Februar im Pallais (Palais) Bourbon konstituirt hat, besteht aus den Herren Duport (Dupont) de l'Eure, Präsident; Chrago (Arago), Marine; Lamartine, Auswärtiges; Premieur (Cremieur) Justiz; Subervic, Krieg; Ledru Rollu (Rollin), Inneres; Maire (Marie), Handel; Garnier Pagés (Pagès), Maire von Paris."

„Solch kleines Wässerlein, und so viele Zwiebelfische!" wird mancher Leser ausrufen. Und dennoch gibt es noch immer Buchdruckereiinhaber, welche die Auslagen für das Korrekturwesen als überflüssig betrachten, den Korrektor kaum etwas besser als den Radtreiber ihrer Maschine honoriren, oder aber diesen Dienst von einem Lehrjungen verrichten lassen! — Hinc illae lacrymae!!! r.

*) Für Leser, welche mit dem Buchdruckereiwesen nicht vertraut sind, und denen daher dieser Ausdruck unbekannt ist, sey bemerkt, daß im Setzkasten für jede Sorte Buchstaben eigene Fächer bestehen, und der Schriftsetzer Buchstaben, welche aus Versehen in ein unrechtes Fach gelangen, mit dem Ausdrucke: „Zwiebelfische" bezeichnet.

Korrespondenz der Redaktion.

v. P.: Ein 10jähriger Abonnent des „Zuschauers" hätte oft genug in diesem lesen können, daß die Redaktion an Versehen der Postexpeditionen, die ämtlich sind, völlig unbetheiligt ist. Ihr daher in Betreff solcher Reklamationen, die auch bei dem betreffenden Postamte gemacht werden könnten, Porto-Auslagen zuzumuthen, ist selbst von einem alten und geschätzten Abonnenten unbillig und sogar etwas indiskret.

Theresienstadt v. K.: Wie Sie richtig vermutheten, war die Zahlenangabe 1581 ein Druckfehler (statt 1532) und dem Geschichtskundigen leicht auffindbar.

B. L.: Um des Himmelswillen nichts mehr damit! Mathematische Probleme finden nur einen sehr kleinen Kreis, der lehbhafteres Interesse daran nähme. Die leichteren löset nun alle Welt, die schwierigen werden in Zeitblättern von Fachgelehrten nicht gesucht und sind, wie uns Erfahrung belehrt hat, ein Erisapfel; denn man sollte es nicht glauben, daß die Mathematiker die zanksüchtigsten Doktrinäre sind.

D.: Genug über den Auerbach-Birchpfeiffer'schen Streit! Die öffentliche Meinung hat sich ja ausgesprochen.

Krems v. B. und Triest v. C. K.: Noch sehr junge, wenn auch vielversprechende doch unreife Früchte. Lassen wir sie zeitigen an der Sonne der Wissenschaft, und dann recht freudig genießen.

Inserat.

In C. Ueberreuter's Verlags-Komptoir, Dorotheergasse, Nr. 1111, ist eine Partie verschiedener Jugend- und Kinderschriften, zu Schulprämien oder Geschenken geeignet, in gepreßtem Papier mit goldenem Rücken gebunden, zu dem äußerst billigen Preise von **10 kr. C. M.** pr. Stück zu haben.

Der „**Wiener Zuschauer**" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem **Komptoir des „Zuschauers" (Wien,** Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten December franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 40. Samstag den 11. März. 1848.

Wien

Wie die österreichische Nationalbank, brachte auch die erste österr. Sparkasse ihren Rechnungsabschluß vom letzten Dezember 1847 zur allgemeinen Kenntniß, um unter den gegenwärtigen Verhältnissen dem Mißtrauen und böswilligen Gerüchten mit dem sichersten und besten Mittel: der Öffentlichkeit und Wahrheit, zu begegnen. Die Einlagen in die Sparkasse betrugen 33 Millionen 545,399 fl. 39 kr.; ihr Besitzthum 35 Millionen 768,895 fl. 45 kr. Hiervon sind nahe an 18 Millionen auf Grundbesitz pupillarmäßig angelegt; 6½ Million als Vorschüsse mit Staatspapieren und Aktien gedeckt; etwas über 9 Millionen auf baukmäßige Wechsel dargeliehen, die von Tag zu Tag fällig werden. — Die Sparkasse erübrigt ein eigenthümliches Vermögen von 2 Millionen 223,496 fl. 6 kr. C. M.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. Februar 24. Als Ludwig Philipp bei seiner Flucht aus den Tuilerien mit der Königin am Concordeplatze bei dem Obelisken angekommen war, erinnerte sich letztere, daß weder sie noch Ludwig Philipp Geld mitgenommen, und theilte diesen Umstand einem Offiziere der Nationalgarde zu Pferde, der die Menge auseinander zu halten suchte, mit. Der Offizier veranstaltete sofort unter seinen Kameraden und den Umstehenden (es waren hier größtentheils Leute aus der gebildeten Klasse zugegen) eine Kollekte. Jeder gab, was er bei sich hatte, und so kam in wenigen Minuten eine Summe von 200 Fr. zusammen, die man dem Könige als Reisegeld einhändigte. In Versailles angekommen, wollte er mit der Post weiter reisen, da aber keine Postpferde bereit waren, spannte man Kavalleriepferde ein. Der Herzog v. Montpensier, welcher die Herzogin von Orleans in die Kammer begleitet hatte, konnte nicht mehr in die Tuilerien zurück; seine Gemahlin, die Prinzessin Louisa Fernanda, welche der König und die Königin bei ihrer Flucht vergessen hatten, flüchtete sich, als das Schloß erstürmt war, in das oberste Stockwerk, wo sie bis zum 25. Abends verborgen blieb. Ein Offizier der Nationalgarde, der den Auftrag hatte, die Gemächer der Tuilerien zu inspiciren, fand sie hier in einem Bedientenzimmer ganz bleich und entkräftet, unter den Qualen des Schreckens und des Hungers. Der Offizier beruhigte sie, brachte ihr einige Erquickungen und führte sie in seine Wohnung, worauf er die provisorische Regierung am folgenden Tage davon in Kenntniß setzte. Diese beförderte die spanische Prinzessin unter sicherem geheimen Geleite nach London.

Digitized by Google

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

Schreiben eines Wieners, des k. k. Primarius, Drs. Anton Heger, an den Herausgeber des „Zuschauers."

Zweiter Brief. *)

Vereinigte Staaten, Nord-Carolina, Gaston County, by Mr. John Dal's, am 8. Dezember 1847.

Verehrter Freund! In meinem letzten Schreiben habe ich Ihnen meine tragische und gefahrvolle Reise bis Amerika mitgetheilt, die für meine Erfahrung gewiß sehr reichhaltig war. Wenn ich noch weiterhin meine Beobachtungen und Begebenheiten bekannt geben darf, so füge ich auch die von Amerika selbst hinzu. — Der bedenkliche Zustand meines Sohnes hinderte mich, sogleich nach meiner Ankunft in Amerika alles Beobachtungswerthe gehörig benützen zu können, wiewohl ich mir fest vorgenommen hatte, keine Zeit und Gelegenheit unbenützt verstreichen zu lassen, weil mein Urlaub auf Ein Jahr für die Bereisung der gesammten Nordamerikanischen Staaten nur zu sehr gemessen ist, um das viele Neue und Merkwürdige nicht einseitig aufzufassen, wie mich nun der Beginn meines Unternehmens hier belehrte. Ich entschloß mich daher, sobald ich für meinen Sohn das Nothwendige gethan und das gelbe Fieber beobachtet hatte, welches in diesem Jahre sehr heftig gewüthet und in Einem Tage in New-Orleans 96 Opfer gefordert hat, so lange es noch an der Zeit war, den giftigen Schlangen nachzuspüren, wozu man mir die Sümpfe besonders an Gebirgen in den weniger bevölkerten Südstaaten im Innern von Amerika als die entsprechendsten anrieth, weil jene daselbst am wenigsten ausgerottet wären. Allein nach diesen wüsten Gegenden führt keine Eisenbahn noch Dampfschiff, die nur da bestehen, wo Bevölkerung und Handel ist. Um so schnell als möglich meinen Zweck noch dieses Jahr zu erreichen, wählte ich daher jenen Weg nach dem Innern der Vereinigten Staaten, wo sich eine Eisenbahn am weitesten gegen eine solche wüste Gegend hin erstreckt, wie man sie in den neuesten Karten von Amerika aufgezeichnet findet. Man versicherte mich, daß, wenn gleich keine Eisenbahn und Dampfboote irgendwo sich befänden, auf den guten Landstraßen durch die Landkutsche und andere Fahrzeuge beständig die Verbindung in dem ganzen Staate unterhalten werde. Ich war daher wegen der gemessenen Zeit schnell entschlossen, die Reise in das tiefere Land nach Süden in den Vereinigten Staaten zu unternehmen, und habe bereits zum Theil die Staaten: New York, New-Jersey, Pensilvanien, Maryland, Virginien, Nord-Carolina, South-Carolina, Tenese, Luisiana, also eine Strecke von tausend hiesigen Meilen bereiset, aber leider größtentheils auf Eisenbahnen und Dampfbooten nur durchflogen.

Die hiesigen Dampfboote lassen nichts mehr zu wünschen übrig; doch könnten einige Passagier-Waggons auf Eisenbahnen in Amerika wegen ihrer Eleganz, manche selbst wegen Bequemlichkeit besonders bei Nachtfahrten um des Schlafens und der Vorsorge

*) Wie diese Blätter öfter erwähnten, begab sich Dr. Anton Heger, Primarius des k. k. allgemeinen Krankenhauses in Wien, mit Urlaub zum zweiten Male nach Amerika, im wissenschaftlichen Eifer, das gelbe Fieber an seiner Quelle zu beobachten und über das Schlangengift ärztliche Erfahrung zu erlangen. In Nr. 195 des vorigen Jahrgangs hat der „Zuschauer" seinen ersten Brief gebracht, welcher die Mühseligkeiten der Meerreise und seine Ankunft in New-Orleans schildert, obiges Schreiben erhielt die Redaktion aus einer armseligen Farm im Gebiete von Nord-Carolina, wo sich Dr. Heger noch im Dezember v. J. befand. Der wissenschaftliche Leser wird aus diesen, wenn auch sichtlich in Eile hingeworfenen Zeilen viele sehr interessante Details herausfinden.

Anm. der Red.

Digitized by Google

gegen Überfüllung willen, indem über dem Wagenhimmel bequeme Sitzstellen angebracht sind, eine Erwähnung verdienen. Die hiesigen meist sehr prachtvoll mit wahrem Luxus ausgerüsteten Dampfboote haben außer der großen geräumigen Kajüte oder wohl auch zwei Kajüten, eine für die Gentlemens, die andere für die Ladies, auch noch über dem Verdeck, fast die halbe Schiffslänge, eine Kajüte, wovon ringsherum die untere Hälfte der Wände aus Holz, die obere Hälfte aus aneinanderstoßenden Fenstern, wie in Treibhäusern, bestehet, die sehr prachtvoll mit Spiegeln u. dgl. ausgeschmückt ist und an allen Seiten freie Aussicht gewährt, um welche noch so viel Raum gelassen ward, daß man im Freien, jedoch bedeckt, in Form eines Säulenganges ganz herumgehen kann; sie dient zum willkürlichen Aufenthalt sowohl, als zum Speisesaal für die table d'hôte. Die übrige Hälfte des Verdeckraumes, ein mit der erwähnten Kajüte ein gleichlaufendes Ganze vorstellend, enthält alle nöthigen Ubikationen für das Schiffspersonal: Küche, Schlaf- und Arbeits-Kabinete, Holz- und Feuerungslokale, Räume für die Maschinen, für zu transportirendes Gepäcke und Waaren. Über dies Ganze befindet sich erst, also gleichsam im ersten Stock vom Verdeck an gerechnet, das freie Verdeck, welches mit einem eisernen Geländer versehen ist, und nach Willkür mit Segel- oder auffallend gefärbtem andern Tuche gegen Sonne und Regen geschützt werden kann. Überall findet man Stühle und Bänke zum willkürlichen Gebrauch für die Passagiere, wodurch mehr als der doppelte Raum, den unsere Dampfboote darbieten, gewonnen und jeder Überfüllung vorgebeugt wird. Alle geschlossenen Kabinen, sowohl unter als über dem Verdeck, sind in kalter Jahreszeit mit Öfen versehen, wie hier die Waggons auf Eisenbahnen. In Pensilvanien sah ich Lokomotive, deren Rauchfänge, wie die der Dampfschiffe bei uns umzulegen waren, und sich durch angebrachte Federn von selbst aufrichteten.

Ich habe schon anderwärts erwähnt, daß hier die Eisenbahnen viel leichter gebaut sind, als bei uns. Über Gräben, Bäche, und selbst oft über Flüsse sind nicht selten leichte hölzerne Brücken, vor deren Einsturz man sich beim Darüberfahren fürchtet, dazu kömmt noch, das man in ganz Amerika keinen Bahnwächter sieht. Dessen ungeachtet habe ich weder von einem Unglück gehört, noch während meiner so ausgedehnten, mehre Tag und Nächte ohne Unterbrechung fortgesetzten Reise auf Eisenbahnen nach dem Innern von Amerika erfahren, außer daß ich, wie auch Eingeborne, 50 und 100 Meilen weit nach unrechter Richtung geführt wurde, was hier um so leichter geschehen kann, wenn man mit den aufeinander folgenden Ortschaften unbekannt ist. Ich kann daher die Einrichtung der österreichischen Staatseisenbahnen nicht genug loben, die für solche Unfälle die beste Aufmerksamkeit handhabt. Man muß aber auch der Großmuth der Amerikaner Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn in solchem widrigen Falle zahlt der Reisende für die unrechte Fahrt nichts, er ist durch den Zeitverlust, Zehr-, Schlafgeld und weitere Unkosten genug gestraft, wenn er seinen Irrthum nicht an einer nahrungs- und unterkunftslosen Wechselstation entdeckt; denn man muß an Wechselstationen hier oft bei jeder Witterung im Freien kampiren. Man findet hier durchaus keine Bahnhöfe, noch weniger solche herrliche prachtvolle Bauten, wie bei uns, wo für alle Wünsche der Reisenden im Übermaß gesorgt ist. Höchstens finden sich hier auf Balken gestützte Dächer, die ringsherum frei sind, oder Scheunen ähnliche Lokalitäten, um Lokomotive und Waggons zu unterbringen, für Passagiere ist weder in Bezug auf Warten noch andere Nothdurft und Bequemlichkeit im mindesten gesorgt, wenn nicht ein gewinnsüchtiger Amerikaner in der Nähe einer Wassereinnahmsstelle seine theuern und schlechten Erfrischungen an Mann zu bringen sucht, oder die Station zufällig an ein Dorf, Stadt oder Farm trifft, so könnten die Passagiere ohne eigenen Vorrath oft verschmachten, wegen Nothdürften aber in die größte Verlegenheit kommen,

Digitized by Google

besonders zur Nachtzeit. Hält der Train still, so weiß man nicht warum, noch wie lang. Bei Tag kann man doch oft sehen, was vorgeht, und seine Maßregeln darnach nehmen. Das häufigste Stillhalten geschieht wegen der mitgefahrnen Post (Mail), welches oft kaum eine oder zwei Minuten dauert; denn man gibt die Annäherung des Trains durch Signal der Lokomotivpfeife kund, wo dann am bestimmten Platz eine Person (Weib, Mann, Knabe, Mädchen, meist Sklaven, mit oder ohne Pferde, oder mit einem eingespannten Karren harrt, die Mail ꝛc. übernimmt, und die seinige abgibt, wobei oft harrende Passagiere einsteigen und das Gegentheil. Aus dem allgemeinen Aufbruch der Passagiere, die mit der Übung und mit den Ortschaften bekannt sind, weiß man, daß man aussteigen muß. Jene Aufmerksamkeit, die man den Passagieren auf den österreichischen Staatseisenbahnen zollt, fällt hier ganz hinweg. Jeder Passagier ist hier in Eisenbahnen wie in Dampfschiffen der amerikanischen Freiheit überlassen. Ich wünschte meine anhaltende, Tag und Nacht dauernde Eisenbahnfahrt sehnsüchtig zu Ende, um der Besorgniß zu entgehen, 100 und mehr Meilen verführt, von meiner Bagage getrennt zu werden, oder durch nothgedrungenes unzeitiges Aussteigen zurückgelassen zu werden. Ein weiterer Übelstand ist die Gepäckordnung. Meistens gibt man bei Ankunft oder beim Wechsel des Trains ꝛc. die Gepäcksnummer mit der nöthigen Weisung den herumstehenden Schwarzen, wie bei uns den geschwornen und nummerirten Trägern, die dann alles besorgen. Erst durch mehrmalige Vorgänge wurde ich auf diese einfache Übung, die aber nicht überall gehandhabt wird, aufmerksam; denn es schien mir anfangs unbegreiflich, wie ein Mensch 50 und mehr Nummern mit der Bestimmung des Gepäckes im Gedächtniß behalten könne, indem die Passagiere verschiedene Nummern hatten, verschiedene Absteigquartiere und verschiedene weitere Richtung nahmen. Nie sah ich, daß sich ein Schwarzer verirrte. Bei jedem Ruf einer Gepäcksnummer antwortete derjenige Schwarze, der die Nummer hatte, selbe aus seinem Vortuch, in welchem er eine Menge der übernommenen Nummern beisammen hatte, hervorsuchend, um das Gepäck zu übernehmen. Über alle meine Erwartung stellte er alles Gepäck, was für eine Person gehörte, sogleich zusammen. Überhaupt zeichnen sich die Neger (Sklaven) mit ihrem starken Körperbau, Körper- und Geisteskräften durch Gelenkigkeit, Geschicklichkeit, Fassungsvermögen, Gedächtniß, richtige und schnelle Urtheilskraft, so wie die Amerikaner mit ihren großartigen Unternehmungen aus, die alle Hindernisse zu überwinden wissen.

Der riesenmäßige Bau der Eisenbahnen über Berg und Thäler zwingt Bewunderung ab. Über Vertiefungen führt sie auf unglaublich hohen Pfeilern, die sich von einen Berg auf den andern erstrecken. Die Höhe ist oft schwindel- und schaudererregend. Man wird beim Anblick der Tiefe, in welcher die Bäume wurzeln, über deren hohen Gipfel man auf der Eisenbahn dahinfliegt, wenn man den schrecklichen Abgrund gewahrt, von Furcht überwältigt. Die enorme Höhe einer solchen Eisenbahnbrücke hatte ich einmal Gelegenheit zu betrachten, indem man den Weg durch eine tiefe Bergschlucht zu Fuß zurücklegen mußte, wozu ein Nothsteig errichtet war. Plötzlich hielt der Train mitten im Walde, alle Passagiere schickten sich an auszusteigen, ich that dasselbe mit der Frage nach der Ursache. Die Antwort war, wir müßten jetzt gehen. Ich gewahrte bald auf dem steilen, halsbrecherischen Weg die Reste einer abgebrannten Eisenbahnbrücke, wo gemauerte Pfeiler von vielen Klaftern Höhe standen, wovon die darüber führende Eisenbahn erst vor zwei Tagen vom Feuer verzehrt worden ist. Es würde zu viel Raum nehmen, alle kleinlichen Begebenheiten hier aufzuführen: wie oft ich, Andere und das Gepäck widrigem Zufall unterworfen waren. Von den vielen unangenehmen Vorgängen vorsichtig geworden, erforschte ich bei jeder

Digitized by Google

Zahlung für eine bestimmte Strecke, ob beim Trainwechsel ꝛc. innerhalb der bezahlten Strecke ich wegen Gepäckübertragung Sorge tragen müsse; man versicherte mich, daß bis zur bezahlten Station kein Passagier für seine Bagage mehr zu sorgen habe. Als wir aber innerhalb der bezahlten Strecke bei einer Wechselstation, zum Glück bei Tage angekommen waren, sah ich, daß die meisten Passagiere ihre Gepäcksnummern den herumstehenden Schwarzen übergaben; dadurch aufmerksam gemacht, fragte ich nach der Ursache und vernahm, daß das Gepäck Derjenigen, welche die Nummern davon nicht übergeben haben, auf dieser Station verbleibe. Diesem Zufall hatte ich es zu verdanken, daß ich hier nicht abermals von meinem Gepäcke getrennt wurde.

Das Tabakrauchen ist in den Waggons auf Eisenbahnen, Landkutschen und Dampfbooten — in dem freien Lande Amerika — verboten.

Der Fahrpreis auf Eisenbahnen, **Stage coach** (Landkutsche) und andern Fahrgelegenheiten verhält sich so ziemlich gleich, nämlich für eine englische Meile 9 bis 11 Cents (100 Cents machen einen Dollar). Auf Dampfschiffen wird regelmäßig dreimal Mahlzeit gehalten, außer dieser Zeit wird man nach Wunsch, d. i. nach amerikanischer Weise, befriedigt. Dies ist auf Eisenbahnen und **Stage coach** in wenig bewohnten Gegenden, nämlich wo mich mein wissenschaftlicher Eifer hin führte, nicht der Fall. Der Speisepreis, ob viel oder wenig aufgetischt wird, wie das Schlafgeld ist überall gleich, für den Kopf ½ Dollar. Da mir, wegen meiner Gewohnheit an Einfachheit, das Vielerlei nicht zusagte, von einer Speise aber immer so wenig aufgetischt wird, daß man sich davon nicht sättigen kann, so war ich auf meiner langen Reise in eine sehr unangenehme Lage versetzt; denn entweder mußte ich hungern oder mich krank satt essen; dazu kommt noch, daß man auf dem ganzen Weg meiner Reise nach dem Innern von Amerika kein Brot zu kaufen bekömmt, weil in jeder Haushaltung nur eigenes, in den bessern bei jeder Mahlzeit neugebackenes — warmes — Brot üblich ist. Die Menge der Speisen, wie sie bei jeder Mahlzeit in Amerika vorkommt, kennen Sie. Doch will ich zur Erinnerung das Frühstück anführen, was auf der letzten Eisenbahnstation aufgetischt wurde. Es bestand bei der **table d'hôte** aus: 1. Kaffee, Milch und Zucker, 2. Separat-Milch für die, welche keinen Kaffee oder nebst Kaffee Milch allein genießen wollten, 3. geröstete Hühner, 4. Rostbeuf, 5. gebratenes Schweinfleisch, 6. gebratene Hühner, 7. gebratenes Schöpsenfleisch, 8. geröstetes Pöckelfleisch, 9. Fische, 10. Reispudding, 11. Amoulette, 12. Pfannenkuchen, 13. Pfirsiche, 14. Aepfel, 15. Punken, 16. Kartoffelpastete, 17. Pfirsich-, 18. Kirschen-, 19. Johannisbeeren-, 20. Paradiesäpfel-Compot, 21. Butter, 22. Käs, 23. Syrup, 24. Honig, um ihn auf Brot zu essen, 25. Caks (aus Mehl, Milch und Butter ohne Sauerteig gebacken), 26. weißes Säuerlingbrot. Diese Gerichte sind mir noch erinnerlich von dem Frühstück der **table d'hôte** für beiläufig 100 Personen à ½ Dollar. Die Portion von jeder Speise ist unverhältnißmäßig klein. Es mag das ganze Gedeck höchstens aus 8 Hühnern, 12 Pfund Fleisch überhaupt, 2 Pfund Butter, das Uebrige in verhältnißmäßig geringer Menge bestanden haben. Wenn man berechnet, daß daselbst 1 Huhn 8 Cents, das Pfund Fleisch 3 Cents, das Pfund Butter 10 Cents ꝛc. kostet, so mag das ganze Tractament höchstens dem Gastgeber 5 Dollars gekostet haben, wofür er 50 Dollars einnahm.

Nachdem von hier nach dem weitern Innern, dem südlichen Theil von Nordamerika, wohin ich mir den Weg vorgesteckt hatte, keine Eisenbahn mehr führte, so mußte ich zur **Stage coach** (Landkutsche, Diligence, Eilwagen, Postwagen, wie man dieses Fahrzeug nennen kann) Zuflucht nehmen, denn dieses Fahrzeug führt die Mail (Briefpost), Reisende, Gepäcke, Waaren. Einige Kutscher blasen das Posthorn, die

Digitized by Google

Pferde werden alle 2 bis 4 Stunden gewechselt. Der Kobel dieser Wägen ist so groß, wie die unserer ersten Gesellschaftswägen in Wien, nicht auf Federn, sondern auf Riemen ruhend. Die Räder der hiesigen Landkutschen haben einen doppelt so großen Umfang und ihre Entfernung von einander bilden ein viel weiter von einander abstehendes Geleise als bei uns. Es gibt größere Wägen mit 3 Quersitzen auf 10 Personen und kleinere mit 2 Quersitzen, wo 6 schmächtige Personen sehr gedrängt sitzen; jener wird von 4 im Postgespann, dieser von 2 Pferden gezogen. Der Kobelhimmel ist nach oben mit einem viel höheren eisernen Geländer als unsere Omnibus für das Gepäck ꝛc. versehen, was hier durch eine behaarte Haut gegen Regen geschützt wird. Ich war froh der Lästigkeit der so langen Eisenbahnfahrt zu entgehen und erwartete in diesen kolossalen Wägen zwar ein langsameres aber doch gemächlicheres Fuhrwerk, da man mir die Landstraßen als erträglich geschildert hatte; allein ich fand die so sehr befahrne Hauptstraße von Columbia über und neben dem Kingsberg bis nach den blauen Bergen überall im Innern von Nordamerika, wohin man sich immer wenden mochte, unter aller möglichen Beschreibung schlecht. Ich kann die hiesigen Landstraßen höchstens mit solchen Fahrwegen vergleichen, wie jener, der vom Kahlenberg über das Gebirg nach dem Kobenzel und Himmel führt, der aber noch weit besser, gar nicht gefährlich ist, und in noch besseren Stand erhalten wird, als die Landstraßen hier, wo kein Mensch eine Hand zur Ausbesserung anlegt, kein Baum, der die Straße im Wald beirrt zur Seite geschafft wird, geschweige etwas anderes. Brücken findet man nur, wo man mit den Wagen schlechterdings nicht durchkommen kann, sie sind sehr schlecht, die Querbalken mit Holznägeln und darauf gelegten schweren Steinen befestigt, alle ohne Geländer. Oft suchte man wegen schlechten Zustand durch Umweg denselben auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Gabriel Peignot, (ein französischer Bibliograph) bringt unter dem Pseudonym: G. P. Philomneste, in seinem Werke: Le livre des singularités, unter vielem Andern folgenden Plan zu einem kleinem, blos aus 10 Werken und 10 Bildern bestehenden Liebhaber-Kabinet, dessen Kostenpreis die mäßige Summe von 2,000.000 fl. W. W. (den Frank rund für einen Gulden W. W. gerechnet) nicht viel übersteigen würde.

Er sagt: Wir lieben die Bücher, wir lieben die Bilder; aber bänderreiche Bibliotheken machen uns Furcht, lange Gallerien blenden uns; deßwegen beschränken wir uns, gewillt, ein kleines Kabinet, blos nach unserm Geschmacke, d. h. merkwürdiger durch Verdienst und innern Werth, als durch die Menge der darin enthaltenen Gegenstände, anzulegen, auf 10 Werke und 10 Bilder, welche wir anzuschaffen gesonnen sind unter den zwei leicht zu erfüllenden Bedingungen, daß erstens unsere Börse einen Überschuß von beiläufig 2 Millionen fl. W. W. zu unsern kleinen Ausgaben enthalte; daß wir zweitens die gegenwärtigen Besitzer dieser Gegenstände dazu vermögen, den Handel zu schließen, wobei wir voraussetzen, daß diese Herren sich ein Vergnügen daraus machen werden, selbe uns gutwillig um den Erstehungspreis zu überlassen.

Wir fügen dem folgenden Verzeichnisse der Gegenstände, auf welche unsere Wahl gefallen, die Preise bei, um welche dieselben bei öffentlichen Versteigerungen der Neuzeit zugeschlagen worden sind, welche wir, während wir keineswegs unter diesen Preisen zahlen wollen, so mäßig sie auch sind, dennoch für ganz angemessen halten.

Digitized by Google

Verzeichniß der 10 Werke.

1. Titi Livii patavini historiarum romanarum decades III, ex recognitione Joannis Andreae, episcopi aleriensis. Romae, Conradus Sweynheim et Arnoldus Pannartz (undatirt, aber um 1496) fol. max.

Ein Exemplar dieser Ausgabe auf Pergament, ward in London bei der Versteigerung des Buchhändlers James Edwards durch Sir Mark Masterman Sykes um 903 Pfund Sterling oder 21,672 Fr. = 21,672 fl. W. W. erstanden.

2. Voyage pittoresque et historique de l'Espagne, per M. Alexandre de Laborde et une société de gens de lettres et d'artistes de Madrid. Paris (Glard), de l'imprimerie de P. Didot l'aîné, 1807—1820. 4 Vol. in fol. max. avec pl.

Ein Exemplar dieses großartigen Werkes, auf Velin gedruckt, mit den Originalzeichnungen, 274 an der Zahl, ward den Liebhabern um den Preis von 22,500 Franks = 22,500 fl. W. W. angeboten.

3. The Recuyell of the historyes of Troye, composed by venerable persone Raoul de Fevre preest and chapelayn unto the gloryous prynce in his tyme Phelip of Bourgoyne, of Braband etc.; translated of frenssche in to englissche by William Caxton, mercer of the cyte of London, at the commandement of the vertuose pryncesse lady Margarete by the grace of God Duchesse of Bourgoyne, of Lotryk, of Braband, etc.; fynissed in the holy cite of Colen the XIX day of septembre the yere 1471 etc. (angefangen, wie man sagt, zu Brügge) Fol.

Das Exemplar dieser Übersetzung der: Geschichte von Troja im Alt-Englischen, welches der Herzog von Roxburghe in seiner reichen Sammlung in London besaß, erreichte bei der Versteigerung seiner Bücher die Summe von 1060 Pf. 10 Schilling Sterling = 26,512 Fr. 50 c. oder 26,512 fl. W. W.

4. Missale des Herzogs von Bedfort. Manuskript in 4. mit Malereien und Miniaturen.

Dies herrliche Manuskript, auf Befehl des Herzogs, während er in Frankreich war, ausgefertiget, ward bei einer Versteigerung in London am 21. Juni 1833 dem Sir John Tobie für 1100 Pfd. Sterling = 27,500 Fr. = 27,500 fl. W. W. zugeschlagen.

5. OEuvres de Jean Racine. Paris de l'imprimerie de P. Didot l'aîné, an IX. (1801—1805) 3 Vol. gr. in fol. avec 57 gravures.

Ein Exemplar dieses großartigen Werkes, auf Velin, ward bei der Versteigerung der Bücher des Firmin Didot, im September 1811 um 32,000 Fr. = 32,000 fl. W. W. verkauft.

6. Biblia sacra latina ex versione sancti Hieronymi; codex membranaceus seculi octavi; scriptus manu celeberrimi Alcuini, venerabilis Bedae discipuli, et Carolo Magno donatus, die, qua Romae coronatus fuit (25. Dezember 800) 1 Vol. in fol. 449 Blätter zu 2 Spalten mit Malereien, verzierten Buchstaben u. s. w.

Kam zu London bei Mr. Evans, auf 1500 Pf. = 37,500 Fr. oder 37,500 fl. W. W. zu stehen.

7. Biographical Dictionary containing an historical account of all the engravers, by Jos. Strutt. London 1785—86. 2 Vol. gr. in 4. fig.

Ein Exemplar dieses, im gewöhnlichen Preise nicht besonders theuren Buches ward mit beinahe 8000 Kupferstichen und Porträten der im Buche vorkommenden Künstler versehen, und in 37 Folio Bänden in russische Juchten gebunden, in einem Kataloge der Herren Longmann et Comp. Buchhändler in London, um 2000 Pfd. Sterling = 48,000 Fr. = 48,000 fl. W. W. angekündiget.

8. Victories, conquêtes, désastres, revers et guerres civiles des Francais, de 1792 à 1815 par une société de militaires et de gens de lettres (le général Beauvais, le lieutenant-général Thiébaut, M. Parisot et autres). Paris, C. L. F. Panckoucke, 1816—1821. 27 Vol. in 8. fig.

Ein Velin-Exemplar ward an König Karl X. vom Herausgeber verkauft um 50,000 Fr. = 50,000 fl. W. W.

9. Il Decamerone di Master Giovani Boccaccio (Venetiis) Christofal Valdarfer 1471, fol.

Der Marquis von Blandford kaufte das Exemplar, welches der Herzog von Roxburghe besessen hatte, im Jahre 1812 zu London um 2260 Pfd. St. = 51,980 Fr. = 51,980 fl. W. W.

10. Les Liliacées, par Pierre-Joseph Redouté (berühmten Blumenmaler vorzüglich zu Paris am 19. Juni 1840, 81 Jahre alt, verstorben) Paris 1803—1816. 8 Vol. gr. in fol. avec 8. pl. col.

Weiland Kaiserin Josephine hatte ein einziges auf Velin gedrucktes Exemplar dieses Werkes sammt den Original-Zeichnungen um den Preis von 84,000 Fr. = 84,000 fl. W. W. erkauft.

Digitized by Google

Verzeichniß der 10 Bilder.

1. Die Weidenbäume von Paul Potter, verkauft von M. Tolevan zu Paris, 1802 um 27,030 Fr. = 27,030 fl. W. W.

2. Die Viehweide von ebendemselben Potter, bei M. de la Peyrière zu Paris 1825 um 28,900 Fr. = 28,900 fl. W. W. verkauft.

3. Der verlorne Sohn, Bild von David Teniers, bei M. Blondel, verkauft 1776 um 29,900 Fr. = 29,900 fl. W. W.

4. Danae des Correggio, verkauft bei M. Bonnemaison 1827 um 30,000 Fr. = 30,000 fl. W. W.

5. Die heilige Familie von Rubens, auf der Versteigerung des M. de la Peyrière, 1826 um 64,000 Fr. = 64,000 fl. W. W. verkauft.

6. Madonne von Correggio, verkauft um 80,000 Fr. — 80,000 fl. W. W.

7. Venus überrascht im Netze mit Mars, 1807 zu London, an M. Clifort um 5000 Guineen verkauft = 125,000 Fr. = 125,000 fl. W. W.

8. Herodes Tochter, den Kopf Johann des Täufers auf einer Schüssel tragend, von Titian, bei der Versteigerung des Lord Radstoch an den Banquier M. Baring verkauft im Jahre 1826 um 8890 Guineen = 226,250 Fr. = 226,250 fl. W. W.

9. Die großen Bacchanalien von Poussin, aus der Gallerie des König Ludwig XVI., welches zu London 1805 um 13000 Guineen verkauft wurde = 375,000 Fr. = 375,000 fl. W. W.

10. Die Kuh von Paul Potter, ein Bild, welches einst der Kaiserin Josephine gehörte und von dieser dem Kaiser Alexander überlassen ward um 200,000 Rubel = 800,000 fl. W. W.

Wird diese eine so mäßige, kaum der Rede werthe Summe von 2,187,664 fl. W. W. kostende Gallerie nicht alle unsere Wünsche erfüllen? Und da mehre alte Einbände mit werthvollen Steinen verziert sind, so wollen wir jeden der obbenannten 10 Bände mit einem der 10 größten Diamanten *) schmücken lassen, welche uns ohne Zweifel eben so zuvorkommend werden überlassen werden, wie die Bücher. Dies käme aber dennoch ein wenig hoch zu stehen; denn der Preis dieser 10 Diamanten würde, nach der Schätzung der berühmtesten Juweliere, die Summe von 61,770,133 fl. W. W. betragen. Man muß gestehen, das wäre ein wenig viel für eine einfache Nebensache und stände mit der Hauptsache in gar keinem Verhältnisse; übrigens dürfte uns dies nicht viel kümmern, nicht Jedermann hat 60 Millionen für bloße Lieblingsneigungen zu verwenden. Selbst die Herren von Rothschild würden sich dazu eine Weile bedenken. Bleiben wir also blos bei unsern 10 Büchern und unsern 10 Bildern.

*) Diese 10 Diamanten sind: 1. Der Mathan; 2. der Mogol; 3. der Orlow; 4. der Braganza; 5. das Meer des Ruhms; 6. der Großherzog von Toskana; 7. der Regent; 8. der Sancy; 9. Johann VI.; 10. der Nassack. S. K.

Räthsel.

Es trägt dich Meilen weit von dannen,
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort:
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wand'rer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich im Gedankenflug:
Ihm ist ein Augenblick genug.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. B. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 41. Montag den 13. März. 1848.

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

Wir fuhren einmal durch einen bedeutend breiten und tiefen Fluß aus Mangel einer Brücke, wo das schnell fließende Wasser, obschon wir denselben quer durchfahren wollten, den schwer bepackten Wagen (12 Personen und viel Gepäck) so weit hinabtrug, daß, am gegenseitigen Ufer angelangt, wir ganz gegen den Fluß fahren mußten, um zur Auslandungsstelle zu gelangen, was zu einer trockenen Zeit, bei niederm Wasserstande geschah. Die Fußgänger werden entfernt von der Ueberfahrts- und Durchfahrtslandstraße auf Nachen übersetzt. Die Landstraßen bilden selbst nicht selten solche Abhänge, die wahre Präzipisse vorstellen, über welche die Wägen fahren müssen, wo man nicht nur meint, die Pferde können beim Hinabfahren den schweren Wagen besonders auf der von felsigen Vorsprüngen bedeckten Straße nicht erhalten, sondern er werde bei den steilen Höhen sogar über die Pferde stürzen, und umgekehrt beim Hinauffahren über solche steile fast felsige Anhöhen. Dazu kommt oft noch, daß während auf einer Seite des Geleises felsige Vorragungen, auf der andern Seite welcher tief ausgewaschener Grund, bedeutende Ungleichen des Geleises auf der ein Wagengeleise breiten Landstraße nahe an den gefährlichsten Abgründen ohne Sicherungsstellen (Barrieren) sind. Da man fast immer im Walde fährt, wie aus der folgenden Beschreibung erhellt, so finden sich häufig mitten auf der schmalen Straße Blöcke von dicken Baumstämmen abgehauener oder abgebrochener Bäume, die bei Nacht und oft bei Tag, wenn der Kutscher nicht genug aufmerksam ist, den so hohen Wagenachsen gefährlich werden. Oft ist die Chaussée durch quer oder schief über selbe liegende kleinere oder größere, nicht selten 150 bis 200jährige riesenmäßige Bäume ganz unwegsam, wo dann auf Umwegen die Fahrt fortgesetzt werden muß; überdies verliert sich in Wäldern, nahe an brachliegenden und abgefechseten Feldern alle Spur von der Landstraße, und wenn zufällig eine Fahrstraße von einer Farm, die mehr befahren wird, in selbe sich mündet, erhält diese mehr das Ansehen der Landstraße, und verleitet dadurch häufig auf Abwege. Die Pferde bekommen unterwegs nie zu fressen, wohl aber bei jeder Quelle, Bach oder Fluß, durch welche man fährt, zu saufen.

Nach beinahe einer kontinuirlichen Fahrt von 8 Tagen und Nächten langte ich endlich abgemartert an der Stelle an, wo keine Stage coach weiter in das Innere jenes Landes fuhr, wohin meine Bestimmung ging, von wo aus die Communication meist durch Reiten unterhalten wird. Mit vieler Mühe konnte ich nach Zeitverlust und mit großen Kosten einen Wagen erhalten, der mich noch 50 Meilen meiner Bestimmung näher brachte.

Digitized by Google

Auf bedeutenden, von Bäumen mehr oder weniger gelichteten und entblößten Anhöhen konnte ich die Bergspitzen des sehnlichst gewünschten Zieles meiner Reise einigemal schon erblicken. Ich erhielt zur Richtschnur für gewisse Strecken Anweisungen von einem Farmer (Bauer) zum andern und in schwierigen Fällen wegen Verirrung des Weges Wegweiser (Schwarze, Neger, Sklaven). So langte ich endlich mit nicht geringer Anstrengung, nach vieler Sorge mit nicht geringen Opfern, nach einer wohl oft unterbrochenen fast zweimonatlichen oft sehr beschwerlichen Reise entkräftet, hinfällig und von der Umgebung fast entmuthiget an dem Ort meiner mir festgesetzten Bestimmung an, ohne von meiner Familie nach 4 Monaten eine Nachricht zu haben — in einer Gegend, die zwar viel Abschreckendes bietet, aber ganz geeignet für Schlangen ist, nämlich am Fuß zweier Berge, wovon der eine eine hohe Felsenspitze, der andere eine felsige Wand und Rücken spärlich mit Bäumen besetzt bildet, von Hügeln und Thälern umgeben, die mit Bächen und Sümpfen und mit den gesuchten Bewohnern: den Schlangen, ausgestattet sind, denen ich nun nach einiger Erholung nachspüren will, um mich von ihrem Gifte zu überzeugen. In Bezug auf Reisekosten fand ich, daß meine Fußreise wenig Unterschied von den vorigen Reisen machte; man forderte für jede Mahlzeit, wie für jedes Nachtlager ½ Dollar; dem Wegweiser mußte ich für jede Meile 10 Cents bezahlen, also gerade so viel, als wäre ich mit der Eisenbahn, Stage coach oder anderm Fuhrwerk gefahren, nur daß ich mich auf der Fußreise mit den schwarzen (Negern, Sklaven) Begleitern allein in den Wäldern nicht so ganz behaglich befand, die sich oft sehr zudringlich benahmen; denn der Eine fragte unterwegs nach der Zeit, die ich nicht angeben konnte, weil meine Uhr nicht ging, welche er zu sehen und zu haben wünschte; ein anderer verlangte für das Wegweisen meinen Regenschirm u. s. w. Sie können wohl denken, daß man sich so ganz allein mit einem Schwarzen, dessen Anblick man nicht gewohnt, dessen Miene für Ungewohnte nicht so leicht erfaßlich ist, in einem ewigen Walde, auf schlechtem Wege, wo man genug zu sehen hat, um nicht zu straucheln und zu fallen, nicht so wohl befindet, wie in Oesterreich, besonders da ich vernommen hatte, daß manche Sklaven stehlen, ihrem Herrn entlaufen ꝛc.; allein wenn ich auf der Eisenbahn dieses Wunderland hier im Fluge, in der Stage coach im Rütteln nur ansichtig wurde, so hatte ich doch wenigstens auf der Fußreise Gelegenheit, dasselbe ganz ruhig betrachten zu können. Dadurch gelangte ich aber auch zu der richtigsten Ansicht, daß nämlich das ganze Land aller benannten und höchst wahrscheinlich auch aller nicht benannten Staaten Nordamerikas, einige große Städte und ihre Umgebung vielleicht ausgenommen, ein ganzer zusammenhängender, mehr oder weniger gelichteter Wald ist, in welchem die verschiedenen größern und kleinern Städte, Dörfer und Bauernhäuser mit ihrem Ackerlande vertheilt sind, um welche herum der Wald mehr oder weniger ausgehauen oder ausgebrannt und dessen Boden als Ackerland verwendet ist. Dieses ist die richtige Ansicht vom ganzen Lande der Vereinigten Staaten, daher auch nirgends, selbst auf hohen Hügeln und Bergen, wenn man nicht auf baumlose Klippen gelangt, eine Aussicht gefunden wird, und auch diese wohl Berge, Hügel und Thäler, aber immer nur wieder die ewige und immerwährende Waldung darbietet, ohne die Ansicht einer Stadt oder eines Hauses zu gewähren. Man sieht auf selben manchmal mehr, zuweilen weniger, manchmal dieselbe Anzahl durch Art, Feuer, Elemente, Krankheit, oder Alter gestorbene dürre und morsche, stehende und liegende todte Bäume. Wenn man durch den ewigen Wald geht, so dringt sich beim Anblick der vielen todten, verstümmelten Bäume und ihrer Aeste die Vorstellung auf, als hätten die Bäume unter sich Krieg geführt und Schlachten geliefert. An freiern erhabenen Stellen sieht man häufig

Digitized by Google

schwarze, dürre, riesige Bäume über alle andern grünenden hervorragen, die den darauf sitzenden Raubvögeln eine umfangreiche Aussicht gewähren und auch meistens zur Raubspähe gewählt werden. Aber auch die grünenden Bäume geben hier im Walde bedeutende Abstufungen durch die Verschiedenheit, Höhe oder Alter, wovon der Nachwuchs eben so verschieden ist; denn man sieht einjährige bis 200jährige Bäume in nicht sehr großer Entfernung. Die Bäume in den Waldungen hier sind also durchaus nicht so gleichförmig an Alter, Höhe, Nachwuchs und Baumgattungen, wie bei uns. Man findet in Amerika nicht, wie bei uns, Waldungen von bloßem Nadelholze oder von bloßem Laubholze, oder bedeutende Strecken von jedem derselben, sondern ich sah nur immer alles durcheinander: Laub- und Nadelholz. Unter dem Laubholz sind vorherrschend: Eichen, Nüsse und gute Kastanien. Letztere sind die häufigsten, bringen aber keine so großen Früchte, wie unsere guten Kastanien, dasselbe gilt von den Nüssen; dagegen sind die Eicheln ungemein groß, durchaus nicht so herb und bitter wie bei uns, gewähren vortreffliches Futter für Schweine, die zu Hunderttausenden in Wäldern ihre Nahrung haben. Die Blätter der Bäume sind hier durchgängig viel größer. Es gibt Eichbäume, besonders aber Ahornbäume, deren Blätter so groß sind, als ein mäßig großer Bogen Papier.

(Fortsetzung folgt.)

Die Thiere der Nacht.

Von unseren einheimischen Thieren zeigen viele einen Hang zum nächtlichen Umherstreifen: Fuchs, Dachs, Biber, Igel, Hamster, Murmelthiere; das Heer der Ratten und Mäuse. Der Dachs bleibt den ganzen Tag ruhig in seinem Baue liegen, nur Abends gegen 10 Uhr kommt er heraus, sucht sich seine Nahrung, die in kleinen Thieren besteht, zu erjagen, oder nimmt auch mit Pflanzenkost vorlieb. Träg und scheu, ernst und ungesellig, wie ein philosophischer Diogenes, nur am Besonderen und Ungewöhnlichen Gefallen findend, mag ihm gerade diese nächtliche Geschäftigkeit am meisten behagen. Ein offenes, redliches Gewerbe treibt auch der Fuchs nicht, darum wählt er für seine Thätigkeit die Schlafenszeit und den Mantel der Dunkelheit. In gleicher Weise gelangen unsere viel geselligeren Hausbewohner, die Ratten und Mäuse, des Nachts zur Herrschaft, sie feiern dann ihre nächtlichen Spiele und Orgien; freilich werden sie nicht selten von der geheimen Katzenpolizei überrascht, die ungesehen herbeischleicht und das fröhliche Gelage mit einem Schlage aufhebt.

In den Tropenländern ist dieses nächtliche Thierleben weit ausgeprägter und charakterisirt die unvergleichliche Tropennacht auf das schärfste. Scheinen doch dort die Menschen selbst Theil zu nehmen und am Abend erst wieder aufzuleben, nachdem sie von der unerträglichen Hitze des Tages in die äußersten Verstecke und Winkel des Hauses getrieben worden sind und dort, in Letharzie versunken, einstimmend „in das Seufzen aller Kreaturen," erschöpft und verschmachtend, langsam die Stunden abzählen, die nur vorüberschleichen. Am Abend aber, wenn die Sonne hinabsinkt und, ohne einen Übergang durch die Dämmerung, sogleich die Nacht ihren Sternenmantel ausbreitet, da wird es lebendig in Städten und Dörfern; die Bewohner feiern jetzt ihre Feste und Freuden mit lautem Jubel und tollem Lärmen. Vor den Städten in allen Gebüschen werden aber auch die Thiere wach; in außerordentlicher Menge kommen die Meerschweinchen hervor, verlassen nach Sonnenuntergang ihre Schlupfwinkel und spielen harmlos und munter im Grase. Sie sind durchaus nicht scheu und man kann sich ihnen auf wenige Schritte nähern.

Digitized by Google

Versetzen wir uns im Geiste in die Länder Südamerikas, Peru und Chile, und werden Augenzeugen der belebten Szenen ihrer Tropennächte. Zur selben Stunde kommen aus ihren hohlen Baumstämmen, oder unter ihren bogenförmigen gewölbten Wurzeln die lichtscheuen Beutelthiere hervor, die sich so lange in ihren finstern Löchern ruhig verhalten haben, bis die Sonne sich unter ihrem Horizonte verbirgt; nun schlüpfen sie heraus und spüren nach Insekten und Früchten. Neugierig und zudringlich kommen sie bis in die schlecht verwahrten Hütten, durchsuchen jeden Winkel, durchschnobern die schlafenden Bewohner und laufen ihnen über Gesicht und Körper; zuletzt aber fangen sie sich unfehlbar in Fallen, auf die ein Stück Banane oder Ananas als Köder hingelegt ist. Sie theilen die Gewohnheiten und Geschicke unserer nächtlichen Gäste, der Ratten und Mäuse.

Im weichen Moorgrunde oder in den schattigen, feuchten Waldwinkeln ruht während der Hitze des Tages der schwerfällige Tapir; wenn aber die erfrischende Kühle des Abends eintritt, geht er zu den sumpfigen Flüssen, wo er seine Gefährten findet, wälzt sich im Schlamme, der Lust seiner Gattungsverwandten gedenkend, von denen Goethe sagt: „Uns ist ganz kannibalisch wohl!" Sie durchstreifen gemeinschaftlich den Wald, reißen mit ihrem langen Rüssel die zarten Zweige von den Büschen, oder weiden in den mit hohen Gräsern dicht bewachsenen Sümpfen. Zuweilen zieht eine solche Schaar aus den Wäldern auf die bebauten Felder der Indianer, eine tiefe Furche von ihren breiten Fährten zurücklassend, und zertritt alle Pflanzen, oder frißt sie an; in einer Nacht werden oft durch solchen Besuch die durch jahrelange Arbeit mühevoll angelegten Pflanzungen verwüstet. Doch das sind noch die friedlichen Szenen; wilder und gefahrvoller wird das nächtliche Treiben, wo die Helden der Nacht in offenen Kampf gerathen, an dem sich dann sehr oft der Mensch betheiligt oder wider Willen hineingezogen wird.

Die unerwartete Ankunft der blutdürstigen Onze bringt eine schauerliche Abwechselung in das friedliche Treiben und verbreitet Schrecken in allen Dörfern und Plantagen, in deren Nähe sie gelangt. Der raubgierige Gast umkreis't allmälig mit lauernden Schritten die Wohnungen und entführt Hunde, Schweine und nicht selten auch Menschen. Einem englischen Ansiedler wurde von einer Onze des Nachts die Thür der Hütte eingestoßen, und ein zehnjähriger Knabe aus der Hängematte weggenommen und verzehrt. Weit entfernt, sich vor den Menschen zu fürchten, stürzt sie sich auf den einzelnen und scheut sich nicht, vom Hunger getrieben, selbst gegen ihre Natur, am hellen Tage in die Walddörfer zu schleichen, um dort ihre Nahrung zu holen, und läßt sich dann die einmal ergriffene Beute nur schwer wieder abjagen. Tragikomisch ist folgendes Beispiel, das v. Tschudi in seinen unübertrefflichen Reiseskizzen aus Peru erzählt: „Ein Indianer hörte in der Nacht sein einziges Schwein sehr kläglich schreien; er ging hinaus, um nachzusehen, und traf eine Onze, die es beim Kopf gepackt hatte und eben wegschleppen wollte. Der Indianer, der sein theuer erkauftes Eigenthum nicht gern verlieren mochte, sprang hinzu und ergriff das Schwein bei den Hinterfüßen, um es dem Räuber streitig zu machen; lange dauert dieses sonderbare Ringen, die Onze, mit ihren durch die dunkle Nacht glühenden Augen, zerrte am Kopfe, der uneingeschüchterte Indianer bei den Beinen, bis die Weiber mit Feuerbränden aus der Hütte herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich langsam und unter fürchterlichem Gebrülle nach dem Walde zurückzog." — Das Feueranmachen gilt bekanntlich als ein Haupteinschüchterungsmittel, und deßhalb suchen nicht blos Eingeborne, sondern auch Reisende, besonders Karavanenzüge, die durch die Wüsten wandern, rings um ihre Lagerplätze Feuer zu unterhalten oder Brandfackeln aufzustecken, die durch das stille weite Nacht-

Digitized by Google

gefild hinleuchten und wie flammende Schwerter den Eingang zum Paradies der Ruhe hüten.

Die wahren Nachtthiere sind in drei Thierklassen durch kleine Gruppen oder Familien repräsentirt und stimmen unter sich in Farben, Formen, Bewegungen, ja fast in Allem so sehr überein, daß nicht einmal ein tiefer Kennerblick dazu gehört, sie herauszufinden und als verwandte zusammenzustellen. In der Klasse der Insekten sind es die Nachtschmetterlinge, in der Klasse der Vögel die Eulen, und in der Klasse der Säugethiere die Fledermäuse. Wir finden in diesen Nachtschöpfungen der Natur so phantastische, abenteuerliche Gestalten, wie sie kaum die menschliche Phantasie hervorzuzaubern vermag. Es sind die Nachtthiere darum vorzugsweise die Träger alles Herenspukes, aller Gespenster- und Geistererzählungen geworden; sie spielen in dem Märchen „vom wilden Jäger," in den orientalischen Sagenkreisen eine sehr bedeutende Rolle. Ihren Aufenthalt am Tage nehmen sie an den versteckteften Orten, in hohlen Bäumen, in alten verlassenen Thürmen und Burgruinen. Führt sie der Zufall oder ihr Unstern einmal heraus, so sind sie vom Sonnenlichte geblendet, wissen sich nicht zu helfen und nicht fortzufinden. Als unheimliche Gäste werden sie auch von allen übrigen Thieren, die dem Lichte dienen, angesehen; verfolgt und in die Enge getrieben, werden sie von den kleinsten und schwächsten Vögeln, keck von Finken und Spatzen angefallen, die recht gut wissen, daß sie in diesem Kampfe das Feld behaupten müssen. Mit wahrem Zornmuth stürzen die kleinsten Singvögel über den gefesselten Uhu her, und suchen den hilf- und wehrlos gemachten Gefangenen überall anzugreifen. — Es passen auch hier zur Sonderbarkeit in Gestalt und Färbung die originellen Bewegungen und Gewohnheiten; diese Geschöpfe treten so ganz aus dem Kreise des Gewöhnlichen heraus, und man hat sie nicht ganz mit Unrecht die „Zerrbilder der Schöpfung" genannt.

Verweilen wir einige Augenblicke bei den Nachtschmetterlingen oder Phalänen, wie sie die Kunstsprache nennt. Die größeren Arten haben eine etwas unförmliche Gestalt, weit über die Verhältnisse des Normal-Schmetterlingskörpers hinausragend; der dicke Kopf und Rumpf, der zottige Leib, die Krallenfüße, die weit ausgespannten, in großen Bogen angeschweisten Flügel, die düsteren bleichen Farben, von denen eine in die andere übergeht und die ein Kolorit und eine Zeichnung geben, wie sie bei den Nachtschwalben und Eulen wiederkehrt, machen sie zu gespenstischen Erscheinungen in dem lieblichen Schmetterlingsreiche. Sehen wir bei den Tag- und Abendfaltern die Farben des Lebens glühend auf den Flügeln prangen, so finden wir hier den Gegensatz, meist nur die des Todes und der Trauer, grau, braun und schwarz. Düster ist nicht allein ihr Äußeres, auch ihr ganzes Leben scheint ein schweigsames **Memento mori** in sich zu fassen; denn nur, wenn stiller Friede die Erde umgibt und zu den nächtlichen Sternen der Blumenduft wie ein Opfer aufsteigt, verlassen sie wie Geister der Finsterniß ihre Ritzen und Mauergräber und saugen sich an jenen Blüten fest, die Abends Wohlgeruch aushauchen. Am Tage sitzen sie wie todt an Baumstämmen und Planken, oder an der Unterseite der Blätter und lassen sich ruhig, ohne den geringsten Schmerz zu verrathen, an die Nadel spießen. Das Licht bei Nacht lockt sie besonders an, daher oft das Summen und Schwirren und das Schlagen an ein stilles Gartenfenster. Nichts in der ganzen Natur stört sie in ihrem sommernächtlichen Traumleben, nur dem Auge des Forschers entgehen sie nicht; er zieht hinaus, mit einer Laterne versehen und einem weißen Tuche hinter derselben, und eilt auf die Wiese mit seinem Netze bewaffnet; er stellt die Laterne in's thauige Gras und harrt im Schweigen der Kommenden. Sieh! da umschwärmen unzählige Schaaren von Nachtfaltern den blendenden Lichtquell und flattern von selbst in das Netz. — Die Tropen-

Digitized by Google

länder besitzen hier abermals das Ungewöhnliche und Auffallende; wer hätte nicht in vollständigen Sammlungen die Riesen unter den Schmetterlingen, Atlas, Mondspinner, Semiramis u. a. bewundert, an die nur schwach unser einheimisches Nachtpfauenauge erinnert! Nicht so grell stehen unsere kleineren Nachtschmetterlinge, die allbekannten Eulen, die in warmen Sommernächten herein in unsere Zimmer dringen und die Lichter umschwärmen, von ihren Gattungsverwandten ab. Die Natur gefällt sich an ihnen besonders in zierlichen Formen und Zeichnungen und steigt durch sie hinab in die Gruppen der Spanner, Zünsler, Wickler, Motten, bis zu den Mikrolepidoptern; hier scheint mit der Kleinheit der Formen die Mannigfaltigkeit derselben zuzunehmen. In den Spinnern ist leicht eine Annäherung an Menschenfleiß und Gewerbsgeist zu erkennen; die Seidenspinner sind glücklicher in ihren Erfolgen wie Mancher, der trotz aller Anstrengungen „doch keine Seide spinnt."

Vermittelt wird der Übergang zu den Nachtschmetterlingen durch die Abtheilung der Schwärmer, von denen der Todtenkopf (**Sphinx Atropos**) der düsterste ist, so daß der geniale Jean Paul, der so unübertrefflich die Kontraste im Naturleben zu schildern verstand, über ihn schreibt: „Er ist aus Ägypten gebürtig, dem Lande der Mumien und Gräber, und trägt selbst ein **Memento mori** auf dem Rücken und ein **Maestoso** und **Miserere** im Klage-Rüssel."

Nächtlich in ihrem Treiben sind auch einige Käfer, bei uns der durch sein Leuchten bekannte Johanniskäfer; in wärmeren Ländern die Gattungen Elater und Lampyris. In Brasilien erleuchten zahllose Elateren die ersten Nachtstunden mit den phosphorescirten Punkten am Kopfe und Körper, auftauchenden und verschwindenden Sternen vergleichbar. Die brasilianischen Schönen verstünnen nicht, zu ihren nächtlichen Festen sich mit leuchtenden Gürteln und Diademen zu schmücken, und es mag seyn, daß manche durch diesen lebendigen Feenschmuck den reichsten Brillantenschmuck in den Sälen unserer Großen verdunkeln würde.

Einschalten dürfen wir hier auch noch einige der froschartigen Amphibien, die Nachtthiere sind. Wie viel Theilnehmer zählen nicht unsere Froschkonzerte in den Frühlings- und Sommernächten! Welch eine Lust durch alle Teiche, See'n und Flüsse! Welch ein Eifer im monotonen, taktmäßigen Wettgesange! Und nicht allein uns, auch in Südamerika erheben die Stammverwandten nach Sonnenuntergang ihre unmelodischen, weithin tönenden Stimmen und erfüllen fast die ganze Nacht hindurch die Luft mit einem höchst lästigen Konzerte, während sie des Tages in lautloser Ruhe versteckt bleiben. Der violette Kehlenbläser (**Cystignathus sylvestris Tsch.**) klagt mit einem einförmigen, lauten, hämmernden Rufe vom Gebüsche herunter oder dringt bis in die Hütten der Waldbewohner und beraubt sie des erquickenden Schlafes. Die große, fast ½' lange Trapichero-Kröte läßt aus den feuchten Schichten der Musablätter ihr schneidendes Grunzen ertönen, das dem Knarren der Zuckermühle gleicht, weßhalb ihr die Eingebornen den Namen des „Zuckermahlers" gegeben haben. Der riesige Ochsenfrosch brüllt seinen Baßton mitten darunter und überall vereinigen sich hohe und tiefe Stimmen dieser unfreundlichen Thiere, um das Schauerliche der Waldnacht noch greller hervorzuheben. Und selbst von lebenden Zeitmessern werden diese Nachtkonzerte überwacht; ein kleiner Vogel, kaum von der Größe eines Staares, in bescheidenem Gefieder, läßt des Nachts nach jeder vollendeten Stunde einen monotonen Ruf ertönen. Die Indianer nennen ihn **Inga huallpa**, der „Hahn der Inga," und knüpfen manchen Aberglauben an sein regelmäßiges Geschrei.

Am schönsten ausgeprägt finden wir den Typus der Nachtthiere durch die Familie der Eulen. Sie sind charakterisirt durch den dicken runden Kopf, ein wahrer

Digitized by Google

Katzenkopf, durch die nach vorn stehenden großen runden Augen mit Federkreisen umgeben, durch die weiten Ohröffnungen, die zum Theil mit Federbüschen, einem Stellvertreter des äußeren Ohres versehen sind, durch ihr weiches, seidenartiges Gefieder, was durch die sanften Schattirungen und Wellenstreifen eben so weich in Farbe und Zeichnung erscheint, und endlich durch ihren leisen, kaum hörbaren Flug.

Es reihen sich dieser Familie noch einige Formen an, die allerdings von Systematikern nicht unmittelbar zu den Eulen gestellt werden, die aber als nächtliche Thiere jedenfalls so viel übereinstimmendes mit den Eulen zeigen, daß wir sie hier nicht übergehen dürfen. Durch ganz Europa ist der bekannte Ziegenmelker, auch Nachtschwalbe genannt, verbreitet, der am liebsten die Nadelwälder bewohnt, wo Leicje und Wiesen in der Nähe sind, und seine Nahrung, die in Nachtschmetterlingen und Käfern besteht, in der Dämmerung, beim Mondschein im Fluge erhascht. Am Tage hält er sich in Dickichten oder Höhlen verborgen.

Der Name erinnert freilich noch an die gute alte Zeit der naiven Thiermärchen, denen zufolge denn auch der Ziegenmelker den Ziegen bis in die Ställe folgt und sich an ihren Zitzen den stärkenden Labetrunk holt. Wohl möglich, daß einzelne dieser Vögel in die Nähe von Ställen durch die Anwesenheit von Insekten gelockt wurden; Milchräuber aber sind sie nie gewesen. — Auch für diese Formen bieten die Tropenländer weit größere Mannigfaltigkeit dar, und sieht man zum ersten Male die großen Oceanier, z. B. die Arten von Podargus, mit dem offenen, tiefgespaltenen Rachen, die düsteren Höhlenbewohner von Caripe, so mag man sich wohl eines unheimlichen Gefühls nicht ganz erwehren können.

Merkwürdig bleibt es, wie sich einzelne Thiere doch recht gut vor diesen nächtlichen Räubern zu schützen und der drohenden Gefahr mit einer Vorsicht zu entgehen wissen, die man bewundern muß. Die Truthühner in den Wäldern Nordamerika's sitzen in ganzen Gesellschaften zur Nachtzeit auf nackten Baumästen; die Eule fliegt um den Platz herum, um ihre Beute auszuwählen, aber trotz der fast unmerklichen Bewegung ihrer Flügel wird einer der schlafenden Vögel auf die Gefahr aufmerksam und zeigt es der ganzen Gesellschaft durch ein Glucken an. So gewarnt, richten sie sich auf und warten auf den Augenblick, wo die Eule, die pfeilschnell herbeischießt, den Vogel, auf welchen sie zielte, unfehlbar packen würde, wenn dieser nicht plötzlich den Kopf sinken ließe, sich niederkauerte und den Schwanz fächerförmig über den Rücken ausbreitete. Die Eule streicht dann ohne Schaden darüber hin, während sich der Truthahn senkrecht hinunter auf die Erde fallen läßt, wo er vor seinem gefürchteten Feinde sicher ist.

Was die Eulen noch besonders charakterisirt, das ist ihr Geberdenspiel. Sie drehen und wenden den Kopf und Hals auf die sonderbarste Weise, heben bald diesen, bald jenen Fuß, setzen die vierte Zehe bald vor-, bald rückwärts, zittern mit den Beinen, kratzen sich hinter den Ohren, machen wiederholte, oft unaufhörliche Bücklinge, ziehen Hals und Kopf tief ein, rollen sich in einen Ball zusammen, knacken ununterbrochen mit dem Schnabel, öffnen und schließen die Augen, nicken und winken mit denselben, sträuben die Kopffedern und machen allerlei Grimmassen. Der Thierpsycholog Scheitlin sagt: „Sie müssen eine närrische Seele haben." Warum endlich das Alterthum die Eule so hoch geehrt, sie zum Symbol der Weisheit gemacht, sie der Pallas Athene oder Minerva als Freundin gegeben; — es ist schwer zu entziffern. Fand man Ähnlichkeit mit dem nächtlichen Sinnen des Forschers? Ähnlichkeit mit dem Studium des in sich versunkenen Gelehrten bei seinem einsamen Lämpchen oder beim blassen Lichte des Mondes? In psychologischer Hinsicht steht die Eule nicht einmal unter den Vögeln auf der höchsten Stufe. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscelle.

(Mittel, gegen gedankenlose Schreibseligkeit.) Bekanntlich geht bei ausgedehnteren Schreibgeschäften viel Streusand auf, der aber eben nicht zu wohlfeil und in jeder Lage so leicht zu bekommen ist. Nicht blos zum gewöhnlichen Bestreuen der tintenfeuchten Schrift ist der Streusand bestimmt; man erringt damit auch den von Manchen ganz unbeachteten Vortheil: das mit blasser Tinte Geschriebene schwarz zu färben, damit unter der schwarzen Sanddecke die wässerige Gedankenblässe deutlicher hervortrete und ohne Augen- und Geistesanstrengung gelesen und gewürdiget werden möge. — Jemanden fiel ein Mittel ein, einige Ersparniß an gutem, zu wichtigeren Zwecken zu reservirenden Streusand zu erzielen, welches dem ungestümen Gedankenfluge und der Dampfeseile der modernen Schreibsucht eben sehr zu empfehlen ist. Es lautet: Lasse das nasse Geistesprodukt auf jeder Bogenseite, die du füllst, gut abtrocknen und benütze die Abtrockmungszeit zum Nachdenken über die Räthlich- oder Unräthlichkeit der Fortsetzung: „Opus est aliquid scientiae habere volentibus bene dubitare," sagt irgendwo Aristoteles. Das Schreibpapier sey nicht von der Gattung, welches die schwarze Gedankenform so gierig in sich schlürfe und die eingerathene Abtrocknungszeit ausschließe; denn während der größere Verbrauch unwirthschaftlich, könnte die durchfließende Arbeit auch leicht von zwei in einander greifenden Seiten zu lesen seyn, und man versucht seyn dabei zu denken an: „Spada di due tagli." A. Hrabrich.

Nichts!

Nichts ist vollkommen auf Erden! „Nichts" ist ein kleines einsylbiges Wort, spielt aber dennoch nicht weniger eine bedeutende Rolle in der Welt, die ebenfalls aus Nichts erschaffen wurde.

Wenn der Mensch zur Welt kommt, was ist er da? Nichts, und wenn er aus der Welt geht, ist er ebenfalls nichts mehr als ein Nichts!

Was bleibt dem Menschen von seiner einstigen Jugend oder Schönheit? Nichts!

Es hat Einer sein Lebelang gearbeitet und gespart, das Glück war ihm günstig und häufte Schätze zusammen, um die ihn die Mitwelt so sehr beneidet, nun überrascht ihn eines Tages der Tod, und was nimmt er mit von all seinen Schätzen in's tiefe kühle Grab? Nichts!

Der Fleiß und der Wohlstand vieler braven Bürger hat eine kleine Stadt gegründet, wo die Häuser durch ihre Einfachheit und Festigkeit prunken — nun entzündet die Flamme eines Lichts irgendwo einen Verhang, dieser wieder die Wandtapeten u. s. w., die Feuersbrunst hat rasend um sich gegriffen, und was bleibt dann von diesen schönen, festen Häusern? Nichts!

Eine Tänzerin hat im Theater viele Kränze erhalten, das Publikum ist von ihrer Schönheit bezaubert und Alles ruft: „Sie ist eine Venus!" Folgen wir aber dieser Gehuldigten nach Hause, in ihr Toilettenzimmer. — Sie wischt vom Gesichte die Schminke weg, befreit ihren Mund von einigen falschen Zähnen, legt ab diese schönen goldblonden Locken, wirft ab das Kleid, das ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst ist u. s. w. Was bleibt dieser Tänzerin noch, daß man sie mit Recht eine Venus heißen kann? Nichts!

Ich habe bereits eine halbe Stunde geschrieben, und wenn man nun den Leser fragt, was ich geleistet? so bin ich überzeugt, daß er mit einem „Nichts" antwortet — und so hat sich das Nichts gar bedeutend in's Leben eingebürgert. D. Barbach.

Auflösung des Räthsels Nr. 40, S. 320: Phantasie.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blättter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 42. Mittwoch den 15. März. 1848.

Wien.

Der 13. März, der wichtigste Tag in Österreichs Geschichte, der Geburtstag unseres Vaterlandes, ist wie ein Traumfieber mit seinen Schreck- und Freudenbildern an uns vorübergezogen. Noch vom ersten Momente der Überraschung zu sehr ergriffen, müssen wir einem ruhigeren Augenblick es anheimgeben, die Geschichte dieses merkwürdigen Tages zu schreiben. Vor unsern Augen bezieht die heldenmüthige Jugend die Wache, das edle Bürger-Militär theilt mit ihr die Pflicht, für die öffentliche Sicherheit zu wachen, wozu sie der Kaiser berufen. Dieser gute Kaiser, dessen treffliches Herz und milde Gesinnung wir ja alle kennen und der wahrlich nur immer den Einen Wunsch in uns erregte, daß Er frei von einem verderblichen Einflusse nach Seinem väterlichen Willen und den Eingebungen Seines Herzens handeln könne! Und die ersten Maßregeln, die Er beschlossen, zeugen, daß diese glückliche Stunde gekommen. Die Wiener Zeitung vom gestrigen Tage verkündet in drei gewichtigen Zeilen, welche die Schwere der Weltkugel haben: daß Fürst Metternich seine Stelle in die Hände des Kaisers zurückgelegt! Man sah die Wiener auf offenen Straßen sich jubelnd umarmen! Unsere Gefühle beschreibt keine Feder. Aber nur Eines haben wir unsern Brüdern und Freunden in Erinnerung zu bringen, die überaus kostbaren Güter, welche des Kaisers Liebe und Gnade in unsere Hände legt, mit besonnener Mäßigung zu benützen, zu zeigen, besonders in so aufgeregter Zeit, durch den weisen Gebrauch, welchen wir davon machen, daß wir ihrer längst würdig gewesen. Hoch mein Vaterland, dem seine Ehre geworden! G.

Theater. (Theater an der Wien.) Am 11. März sang Frau Jenny Lutzer die „Amina" in Bellini's ewig schöner: „Nachtwandlerin," eine Leistung, die den Wienern vom Hofoperntheater als eine der ausgezeichnetsten dieser berühmten Sangkünstlerin bekannt ist. Die herrliche Arie des ersten Aktes, das Finale im zweiten Akt, und die große, wie die Schlußarie im dritten, waren auch diesmal die Glanzpunkte unserer großen Gastin. Die Aufnahme war eine enthusiastische kränzereiche nach jedem Akte und am Schlusse oftmal gerufen, sprach die Künstlerin in bewegt und rührend schönen Worten ihren Dank aus, „daß ihr die Güte des Wiener Publikums die Rückkehr zur Kunst so leicht gemacht habe, daß sie nun mit eben so schmerzbewegten Gefühlen scheide, wie sie vor Jahren geschieden und jüngst wieder gekommen war, daß sie bäte, sie nicht zu vergessen." — Und welcher Musikfreund würde auch nicht stets der genußreichen Abende gedenken, die ihm eine Lutzer bereitet? — Herr Bielicizki war als Elwin besonders in den ersten zwei Akten ganz bei Stimme und sang den schwierigen Part vorzüglich; auch er mußte, wie nur billig, nach jedem

Digitized by Google

Akte an der Seite der Gastin erscheinen. Herr Becker sang den Grafen Rudolf, und Dlle. Bergauer die „Liese“ recht gut. Chor und Orchester, letzterer unter Herrn v. Suppés Leitung leisteten Ausgezeichnetes; und so gewährte die Aufführung dieser nie alternden, stets interessanten Oper einen sehr genußreichen Abend; am Ende ward Herr Direktor Pokorny vielfach gerufen. Tags darauf trat Frau Jenny Lutzer noch einmal in jener Partie, in der sie am meisten gefallen hatte und die sie auch sechsmal unter stets großem Zudrange sang, in Wallace's „Maritana“ zum Schluß ihrer Gastdarstellungen auf. Walter.

Konzerte. Am 13. März gab das Orchester des Hofoperntheaters wieder ein „philharmonisches Konzert“ im k. k. großen Redoutensaale, diesmal waren Tonstücke von Mendelsohn, Mehul, Mozart und Beethoven gewählt worden. Von Mendelsohn hörte man die herrliche Symphonie Nr. 3, ein großartiges Tonwerk, von dem das wunderschöne „Adagio cantabile“ zur Wiederholung verlangt wurde; dann die köstliche Tonblume aus der Musik zum „Sommernachtstraum,“ das neckische Scherzo, das auch Zweimal gespielt werden mußte. Herr Erl brachte aus Mehul's: „Joseph und seine Brüder“ eine Tenorarie; die Damen Haffelt-Barth und Corridori sangen mit Herrn Brandes ein Terzett aus Mozart's „Idomeneo“ sehr beifällig und die ewig junge, große Ouvertüre zur „Leonore“ von Beethoven schloß würdig das Ganze. Zu erwähnen, wie alle Piecen von einer so berühmten Körperschaft, wie unser Hofoperntheater-Orchester, ausgeführt wurden, ist wohl überflüssig, da jede Leistung dieses seltenen Künstlervereines, unter der Leitung jenes tüchtigen Führers, den es in Herrn Prof. Hellmesberger besitzt, eine durchaus vollendete genannt werden kann. Der nur geringe Besuch dieses Konzertes mag wohl in den bewegten, ernsten Zeitverhältnissen zu suchen seyn. J—s.

Denkwürdiges aus der Neuzeit.

1848. März 10. Se. Majestät der Kaiser sprechen in einer öffentlichen Kundmachung, welche an diesem Tage die Wiener Zeitung bringt, zur allgemeinen Beruhigung und Berichtigung von Mißdeutungen Sich über die Regierungsveränderung, welche in Frankreich stattgefunden, dahin offen aus: daß Allerhöchstselbe Ihre Aufgabe, die Institutionen Ihrer Länder zu schützen und die Wohlfahrt der anvertrauten Völker zu befördern auch in der gegenwärtigen politischen Lage der Welt in ihrem ganzen Umfang zu erfüllen wissen werden; daß Sie jeden Friedensbruch, der gegen Ihre eigenen oder die Staaten des deutschen Bundes gewagt würde, zurückweisen — die Regierungsveränderung aber in Frankreich selbst als eine innere Angelegenheit dieses Landes betrachten werden, ohne mittel- oder unmittelbar darauf einzuwirken. Am Schlusse dieser Kundmachung heißt es: „Es ist der Wille Sr. Majestät, in diesem ernsten Zeitpunkte dafür kräftigst zu sorgen, daß Österreich sich nach innen stark, nach außen gesichert und geachtet fühle. Se. Majestät werden aber auch eben so ernstlich darüber wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturze der rechtlichen Ordnung stattfinden, die Sein von Gott gesegnetes Reich in einem Zustand von Zerrüttung versetzen könnten, der es als leichte Beute den Angriffen jedes Feindes überliefern würde. Für diese allein dem Wohle Seiner Unterthanen gewidmeten Zwecke, zählt Se. Majestät der Kaiser auf das Vertrauen und die kräftige Mitwirkung der getreuen Stände Seiner Reiche, so wie aller Klassen Seiner Unterthanen, denen die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung am Herzen liegt und die sich die Fähigkeit bewahrt haben, inmitten einer vielfach bewegten Zeit, die Folgen zu ermessen, zu denen der entgegengesetzte Weg unausbleiblich führen würde.“

Digitized by Google

— März 2. Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten der provisorischen Regierung der Republik, Lamartine, gibt in einem Manifeste an die diplomatischen Vertreter der französischen Republik die Grundsätze kund, nach welchen die Regierung zu handeln beschlossen.

Klique, Klaque, Klubb.

Jedes Städtlein im lieben schönen Deutschland hat seine Klique, seine Klaque und seinen Klubb. Ohne Kliques kommt die Literatur nicht vorwärts, ohne Klaque gehen die Theater ihrem Untergang entgegen, ohne Klubbs — wo fände ein armer Garçon ein Plätzchen zum ruhigen Schlummer hinter dem warmen Ofen? — Concordia res parvae crescunt; will sagen: Was der Einzelne nicht vermag, bringt die Menge leicht zu Tag! Aus vielen Kreuzern wird ein Gulden, viele Hunde sind des Hasen Tod, und — Ruthen haltet aneinander fest, weil sich ein Bündel nicht brechen läßt!

Was nützt es, wenn ein Einzelner sagt: „Seht, das ist ein großer Mann?"— Fruchtlose Agitation der zu besseren Zwecken verwendbaren Luft! — Wenn es aber Fünfzig, Hunderte, Tausende sagen: dort zwei Dutzend Journalisten, da ein Schock Klubberbewahranstalten, und jenseits ein „Bandel" Dissidenten, dann plärrt es der deutsche Michel nach, also — Kliques!

Was nützt es, wenn ein Einzelner im Theater klatscht? Das Publikum lacht darüber. Wenn aber Zwanzig, Dreißig klatschen, Zehn am Parterre, Fünf auf jeder Gallerie, die Billeteurs bei der Thüre, einige offiziel Hingerissene im Orchester und hinter der Koulisse, dann klatscht die haute volé und der Zahnhagel mit, also — Klaque!

Was nützt es, wenn sich ein Einzelner mit dem Berliner Gesellschafter in die Ecke seines Divans setzt? Es ist doch zu viel Gesellschaft um einzuschlafen und zu wenig um sich zu amüsiren. Wenn sich aber eine ganze Coterie zusammensetzt und jeder Zimmermann's Buch über die Einsamkeit lies't, — wie gesellig schnarcht sich's da nach allen Vorschriften des Klubbs und des Anstandes, und wie gefahrlos in politischer und sozialer Beziehung ist eine solche Societät? Also — Klubbs!

Das Alles und noch viel weniger überdachte der Schulmeister in Flarenfingen reiflich, zählte die Häupter seiner Pappenheimer und, siehe da, ihm fehlte nichts als ein Titel für den Klubb (der Klubb selbst, dachte das Schulmeisterlein, würde dann schon zusammenkommen.) In Verfolg dieser weisen Ideen-Assoziation berief der Schulmeister die ersten öffentlichen Organe des Flachsenfinger Volkes zusammen — die Männer, welche das öffentliche Vertrauen zu Repräsentanten der wichtigsten Posten eingesetzt hatte: den Amtsschreiber (als ganz Legitimen), den Kuhhirten (als Dünger-Konservativen), den Meßner (als halbgeistliches Prinzip), den Briefboten (als Progressisten), den Hausknecht vom Gemeindewirthshaus (als Vertreter der Servilen), den Grundwächter (als Repräsentanten der Landmacht), den Kanalräumer (als Sprecher für die Seemacht), den Abdecker (als Ultraradikalen) und noch mehre Andere; eröffnete ihnen in einer langen, verblümten Anrede, daß er keineswegs eitel sey, sich aber unstreitig für das größte Genie seiner Zeit halte, und ordnete für's Allererste ein festliches Zweck-Essen, das Kouvert zu 6 Groschen ohne Bier und Wecken an.

Nachdem somit die Hauptpunkte in Richtigkeit gebracht, auch dem Festmahle gehörig zugesprochen worden war, zog das Schulmeisterlein die Statuten des neuen Klubbs aus der Tasche und begann, obschon mit bereits halblallender Zunge, folgende Propositionen abzulesen:

Digitized by Google

1. Wir beschließen und es ist beschlossen, daß wir eine beschließende Autorität sind.

2. Obiger Punkt Nr. 1 wird für einen Beschluß erklärt. Sonach beschließen wir, wie folgt:

3. Das Komité zur Errichtung eines Klubbs ist erwählt. In Folge dessen bedarf der Verein: Einen Protektor, einen Kurator, einen ersten, einen zweiten, einen dritten Präsidenten, fünf Vizepräsidenten, einen Oberdirektor, 6 Sektionsdirektoren, 12 Sekretäre, 24 Kustoden, 48 Kustosadjunkten, 96 Vereinsschreiber; 192 Klubbdiener, sämmtliche Stellen werden zwar nur provisorisch besetzt, weil der Klubb noch nicht existirt, dessenungeachtet sind alle Stellen mit bedeutenden Gagen verbunden, welche sogleich anfangen und komptant fortlaufen, bis das Komité zur Errichtung des Klubbs definitiv den provisorischen Ausschuß zur Erwählung des interimistischen Propositionskonsiliums ernannt hat.

4. Der erste Klubbsfond wird aus freiwilligen ämtlichen Steuern der Gemeinde bestehen.

5. Sobald das interimistische Propositionskollegium gewählt seyn wird, dürfte von demselben unverweilt zur Berathung geschritten werden, welche einstweilige Klubbsräthe angestellt werden sollen, um die unumgänglich nothwendigen übrigen vorläufigen Vereins-Chargen nach ihrer Einsicht festzusetzen. — Die Gagen laufen fort.

6. Es ist beschlossen, daß in diesem Klubb gelesen werden darf, versteht sich nur Bücher und Hefte, wie sie einem ruhigen Bürger von Flachsenfingen wohl anstehen, und Zeitungen, welche nicht an der bestehenden Ordnung rütteln. — Die Gagen laufen fort.

7. Die Einlage ist für ein Mitglied ein Ferkel und ein halber Eimer Bier. Für ein lebendes Schaf wird das Mitglied Gründer, wenn er auch 7 Jahre nach der Gründung eintritt. Mehre Kalbsköpfe berechtigen zu Ehrenmitgliedern, ein Schöps gibt Anspruch auf ehrenvolle Erwähnung. — Die Gagen laufen fort.

8. Wir schließen zur Aufnahme keine Stände aus. Wir sind aufgeklärt, liberal. Jeder Kompetent wird vor allem Andern aufgehangen, nämlich nominativ.—Die Gagen laufen fort.

9. Da dies ein Leseklubb ist, so wird um Stille ersucht, damit die Kegelschieber und Tattelspieler nicht gestört werden. Das sogenannte Zwicken, Häufeln und halb Zwölf ist verboten; ebenso Zusammenrottungen und Aufläufe von 3 bis 4 Mitgliedern auf Einem Punkte; — gegen das Schlafen hat der Amtmann nichts einzuwenden, wenn es mit Anstand geschieht. — Die Gagen laufen fort.

Hier fiel dem Schulmeister der konservative und moderirte Kuhhirt in's Wort:

„Der Klubb darf aber nicht Klubb heißen, auch nicht Verein, auch nicht Gesellschaft. Es könnten dadurch in den Gemüthern der Nichtmitglieder Ideen entstehen; und wir wünschen alle Ideen sorgfältig zu vermeiden. Am liebsten wäre es mir, wenn er gar nichts hieße!"

„Wie — was? — unser Klubb soll nichts heißen?" schrie das Schulmeisterlein von Flarenfingen, und gerade der Titel des Klubbs liegt mir vor allem Andern am Herzen. So ein lieblicher mythologischer Name: „Urania, Melpomene, Clio, Aurora oder dergleichen —"

„Das wären lauter heidnische Namen," bemerkte ängstlich lispelnd der loyale Amtsschreiber — „und die Heiden waren zumeist Freigeister und Republikaner! Nur keine Beziehungen!"

„Wie wäre es, —" unterbrach ihn der servile Hausknecht, — „wie wäre es: „Unterthänigste Lese-Unterhaltung?"

Digitized by Google

„Oder: „Vorwärts!“ schrie mit Stentorstimme der progressistische Briefträger.“ Der Meßner hielt sich beide Ohren zu, der Kuhhirt schnupfte und that, als ob er nichts gehört hätte, der Amtsschreiber hustete.

„Nichts, es bleibt dabei: Lesefklubb, Punktum!“ fuhr der Schulmeister fort. „Also weiter, ohne mich wieder zu unterbrechen, wenn ich bitten darf, meine Herren. Wo sind wir stehen geblieben? Richtig: „Die Gagen laufen fort.“

Also 10 Bücher zu stehlen, ist im Allgemeinen verboten. Besondere Ausnahmen werden in geringer Ausdehnung geduldet.

11. Jedes ordinäre Mitglied hat die Herren Gründer mit „Euer Gnaden,“ die Direktoren und Sekretäre aber mit: „Magnificenz“ anzureden.

12. Aus den Büchern der Bibliothek können die Herren Gründer, so ferne sie Autoren sind, abschreiben, was sie wollen, denn sie entnehmen es blos ihrem Eigenthume.

Endlich 13. wird ein Klubbsarzt salarirt und angestellt für die durch potenzirte Langweiligkeit todesähnlicher Schlafsucht nahe gebrachten Mitglieder. — Die Gagen laufen fort.

„Und nun, meine Herren! Lokale und Meubel!“ fuhr der Schulmeister fort. „Ich gebe die Dorfschule her, insoferne daselbst keine Collegia gelesen werden. Zugleich begründe ich, als Gründer, den Bücherfond mit dem Namenbüchlein und den kleinen Fabeln von Äsop.“

„Ich,“ bemerkte der Amtschreiber, „bitte um eine Direktorsstelle und bringe in die Bibliothek die Zehentausweise vom J. 1697.

„Eure Magnificenz, Herr Direktor, und Eure Gnaden, Herr Gründer“ — katzenbuckelte der servile Hausknecht — „ich werde, wenn Sie erlauben, wie es einem gewöhnlichen Mitgliede zukommt, Hochselben die Stiefel putzen!“

Der Kuhhirt versprach Kalbleder zum Einbinden der Werke, der Briefbote liegengelassene Briefe, der Grundwächter Pfändungsausweise, der Abdecker moderne Romane; der Meßner zuletzt trug sich an, zum neuen Jahr mit dem Klingelbeutel absammeln zu gehen — kurz, der Klubb war begründet.

Und so geschahe es im Jahre des Heils so und so viel, daß der erste Lesefklubb in Flachsenfingen entstand. Am Eröffnungstage des Klubbs wurden bei wohlbesetzter Tafel Toaste ausgebracht auf Deutschlands Einheit, auf die Bedeutsamkeit des Tages, auf den Fortschritt des Zeitgeistes, auf die keimende Blüte der Aufklärung, auf Deutschthum und Deutschheit, auf Verbrüderung der Deutschen und deutsche Gesinnung der Verbrüderungen — auf das Wohl des Herrn Präses, der Vizepräsidenten, der Herren Direktoren-Magnificenz und Sekretäre, auf das Gedeihen des Klubbs, und so fort mit Grazie in's Unendliche.

Schlüßlich bestieg auch der Schulmeister als Poëta loci die Rednertribune und improvisirte folgende Dithyrambe:

Klique, Klubb, Klaque,
Der weise Mensch trägt einen schwarzen Frack;
Klubb, Klaque, Klique,
Im schwarzen Frack macht man sein Glück;
Klaque, Klique, Klubb,
Vereine sind des Lebens Supp'! u. s. w.

Der Schulmeister ward unisono mittelst Akklamation zum Präses gewählt, von den Knappen des nahen Salzbergwerkes aus dem Salz gehauen und seine Büste, in Ermanglung von Lorbeer, mit Brunnkresse bekränzt, über einer Thüre angebracht, welche

Digitized by Google

zwar zufällig zu einem geheimen Orte führte, aber doch die erste Thüre war, bevor man in das eigentliche Vereinslokale eintrat, also gewissermaßen das Portale bildete.

Wie man uns meldet, so besteht dieser lobenswürdige Klubb noch zur Zeit in Flachsenfingen, und die Gagen laufen fort. Dr. A. Schilling.

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Ursache der so großen Verschiedenheit der Bäume, ihres Alters, ihrer Höhe, ihres Absterbens, der Lichtung der Wälder, (der Ausdruck Wälder kann nur in Bezug auf Besitzer gelten, denn in Bezug auf den Zusammenhang gibt es hier nur Einen Wald, nämlich über alle Staaten von ganz Nordamerika) liegt meist in der Kunst, indem im Frühjahr Bäume nach beliebiger Wahl so tief eingebrannt oder ringsum ihre Erdstämme so tief eingehauen werden, daß sie absterben müssen, um dadurch Grauswuchs in den Wäldern, für Kühe und Schafe eine ergiebige Weide zu erzielen. Diese verzehren mit dem Gras die Baumaufkömmlinge, während die Schweine vorzüglich die Baumsamen verzehren, wodurch für die Ausbreitung dorniger Gesträuche, Hetscheln (wilde Rosen), die Brombeerstaude ꝛc. die hier außerordentliche große und hakenförmige (gekrümmte) Dörner besitzen, Platz eingeräumt wird, die daher in Unzahl und von enormer Größe vorkommen, und das Gehen durch die Wälder selbst auf der Landstraße sehr belästigen. Nicht selten wird, um Getreidland zu schaffen, die Waldung angezündet, welcher Waldbrand dann oft 3—4 und mehr Wochen anhält, oft nicht nach Wunsch sich ausdehnt und nicht selten irgend ein Farmershaus ꝛc. mit eingeäschert. Selten zwar, aber doch, fand ich auch ganze Strecken durch den Borkenkäfer abgestorben. Die Menge der todten (dürren und morschen) Bäume in dem ewigen Walde hier übertrifft alle Vorstellung. Man kann von jedem Standpunkte aus im Walde in der Umkreisgesichtslinie (Waldhorizont) leicht hundert und mehr todte Bäume, vom jüngsten bis höchsten Alter, von Arm- bis zur Riesendicke zählen. Oft findet man mehre 10 bis 20 ziemlich aneinanderstehend an den Straßen überhaupt und an der Landstraße insbesondere, wie sich von selbst versteht, alle in dem verschiedensten Zustand der Vermoderung. — Bald findet man todte Bäume, die ganz trocken sind, und durch ihre Festigkeit der Ewigkeit zu trotzen scheinen; bald sieht man die kleinern und größern Äste, die Kron- und Erdstämme mit ungeheuer großen schönen rothen oder blendend weißen Holzschwämme, die beim Druck, wie ein mit Wasser gefüllter Badeschwamm, Flüssigkeit von sich geben, besetzt, und so morsch, daß sie jeden Augenblick, bei dem geringsten Stoß, bei dem leisesten Winde umzustürzen drohen und mit ihrem Sturz, besonders die riesenmäßigen, Alles unter sich zerbrechen und zerquetschen. Bei stärkerem Winde vernimmt man öfter ein fürchterliches Gepraſſel, wo dann ein solch morscher 100 bis 200jähriger Koloß umgestürzt ist und Alles, was unter seinem Fallbereich liegt, zertrümmert oder, wenn ein mächtiger Gegenstand darunter sich befindet, zum Theil auf selben gestützt bleibt. Oft sah ich die riesenmäßige Baumkrone mit den ungeheuern Ästen von einem vermoderten Baume herabgestürzt unbeweglich in der Erde steckend und verkehrt aufrecht stehend. Daraus ergibt sich eine Gefahr für Reisende, besonders nach dem Innern von Amerika, die sich so ziemlich der Gefahr des stürmenden Meeres gleich stellen, wenn sie nicht übertreffen dürfte. Nicht weit von meiner, hier an den zwei Bergen aufgeschlagenen Wohnung erschlug ein abgestorbener Baum durch seinen Umsturz auf der Straße während dem Vorbeifahren zwei Pferde mit dem Kutscher und zermalmte sie nebst der ganzen Kutsche.

Digitized by Google

Gleichwie man hier keine so gleichförmigen und dicht bewachsenen Waldung findet, wie bei uns, eben so wenig findet man hier ganz freien, baumlosen Getreid- und Erdfruchtboden. Hat ein Bauer (Farmer) für seinen Unterhalt oder zu anderen Bedürfnissen des Luxus, zum Getreid-, Erd- und Baumfrüchtenbau, die Waldung nach hiesiger Weise in seinem Revier vernichtet, so lichtet er nach hiesigem Gebrauch sie zum Graswuchs. Die Feldfrüchte, welche ich hier in einer Ausdehnung von einigen hundert Meilen beobachten konnte, sind: Weizen, Kukuruz, Bohnen, Punken (eine Art Kürbisse) Kartoffeln (die unserigen, welche man hier die irländischen nennt, kommen nicht gut fort); man hat hier eine andere Art, süße Kartoffel genannt, von einem süßen, unsern gebratenen Kastanien ähnlichen Geschmack, wovon ich Saamen und Frucht mitbringen werde. Ferner weiße Rüben, Kraut, Zwiebel, Erderbsen, rothe Rüben. Allein Korn, Gerste, gelbe Rüben, Sellery, überhaupt Suppengrünes sah ich hier nicht. Sehr häufig ist die Wollpflanze (s. g. Baumwolle.) Die Bestellung der Felder gränzt hier an's Unglaubliche. Ich sah zwar nur Weizen auf Äcker säen, wo Kukuruz gestanden hatte Nachdem der türkische Weizen von den Steugeln abgebrochen, in Haufen zusammengeworfen und eingeführt war, wurde das Vieh: Kühe, Schafe, Schweine auf das Feld gelassen, bis zur Zeit der Bestellung und Aussaat, die von Ende Oktober bis Anfangs Dezember ist, wo der Weizen unter die zurückgelassenen Stengeln und all das Unkraut gesäet, mit einem kaum zwei Zoll tief gehenden, von einem Pferde gezogenen Pflug, der eine drei Zoll breite Scharre vorstellt, eingepflügt wird, und alle Arbeit der Saat ist gethan. Alle übrigen Getreidesorten werden im Frühjahr angebauet. Diese Art Feldbestellung ohne Dünger, den man hier gar nicht kennt, weil alle Hausthiere beständig auf der Weide sind, machte es mir begreiflich, warum alle Felder voll Unkraut sind, so daß ich die abgefechsten Felder für unbearbeitet gelassene Brachtfelder hielt.

Durch meine Fußreisen überzeugte ich mich am besten von der Beschaffenheit der amerikanischen Landstraßen. Ich konnte aus der Beschaffenheit und Richtung derselben, über ihre Entstehung und Unterhaltung keine andere Meinung erhalten, als daß ein Farmer (Bauer) zum andern mit Gehen, Reiten und Fahren durch den Wald einen Weg bahnte, wo er am leichtesten durchkam, welche Wege sich endlich durch den Gebrauch, durch Wasserströme vom Regen, indem die Regenfluten die Abhänge derselben einseitig oder gleichseitig ausfurchten, zur Landstraße erhob. Hervorragende große Steine, Felsstücke, Baumstöcke, durch Abschwemmung bloß gelegt, Wurzeln, Abschüsse, sehr steile Anhöhen sind auf der Landstraße so häufig, daß man das Aug weniger zum Umhersehen der Nebengegenstände benützen kann, sondern immer auf den Weg richten muß, um nicht zu straucheln. Häufige Stellen der Landstraße findet man voll Gerölle von scharfkantigen Steinen aus Feldspath, Quarz und Glimmer, eben so oft durch tiefern Sand laufend, wo sich viel und oft bedeutend große Blätter von Glimmer finden, deren bedeutende Menge der kleinen Blättchen den Weg von Silber glänzend erscheinen läßt, auch findet sich in dem Sand zuweilen ein Gold- oder Silberkörnchen, so daß die vom Staub der Landstraße bedeckten Gegenstände, wie das Brot von den Weizhülsen, von den feinsten, in der Sonne wie von goldglänzenden Stäubchen besäet und bei dichter Bedeckung rothbraun oder braunroth erscheinen. Die Kleidung, besonders aber die bloßen Füße, erhielten davon die Farbe, wie in den Naturgeschichten die amerikanische Stammrasse der Menschen —die ursprünglichen Amerikaner— colorirt dargestellt sind, welche Färbung ich selbst nach dem Baden in den Bächen und Flüssen, besonders an jenen Theilen beobachtete, die mehr dem Wassergrund genähert wurden und den feinen Sand zurückhielten, der sich vorzüglich beim Regen an den Ufern der Bäche

Digitized by Google

und Flüsse findet. Meine Füsse, ungeachtet des täglichen Badens geben beständig selbst nach den Baden von den durch Beschuhung und Socken eingedrungenen und an selben klebenden Staub einen Schatten dieser Färbung, der selbst aus der Wäsche, aus den Socken, weißen Beinkleidern ꝛc. durch das Waschen fast nicht zu beseitigen ist. Dadurch entstand in mir der Zweifel: ob die bezeichnete Hautfarbe der ursprünglichen Amerikaner, die man hier Indianer oder Wilde nennt, wirklich von solch gefärbtem Malpigischen Netze, oder blos von dem die Haut bedeckenden Staub herrühre, da sie ungekleidet gingen. Meines Entsinnens wird beim Studium der Anatomie wohl das schwarze Netz der Afrikaner, und das weiße der Europäer, aber nie ein braunrothes von Amerikanern gezeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

(Gassen-Namen in Konstantinopel.) Die Namen der Gassen in der türkischen Hauptstadt sind nicht, wie bei uns, an den Ecken angezeichnet. Sie erhielten ihre Benennungen meist von Palästen, Thoren oder Thürmen, zu welchen sie führen. So gibt es dort eine Gasse des Mehlmagazins, des weißen Palastes, des süßen Brunnens, des Kanonenthors, sogar eine des verschlossenen Backofens; ferner die Gasse Ali Pascha, des Doktorsohns. Wirklich sonderbare Namen findet man in den Vorstädten. So heißt eine in Pera: die Halsabschneidergasse; neben ihr liegt die Welterobergasse, und in Top-Chana ist die Gasse: „Frag' nicht, geh' hinein!"

Revue des Büchermarktes.

Wien seit sechs Jahrhunderten. Von K. A. Schimmer. Zwei Bände. Wien 1847, bei Matthäus Kupplsch (Franziskanerplatz, Nr. 911, im 1. Stocke.)

Der fleißige Verfasser bringt in diesem Werke eine chronologische Reihe von Thatsachen, Begebenheiten und Vorfälle vom Jahre 1200 bis auf die neuere Zeit, von denen die meisten nach seltenen, bisher ziemlich unbekannten Quellen gearbeitet sind. Einige dieser interessanten Skizzen sind schon früher in Wiener Tagesblättern mitgetheilt worden; auch die Leser des „Wiener Zuschauers" werden unter Anderm in den Novellen: „Aus der Zeit Maria Theresiae," „die Bluthat und die geheimnißvolle Nache," „der letzte Judentumult in Wien" alte, aber werthe Bekannte finden. Der Hauptvorzug des vorliegenden Werkes besteht sowohl in der angenehmen Darstellungsgabe des Herrn Verfassers als auch darin, daß sich in demselben fast nur vorzüglich wichtige Stoffe und zwar nach interessanten, nicht Jedermann zugänglichen Quellen bearbeitet vorfinden. Auch muß man es rühmen, daß Herr Schimmer fester und sicherer an dem historischen Boden hält, als ein anderer Verfasser von ähnlichen Memoiren, der Erfundenes und Erdachtes, ganze Gespräche und selbst Handlungen von alten Wiener Persönlichkeiten vorträgt, die den Stempel der Phantasterei allzu sichtlich aufgeprägt tragen. Jedem Bande dieses verdienstlichen Werkes ist ein Titelkupfer (nach seltenen Originalien) beigegeben; dem ersten Theile: „des Graf Styrum schneller Ritt von Neustadt nach Wien," der zweiten: Eine „Ansicht der St. Stephanskirche nach einem Holzschnitt vom Jahre 1563." Der thatige Verleger Matth. Kuppitsch stattete das Werk anständig aus. Walter.

Kronstädter theoretisch-praktische Gesanglehre für öffentliche Schulen, herausgegeben von Johann Hedwig. Kronstadt, 1848, bei Wilhelm Nemeth.

Auf 68 Duedez-Seiten trägt der Verfasser die Elemente der Gesanglehre vor. Die Methode des Herrn Hedwig scheint sehr praktisch und hat sich, wie er im Vorwort zu diesem Büchlein erzählt, durch mehrjährigen Gebrauch in der Heranbildung von Sopranisten und Altisten für Kirchenmusik bewährt. Der Notendruck ist überaus rein, das Ganze, als ein eigenthumlicher Versuch für Musiklehrer, um so empfehlenswerther, als das Büchlein nur 30 kr. C. M. kostet.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 43. Freitag den 17. März. 1848.

Wien

Die Wiener Zeitung vom 15. März enthält die Geschichte der denkwürdigen Ereignisse vom 13. und 14. d. M.; in schlichtem Tone, einfach und wahr, wird das Entstehen der Aufregung, die „ein unglückliches Mißverständniß herbeiführte“ (die Studirenden der Hochschule hatten nämlich Abgeordnete in den Ständesaal gesandt und, als diese nicht wiederkehrten, die Meinung gefaßt, selbe wären verhaftet worden) und der Fortschritte des Tumults. Der Wahrheit vollkommen treu, wird in Betreff des unglückseligen Zusammenstoßes mit dem Militär, der mehren Menschen das Leben kostete, zur Ehre des letztern nicht verschwiegen, „daß von den Soldaten durchweg nur dort von der Waffe Gebrauch gemacht wurde, wo es dazu durch förmliche Thätlichkeiten herausgefordert war.“ Als einstimmige Wünsche der Bevölkerung werden bezeichnet: Aufhebung der Censur, Herstellung einer zeitgemäßen Municipal- und Gemeindeverfassung, Durchführung des Grundsatzes der Öffentlichkeit in Gerichtspflege und Verwaltung, Errichtung einer Nationalgarde, Vertretung des Bürger- und Bauernstandes in den ständischen Versammlungen, Einberufung von Reichsständen aus allen Provinzen der Monarchie, mit Ausnahme von Ungarn und seinen Nebenländern. Dadurch hofft man, Österreich jene Einigkeit und Stärke zu verleihen, welcher es nothwendig bedarf, um dem Auslande gegenüber die den großen Hilfsquellen dieses Kaiserstaates entsprechende Stellung einnehmen.

Am 14. März erschienen der „Zuschauer,“ der „Wanderer,“ „Humorist“ und die „Wiener Zeitung“ bereits ohne Censur, die sich durch Willkühr und Unterdrückung alles geistigen Lebens, durch ihre feindliche Stellung gegen Wahrheit und Recht, zunehmend gehässig, ja in letzterer Zeit wirklich unerträglich gemacht hatte. Wir gedenken auf dieses schauerlich finstere Walten, auf diese wahre geistige Schreckenszeit noch öfter zurückzukommen; wir werden Belege liefern, Personen schildern, Schändlichkeiten aufdecken, die selbst dem Mindergebildeten, welcher von dem wohlthätigen Einfluß einer freien Presse (dieser kostbarsten und sichersten Garantie aller Freiheiten) noch kaum eine Ahnung hat, den Werth des von Ferdinand I. Österreich gegebenen Geschenkes begreiflich machen wird.

Freiheit der Presse! Sie ist nicht ohne Verirrungen, und vielleicht auch nicht ohne Gefahr, besonders in unserem Lande, wo selbst der Literat Grenzen und Linien dieses theuern Gutes nicht kennt. Wenn Lächerliches nur und Unreifes, schriftstellerische Manifeste und poetische Ostentationen u. dgl., erste Ausbrüche der Freude, als Maueranschläge an's Licht gebracht werden, so können die Freunde des Lichts und der Aufklärung vom Glücke sprechen. Wir besorgen leider, Unerfahrenheit, Eitelkeit, fieber-

Digitized by Google

haste Aufregung, mancher besonders jüngeren Schriftsteller, die nicht Alle das nöthige Maß von Bildung für freie Preßzustände haben (für sie, für die leere Mittelmäßigkeit, für das kriechende Schlingkraut des Erbärmlichen und Schlechten war ja die Censur Schützerin und Nährerin!) werden manche Skandale erzeugen, in manchen Fehltritt stürzen. Aber möge das Publikum den auf neuem, glatten Boden Strauchelnden Nachsicht schenken! Dem ersten Fieberrausche wird Besonnenheit, den Umtrieben der Eitlen und Schwachen der Sieg des Wissens und geistiger Kraft folgen. Freiheit hat die Arzenei gegen die entzündlichen Krankheiten, die sie erzeugt, in sich selbst!

Der besonnene Schriftsteller wünscht gewiß, daß das in Aussicht gestellte repressive Preßgesetz baldigst erscheine, schon deshalb, daß nicht Verirrungen Einzelner die auf's Haupt geschlagene Rückschrittspartei aus ihrem Schlupfwinkel locke und ihr neue Kräfte zum Unheil des Ganzen gebe. Schmälert doch nicht, Brüder, durch Thorheiten, oder auch nur durch Lächerlichkeiten die Schande dieser Elenden! Aber wir beschwören unsere väterliche Regierung, zur Berathung dieses Preßgesetzes ein Paar Literaten beizuziehen und gewisse Organe der ehemaligen Censur davon fernzuhalten, die durch die Unverantwortlichkeit ihres Verfahrens, durch den Hohn, mit welchem Sie den rechtlosen Schriftsteller im Vollbewußtseyn ihrer Gewalt behandelt, durch fortwährende Unterdrückung der Wahrheit den Sturm des 13. März heraufbeschworen haben. Wie wurden sie gebeten; wie wurde von wohlgesinnten Männern, die Jahrelang duldeten und trugen, vor der Nemesis gewarnt — und, in seiner stolzen Sicherheit und Verblendung, wie dröhnend fiel das Reich der Finsterniß zu Boden!

Am 13. März 1741 wurde Joseph II. geboren; der 13. März 1848 erkämpfte Österreich seine vorragende Stellung in der Welt. Guter, milder Ferdinand I., wie deines großen Ahn segenvolles Andenken ist das Deine unsterblich geworden! Die Rückschrittsmänner mögen sagen, Du habest Concessionen gewährt, an Macht verloren; noch war keines Fürsten Macht und Einfluß in Österreich, und durch Österreich in der Welt, so groß, als die Deine. Mit Deinen 30 Millionen Unterthanen werden sich die Reiche Deutschlands, wird sich die Meinung Europa's verbünden. Und welche unermeßliche Gewalt Freiheit und Liebe geben — das, Kaiser und Vater, wirst Du erfahren!

Repräsentative Regierung in Österreich. Der 15. März, der Tag des Heils für unser geliebtes Vaterland! Nach der Aufregung der Beiden vorhergehenden Tage war eine ruhigere Stimmung in der Menge unverkennbar. Die National- und Bürgergarde mit den bewaffneten Studirenden hielten die Ordnung aufrecht. Da theilte sich gegen Mittag die Wache vor dem Eingang zur Hofburg, und herausfuhr langsam ein offener Hofwagen, in welchem der Kaiser, Erzherzog Franz Karl und dessen ältester Sohn, dieser junge Prinz voll Geist und Energie, saßen. Niemand beschreibt die Szene, welche sich nun ereignete. Das gute, gemüthvolle Volk zerieth über das Erscheinen des geliebten Kaisers in einen unermeßlichen Enthusiasmus. Man umringt mit lautem Freudengeschrei den Wagen; Einige wollen die Pferde ausspannen, Andere drängen sich zu den Sitzen des Kaisers und der Erzherzoge, um ihnen ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeigen. Aber wie die Freude des Volkes, so groß war die Rührung des angebeteten Kaisers und seines erhabenen Bruders. Thränen stürzten aus ihren Augen. Sie reichten den Nächststehenden die Hände, Jedem dankend mit einer Anmuth, die unserm Kaiserhause so eigen ist. So kindlich, so treu ergeben Seiner Person hatte sich vielleicht selbst der gute Kaiser sein Volk im Augenblick der Aufregung nicht gedacht. Was sage ich weiter — — wenige Stunden darauf erschien das heilige Edikt, welches

Digitized by Google

den österreichischen Landen mit Einschluß der Lombardie eine Konstitution gewährt! Die Liebe hatte es gegeben! Wien in diesem Momente zu schildern, bedürfte den Griffel eines Tacitus. Ein lauter Schrei aus vielen tausend Kehlen; hundert Fahnen und Tücher aus den Fenstern wehend; Unbekannte sich umarmend mit Thränen in den Augen, und, als die Sonne unterging, wie mit einem Zauberschlag die Residenz mit allen Vorstädten in dem Lichtmeer einer improvisirten Beleuchtung glänzend. Mehr davon in einem ruhigeren Zeitpunkte! Welche Aussicht für den Glanz und Ruhm des Vaterlandes! Die zahlreich anwesenden Ungarn, durch ihre dreifärbigen Bänder erkenntlich, umhalseten die Deutschen und riefen: „Eljen, Bruder Deutscher!“ was die Wiener in ihrer Herzlichkeit nicht minder stürmisch mit: „Hoch, Bruder Ungar!“ erwiederten. So macht es der Galizier, so der Lombarde. Die Wand, welche die edelsten Nationen der Erde geschieden, ist gefallen. Nie erschien in Österreich ein Monarch erhabener, niemals größer, als von dieser Stunde an Ferdinand I.

Ernennung. Unter den vielen neuen Besetzungen wichtiger Stellen, welche die Zeitumstände nöthig machte, zeigen wir an, daß Hofrath August Martinez zum Ober-Polizei-Direktor Wiens berufen worden. Nur wenige Wochen mit der Leitung eines dank- und ruhmlosen Amtes, der neu creirten Censur-Oberdirektion, beschäftigt, entwickelte Hofrath Martinez so viele treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens, daß man keinen besseren Mann für diesen wichtigen Posten hätte finden können. Die geplagten Schriftsteller werden wohl Alle den guten Willen, das zarte Benehmen dieses Vorstandes der Censur rühmen; so viel Er nur konnte, linderte er, was harte Instruktionen geboten, half und förderte, wo es die Pflicht erlaubte. An dem Tage, wo die Censur gefallen, ist dieses kleine Zeichen der Dankbarkeit, einem biederen Manne gebracht, wohl etwas werth! Die Humanität des Hofrathes Martinez wird in seiner neuen Stellung einen schöneren Wirkungskreis finden.

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

Die Jagd ist hier frei, daher sieht man selten ein Wild, manchmal einen Hasen; einmal zeigte man mir eine Spur von einem Reh. Eichhörnchen gibt es hier eine Menge, die häufigsten eine dreimal so große Spezies als bei uns, doch auch kleinere. Ich überzeugte mich diesmal von der Geübtheit der hiesigen Bewohner im Schießen und von der ihrer Hunde im Aufsuchen und Jagen der Thiere. Jeder Farmer hält drei und viel mehr Hunde. Die Hundswuth soll hier häufig vorkommen. Während meines vierzehntägigen Hierseyns sollen zwei wüthende Hunde vorgekommen seyn, welche Schweine bissen, die davon umgekommen seyn sollen. Die Hunde hier halten eben so gut die Wache um die Farm, besonders um die Häuser, als sie gut jagen. Hat er einmal die Spur von einem zu jagenden Thier z. B. von einem Eichhörnchen, so verfolgt er es bis an den Ort, wo es ist, und zeigt es an durch Bellen und Hinanspringen an den Baum, worauf es sich an den Gipfel des in der Nähe stehenden flüchtet. Zwei große und ein kleines Eichhörnchen sah ich von den geübten hiesigen Bewohnern jederzeit auf den ersten Schuß nicht mit Schrott, sondern von einer Kugel getroffen von dem Gipfel der höchsten Bäume todt herabstürzen. Alle Farmer haben Schießgewehre mit gezogenen Läufen, die fast doppelt so lang und weit weniger schwer als unsere Jagdstutzen sind. Man geht hier viel häufiger bei Nacht als bei Tag auf die Jagd, um vierfüßige Thiere zu bekommen, und zwar nach Telar, Bosson, Recun, wie sie sie nennen, weil sie sich von dem Geflügel der Hausthiere, von Korn und Obst nähren; sie werden meistens von den Hunden gefangen und dann erschlagen, oft auch lebend zu Hause gebracht. Sie klettern auf die Bäume und fangen so die Hühner, wo

Digitized by Google

dieſe ſchlafen, ſehen nur bei Nacht, wo ſie ſehr ſchnell laufen können; bei Tag freigelaſſen, ſuchen ſie ſich fortſchleichend einen dunkeln Ort auf, um zu entkommen, weil ſie bei Tage nur ſchwach zu ſehen ſcheinen; ſie ſuchen ſich, mehr durch das Gefühl als durch die Augen gewahrt, von dem ſie beleidigenden Gegenſtand zu entfernen, und haben einen ſehr ſchönen weißgrauen Pelz mit ziemlich langen Haaren. Ich fand ihr Gebiß und ihre Zehen den Füchſen ähnlich; ſie ſind aber viel kleiner als dieſe bei uns, ihre Krallen ſind ſehr ſcharf und zum Baumklettern ganz geeignet. Der Boſſon wird hier gegeſſen, iſt ſehr fett, ſein Schweif iſt eine halbe Elle lang, nackt, ſchuppig und trägt mit ſelben, wie in der Schnauze, oft zwei geſtohlene Hühner zugleich, wie man mir ſagte. Die Stinkkatze, welche man hier **Poulcat** nennt, frißt Hühner, Vögel ꝛc., wird oft von Hunden verfolgt und verbreitet einen läſtigen, anklebenden Geſtank, weßwegen man ſie nicht jagt. Am häufigſten ſieht man in den Wäldern die verſchiedenartigſten Inſekten, unter welchen ſich die mannigfaltigen ungeheuer großen Spinnen auszeichnen, die, wenn man ſie mit einem Stöckchen verfolgt, nicht davonlaufen, ſich nicht verkriechen, ſondern zur Wehre ſetzen, an das verfolgende Werkzeug anklammern und mit ihrem hornähnlichen Gebiſſe anfneifen. Die Spinnen ſind hier ſo gefürchtet wegen ihrem giftigen Biß, wie die Klapperſchlangen. Eben ſo findet man eine Menge der verſchiedenſten Heuſchrecken, grüne, ſcheckige ꝛc., dann eine ſehr große Species, wie ich ſie bei uns nicht ſah. Außer den Inſekten ſind die geſiederten Thiere die häufigſten in den Wäldern, und zwar von den kleinſten bis zu den beinahe größten Vögeln. Ich ſah hier unſern bekannten Zaunkönig, Rothkelchen, letzterem wenigſtens an Größe, Geſang und Farbe ganz gleich, nur daß die hieſigen am Kropf weiß ſind; Sperlinge, die mit den unſern alles, nur den Aufenthaltsort nicht gemein haben; der hieſige Gimpel iſt jedoch etwas größer und ganz dunkelroth, dann Raben mit ihrer belfernden Stimme. Die meiſten Vögel waren aber an Größe, Gefieder und Geſang von den unſerigen ſehr verſchieden. Ich ſah hier Raubvögel, die ganz unſern Taubenfalken und dem Lämmergeier ähnlich ſahen. In der Größe von unſerm Hühnergeier ſah ich viele, immer, wie dieſer, die Luft durchſchneiden; man ſagte mir aber, daß ſie keinem Gefieder etwas zu leide thun und nur von Äſern ſich nähren. Ein Vogel war in allem der Nachtigall ähnlich, nur war der Geſang eintönig. Zwei Nachteulen, wovon ich nur von der größern, einer todten, die ungeheuren Krallen zu Geſichte bekam, zeichnen ſich durch ihr Geſchrei aus; die eine, welche ſo groß ſeyn ſoll wie ein Hahn, hat ein Geſchrei wie ein kläglich wimmerndes Kind. Dieſes und das Hundegebell, welche das nächtliche Inſektengeſchwirre weit übertönt, iſt die einzige Muſik, die mir faſt jeden Abend und oft die ganze Nacht hindurch in meiner Einöde und Abgeſchiedenheit vorgeſpielt wird. Ein einzigesmal ſah ich zwei Wildenten fliegen.

In der Nähe von Farmen ſowohl, als entfernt im Walde, wurden oft beim Vorübergehen eine Schaar von 20 bis 50 Rebhühnern aufgeſcheckt, welche durch ihren plötzlichen und lärmenden Aufflug die Vorübergehenden erſchrecken. Es gibt hier eine Unzahl von Rebhühnern, eben ſo groß iſt hier die Zahl wildlebender Truthühner, welche in gleich zahlreichen Schaaren von 20 bis 30 mit ihrem leiſen Fluge ſich niederlaſſen, in Menge im Walde herumlaufen und die Nacht auf Bäumen zubringen, wo man dann bei Tage die zurückgebliebenen Spuren — Koth — findet. Man hat die, von dieſen an der Waldung aufgefundenen Eier zu Hauſe ausbreiten laſſen, um dadurch zahme zu bekommen, allein wie ſie größer werden, ziehen ſie, wie alle Hausthiere in die Wälder, kehren aber nie wieder, ſie werden und zwar viel häufiger als die Rebhühner geſchoſſen, da den Eingebornen dieſe zu klein ſind. Die Zahl der Hausthiere in den Wäldern iſt namenlos, da ſich beſonders das Geflügel mehr oder we-

Digitized by Google

niger in der Nähe der Farm aufhält. Hühner und Gänse gehen meistens in die Felder, wie die Pferde, wo sich die Kühe nach der Fechsung auch aufhalten, sonst sind sie immer im Walde, doch nicht zu sehr entfernt von der Farm. Wenn man im Walde eine Kuh oder Kalb erblickt oder blöcken hört, so darf man getrost seyn, daß sich nicht sehr weit entfernt eine Farm befindet. Schafe und Schweine leben in den Wäldern entfernt von der Farm, manche kehren, so lange sie genug Futter finden, selten heim, daß man viele derselben fast für wild lebend betrachten kann. Dessen ungeachtet kennt jeder Farmer, so viele hundert Stücke er auch hat, sein Vieh, Schwein ꝛc., indem er jedes mit einem geheimen Zeichen merkt, so auch die Schafe. Allein es gibt hier viele wildlebende Schweine in dem ewigen Walde, die Niemanden gehören, wohl eigentlich dem Staat, so wie bei uns das Wild, Dem gehört, der die Jagdbarkeit besitzt. Allein da sich hier der Staat um die Schweine nicht bekümmert, so werden sie von den Farmern geschossen. Sie unterscheiden sich von den Hausschweinen durch nichts, als daß sie kein Zeichen haben, was zu manchen Diebereien Veranlassung gibt. Die Wiederholung einer solchen wird aber mit dem Strange bestraft. Das häufigste von den Säugethieren, das man in den Wäldern sieht, ist das Schwein. Oft und unvermuthet, wenn man seinen Weg im Walde unbekümmert fortsetzt, hört man plötzlich einen Schweinsschnurrer, welches von seinem Lager aufspringt. Häufig sieht man dann Mutterschweine mit einem halben oder ganzen Dutzend Ferkeln. Sie fallen Menschen und Thiere an, und verzehren sie, die sich nicht vertheidigen können; also auch Wildthiere, Schafe, Kälber ꝛc. Sie dürften zur Verminderung des Wildes in dem ewigen Walde Amerika's mehr als die Bewohner mit ihrem Jagen beitragen. Die bezeichneten Hausschweine werden gewöhnlich in der Nähe der Farm täglich gefüttert, und es kehren viele derselben zu dieser Zeit dahin, wo sie oft das Geflügel fressen. Ein achtjähriges Schwein von meinem Hauswirth fraß dieses Jahr von seinen übrigen Thieren: 24 Gänse, 4 junge und 2 alte Schafe, Hühner weiß man nicht wie viel. Sie fraß immer ihre eigenen Jungen auf. Man konnte dem weitern Schaden nur dadurch entgehen, daß man es schlachtete; ich wundere mich oft, wie die Kinder der Gefräßigkeit der Schweine hier entgehen. Die Schweine liegen in Wäldern in Vertiefungen, Kothlachen eingegraben, wie die Klapperschlange unter den abgefallenen Blättern, wo man sie nicht früher gewahrt, bis man auf sie treten kann, verborgen. (Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

(Wien.) Bei einer der jüngsten, alle Donnerstag Abends stattfindenden Besprechungen der Mitglieder des n. ö. Gewerbvereins, hielt Herr Leopold Oescher, Architekt, einen sehr interessanten Vortrag über die Konstruktion des am hiesigen St. Stephans-Dome befindlichen rechtseitigen Heidenthurmes. Zur leichteren Versinnlichung derselben vertheilte er eine kleine, flüchtig skizzirte Darstellung in einigen Exemplaren unter die Anwesenden.

Bevor der Sprecher auf obigen Gegenstand einging, glaubte er jedoch sich selbst schuldig zu seyn, folgende eigenthümliche Ansicht vorauszuschicken; nämlich: das Schönste und Höchste, was menschliche Hand, gestützt durch Geist und Erfindung, je noch geleistet hat, läßt sich in drei, dem Gehalte nach geordneten Sätzen bezeichnen, nämlich:

Die griechische (antike) Bildnerei im figuralischen Fache, das griechische (antike) Ornament; jedoch größtentheils nur in Bezug auf das Motiv selbst, da die häufige aneinandergereihte Wiederholung desselben unverkennbar an einer etwas langweiligen Symeterie leidet; endlich

Digitized by Google

die germanische Baukunst (Spitzbogenstyl) in ihrer ornamentalen, architektonischen und konstruktiven Bedeutung.

Besonders ergibt sich bei letzterem die Gewißheit, daß ungeachtet den Hauptmassen nach Alles nach geometrischen Gesetzen hervorgeht, dennoch hierbei die höchste Freiheit der Formen, die größte Abwechslung unter den einzelnen Motiven und die bedeutendste Kühnheit und Sicherheit im Bauen nicht nur möglich, sondern sogar leicht thunlich war; weiters sieht man hierin, gleichwie bei den alten Griechen, eine ungemeine Vorliebe zum Studium der Geometrie, ja selbst die Überzeugung vorherrschen, daß, da Alles in der Natur mit größter Ordnung begründet ist, auch Kunstwerke mit Anstrebung derselben angelegt, und durchgeführt seyn müssen, ohne hierdurch im mindesten nur einen Schein von Pedanterie zu erregen.

Der Sprecher bemerkte hierauf, daß er sich seit einigen Jahren dem Studium der mittelalterlichen Bauwerke wegen des Reichthums ihrer Formen ꝛc. hauptsächlich in Bezug auf das Zeichenfach zuwendete, daher nicht, wie die Herren k. k. Professoren Rösner und Förster, Architekt Ernst ꝛc., vom höheren Standpunkte der Komposition nämlich, ausgehe, jedoch unter Einem, einen sehr wenig gepflegten, vielleicht nicht viel minder schwierigen Theil zu bearbeiten unternehme, der die Konstruktion in ihrer Gesammtheit an einem und demselben Bauwerke hierbei begreife, indem dadurch vorzüglich das praktische Bauwesen vielen Nutzen für die Gegenwart ziehen könnte.

Hierauf ging Herr Oescher zum eigentlichen Gegenstand der Besprechung über; er führte noch den aufwärts aufeinander folgenden Abtheilungen des rechtseitigen Heidenthurmes am hiesigen Stephansdome einige wesentliche Bemerkungen an, worunter besonders jene in Bezug des Überganges der vierseitigen in die achtseitige innere Gestalt des Thurmes, die wahrscheinliche einstige Bestimmung einiger inneren Räume desselben ꝛc. zu zählen sind, und machte hauptsächlich auf den in der letzten Höhe vorkommenden, in seiner Skizze detaillirten Konstruktionsfall aufmerksam, mit den Worten, daß derselbe besonders lehre, wie sehr die Männer damaliger Zeit die Sicherheit im Bauen mit aller Gewißheit vorausfahen, indem derselbe heutigen Tages für eines der größten Wagnisse gehalten werden müsse. Um hiervon nur eine kleine Vorstellung zu geben, sey bemerkt, daß in der letzten Höhe dieses Thurmes (circa 24 Klafter über dem Straßenpflaster) der innere achteckige Raum desselben mit einem 1½schuhigen Ziegelgewölbe überdeckt, und mit 8 Ziegelgurten, jede 8″ breit und 8″ dick unterzogen ist; eine der acht Flächen des Gewölbes ist im eigentlichen Sinne des Wortes durchgeschlagen (wahrscheinlich spätere Zeit zum Behufe der Kommunikation mittelst einer Leiter nach dem Dache zu).

Auf dem Rücken dieses Gewölbes (also schon im inneren Dachraume) und fast auf den schwächsten Punkten sind vier Pfeiler à 2′ 4″ lang, 1′ 4″ breit und 3° 4′ 0″ hoch aus Ziegeln aufgeführt, und an ihren obersten Stellen zur theilweisen Auflage von weiteren vier Gurten (à 12″ dick) bestimmt. Über diese letzteren greifen sodann die Tragsteine der obersten steinernen Gallerie bis an die innere Flucht des Stein- und Ziegeldaches durch; sonach ruhet auf dem bemerkten Gewölbe außer der eigenen Schwere dieser 3⅓ Klafter hohen Ziegelpfeiler noch ein Theil des Gewichtes der obersten Stein-Gallerie sammt dem über letzterer auf circa 5¼ Klafter hoch sich fortsetzenden Ziegel- und Steindache; und dennoch hat diese Konstruktion schon einen circa 350jährigen Bestand, bei noch einer (wie anfänglich) gleicher Sicherheit.

Herr Oescher berührte endlich auch den Steinschnitt der, über 300 Jahre noch sehr gut erhaltenen Gallerien am Hauptdache der Kirche, hob den Unterschied zwischen dem alten, und jenem vor circa 22 Jahren angenommenen, hervor und zeigte, daß

Digitized by Google

hierbei keine Verbesserung in der Abweichung vom alten Steinschnitte erzielt wurde. x.

Miscellen.

Guizot, der französische Ex-Konseils-Präsident*). Guizot ist zu Nimes im Jahre 1787 geboren als der Sohn eines protestantischen Advokaten, welcher während der Revolutionszeit guillotinirt wurde. Selbst Protestant, studirte er zu Genf, ging aber ums Jahr 1806 nach Paris. Hier lernte er die Mademoiselle de Meulan kennen, welche damals den „Publiciste" redigirte. Diese erkrankte bald darauf. Guizot schickte ihr anonym eine Reihe geistreicher Aufsätze, welche in der Folge Veranlassung gaben, daß die Meulan im Jahr 1812 ihm ihre Hand reichte und Guizot Journalist wurde. Bald ward er Professor der neuern Geschichte an der Universität zu Paris und im Jahre 1814, nach der Rückkehr der Bourbons, Generalsekretär im Ministerium des Innern. Im Jahre 1815 begleitete er Ludwig XVIII. nach Gent. Mit diesem wieder zurückgekehrt, ward er 1817 Staatsrath. Bald hierauf begab er sich auf die parlamentarische Laufbahn. Im Jahre 1830 war er Einer der 221, welche die bekannte Adresse unterzeichneten, und am 28. Juli desselben Jahres hatte bei ihm die Versammlung der Deputirten statt, in Folge deren der Herzog von Orleans als Regent ausgerufen wurde. Darauf trat er mit Dupont de l'Eure in das erste Ministerium nach der Julirevolution und ward später eine der festesten Stützen des Louis Philipp'schen Systems. Jetzt hat derselbe vor der Volkswuth fliehen müssen, und Steckbriefe an allen Straßenecken von Paris angeschlagen, verfolgen den angeklagten Ex-Minister. Der Stuttg. Beob. „gibt, wie es scheint mit Benützung des bekannten Werks von Cormenin, folgende etwas chargirte Schilderung Guizot's als Staatsmann: „Guizot ist klein und dürr von Gestalt, hat aber ein ausdrucksvolles Gesicht, ein schönes Auge und einen merkwürdig feurigen Blick. Seine Geste und sein Äußeres haben etwas Strenges und Pedantisches. Seine Stimme ist auffallend leise und dumpf, sein Gesicht sieht streng aus, und Alles an ihm, selbst sein Lachen ist ernst. Louis Blanc nennt ihn einen trockenen, hochmüthigen, Alles seinem Stolze opfernden und unter dem Schein von Ruhe leidenschaftlichen Mann. In der Kammer war er an seiner edlen und finstern Stirne, seiner trockenen scharfgeschnittenen Lippe, seinem kalten hohnvollen Lächeln und einer gewissen Gebeugtheit des Körpers, welche die Unruhe der Seele verrieth, an seinem gallichten ärgerlichen Gesicht schon von Weitem zu erkennen. Von seinen Gegnern gereizt, pflegte er einen Blick auf sie zu heften, der die immerwährende Bereitwilligkeit ausdrückte, mit Beleidigungen um sich zu werfen, und richtete mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zorn und Spott seinen Kopf empor. Guizot gab sich im parlamentarischen Kampfe fast niemals eine Blöße. Er ist gepanzert und seine Rüstung ohne eine Öffnung, durch die das Schwert der Einrede dringen und Wunden schlagen könnte. Aber eben so wenig hört man von ihm Worte glücklicher Begeisterung, eines Aufschwungs des Herzens, Ergüsse der Einbildungskraft, ergreifende Gedanken, jene raschen Wendungen, welche dem wahren, dem großen Redner entschlüpfen, die sich seiner unwillkürlich bemeistern, ihn in der eigenen Erregtheit fortreißen, die uns in Seele und Herz dringt. Guizot ist nicht, wie man es nennt, beredt. Nur einmal war er es, als er in der Begeisterung für die Konstitutionellen von 1789 ausrief: „Ich zweifle nicht, daß in ihrem ungekannten Aufenthalte diese edlen

*) Wurde von der, Gottlob! aufgehobenen Censur anstößig gefunden und gestrichen. Die Red.

Digitized by Google

Seelen, welche so sehr das Wohl der Menschheit wollten, eine tiefe Freude empfinden, wenn sie sehen, daß wir zur Stunde die Klippen vermeiden, an denen so viele ihrer schönsten Hoffnungen scheiterten." Die Opposition gab Herrn Guizot für grausam aus. Guizot besitzt höhere Kühnheit des Kopfes, als Entschlossenheit des Herzens und der Hand. Die tiefe Achtung, die unveränderliche Selbstzufriedenheit und die hohe Bewunderung für sein Ich erfüllen seine Seele zu sehr, als daß viel Platz für andere Gefühle überbleiben könnte. Er würde sich kopfüber in den Ozean stürzen, wenn dieser nicht glauben wollte, daß er sich ertränke, und mit starrem und verzweifeltem Glauben hält er an seiner Infallibilität fest."

Statt daß Guizot dem Jahrhunderte in seinen Schwingungen, seinen allmäligen Verwandlungen und fortschreitenden Wegen gefolgt wäre, wollte er einen gesellschaftchen Zustand seiner Fiktion, zur Hälfte englisch, zur Hälfte doktrinär, konstruiren. „Aber am Ende," so sagt Cormenin, „wird diese Nation von vierunddreißig Millionen freier Menschen fragen, was das Alles bedeuten solle, und werden seine verstandlosen und verschwenderischen Intendanten ihr dann schon Rechenschaft ablegen müssen. Dann wird der auf Sand gegründete und von allen Seiten vom Sturme gepeitschte Bau entsetzlich krachen, und wer bei dem allgemeinen Erdbeben des Bodens zuerst das Haus räumen, und vielleicht zuerst ein: Rette sich wer kann! ausrufen wird, das ist Guizot, dieser vermeintliche Konservative." Die Voraussagung Cormenins ist eingetroffen.

Sklavenhandel noch in unseren Tagen*). Um so betrübender ist es zu vernehmen, daß noch immer unter dem Schutze der französischen Regierung Sklaven nach Algier eingebracht werden, und noch kürzlich zwei französische Kriegsdampfschiffe sich nicht entblödet hatten, sieben Eunuchen für den Kaiser von Marokko an Bord zu nehmen! Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht unerwähnt lassen daß, wie Ampère in seinem ägyptischen Reisebericht erwähnt, zu Syut (dem alten Lykopolis) von koptischen Mönchen jährlich an 300 Knaben zu Eunuchen gemacht und nach Kairo verhandelt werden — ein Schandwerk, dessen Unterdrückung alle christlichen Fürsten Europa's vom Pascha von Ägypten zu fordern gewiß berechtigt sind.

Weder Spanien, welches die Einschwärzung von Sklaven in seine westindischen Kolonien nicht verhindert, noch ein großes nördliches Reich, welches den Menschenhandel noch öffentlich gestattet, scheinen jener feierlichen Worte zu gedenken, durch welche sie im Verein mit den übrigen europäischen Großmächten am 8. Februar 1815 erklärten: „der Sklavenhandel sey den Grundsätzen der Menschlichkeit und allgemeinen Moralität entgegen", und den Wunsch aussprachen, „eine Geißel zu vernichten, welche Afrika verwüste, Europa schände und die Menschheit kränke." Wer aber einen Zweck will, muß auch die Bedingungen wollen, ohne welche derselbe nicht erreicht werden kann, und eine dreißigjährige Erfahrung hat unwiderlegbar dargethan, daß der Sklavenhandel nicht unterdrückt werden kann, so lange die Sklaverei selbst nicht ausgerottet ist."

*) Wurde von dem Censor des „Zuschauers," S. v. K., gestrichen zu einer, Gottlob! hingeschwundenen, sehr düsteren Zeit, wo die Censur mit empörender Willkühr und gänzlicher literarischer Unkunde gehandhabt wurde. Die Red.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten December franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 44. Samstag den 18. März. 1848.

Wien.

Der akademische Senat der Hochschule von Erlangen stattete den Studirenden, welche Anfangs März in Tagen der Gefahr für Baiern eine Freischaar errichtet, dem nächtlichen Wachtdienst sich unterzogen und die Ordnung der Stadt aufrecht erhalten haben, folgenden Dank durch Anschlag auf dem schwarzen Brett der Hochschule ab: „Die Studirenden unserer Hochschule haben in den letztverwichenen Tagen, in „welchen sich ernsteste Gefahr und freudigste Bewegung so nahe berührten, so ehren„haft vaterländische Gesinnung, so mannhaft besonnene Haltung, so muthig ent„schlossene Hingebung bewährt und zur Sicherung der Stadt so ersprießliche Dienste „geleistet, daß wir es für unsere ebenso dringende als freudenreiche Pflicht erachten, „ihnen hierdurch unsere dankbare Anerkennung öffentlich auszusprechen. Eine solche „studirende Jugend zu besitzen, ist unserer Universität edelster Ruhm und größter Stolz, „und dem Vaterlande kann nichts Anderes so sicher eine heilvolle Zukunft verbürgen.“— Welchen Dank aber verdient erst die, von den edelsten Gesinnungen beseelte, muthvolle, thatkräftige Jugend der Wiener Hochschule? Sie hat ein Blatt in der Geschichte Österreichs errungen und wird der Ruhm und Stolz des konstitutionellen Vaterlands bleiben. Man spricht von einem Monumente, das in Bezug auf die Märztage ihr zu Ehren errichtet werden soll. Eine ewige Stiftung für Studirende der vier Fakultäten, freiwilligen Beiträgen des Landes entstammend, wäre wohl auch ein geeignetes und zugleich nützliches Erinnerungsmahl.

Am 16. März hielt das vor Freuden trunkene Wien seinen Festtag und bot das bunteste Schauspiel dar. Die Theater der Vorstädte waren bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes wieder eröffnet; Herr Direktor Carl gab Freitheater — eine Handlung, deren Absicht allerdings löblich, die aber, bei der noch erregten Stimmung der Volksklassen und ihrer außerordentlichen Vermehrung durch Fremde, leicht irgend ein Unglück hätte nach sich ziehen können*). — Die Wirkung der Aufhebung der Censur macht in den ersten Augenblicken des allgemeinen Jubels sich in einer Unzahl von Gedichten, poetischen Ergießungen und Druckblättchen fühlbar. Die jüngeren Schriftsteller überstürzen sich in ihrer Thätigkeit, und leicht hingeworfene Verse, mit Bleistift geschrieben, wandern in die entfesselten Druckereien. Das war zu erwarten, und wenn man

*) Dankend muß anerkannt werden, daß von Seite der Nationalgarde und durch verständig geordnete Maßregeln des Direktors Carl jeder Unordnung vorgebeugt wurde. Trotz des großen Zusammenflusses ward die Vorstellung ohne Unfall und in anständiger Haltung der „Zuschauer“ durchgeführt.

Digitized by Google

auch in den wenigsten dieser Produkte Reifes, Würdiges, Begabtes erkennt, muß mit Nachdruck bemerkt werden, daß der Ton dieser Flugblätter durchaus anständig, gemäßigt und in den Gefühlen für Vaterland und Kaiser einstimmig ist. Eben kommt uns: „Ein Auferstehungslied" von Cajetan Cerri zu Gesicht, das wohl, wie alle poetischen Flugblätter dieser Gattung, die Spuren des eiligen Schaffens und den Mangel einer polirenden Feile an sich trägt, aber in Bezug auf die Verkündigung der Preßfreiheit zwei treffliche Strophen bringt:

„Frei seyn ist nichts — frei werden ist die Wonne,
Wofür kein Wort auf Erden reich genug;
Seht dort den Aar im Morgenroth sich baden —
So frei ist nun auch des Gedankens Flug.

Frei wie das Licht, das durch die Schöpfung flutet,
Frei wie der Pulsschlag, der das All durchbebt,
Frei bis ein Sternlein noch am Himmel funkelt,
Frei bis die letzte freie Seele lebt!"

Am Abende des 16. März schien die Stadt Wien in ein orientalisches Zaubermärchen übersetzt. Abermals in einem Lichtermeere strahlend, boten die Fenster und Portale in den Hauptstraßen, geziert mit Blumen, Kränzen und flatternden Fahnen einen überraschenden Anblick. Wogend, von Freude belebt, aber in größter Ordnung, durchwallte eine zahllose Menge die Plätze und Gassen. Hierzu die immer abwechselnden Züge der Nationalgarde, die verschiedenen Musikchöre, das Rühren der Trommeln, die Freuden- und Beifallsrufe. Man erkennt das ehemalige Wien in diesem neuen, bewegten Bilde nicht wieder. Hatte das gefallene starre, von innerer Fäulniß durchfressene System den Geist des Volkes getödtet, die Geselligkeit und Brüderlichkeit zerstört, den offenen und zutraulichen Sinn erstickt: so rief Ferdinand I. alle Seelen- und Geistesheiterkeit des Wieners mit Einem Zauberschlag wieder in's Leben zurück. Wer an diesem Abende den Zug des Männer-Gesangvereins, den Fackelzug der Nationalgarde, die Aufzüge der Ungarn, Böhmen und Pohlen gesehen hat in ihren prächtigen Kostümen mit allen Abzeichen der Nationalität und farbigen Fahnen, wird diesen Eindruck sein Leben durch behalten. „Grüß' Euch, Österreicher! Vereint sind wir für immer in Brüderlichkeit!" scholl aus ihrem Munde, und welcher Jubel, die Luft erschütternd, beantwortete diese Rufe!

Ein Maueranschlag benachrichtigte am 17. Morgens das Publikum, daß der bisherige Bürgermeister, Regierungsrath Czapka v. Wienstätten, die Stadt verlassen habe, und der Vice-Bürgermeister Bergmüller provisorisch an seine Stelle getreten sey.

Um die glückliche Wendung der Ereignisse des 13. März hat der Lieutenant des 1. Bürger-Regiments, Wilhelm Starenbacher, ein junger Mann voll Entschlossenheit, ein denkwürdiges Verdienst sich erworben. Er war es, welcher den damaligen Kommandirenden der Stadt, im Momente der höchsten Aufregung, zur Bewilligung vermochte, daß der Allarm geschlagen und die Bürgergarden zur Aufrechthaltung der Ordnung berufen wurden. Später bewirkte das freimüthige Wort seines greisen Schwiegervaters, Franz Leibenfrost, Rittmeister der Bürger-Kavallerie, der im Gefolge mehrer geachteter Bürger sich in die k. k. Hofburg begeben hatte, die glückliche Wendung der Dinge. Die Namen dieser wackeren Männer wird die Geschichte Wien's gleichfalls in ihre Rollen verzeichnen.

Digitized by Google

Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Ruhe. Nach diesen bewegten Tagen, in welchen ein neues Österreich erstanden, macht sich der Ruf nach den drei Säulen jeder Regierung hörbar: Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Ruhe. Die Grundlage des neuen Staatslebens haben wir von der Liebe des Kaisers erhalten; das Gebäude, sonnenhell lufstrein und frostfrei, darauf aufzuführen, müssen wir dem Landesfürsten und seinem Beirath, den Ständen im Vereine mit der beigezogenen Bürgerschaft und Intelligenz, vertrauensvoll überlassen. Das ist nun ihre große und schöne Aufgabe; und diese wird nicht leicht seyn, und darf nicht überstürzt werden. Es gibt Felsen und Schmutz wegzuräumen, daß vor dem Gedanken daran auch der Muth eines Riesen erbeben dürfte. Aber wir müssen die, welche zum großen Bau berufen sind, ungestört und besonnen arbeiten lassen. Als Wache steht die freie Presse, als Aneiferin eben jene still ernste Haltung eines guten und verständigen Volkes, das zwei Dinge zur Genüge bewiesen hat: daß es lange zu warten verstand, und daß es eines neuen Baues, in dem es sich freier bewegen und bequemer wohnen soll, würdig ist. Möchte darum Jeder von uns wieder an seinen Beruf, an seine Arbeit gehen; möchte jeder Einzelne an der Förderung seines Hausstandes, an der Beglückung seiner Familie mit erfrischter Thätigkeit arbeiten! Die Güter, welche eine Konstitution verleiht, sind nichts, wenn im Leben des Volkes Thätigkeit und Ordnung gebricht, wie eine Preßfreiheit für den, welcher weder Geist noch Talent besitzt, blos leerer Schall bleibt. Darum Ruhe! Wir haben in leicht begreiflicher Freude unsere Fenster nun genug beleuchtet; wir haben uns genug an dem frohen Gewühl der Straßen, an dem ernsten Geräusch der Waffen ergötzt — denken wir nun jeder Einzelne an den Punkt, auf welchen uns die Vorsehung gestellt hat, um dem großen Ganzen nützlich zu seyn! G.

Eine Gerichtsverhandlung in Barcellona

am 19. September 1836.

(Aus dem Französischen des L. A. Constantin *).

Unter den Laubgängen, die den Platz von Barcellona gegen Nordwest begränzen und die man die Säulen de los Encantes nennt, hat eine große Anzahl von Bücher-Tröblern und Kunstsachen-Händlern ihre Hütten aufgeschlagen. Unter den Ersten befand sich seit langer Zeit schon Augustin Patrot. Seine Geschäfte waren nicht eben glänzend; denn in unserer Zeit macht man wenig Wesens aus der Wissenschaft und zieht einen Stutzen oder eine Holzbüchse dem besten Buche, dem werthvollsten Manuskripte weit vor. Doch aber brachte er die Nothdurft seines Lebens ganz anständig herein. Nun drohte ihm aber Gefahr. Denn seit die Klöster Spaniens geplündert und aufgehoben worden waren, hatte sich in seiner Nähe ein gefährlicher Nachbar niedergelassen. Obwohl der neue Ansiedler weltliche Kleider trug, konnte man in ihm doch ohne Mühe den ehemaligen Mönch erkennen; es war der Laienbruder Don Vincente aus dem Kloster Poblet. Er beklagte ohne Unterlaß das Mißgeschick seines Konvents. Aber nicht das müßige Leben in demselben erweckte seine schmerzlichen Erinnerungen; er bedauerte nicht das Wohlleben und die schönen Einkünfte, an denen er in demselben Theil genommen hatte; aber er dachte nie ohne bittern Schmerz an die prächtige Bücherfammlung, welche einer der letzten Könige von Arragonien der frommen Brüderschaft geschenkt hatte; obgleich er selbst von ihr nie einen ausgedehnten Gebrauch gemacht hatte, war es ihm dennoch zur Gewohnheit geworden, seinen Blick an den kostbaren und

*) Ob diese Mittheilung gegründet oder nicht, ob sie erfunden oder traurige Wahrheit, darüber könnte nur der französische Berichterstatter Auskunft geben. Leider ist Herr Constantin mittlerweile, im Mai 1844, verstorben. S. A.

Digitized by Google

zahlreichen, stattlich geordneten Schätzen in den hellglänzenden Schreinen von Ebenholz zu weiden, war er wenigstens durch Hörensagen zur Kenntniß der da aufgespeicherten Seltenheiten für Wissenschaft und Kunst gelangt.

Möge nun der Kummer über die Zersplitterung der Bibliothek und über ihren unersetzlichen Verlust seinen Verstand ein wenig verwirrt, möge die lebhafte Gemüthsbewegung, die er bei der Plünderung seines Klosters erlitt, eine Leidenschaft die bereits in ihm vorhanden war, nur verschärft haben; genug: er sprach von nichts anderem, er dachte nichts anderes, als Bücher. Er las nicht; aber er kannte mit seltener Zuversicht die vorzüglichsten alten Ausgaben; er bestimmte mit unbegreiflichem Instinkte den Werth eines handschriftlichen Werkes, das er nicht einmal geöffnet hatte. Diese ihn unwiderstehlich drängende Leidenschaft, Bücher zu sehen, zu befühlen, mit ihnen umzugehen, veranlaßte ihn, selbst Buchhändler zu werden. Sein Buchladen war, man muß es gestehen, sehr wohl ausgestattet, so, daß man zu glauben versucht war, wie Diejenigen, welche sein Kloster überfallen und geplündert hatten, nicht die Einzigen gewesen seyen, welche sich mit den literarischen Schätzen, welche dort vorhanden waren, bereichert hätten; daß Don Vincente, als er sah, wie die andern zugriffen, auch kein müßiger Zuschauer geblieben sey und dabei keineswegs mit dem ersten Besten vorlieb genommen, sondern eine sehr glückliche Auswahl getroffen habe. Übrigens verstand er sich in seinem neuen Berufe vortrefflich darauf, Kunden anzulocken, und seinen Anbot so genau den Wünschen eines jeden Kauflustigen anzupassen, daß er ihn selten einmal vergebens gethan hatte. Doch zeigte er beinahe nie die werthvolleren Bücher, die er in seinem Vorrathe besaß. Er mußte sehr in Geldverlegenheit seyn, ehe er sich entschloß, ein solches loszuschlagen; er bezeugte einen unaussprechlichen Widerwillen, sich von ihnen zu trennen; so bereitwillig er in Hinsicht auf gewöhnliche Werke war, so behutsam und spitzfündig zeigte er sich, wenn es sich um seltene Exemplare handelte. In solchen Fällen machte er jenen, die solche begehrten, unzählige Schwierigkeiten und forderte, um abzuschrecken, einen, den wahren Werth weit übersteigenden Preis, den er, falls er ihm dennoch zugestanden ward, mit unverkennbarem sichtlichem Widerstreben in Empfang nahm. Man konnte nur zu deutlich die Gewalt bemerken, die er sich anthat, wenn er ein solches Buch in die Hände des neuen Eigenthümers überlieferte; sein Gesicht ward bald blaß, bald roth und spielte in allen Farben; alle Muskeln desselben verzogen sich krampfhaft; durch tiefe, schwere Seufzer schien er alsdann seine Brust erleichtern zu wollen.

Trotz dieses Übelstandes machte er allein dennoch mehr Geschäfte, als alle seine übrigen nachbarlichen Geschäftsgenossen; daher waren auch alle ihm feind und auffässig. Auf Patrots Vorschlag: unter einander einen Bund zu schließen, um ihm den Rang abzulaufen, kamen sie dahin überein, alle Anbote, welche Don Vincente bei öffentlichen Verkäufen machen würde, ohne Ausnahme zu überbieten und ihn dadurch außer Stand zu setzen, die Lücken in seinem Magazine wieder auszufüllen. Über diese Hinterlist kam Vincent in Verzweiflung, da er sich die Bücher, die Gegenstände seiner heftigen Begierde, entschlüpfen sah, ohne sein Müthchen kühlen zu können.

Da geschah es, daß die Bibliothek eines alten Advokaten in öffentlicher Feilbietung verkauft ward, der ein Liebhaber seltener, werthvoller Bücher gewesen. Unter mehren Werken, die die Aufmerksamkeit unseres Don Vincent erregten, fand sich auch ein Exemplar des: **„Furs e ordinacions fetes per los gloriosos reys de Arago als regnicols del regne de Valentia."** Es war dies die erste, im Jahre 1482 von Lambert Palmart, welcher die Buchdruckerei in Spanien zuerst eingeführt hatte, herausgegebene Auflage und man glaubte allgemein, daß kein zweites Exemplar

Digitized by Google

derselben vorhanden sey. Daher steigerte auch Don Vincente den Anbot mit wüthendem Feuer bis auf 4555 Realen; ward aber von Augustin Patrot, der seinem Vorsatze treu blieb, überboten, bis endlich der Letzte das Buch um 4580 Realen zugeschlagen bekam. Jene, welche sich in Don Vincents Nähe befanden, hörten diesen, als er purpurroth vor Zorn sich entfernte, leise Drohungen in den Bart brummen. Man glaubte verstanden zu haben, „daß Patrot sich seines Kaufs nicht lange erfreuen werde."

In der That war die Woche, in welcher sich dies zugetragen, noch nicht um, als die Einwohner von Barcelona um Mitternacht durch einen Feuerlärm aus dem Schlafe geweckt wurden; der Brand hatte Patrots Waarenlager ergriffen. Die nahe gelegenen Wachtposten waren aber schnell genug herbeigeeilt, um das Weitergreifen der Feuersbrunst verhindern zu können; unter den rauchenden Resten der verbrannten Bücher fand man den Leichnam des unglücklichen Patrot. Er war so gänzlich verstümmelt, daß man durchaus nicht zu erkennen vermochte, ob sein Körper Spuren verübter Gewaltthat an sich trage. Aber selbst der Gedanke, daß dieser Unfall einem Verbrechen entspringe, konnte kaum aufkommen; denn man fand auf einem, vom Brande verschont gebliebenen Tische in der Nähe des Ortes, wo das Bette des Verbrannten gestanden hatte, eine sehr bedeutende Summe Geldes, die er Tags vorher in Empfang genommen, völlig unberührt. Man vermuthete vielmehr, er sey, eine Zigarre rauchend, eingeschlafen, ein Funke derselben habe seine baumwollene Bettdecke entzündet, in dem dürren Stroh seines Lagers Nahrung gefunden und dergestalt das Unglück vollends herbeigeführt.

Beinahe zu gleicher Zeit fing man im Hafen den Leichnam eines jungen Gelehrten auf, der durch mehre Dolchstiche getödtet war. Einige Tage früher hatte man unweit der Kanonengießerei in einem Graben, blos mit etwas Laubwerk bedeckt, den Körper eines Geistlichen aus der Umgebung aufgefunden. Auffallend blieb es, daß den Leichnamen nicht nur die volle Kleidung, sondern auch Gold, goldene Ringe und andere werthvolle Habseligkeiten gelassen worden waren, was den sichern Schluß erlaubte, daß diese Morde nicht durch gemeine Übelthäter verübt worden seyen. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, um sich diese Verbrechen erklären zu können.

Mittlerweile hatten sich ähnliche Ermordungen auf eine so grauenerregende Weise erneuert, daß sie die Aufmerksamkeit der Behörde im höchsten Grade erweckten. Neun Personen waren nach und nach als Opfer gefallen; unter ihnen Don Pablo-Rafael de N., mit einem Ehrenposten am königlichen Hofe betraut und allgemein bekannt durch gelehrte Untersuchungen, die er mit vielem Ruhme veröffentlicht hatte.

Da man gar keine Ursache dieser Schandthaten, welche das ganze Land in Schrecken versetzten, zu ergründen wußte, sprach man von geheimen Richterstühlen, deren Todesurtheile durch Verbündete in Vollzug gesetzt würden, welche sich mit den furchtbarsten Eiden zur Verschwiegenheit und zum Gehorsam verpflichtet hätten. Diese Meinung, welche sich öffentlich und allgemein geltend gemacht hatte, war es aber, so weit sie auch von der wahren Ursache abirrte, welche zu der Entdeckung der Wahrheit führte und den Schuldigen entlarven half.

Die Sicherheitsbehörde verordnete nämlich, um sich der allgemein ausgesprochenen Ansicht willfährig zu zeigen, eine Untersuchung bei mehren Personen an, die das Gerücht als Theilnehmer an dem vermeintlichen geheimen Tribunale bezeichnete. Unter diesen war auch Don Vincent mit einbegriffen. Der Untersuchungsrichter begab sich zu ihm. Anfangs fand man nicht das Geringste, das dem Verdachte, der sich gegen ihn erhoben, Gewicht zu verschaffen vermocht hätte, und schon wollte der Beamte, mißvergnügt darüber, ein so nutzloses Geschäft vollführt zu haben, sich aus dessen Woh-

Digitized by Google

nung entfernen, als man durch Zufall in einer entlegenen Kammer ein absichtlich versiecktes Buch bemerkte, durch dessen Wegnahme wieder ein zweites sichtbar ward, welches eben das, im Jahre 1482 bei Palmart gedruckte war; dessen Titel der Beamte nur zu wohl im Gedächtnisse behalten hatte, weil seit kurzer Zeit der Verkauf dieses Werkes und der außerordentlich hohe Preis, um den es an Mann gebracht worden, das Stadtgespräch gewesen. (Schluß folgt.)

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

Fußreisen sind hier gar nicht üblich und Alles wundert sich über meine Fußreise, fast Alles reitet hier. Häufig sieht man jede einzelne Person zu Pferd, oft auch mehr Personen auf einem Pferde; häufig der Mann im Sattel, hinter ihm das Frauenzimmer. Ich bewunderte hierbei die Gewandtheit und Geschicklichkeit der Frauenzimmer. Sie sitzen auf den Pferden wie angeleimt, ohne sich zu halten, ohne Steigbügel. Eben so gewandt ist ihr Aufsteigen; sitzt der Mann, so leitet er das Pferd nahe an den erhöhten Gegenstand am Hause ꝛc., wo die Dame mit einem vierfach zusammengelegten Tuche (ihr Reisesattel) in der Hand harret. Ist das Pferd genugsam genähert, so deckt sie das Tuch, welches ihr zum Sattel dient, auf den Rücken des Pferdes, setzt sich darauf mit einer Sicherheit, als setzte sie sich auf einen Stuhl, und ohne sich zu halten, geht's im Schritt oder langsamem Trott davon. Dieses Geritt gilt gewöhnlich keine Reise, sondern nur einen Weg zur Meeting (Gottesdienst) und einen Besuch beim Nachbar oder Freund. Es gewähren daher die Fußreisen hier im ewigen Walde Amerika's keine angenehme Gesellschaft, höchstens einen Schwarzen zu Pferd, die häufigste Begegnung aber machen die Schweine. Allein den Schweinen, den verborgenen Klapperschlangen und andern Unthieren, kann man durch Vorsicht doch ausweichen und entgehen, sich gegen sie schirmen und vertheidigen; die häufigste Begegnung gefahrdrohender Gegenstände aber sind die dürren, mehr oder weniger vermoderten, morschen, enorm hohen, über alles Lebende hervorragenden Bäume mit ihren vielen ausgebreiteten riesenmäßigen Ästen, die durch ihren Umsturz den Wanderer endlos bedrohen, wogegen keine Vorsicht zu schützen vermag, der Reisende durch keinen Umweg auszuweichen, durch keinen Panzer sich zu schirmen, durch die sinnreichste Waffe und durch Heldenmuth nicht zu vertheidigen vermag. Ermüdet von dem schlechten Weg, beunruhigt von der Besorgniß, vom Wege abzukommen, sich in dem endlosen Walde zu verirren, jeden Schritt von lebenden und todten Feinden bedroht, sehnt man sich doch einmal in das Freie, was man in Amerika vergeblich sucht, endlich zu einer Farm, zu einem Dorf oder zu einer Stadt zu kommen, um da nach ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren sich zu erholen; allein auch da findet der Fremdling, an die amerikanische Lebensweise nicht gewohnt, oder wenn ihm die Elemente, Jahreszeit und Witterung nicht günstig sind, nicht nur keine Erholung, sondern oft bei aller in Amerika herrschenden Gutmüthigkeit und Gastfreiheit neue Sorgen und nicht minder große Lebensgefahr, da die Bewohner hier sich und die Ihrigen bei strenger Kälte oft selbst kaum zu schützen vermögen. Es wurde vor beiläufig acht Tagen ein Kind beerdigt. Aus allen Nachforschungen, die ich über die Todesart erheben konnte, geht mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß das Kind bei der damals herrschenden großen Kälte in der luftigen Wohnung erfroren sey.

Es wird dem Reisenden auch dieser einzige Wunsch hier oft verleidet, in eine Farm, Dorf oder Stadt zu gelangen; denn die Städte, Dörfer und Farmen sind erstlich nicht so häufig, was schon aus der geringen Bevölkerung des Landes hervorgeht, und durchaus nicht so solid wie bei uns. In der Gegend, wo ich dieses schreibe, be-

Digitized by Google

findet sich in einem Umkreise von mehr denn 300 Meilen eine einzige Stadt, welche einem kleinen Dorfe bei uns in Bezug auf Häuserzahl und Bevölkerung gleicht. In diesem ganzen Umfang sind die Farmen einzeln vertheilt. Alle Städte in Amerika haben gerade und in die Quere sich kreuzende sehr breite Gassen. Die Häuser, welche eine Gasse bilden, sind meist nicht so aneinandergebaut wie in unsern Städten, Märkten und Dörfern, sondern häufig und oft weit durch Gärten oder leere Räume von einander getrennt, ja oft ist das Haus in der Gasse auf allen vier Seiten freistehend, so daß eine Seite davon die Gasse bilden hilft, die drei andern von Gärten und Hofräumen umgeben sind. Dieses ist oft selbst in großen Städten der Fall, in kleinen Städten aber durchaus üblich. Die an See'n liegenden Städte machen hierin meistens eine Ausnahme, wo man mit dem freien Raum oft sehr kärglich umgeht, die Bewohner in kleine Räume zusammendrängt, und jeden Raum zur Wohnung benützt, wovon selbst Philadelphia keine Ausnahme macht.

In Bezug auf den Zusammenbau, oder auf das Aneinanderstoßen der Häuser wird man unsere Dörfer, besonders jene um Wien z. B. Grinzing, Sievering, Heiligenstadt, Nußdorf ꝛc. eher für eine Stadt ansehen, als hier so manche Städte, selbst die Hauptstadt Washington nicht ausgenommen, wo die Häuser so auseinandergedrängt, die Straßen so weit und ohne Pflaster sind, daß man es für ein regelmäßiges weitläufiges Dorf ansieht, in dessen Nähe das Kapitol prangt und ein neues großartiges Schauspielhaus im Bau begriffen ist. Überdies bestehen die meisten Häuser der Landstädte aus Holz (Blockhäuser) wie fast alle Farmhäuser, die überdies noch oft schon ursprünglich schlecht zusammengefügt oder schlecht erhalten, meist ganz durchlöchert, nothdürftig zusammengehalten oder im gänzlichen Verfall gegen den Einfluß der Witterung nicht schützen, das Eindringen des Windes, Regens, noch weniger des Schnees verhindern können, entweder schon ursprünglich gar keine Fenster und, wenn solche, doch wenig oder gar keine Gläser haben. Es ist unbegreiflich, wie die Menschen in solchem offenstehenden Wohnungen bei 6 bis 8° Kälte bestehen können. So starke Kälte habe ich hier im Monat November erlebt. Dieses sind also die Zufluchtsorte, die der reisende Fremdling in und durch den ewigen Wald Amerika's zu erwarten hat, die seine Gesundheit und sein Leben gewisser bedrohen, als die lebenden und todten Feinde, die er in den Wäldern zu fliehen sich bemüht.

Ein Blockhaus ist gewöhnlich viereckig oder vierseitig, wovon eine Seite bei drei Klafter lang ist. An einer dieser Seiten befindet sich der Rauchfang, die größern und bessern Farmhäuser haben zwei entgegengesetzte Rauchfänge. Die Hauswände bestehen aus ¾ Schuh dicken, der Länge nach übereinander gelegten, an den Enden verdünnt zugehauenen Balken, zur Aufnahme der Balkenende der anstoßenden Wand, die von beiden Wänden gekreuzt übereinandergelegt die Ecke des Hauses bilden und ein Viertel Zwischenraum der Balkendicke an den Wänden leer lassen, welcher Zwischenraum meist mit Lehmerde ausgefüllt wird. Bei reicheren Farmen sind die Wände nach außen, bei noch reicheren auch nach Innen mit dünnen Bretern, nach Außen in Chalourform übereinander, nach Innen neben einander verschallt, was ihnen, besonders wenn sie angestrichen sind, ein schönes Ansehen gibt. Der Rauchfang, welcher auf dem aus dicken und breiten Steinen gebauten Kamin sitzt, ist meist von Backsteinen, selten von andern, oft aber von im Gevierte sich kreuzenden viereckigen Holzprügeln, deren Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt sind. Er wird hier mit Stroh ausgebrannt, anstatt gekehrt, da er zum Schliefen zu eng ist. Gewöhnlich stellt der ganze Umfang des Hauses ein Gemach vor mit dem Kamin, wo dann die Schlafstellen oft durch Vorhänge abgesondert sind. Bei einigen stellen oben aneinander-

Digitized by Google

gefügte Breter den Plafond vor, und theilen ihn in ein unteres und Bodengemach ab, dieser bildet dann Schlafgemach, Speise und Keller.

Miscelle.

Eigenthumssteuer *). In Großbrittanien hat sich diese Steuer in vielfacher Beziehung bewährt, und die Aufhebung anderer lästigen Steuern möglich gemacht. Eine Eigenthums- oder Vermögenssteuer dürfte daher in dem Finanzrathe manches anderen Staates der Erwägung unterzogen werden, weil sie die vermöglichen Klassen trifft und die armen verschont; weil sie leicht eingehoben werden kann und andere lästige Steuern, deren Betreibung Kosten und Beschwerden mit sich führt, entbehrlich macht. Eine solche Steuer kann von der höchsten Wichtigkeit des Erträgnisses werden und die finanziellen Kräfte manches Staates überraschend vermehren, ohne die ärmeren Klassen zu drücken. Wenig Arten der Steuern befriedigen Recht und Billigkeit im gleichen Grade. Nur Eines, was sich auch früher bei der in Österreich eingeführten Klassensteuer als Übel herausstellte, ist zu bedenken, wie man den Staatsbürger dazu vermögen könne, jährliche Einnahme und Renten, die sich nicht nachweisen lassen und nur nach seinem Bekenntnisse zu besteuern wären, gewissenhaft anzugeben. In Deutschland würde Ein Mittel Wunder wirken: die Erregung und Befriedigung des Ehrgeizes nämlich. Da unstreitig Derjenige, welcher zu den Bedürfnissen des Staates mehr beiträgt, sich um denselben verdient macht, würden gewisse Rangstufen und Titel für Jene, die höhere Steuersummen zahlen; irgend eine Ordensdekoration in mehren Graden; persönliche Adels- und Vorrechte Unglaubliches leisten. Damit wäre nur ein wirkliches Verdienst um den Staat und die Gesellschaft belohnt. Mancher würde gerne eine höhere Steuerquote zahlen, um sich gewisser Rechte oder Auszeichnungen zu erfreuen; Niemanden würde damit Unrecht, und Vielen etwas sehr Angenehmes und Erwünschtes geschehen. Wie nun manche Handelsfrau mit ihrem Brillantenschmuck, ihren Perlen prunkt, würde sie mit dem Titel, der Dekoration ihres Gatten prunken — und jedenfalls hätte diese Befriedigung des Stolzes, der Eigenliebe mehr Sinn, als viele andere Arten, in welche unsere Geldmenschen, Handelsleute und selbst der Bürgerstand einen Vorzug, eine Auszeichnung suchen. Die Menschen hängen einmal an Äußerlichkeiten, hier könnte man diesen unschuldigen Hang auf eine würdige, wirklich ehrenhafte und dem Staate äußerst nutzbare Weise befriedigen. Eine Vermögenssteuer, mit dem Vorrecht, der Belohnung, der Auszeichnung des Hochbesteuerten verbunden, würde alle andern entbehrlich machen und die Finanzmittel des Staates überraschend vermehren! C.

*) An der Drucklegung dieser schuldlosen Notiz, die vielleicht eine nützliche finanzielle Idee anregen konnte, nahm die, Gottlob! aufgehobene Censur Anstand und beschied die Redaktion, „sich an die hochlöbl. k. k. Hofkammer, oder an das hochlöbl. k. k. Landes-Präsidium zu wenden!“ Die Red.

Der „Wiener Zuschauer“ erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers“ (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. C. Eberberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 45. Montag den 20. März. 1848.

Wien

Graf Sedlnitzky als Polizei- und Censur-Präsident. Nach der Abdankung des Fürsten v. Metternich war unfehlbar jene des Grafen v. Sedlnitzky zu erwarten. Das treue und gefügige Werkzeug mußte seinem Meister folgen, denn keine andere Hand hätte es in gleicher Weise zu benützen verstanden. Graf Sedlnitzky hat am 16. März seine Stelle als Polizei-Präsident niedergelegt, nachdem er jene der Obersten Censur-Leitung durch die Aufhebung des Preßzwangs in Österreich verloren hatte. Die freie Presse hat die Privatperson und die bürgerliche Ehre zu achten; aber es ist ihre ernste Pflicht, die öffentliche Person und ihr Wirken vor das Gericht der öffentlichen Meinung zu ziehen. Wir haben es daher nur mit dem Ex-Polizei- und Censur-Präsidenten zu thun.

Graf Sedlnitzky hat als Polizei-Präsident ein besonderes Talent bewiesen. Die Stelle, welche er einnahm, erhielt erst durch Ihn jene hohe und wichtige Bedeutung, welche sie vorzüglich unter Kaisers Franz I. Regierung nicht blos für die österreichische Monarchie, sondern fast für die ganze Welt hatte. Das traurige System des Fürsten Metternich, auf Täuschung begründet, von aristokratischer Selbstsucht gefördert und erhalten, konnte ohne eine zweite Armee, die im Dunkeln für seine Sache stritt, vor dem zunehmenden Tageslicht in Europa nicht bestehen. Die Ausdehnung der geheimen Polizei in Österreich und ihrer fast fabelhaften Wirksamkeit war das Werk des Grafen Sedlnitzky, mit großer Einsicht in alle Verhältnisse und tiefer Schlauheit durchgeführt. Sie, über alle Länder ausgedehnt, kostete dem Staate enorme Summen und leistete, außer in den Zeiten der italienischen und polnischen Verschwörungen, kaum mehr, als matte Befriedigung der Neugier Kaisers Franz, der bei vielen väterlichen und patriarchalischen Eigenschaften sich über die Souveränität seiner Selbstregierung sehr täuschte. Die Sorglichkeit, auch die geringste Stelle nicht ohne Bericht der Polizei zu besetzen, auch die kleinste Gabe nicht ohne deren Zustimmung zu gewähren, hatte einen Fürsten von ehrenhaftem Charakter fast lediglich zum Werkzeug dieser im Dunkeln wirkenden Partei gemacht. Graf Sedlnitzky war daher allmächtig bis zum Tode des Kaisers, der dem Volk seine „Liebe" vermachte. Aber eine der ersten Maßregeln Kaisers Ferdinand I., keines Freundes der Angeberei und geheimen Polizei-Wirksamkeit, war, die Ausdehnung und den Einfluß derselben mehr und mehr zu beschränken. „Die Präsidien der Stellen," hieß es in einem der ersten Dekrete dieses trefflichen Fürsten, „haben über das Benehmen ihrer untergebenen Beamten zu wachen, auf daß es nicht nöthig sey, bei Besetzungen die Censur einer anderen Stelle zu fordern." Ja, wir dürfen sagen, daß in den letzten Jahren der

Digitized by Google

Regierung unseres guten Kaisers fast gar keine geheime Polizei mehr bestand; es weiß Jeder, wie aller Orten unbeschränkte Redefreiheit herrschte und das scharf beschnittene Budget für geheime Ausgaben sogar manchmal für den eigentlichen ehrenhaften Wirkungskreis der Sicherheitsbehörden kaum zureichte. Kaiser Ferdinand I. bewies sich polizeilichen Nachforschungen so wenig günstig, daß Er selbst bei seinen zahlreichen Gnadenbezeigungen für Schriftsteller nie eine Anfrage an die Censurhofstelle machte, sondern lediglich auf den Vortrag Seines Oberstkämmerers jährlich eine sehr hohe Summe für die Unterstützung, Belohnung und Ermunterung literarischer Verdienste bestimmte. Es dürften wenig Schriftsteller in Wien leben, selbst die unbedeutendsten nicht ausgenommen, die von dieser wahrhaft kaiserlichen Freigebigkeit nicht zu erzählen wüßten!

Auf solche Weise sank in den letzten Jahren der Einfluß der obersten Polizeigewalt, die indessen auf den Volkscharakter sehr verderblich eingewirkt, ihn mißtrauisch, ungesellig und selbstsüchtig bis zum erschreckenden Grade gemacht hatte. Nur in seiner zweiten Stellung, von dem unwandelbaren Systeme des Fürsten Metternich geschirmt und gegen manchen anprallenden Sturm geschützt, als Censur-Präsident, hatte Graf Sedlnitzky seine Gewalt bewahrt und den Bogen so enge gespannt, daß er endlich zum Bruch kommen mußte. Das Metternich'sche System, dessen Aufrechterhaltung die Monarchie nahe mit einer Milliarde Gulden Staatsschuld belastete, mußte jeden Pulsschlag des geistigen Lebens unterbinden, Gedanken und Ausdruck desselben in Fesseln schlagen. Wie weit es mit dieser drückenden Knechtschaft gekommen, welches Unrecht damit an dem gesunden Sinne des Volkes begangen worden, kann man wohl aus der tiefen Erbitterung aller Klassen, aus dem einstimmigen Verdammungsurtheil des gesammten Volkes schließen. Die österreichische Censur, von gefügigen Organen echt polizeilicher Natur tyrannisch geübt, gab den Hauptanlaß zur Bewegung des 13. März, die ihre Aufhebung zur Folge hatte, den Sturz des hohlen Metternich'schen Systems herbeiführte, und durch eine gänzliche, höchst wohlthätige Änderung der Regierungs-Verfassung vieljähriges Unrecht sühnt.

Graf Sedlnitzky hatte durch lange Selbstausübung der Censur die Leidenschaft dafür, wie es scheint, bis zu dem Grade geistiger Krankheit oder Überreizes gesteigert. Er selbst war ein fürchterlicher Censor! Als er noch die Journale persönlich censirte, wurden sie oft bis Ein Uhr Nachts hingehalten und nicht selten von Oben bis Unten gestrichen aus seinem Kabinete dem harrenden Drucker zugestellt, welcher das Blatt in sechs Stunden dem Publikum liefern sollte. Von einigen excentrischen und höchst servilen Rathgebern noch dazu irregeführt, steigerte sich täglich sein Haß gegen die Schriftsteller, und die armen Journalisten könnten mit den Folgen desselben Bände anfüllen. Welcher der geistige Zustand in der österreichischen Monarchie bis zur Aufhebung der Censur war, wissen ja alle Gebildeten! Aber ein solcher Druck hatte nicht blos jedes geistige Athmen erstickt, er hat auch in sittlicher und sozialer Hinsicht unberechenbaren Schaden gestiftet. Der Schmuggel des ruinirten Buchhandels, die Förderung der Erbärmlichkeit und Talentlosigkeit im Literatursache, die Demoralisirung der Presse, Bestechlichkeit, Heuchelei und alle Laster, welche die Knechtschaft im Gefolge hat — dies waren die schmerzlichen und beklagenswerthen Folgen jenes Censursystemes, von dem einer der höchsten und aufgeklärtesten Staatsmänner dem Schreiber dieser Zeilen freimüthig erklärte: „Nie war eine so sinnlose und extreme Übung der Censur Wille und Absicht der Staatsverwaltung.“ Und doch war es vergeblich, dagegen Abhilfe zu erhalten!

Haben wir nun die schädlichen Einflüsse der Polizei- und Censurhofstelle unter

Digitized by Google

Graf Sedlnitzky bitter zwar, aber wahr geschildert, so müssen wir auch dem Menschen Sedlnitzky ein Recht widerfahren lassen, welches Ihm gebührt. Betrachtet man viele glänzende geistige Eigenschaften dieses Mannes, sein vielseitiges Wissen, seine literarische und stylistische Bildung, so kömmt man fast in Versuch, sein Verfahren in Censurangelegenheiten für ein widerwilliges zu halten, das gegen seine innere Überzeugung gewesen. Treue und Charakter muß man ebenfalls an dem Grafen rühmen; es fehlte selbst, zum Gegensatz der polizeilichen Grausamkeit, von welcher z. B. die Gonfalonieri und Konsorten aus dem Spielberg erzählen, nicht an Zügen eines fühlenden Herzens. Nachtragen einer Beleidigung, jeder Schatten von Rachsucht war Ihm fremd, auch haben wir noch keinen rechtschaffenen Polizeibeamten über Hintansetzung oder ein zugefügtes Unrecht von seinem obersten Chef Klage führen gehört. Wer den Grafen Sedlnitzky zum ersten Male sprach, ging meist erhoben und bezaubert von seiner Liebenswürdigkeit aus dem Audienzzimmer fort. Freilich zog die leidige Gewohnheit, viele Rückstände aufzuhäusen, gemachte Versprechungen oft in weite Ferne; aber gegebene Zusagen wurden niemals gebrochen. Bittere Erfahrungen in seiner Stellung, manche zweideutige Hilfsbeamten von der erbärmlichsten Charakterrichtung, und eine unter solchen Einflüssen errungene düstere Menschenkenntniß scheint mit zunehmenden Jahren auf diesen Staatsmann eingewirkt und ihn weniger beugsam, als Leiter der Censur aber überaus hart gemacht zu haben. Sei dem, wie ihm wolle, der Einfluß der Wirksamkeit des Grafen Sedlnitzky wird auf den literarischen Zuständen der österreichischen Monarchie noch über die Lebensdauer der gegenwärtigen Generation lasten! E.

Wenn das Gerücht, welches uns aus achtbarer Quelle zukommt, richtig ist, so haben die Stände Sr. Majestät in liebevoller Ehrfurcht angetragen, die Anlehe von 30 Millionen, welche der russische Monarch jüngst in die Hände Kaisers Ferdinand I. gegen dessen Bürgschaft zur Befriedigung der Bedürfnisse des Staathaushaltes als Darlehen gelegt hatte, zu übernehmen. Unser gütiger Fürst soll frei seyn, wie Er sein Land frei gemacht hat!

Die Börse ist das Barometer des öffentlichen Vertrauens. Es genügt, um die Ansicht der Geldmänner über die Veränderung unserer staatlichen Zustände zu entnehmen, die Bemerkung: daß am 12. März die 5% Staatsschuldverschreibungen auf der Börse zu 82½ zu haben waren, und, daß sie am 16. März, als nach den Tagen der Aufregung die Börse zum ersten Male wieder geöffnet wurde, mit 89¼ notirt, ja selbst zum Schluß über 90 gesteigert worden sind.

An die Verleger Wiens Es wird allgemein die Beschwerde erhoben, daß die Proklamationen, Gedichte und andere Flugblätter an das Volk sehr theuer verkauft werden, so daß Viele, ja die Meisten sie deshalb nicht kaufen können. Dadurch ist der Zweck aller dieser Schriften verfehlt: nämlich die möglichst größte Verbreitung. Was zum Wohle des Volkes, zur Aufklärung desselben geschrieben wird, muß um den möglichst billigen Preis verkauft werden. Es wäre beklagenswerth, wenn eine elende Handelsspekulation die ersten Früchte der Freiheit ausbeuten wollte *). Camill Heller.

*) Mit Ausnahme eines oder zweier dieser Flugblätter, ist uns nichts, was auch wohlfeilen Kaufes würdig und für die Ehre unserer Literatur förderlich schiene, vorgekommen. Die Spekulation ist dabei nicht zu verkennen. Dieses Übel wird aufhören, wenn die Käufer fehlen. D. R.

Eine Gerichtsverhandlung in Barcellona.

(Schluß.)

Vincente, darüber befragt, auf welche Art er gegenwärtig in den Besitz desselben gelangt sey, behauptete, man habe es ihm außergerichtlich überlassen. Jedoch diese

Digitized by Google

Meinung fand bei dem Umstande, daß man den Haß der sämmtlichen übrigen Buchhändler gegen ihn kannte, und der daraus entspringenden Unwahrscheinlichkeit keinen Glauben. Dies veranlaßte die Gefangennehmung Vincents und eine genauere Untersuchung seines Büchervorrathes. Unter diesen fand man nicht nur jenes Werk, welches Pablo-Rafael als einige Tage vor seinem Tode von Vincent gekauft hatte, sondern auch mehre andere werthvolle Bücher, welche durch Vincent an später todt vorgefunden Personen verkauft worden waren.

Durch dies auffallend sonderbare Zusammentreffen mußte auch der Verdacht auf Vincent fallen, als ob er Urheber all dieser Mordthaten sey. Dieser gestand auch, nachdem er es lange Zeit versucht hatte, sich durch Läugnen zu retten, endlich die Wahrheit ein, ja er ließ sich sogar, durch das ihm gegebene Versprechen, daß sein Büchervorrath nicht zerstreut, sondern ganz aufbewahrt werden solle, dazu herbei, die kleinsten Einzelnheiten, die bei den von ihm verübten Mordthaten stattgefunden hatten, nicht nur den Richtern, sondern auch der Menge von Neugierigen, die durch diesen gewiß höchst sonderbaren Vorfall zahlreich herbeigelockt wurde, zum Besten zu geben.

Vincent ist klein von Gestalt; aber stark und kräftig; sein frisches, rosiges Gesicht athmet Freimuth und Rechtlichkeit; er ist wenig angegriffen und antwortet mit sicherer, ruhiger Stimme auf alle an ihn gestellten Fragen. Nachdem er sich auf Mund und Stirne bekreuzt hat, nimmt er folgenderweise das Wort: „Ich werde die Wahrheit sagen, wie ich es versprochen. Wenn ich strafbar bin, so bin ich es in der besten Absicht geworden. Ich wollte die Wissenschaft bereichern; ich wollte ihr jene Schätze aufbewahren, welche sie, einmal verloren, nicht wieder zu ersetzen vermocht hätte. Habe ich schlecht gehandelt, so bitte ich nicht um Gnade für mich; möge man über mich beschließen was man wolle; wenigstens aber zerstreue man meine Büchersammlung nicht, weil es ungerecht wäre, den Henker für die Vollziehung jener Todesurtheile zu strafen, die das Gericht ihm aufgetragen hat."

„Sehr gegen meinen Willen und nur durch die höchste Geldnoth gedrängt, konnte ich mich entschließen, das erste werthvolle Buch einem Priester zu verkaufen, und der Heilige Johann, der Patron der Schriftsteller, ist mein Zeuge, daß ich mein Möglichstes that, um dem guten Vater seinen Kauf zu verleiden; ich stellte ihm überzeugend vor, daß das Werk schlecht erhalten sey, daß in demselben ein geschriebenes Blatt sich als Ersatz eines gedruckten vorfinde. Aber er wollte durch alle diese Vorstellungen sich nicht irre machen lassen; er bezahlte mir den verlangten, sehr hohen Preis und ging davon. Mir schien es, als ob er mich meines Buches beraubt hätte, und ich fühlte einen unwiderstehlichen Drang, mich desselben wieder zu bemächtigen. Der Käufer hatte die große Straße eingeschlagen; ich lief ihm nach, holte ihn unfern der Kanonengießerei ein und sagte ihm: „Hier, mein Herr! ist ihr Geld, geben sie mir mein Buch zurück." Er verweigerte dies. Ich folgte ihm eine geraume Zeit lang und wiederholte ihm, wiewohl vergeblich, mehrmals meinen Vorschlag. Mittlerweile waren wir an einen einsamen Ort gelangt. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, daß es kein vernünftiges Mittel mehr gab, ihn zur Einsicht zu bringen. Da versetzte ich ihm einen Messerstich. Er fiel zur Erde und spie Blut durch den Mund. Dann ertheilte ich ihm die Absolution und tödtete ihn vollends. Ich zog den Leichnam in einen Graben und deckte ihn mit Laubwerk zu. Mein Buch nahm ich wieder mit mir. Hier ist's (der Angeklagte zeigte unter den vielen, die vor dem Richter lagen, mit dem Finger darauf hin.) Es ist ein höchst seltenes, in Quart, mit gothischen, roth und schwarz gedruckten Buchstaben, ohne Signaturen, aber mit Custoden."

Der Verhörrichter. Aber dies ist ja nicht das Einzigemal, daß ihr Personen getödtet habt, welche Bücher von Euch kauften.

Digitized by Google

Der Angeklagte. Ja, freilich nicht. Sie sehen, daß meine Bibliothek zahlreich und wohl gewählt ist, und Rom ward auch nicht in Einem Tage erbaut.

Der Verhörrichter. Erzählt also, auf welche Weise Ihr Eure andern Schlachtopfer umgebracht habt.

Der Angeklagte. Bei der heiligen Jungfrau und allen Heiligen! es gab kein einfacheres Mittel, als jenes, dessen ich mich bediente. Sobald ich nämlich mich vergewissert hatte, daß Jemand darauf bestehe, mir eines meiner Bücher zu entziehen, war ich darauf bedacht, einige Blätter, welche ich sorgfältig aufbewahrte, aus demselben herauszunehmen. Man zögerte nicht, zu mir zurück zu kommen, um sich über diese Lücke zu beklagen und mir das Buch zurückzustellen. Ich übernahm es sodann, als ob ich es untersuchen wollte, und sobald ich es wieder im Besitze hatte, gelang mir nichts leichter, als den Erwerber desselben auf irgend einen abgelegenen Platz zu locken, wo mir der Beistand des frommen Schächers am Kreuze nicht gefehlt haben kann, weil meine Hand nie fehlgestoßen hat. Dann nahm ich, sobald die Nacht herangekommen war, den Leichnam auf meine Schultern und trug ihn dahin, wohin es mir eben einfiel, bald in diese, bald in eine andere Gegend.

Der Richter. Und empörte sich Euer Herz denn nicht gegen den Gedanken, Eure mörderische Hand an ein Geschöpf zu legen, das Gott nach Seinem Ebenbilde als Euren Bruder erschaffen hat?

Angeklagter. Alle Menschen sind sterblich. Ein wenig früher, ein wenig später ruft Gott Alle zu sich. Aber die guten Bücher müssen wohl bewahrt werden. Darum bemühte ich mich stets, die fehlenden Blätter genau an demselben Orte wieder einzusetzen, wo ich selbe herausgenommen hatte:

Der Richter. Ihr begingt also alle diese Todtschläge blos um der Bücher Willen?

Angeklagter. Und zweifeln Sie daran? Ja, Bücher, Bücher! Sie sind der Ruhm Gottes.

Richter. Ihr seyd also auch der Urheber des Todes von Augustin Patrot?

Angeklagter. Freilich! ich konnte doch wohl nach meinen Grundsätzen ein Buch von so hohem Werthe, als das einzige Exemplar der Ausgabe von Lambert Palmart ist, nicht in seinen Händen lassen.

Richter. Aber wie habt ihr Euch zu ihm eingeschlichen?

Angeklagter. Ich bin durch das Hinterthürchen, das der Thür seines Gewölbes gegenübersteht, eingetreten. Er hatte es wahrscheinlich wegen der drückenden Hitze, die sich zu jener Zeit fühlbar machte, offen stehen lassen. Ich überraschte ihn im ersten Schlafe, schlang ihm ein wohleingefeistes Seil um den Hals und erdrosselte ihn mit Hilfe eines Knebels; dann bemächtigte ich mich des Buchs, das er mir abwendig gemacht hatte. Und er war dennoch ein braver Mann, dieser arme Patrot, und obwohl er mir immer an den Leib wollte, hatte ich doch keinen Groll gegen ihn. Nachdem er verschieden war, nahm ich das Seil vom Halse und steckte sein Bett in Brand.

Richter. Und wie konntet Ihr, da Ihr eine solche Vorliebe für Bücher habt, Euch dazu entschließen, das ganze Waarenlager eines Buchhändlers zum Raube der Flammen werden sehen?

Angeklagter. Hauptsächlich weil er beinahe nichts Seltenes an Büchern mehr besaß. Alles Bessere hatte ich schon früher weggenommen; ich war aber auch genöthigt das Feuer anzulegen, sonst würde man unfehlbar inne geworden, daß ein so wichtiges Werk, wie jenes, um das es sich handelt, abhanden gekommen sey. Ich würde allen Vortheil meiner Unternehmung eingebüßt haben; darum mußte man glauben, daß alles, was da fehle, von den Flammen verzehrt worden sey.

Digitized by Google

Richter. Habt Ihr den Patrot all sein Geld gelassen.

Angeklagter. Was, ich hätte Geld nehmen sollen? Bin ich etwa ein Dieb?

Nach diesem offenen Geständnisse blieb dem Richter nichts übrig, als die Todesstrafe gegen Don Vincent zu erkennen.

Ein Rechtsgelehrter übernahm die Vertheidigung des Verurtheilten. Er suchte den Umstand geltend zu machen, daß nimmer ein Mensch blos auf seine eigenen, einfachen und unbewährten Geständnisse verurtheilt werden dürfe. Es könne Persönlichkeiten geben, welche, verblendet durch eine Leidenschaft, die heftig genug ist, um sie den Tod wünschen zu lassen, sich selbst als Thäter von Verbrechen angeben, die sie nie begangen haben; daß daher deren Verurtheilung nie einzig und allein auf deren eigene Aussage sich stützen dürfe. Auf diese unwidersprechlichen Gründe gestützt, könne die Verurtheilung auch im vorliegenden Falle nicht stattfinden; weil, außer dem Geständnisse des Angeklagten, kein anderer Beweis gegen ihn vorliege; denn die bei Vincent vorgefundenen Bücher könnten auf eine andere Art, als er selbst angegeben habe, in seinen Besitz gelangt seyn.

Hierauf machte ihm der Richter bemerklich, daß man von dem, durch Laurent Palmart im Jahre 1482 gedruckten Buche nur ein einziges Exemplar kenne. Aber der Advokat bewies, indem er den Katalog einer Versteigerung zu Paris als Beleg vorzeigte, daß es in Frankreich ein zweites Exemplar dieses Werkes gebe; und zog daraus die Folgerung, daß so gut ein Zweites vorhanden sey, Vincent sich eben so gut ein Drittes habe verschaffen können.

Doch hatte diese Vertheidigung keinen günstigen Erfolg; denn die Geschwornen verurtheilten den Angeklagten einstimmig.

Während der Vertheidigungsrede fing Vincent, der bis dahin die größte Ruhe bewahrt hatte, zu weinen an. Alsbald richtete der Alkalde die Worte an ihn: beginnt ihr endlich, Vincent, die Größe Eurer Unthat zu begreifen?

Angeklagter. Wohl, verehrter Herr! mein Irthum war gräßlich.

Richter. Wohlan denn. Es bleibt Euch freigestellt, die Gnade unserer hohen Regentin anzuflehen.

Angeklagter. Ach! wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin.

Richter. Wenn auch die menschliche Gerechtigkeit unbeugsam und unerbittlich seyn muß, so gibt es eine andere, deren Gnade unerschöpflich ist, und bei dieser ist wahre Reue immerdar verdienstlich.

Angeklagter. Ach, mein Herr! mein Exemplar ist nicht das Einzige.

S. A.

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

In größern Farmhäusern sind unten und oben Abtheilungen mit Bretern, zu Kämmerchen, angebracht. Die größten Farmhäuser haben einen ersten Stock, zu ebener Erde, im ersten Stock und im Bodenraum Abtheilungen und Kamine. Zum Eingang in das Haus sind immer an zwei entgegengesetzten Seiten Thüren angebracht, oder einer derselben, selten über beiden, befinden sich Dachvorsprünge der ganzen Länge der Hauswand nach, wovon die freie Seite auf hölzernen Säulen ruht, die mit grünenden Weinreben, Hopfen, Immergrün, umsponnen und von einer Säule zur andern laubenartig gezogen sind, welcher Raum bei günstiger Witterung und Jahreszeit zum Aufenthalt unter Tags und des Abends dient, die Aussicht auf die Farm, Wald und Landstraße gewährt. Jeder Fußboden zu ebener Erde ist 2 bis 3 Schuh hoch über den Erdboden

Digitized by Google

erhoben, das Haus an den vier Ecken ebenso hoch auf ½ Schuh breiten Steinen gestützt, so daß man nur auf 4 bis 8 Stufen in das Haus gelangen könne, was zum Aufsteigen auf die Pferde sehr bequem ist. Unter dem so hoch gestellten Fußboden ist an ¼ Theil des Hauses gewöhnlich 2 bis 3 Fuß die Erde ausgegraben, an den Seiten bis an den Fußboden mit Steinen ausgelegt, den Keller vorstellend, der ganze übrige Theil unter dem Fußboden ist frei für den Durchzug der Luft, unzugänglich, und für Ratzen, Mäuse, Schlangen ꝛc. ein geschützter Aufenthaltsort. Die Thüren sind nicht zum schließen, und werden nie geschlossen, es mag sich Jemand im Hause befinden oder nicht. Ich fand auf meiner Wanderung die Wohnungen zur Zeit der Feldarbeit leerstehend, wenn ich eine Auskunft über die Richtung des Weges erforschen wollte. Die Einrichtungen bestehen meist aus einem Kästchen, einen Tisch und ein paar Stühlen, die Kleider sind meist auf Stricken aufgehangen. Dieses ist das Wohnhaus, eine Farm besteht aber gewöhnlich aus mehren andern kleinern Blockhäusern und Hütten. Zehn bis zwanzig Schritte davon entfernt ist das Kochhaus, ein kleines Blockhaus oft, ohne daß die Zwischenräume ausgefüllt sind, mit einem Feuerherd und Rauchfang zum Kochen und oft zum Essen bestimmt, weiter entfernt ein Räucherungshaus, wo das Fleisch geräuchert wird, ohne Kamin und ohne Rauchfang. Meist etwas abseitig das Werkhaus, wo gezimmert, geschmiedet ꝛc. wird. Wo eine Quelle oder Bach, befindet sich das Milchhaus, wo meist die Milch in Gefäßen im fließenden Wasser steht, Butter, Fleisch ꝛc. aufbewahrt wird; daneben zwei, drei und oft mehre Kornhäuser, kleine Blockhäuschen, wo die Zwischenräume der Balkenwände nicht ausgefüllt sind, wo der Kukuruz aufbewahrt wird, und alle Ratten und Mäuse freien Zutritt haben. Entfernt, vielleicht hundert und mehr Schritte vom Wohnhaus ist eine Art Scheune oder Schoppen, meist ein geräumiges Blockhaus, ohne daß die Zwischenräume mit Lehm erfüllt sind, was durch Wandungen und Zaun einen großen freien Raum einschließt, oft mit mehren Abtheilungen versehen, wo Pferde, Kühe gefüttert, und letztere gemolken werden.

Das Tödten der verschiedenen vierfüßigen Hausthiere geschieht durch das Blei, indem man der Kuh, dem Schweine, Schafe eine Kugel in den Kopf über den Augen in die Stirne schießt, worauf das Thier augenblicklich zusammenstürzt, dann das Blut durch Eröffnung einer Halsader entfernt. Die Hühner, wovon sie gewöhnlich eine Unzahl besitzen, und die Menge nicht wissen, werden von den Hunden gefangen, und herbeigebracht, beim Kragen gefaßt, 6 bis 8mal in der Luft herumgedreht, auf die Erde geschleudert, um sie da auszappeln zu lassen, das Blut wird ihnen nicht entleert. Gänse werden hier nicht gegessen, blos der Federn wegen gehalten, daher nicht fett gefüttert. Eine ausgewachsene Gans kostet 25 Cent. Zahme Enten sah ich keine, Truthühner werden hier selten gehalten, da sich wilde genug vorfinden, schaarenweise herumlaufen und herumfliegen und häufig geschossen werden.

Außer diesen verschiedenen nach der Größe der Farm bestehenden Gebäuden und Ställen, Hütten und Scheunen ist noch ein Blockhaus für die Sklaven (Neger); was auch mit einem Kamin und Rauchfang versehen, meistens in und auswendig Alles schlecht, halb zusammengefallen und ganz durchlöchert ist, oder gar nie mit Lehm verkleistert war, einen einzigen Raum enthaltend, worin alle Sklaven des Farmers beisammen wohnen und schlafen. Das Wohnhaus des Farmers ist gewöhnlich mit kleinen, dünnen, länglichen, an allen Seiten gleichen, nicht eingefurchten Bretchen (Schindeln), die übrigen selten ebenso, meist mit längern oft Klafter langen Bretern bedeckt und belegt, jene mit hölzernen Nägeln, diese eben so befestigt, oder wohl auch mit einigen klafterlangen Bäumen oder schweren Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht abtrage. Retiraden findet man hier bei keiner Farm. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz.

(**Leipzig.**) Sämmtliche Censoren von Leipzig haben dieser Tage eine Eingabe an das Gesammtministerium gerichtet, worin sie sagen: „Wir Censoren haben, als auf das Gesetz verpflichtete „Diener des Staates, kein Recht, die Rechtsbeständigkeit des Gesetzes zu prüfen. Wir sind in der schreck„lichen Lage von Männern, deren Pflicht mit ihrem Gewissen in Widerspruch gestellt worden ohne ihr „Verschulden, indem wir uns selbst sagen müssen, daß jeder Akt, den wir amtlich vollziehen, die Unruhe „mehrt, die Gefahr des Vaterlandes erhöht. Das sächsische Volk ist in einem Zustande höchster Erregung „durch den Gedanken, daß ihm noch ein Recht vorenthalten wird, welches die meisten seiner deutschen „Bruderstämme in diesen Tagen erhalten haben. Darum bitten wir ein königl. hohes Gesammtministerium „auf das Dringendste: dem hochgefährlichen Zustande des Vaterlandes durch die einzig beruhigende Er„klärung ein Ende zu machen, daß die Censur in Sachsen sofort aufgehoben sey."

Man muß es den Censoren der Stadt Leipzig nachrühmen, daß wir keinen Wiener Censor von ebenburtiger Gesinnung ihnen entgegenstellen können. Für die armselige Remuneration von 300 fl. haben die Wiener Censoren gegen ihre eigene Überzeugung, gerichtet von der öffentlichen Meinung, ihr geistiges Henkeramt ganz schonungslos gehandhabt. Es war bei uns mit dem geistigen Henkeramt nicht so, wie in Griechenland mit dem körperlichen, wo im ganzen Lande kein „Freimann" aufgebracht und mit angebotenem Sold gewonnen werden konnte; wenn eine solche Stelle bei der Censur ledig geworden, überstürzten sich die Bewerber, und die, welche früher eine Art des Liberalismus gepredigt, bewiesen sich, einmal angestellt, gewöhnlich als die gefügigsten Werkzeuge der Finsterniß und Willkür.

Was ih jetzt sein möcht?

Ih möcht' jetzt vor Allen der Kaiser seyn!
Denn wer so g'schwind, fast über Nacht,
Wie er sein Land hat glücklich g'macht,
Um den glanzt jetzt a Heiligenschein,
Aus allen Augen blitzt ihm Dank,
Daß er's nit g'schob'n auf d'lange Bank,
Und alle Herzen flieg'n ihm zu
Jetzt stört ihm g'wiß kan Mensch mehr d'Ruh',
Ja, ja, jetzt möcht' ih der Kaiser seyn!

Und a Student möcht' ih ah jetzt seyn!
Der Medizin gebührt der Preis,
Die gleich das rechte Mittel weiß
Wie's Land vom Krankheitsstoff wird rein;
Und das is ah das rechte Recht,
Das sein' Prozeß so gut versecht',
Kurz, das is d'rechte Wissenschaft
Die gut benutzt Kopf, Herz und Kraft
Ja, ja, ih möcht' a Student jetzt seyn!

A Landstand möcht' ih ah jetzt seyn!
Jetzt kriegat' ih ganz g'wiß mehr Macht,
Das hat m'r a beff're Aussicht g'macht,
Daß j'mir ham g'worfen d'Fenster ein.
Jetzt wer'n, wie eh', die Ständ'schen Herrn
Die ersten Räth' von Kaiser wern,
D'Ständ' wer'n nit stehn für sich allan,
Sie wer'n jetzt stehn für d'ganze Gman
Ja, ja, jetzt möcht' ih Landstand seyn.

A Burger möcht' ih ah gern seyn,
Die Braven hab'n zu aller Zeit
Zeigt' ihre Treu' und Redlichkeit,
Doh durften s'eh nir reden d'rein,
Jetzt dersen s'sicher ah was sag'n,
Auch rathen, helfen, nit nur klag'n,
Der Burger wird jetzt mehr geschätzt,
Weil Jeder is a Burger jetzt,
Ja, ja, jetzt möcht' ih a Burger seyn!

Wo aber möcht' i all das seyn?
Nur da, wo jetzt das stärkste Band
Vereint hat Fürst und Vaterland,
In Österreich nur möcht' ich's seyn!
Was lang verschmäht vom Ausland war,
Und wo's jetzt worn is hell und klar
Indeß drauß't dort und da a Licht
Erst freundlich durch die Dämm'rung bricht
Ein Österreicher nur allein
Sonst möcht' ih nir, nein gar nir seyn!

J. F. Castelli.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Eberesberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 46. Mittwoch den 22. März. **1848.**

Welt.

Das gefallene System. Das schärfste Urtheil über das politische System des österreichischen Kabinets, welches dem 13. März erlag, brachte bis jetzt das vielverbreitete Flugblatt des Drs. Wildner v. Maithstein, der, ein muthiger Kämpe der Wahrheit, bittere, aber begründete Worte aussprach: „Neben dem Paniere des Rechts," beginnt jenes Flugblatt, „dem Throne Österreichs stets heilig, hatte ein Mann, der zum Glücke keinem österreichischen Stamme entsprossen war, nur zu lange ein System gepflanzt, das mit feierlichem, im Angesichte von Europa gegebenen Worte eben so spielte, wie mit dem unter vier Augen gegebenen; das uns 900 Millionen Gulden (zu 5%) Schulden auflastete, damit die französische Republik und die ihm entsprossene Soldatenherrschaft untergehe, (sie, die wir jetzt viel schlagfertiger vor uns stehen sehen, als damals, wo wir keine Schulden hatten!! —) ein System, sage ich, das überall, wo es sich festsetzen wollte, Schmach erntete, und unsere Ehre im Auslande fast auf den Nullpunkt herabsetzte; das Karl X. zur eigenmächtigen Aufhebung der, mit der Nation gemeinschaftlich gegebenen Gesetze verleitete und dadurch seinen Untergang bereitete; das Don Miguel und Don Carlos unterstützte, bis beide, die durch Blut und Leichen des Thrones werth sein wollten, aus ihrem Vaterlande, das sie von ihrer Wiege an freundlich gepflegt hatte, flohen; ein System, das Holland gegen das gedrückte Belgien unterstützte, bis dieses frei das Haupt erhob; das im südlichen Italien die feierlich beschworne Verfassung vernichten machte, bis diese sich erst jetzt wieder herstellte; das den Sonderbund in der Schweiz, wenn nicht bildete, so doch unterstützte, ihn, der ein abscheulicher Bruch des schweizerischen Bundes war, und eben deßwegen so schnell aus einanderstob; das, außer in ganz Österreich, in ganz Italien und Deutschland, wo doch seit 33 Jahren her die Preßfreiheit feierlichst in der Bundesakte versprochen war, statt ihn wohlthätig zu lenken, den Geistesflug hemmte, diesen ewigen Herrn der Materie, gerade der Materie unterordnen wollte, und dadurch eben so verfuhr, wie der Maschinenbesitzer, der den Dampf im Kessel, statt ihm nützliche Arbeit zu verschaffen, sperrt und sperrt, bis er plötzlich zerplatzt und Tod und Verderben um sich schleudert; das unseren Brüdern in Ungarn die feierlich beschworene Verfassung jahrelang suspendirte, und selbst in neuerer Zeit nicht zur vollen Wirksamkeit kommen ließ; ein System, das wegen einer wortbrüchigen Grundlage allgemeines Mißtrauen erzeugte, den Staatskredit für die Tage der Gefahr fast ganz vernichtete; ein System, das, weil es — zu unserer hohen Ehre sei es gesagt! — im Inlande keine öffentlichen Vertheidiger fand, sich zu wiederholten Malen aus dem Auslande Männer verschrieb, die ihre Federn herliehen, dergleichen Wort-

Digitized by Google

bruch zu vertheidigen; ein System, das Haß zwischen den Nationalitäten nährte und die natürliche Bruderliebe nicht zum Durchbruche kommen ließ; kurz, ein System, eben weil es den Wortbruch nicht scheute, weil es die Zierde männlicher Kraft, nämlich Herr des erst zu gebenden, aber Sklave des einmal gegebenen Wortes zu seyn, nicht achtete, überall vom Unheile war!"

So weit das Flugblatt. Wir möchten diesen zermalmenden Vorwürfen beifügen, daß Frankreich nun keine Republik, Deutschland nicht in unheildrohender Aufregung, die Angel Europas nicht im gefahrvollen Schwanken knarren würden, wenn eben jene Politik (der selbst die trügerische Konstitution Frankreichs, von Ludwig Philipp's schlauer Staatskunst geleitet und ausgebeutet, noch viel zu freisinnig und für das eigene Gebahren gefährlich schien) die Selbstsucht des letzten Königs der Franzosen nicht geangelt und ihn, der intelligenten Überzeugung seines Volkes feindlich gegenüber, zu dem Bündnisse gegen die Schweiz und Italien verlockt hätte. Täuschen wir uns nicht — das war die Ursache der letzten französischen Revolution, die Ursache des Sturzes der Orleans-Dynastie, die Ursache alles dessen, was die langsam einherschreitende, aber sicher kommende Nemesis vor unsern Augen furchtbar gerichtet hat! Bis es dahin gekommen, wieviel Wohlstand in Staaten und Familien wurde für immer vernichtet; wie viel Blut auf Schlachtfeldern und in Kampfeszuckungen in dem Ringen nach Freiheit vergossen; wieviel Seufzer von Opfern politischer Meinungen in Kerkern ausgestoßen!

Die öffentliche Meinung. Diese war es, die allgemeine Übereinstimmung in dem Gefühle nach dem, so Noth that und unabweislich sich aufdrang, was die Ereignisse des 13. März herbeiführte. Nur daß das frühere System ihr alle Wege abschnitt und jedes Mittel nahm, sich vernehmbar auszusprechen, konnte gewisse Sphären in einer der unseligsten Täuschungen lassen. Die Petition der Studirenden war nicht mehr als ein Stückchen Zunder, den in der Folge irgend ein anderer Zufall eben auch geliefert haben würde; aber den unvermeidlichen Ausbruch verursachte die allgemeine, alle Schichten der Gesellschaft durchdringende Überzeugung: „daß es so nicht mehr bleiben dürfe und könne." Die Wiener Zeitung vom 18. d. M. sagt in dieser Bezeichnung treffliche Worte:

„Der Mann, der Einsicht in die Bedürfnisse seines Vaterlandes hat, verfolgt den Gedanken bei Tag und Nacht, er bildet ihn heran, und so kommt er zur Überzeugung dessen, was Noth thut. Die strengste Censur und Denunciation kann diesen ersten Keim aller Volkswünsche nicht ersticken. Vaterlandsfreunde, die zu gleicher Überzeugung gelangt sind, theilen sich ihre Meinungen mit, sich gegenseitig belehrend und ergänzend; dies ist die zweite Stufe der Volkswünsche. Der Verkehr mit Geschäftsgenossen, mit Weib und Kind, mit Menschen aller Stände unter einander verbreitet die Errungenschaft des Geistes nach allen Richtungen der Staatenfamilie, und so werden Volkswünsche allgemein."

„Seit Jahren war dies der Gang der öffentlichen Meinung in Wien und im ganzen Kaiserstaate; sie hat sich herangebildet und verbreitet trotz Angeberei und Censur. Die Macht der öffentlichen Meinung läßt sich eben so wenig vertilgen, als man es vermöchte, die atmosphärische Luft aus dem Lande zu bannen, oder Regen und Thau von der Erde fern zu halten. Die Censur hat hierin keinen andern Erfolg, als daß sie die Regierenden verhindert, die Wünsche der Regierten kennen zu lernen. — Ein Anstoß, ein Zufall genügt, um eine lange nicht beachtete öffentliche Meinung zum Durchbruche zu bringen, und so geschah es auch in

Digitized by Google

Wien: das langjährig herangebildete Verständniß des Wieners über das, was er bedürfe, die Ereignisse im Westen Europa's, das Beispiel Deutschlands und die Bewegung der Wiener Studenten, das sind die wahren Ursachen der einmüthigen und friedlichen Erhebung der gutgesinnten Wiener. — Sie haben im Momente der dringendsten Aufregung gebeten, wie der Mensch, der in ruhigen Tagen still sein Herz zu Gott erhebt, in den Tagen der Gefahr die Hände hoch zum Himmel ringt, laut und kräftig seinen Bitten Worte gibt, aber immer noch betet. Das sei der Stolz der Wiener. — Suchet keinen andern Grund der jüngsten Ereignisse; es bestanden keine geheimen Bünde, keine Verabredungen, Aufreizungen, ausgestreute Flugschriften, und wie die Mittel alle heißen mögen, die man anderwärts wohl gefunden haben mag. Es war nichts Gemachtes, es war die aufgehende Sonne kraft des ewigen unerforschlichen Naturgesetzes der Weltgeschichte."

Prinz Coburg. Ein Maueranschlag, Kundmachung des Magistrats, bringt zur Kenntniß des Publikums, daß S. D., der Herzog von Coburg die Erdgeschosse seines Palastes an der Bastei zu Gefängnissen bereitwillig hergegeben habe, um dem Bedürfnisse abzuhelfen, das von der Nationalgarde und den Linientruppen in der Umgebung Wiens eingefangene Raubgesindel in sichere Verwahrung zu bringen. Die gewöhnlichen Arreste Wiens sind nämlich so überfüllt mit Inquisiten, daß die Gerichte und Sicherheitsbehörden sich in der dringendsten Verlegenheit befanden. Diese Raubhorden, die Wildheit, Rohheit und Grausamkeit derselben, lassen einen traurigen Blick auf unsere Volkserziehung werfen. Religioser und Schulunterricht müssen dort schlecht organisirt und verkehrt angewendet worden seyn, wo das Volk die Menschennatur so weit verläugnen konnte. Schrecklich lauten z. B. die Berichte, welche über die in Fünfhaus angerichteten Verwüstungen einlaufen. Die Haupträdelsführer sind, wie sich nun herausgestellt hat, Bewohner des Ortes selbst. Die Polizei hatte aus manchen Häusern alle Parteien, wo Eine die Andere verrieth und wo man auch die Zeugen der That vorfand, hinwegzuführen, so daß die Thüren von den Schlossern versperrt und vernagelt werden mußten. Ein Beweis von der schrecklichen Verworfenheit dieser Menschenklasse ist der, daß bei der Arretirung der Vater die Schuld auf den Sohn, die Mutter auf die Tochter und umgekehrt schob; ja, Kinder von 7 bis 8 Jahren suchten sich mit einer grenzenlosen Schlauheit aus der Schlinge zu ziehen und gaben Vater oder Mutter als des Raubes schuldig an!

Bauernfeld, unser edler, freisinniger Dichter, der zu keiner Zeit dem Regimente des Truges und der Heuchelei gehuldigt, sondern immer für Recht und Wahrheit mit den Waffen des Geistes gekämpft hat, ist seit den „drei Märztagen" bedenklich an einer Gehirnentzündung erkrankt. Für den Eindruck, welchen der rasche und unerwartete Umschwung der Dinge auf sein reizbares Gemüth gemacht hatte, war die Hülle seiner schönen Seele zu schwach. Möge Er Genesung finden! die Dichtkunst, die freie Presse bedürfen solcher Männer; denn wie Viel auch nun ihre Stimmen hören lassen, von Bauernfeld's Talent und Gesinnung haben wir nur Wenige*)!

*) Eben vernehmen wir, daß die Krankheit eine glückliche Wendung genommen.

Neue politische Zeitung. Die Literatur überstürzt sich. Was die knarrenden Buchdruckerpressen seit den wenigen Tagen der Befreiung an's Licht brachten, ist kaum zu übersehen. Diese Druckflut ist zwar ein Übel, aber wie dem ersten Frühlingsstrahl Eisgang und Überschwemmungen folgen, wie nach diesen die Gewässer in ihre Ufer

Digitized by Google

zurückkehren und wieder ruhig die naturgemäßen Bahnen verfolgen: so wird es mit der Presse und dem Buchhandel geschehen. Die periodische will, bevor noch ein Preßgesetz festgestellt, nach allen Seiten sich vermehren. So kündet die Klang'sche Buchhandlung das Erscheinen einer „Konstitutionellen Donauzeitung" an, die Dr. C. Hock redigiren wird. Ein politisches Blatt, welches die Zeitfragen im Sinne des Fortschritts aufgriffe, hätte eine Zukunft zu erwarten, um so mehr da unsere veränderten Verhältnisse den Bezug der ausländischen Zeitungen sehr vermindern werden. Wer wird in Kurzem nach der „Augsburger allgemeinen Zeitung" fragen, dieser Wohldienerin des alten, gefallenen Systems! Die Geschichte ihrer Einführung nach Österreich, die Bedingungen ihrer Duldung gäben ein interessantes Kapitel zur Aufklärung der alten, gräulichen Preswirthschaft und Censur, die im eigenen Lande Schriftsteller und Buchdrucker unterdrückte und ruinirte, während sie dem Auslande unser Geld zusteckte, ja den Schriftsteller selbst oft anwies, Artikel, die sie im Inland verbot, dem Auslande zuzusenden. Das Kabinet Metternich und die Polizei hatte ihre eigenen Korrespondenten „von der Donau," „vom Rheine" u. s. w., welche den Geist des Publikums durch auswärtige Blätter im Sinne des Absolutismus bearbeiteten. Doch darüber ein anderes Mal. Was die konstitutionelle Donauzeitung" betrifft, so ist der Redakteur ein Mann von unverkennbarem Talent. Er gab einst den „Jugendfreund" im Grund'schen Verlage, dann philosophische Schriften heraus. In früherer Zeit roch seine Feder etwas nach Jesuitismus und ultramontanischem Rauche. Ob er seitdem seine Ansichten geändert, werden wir bald aus der Lösung der neuen und schwierigen Aufgabe erkennen. Soll das Unternehmen Glück machen, das wir ihm wünschen, so muß es frei vom Parteiwesen sein, und zudem von dem finsterſten, das seine Niederlage schon vor dem 13. März erlitten hat.

Die Studenten der Hochschule. Glühend war der Enthusiasmus, womit die Residenz am 14. und den folgenden Tagen die patrouillirenden Studenten aufnahm. Wo nur, von einem Bürgeroffizier angeführt, unter wirbelndem Trommelschlag eine Schaar dieser edlen Jünglinge erschien, wurde sie in der innern Stadt wie in den Vorstädten mit lautem Jubel von der wogenden Menge empfangen; wehende Tücher grüßten sie aus den offenen Fenstern, und unaufhörlich wurden duftige Blumen, Fahnen und ein Regen farbiger oder weißer Bänder entsandt. In Mariahilf, Schottenfeld, Neubau, wo eine raubgierige Meute, leider, am 13. Nachts fürchterlich gewüthet, warfen sich diese Tapfern den Brandlegern und Plünderern entgegen, und verhüteten, unzählige Gefangene einbringend, weiteres Unheil.

Nach dem Abmarsch des Militärs wurden auch die meisten Wachposten mit Studirenden und neugeworbenen Nationalgardisten besetzt, und die Herzensgüte der Wiener suchte den jungen Helden ihre nicht immer leichten Dienste so angenehm als möglich zu machen. Gute Mittagskost und taugliche Lokale fehlten nirgends; besonders wurden von den jungen Kriegern die Annehmlichkeiten der Wachen in der k.k. Hofburg, auf der Nordbahn, im gräfl. Taffe'schen Palais, vor den Hôtels mehrer Gesandter, wie des türkischen Botschafters u. a. gerühmt, wo man ihnen alle erdenklichen Bequemlichkeiten angedeihen ließ. Doch auch die gefährlichen und lästigen Wachposten bezogen die edlen Jünglinge gern und willig.

Von vielen schönen Zügen, die man während der drei Tage erlebte, ein paar, die von der Wiener Gemüthlichkeit und Herzensgüte zeugen:

Am 16. waren im Hôtel zur Stadt London in der Stadt zwei reisende Damen abgestiegen, die, wie es hieß, von Brünn kamen; als sie, den Fenstern ihres Gemaches gegenüber, die auf- und abmarschirenden Akademiker, welche eben die Wache in dem Zollgebäude bezogen hatten, sahen, riefen sie den Oberkellner, erkundigten sich nach der Anzahl derselben und bestellten für sie, von ihrer musterhaften Haltung entzückt, ein reiches Diner, bei dem es, wie die Wache erzählte, an trefflichen Weinen nicht fehlte. Um die Mittagsstunde, eben als sich die Wache zu Tische setzte — denn auch andererseits war für ihren Unterhalt gesorgt worden — traten die Diener des Hôtels ein und besetzten zum großen Erstaunen der überraschten Tischgesellschaft die lange Tafel mit den köstlichsten Gerichten, die für sie die Güte

Digitized by Google

jener zwei Damen hatte bereiten lassen. Mögen diese eben so lange Jahre leben, wie oft die Tischgesellschaft sie an jenem Tage hoch leben ließ! Dann erreicht Jede ein Methusalem-Alter.

Da ich am 16. am neuen Hauptzollamtsgebäude auf der Landstraße Wache stand, gesellte sich mir ein Blousenmann zu — eine ehrliche, rothbackige Arbeiterhaut — und knüpfte folgendes Gespräch an: „Gestern sagte mein Herr, der in der unteren Bäckerstraße wohnt, zu mir: Johann, hier hast du Geld, geh' hinunter und kaufe für die Herren Studenten, die da unten stehen, Brot ein, so lang und so viel sie wollen. Da habe ich denn nach und nach 95 Laibchen gekauft und vertheilt, und hätte wohl noch einmal so viel kaufen können, denn mein Gnädiger gibt Alles für die jungen Herren, wenn diese nicht selbst dagegen protestirt und gesagt hätten, daß es schon genug wäre und sie sich schön bedanken lassen!"

In kurzer Zeit werden wohl hundert ähnliche Züge bekannt werden, die Alle gleiches Zeugniß geben von des Österreichers Gutmüthigkeit. Allgemeine Billigung und Freude erregte es im Publikum, daß sich gleich am ersten Tage so viele aus literarischen Kreisen bekannte Männer den Studentenzügen anschlossen; wir nennen von denselben nur Dr. Ludwig August Frankl, dessen Gedicht: „Die Universität" allgemein gefällt, Dr. Hammerschmied, Dr. A. A. Schmidl, Dr. Rud. Fröhlich, L. Raubnitz, L. Braun, A. Langer, C. Elmar, Hauser u. v. A., welche Alle den schwierigen und oft gefährlichen Obliegenheiten sich bereitwilligst unterzogen.

Walter.

Für die Presse. Auch das Wort von Außen findet bei uns seine gute Stelle, wenn sie verdient ist. Es fehlt hier nicht an Mahnungen wohlgesinnter Männer, das köstliche Geschenk der Preßfreiheit durch Besonnenheit, Redlichkeit, Wahrheit zu ehren. Was ein Schriftsteller Baierns seinen jubelnden Landsleuten zurief, als die Ketten ihrer Presse klirrend niederfielen, dürfen auch wir hören: „Die Presse ist frei! kein Censor tritt mehr zwischen den Redenden und den Hörenden in die Mitte, ungehemmt und ungehindert können sie mit einander verkehren. Allein möge die Presse nun auch wohl eingedenk seyn, daß neue Rechte neue Verpflichtungen auferlegen, möge sie in dieser Gesinnung den Augenblick ihrer Befreiung durch den Gedanken feiern, daß Freiheit die Pflicht der Selbstbeherrschung auferlegt, daß sie ohne Selbstbeherrschung nur zum Übel, zur Anarchie und zu härteren Fesseln als die abgeschüttelten führt. Jetzt, wo dem Schriftsteller Alles zu sagen gestattet ist, was ihm auf dem Herzen liegt, möge er die Wahrheit doppelt heilig halten und fremde Ehre und fremdes Recht als ein unantastbares Gut betrachten. Doch nicht der Schriftsteller allein hat neue Pflichten zu erfüllen, auch das Publikum muß sich des neuen Zugeständnisses gewachsen zeigen. Die Hut der höchsten Güter des Menschen, der Religion, der Sitte, der Zucht und der gesetzlichen Ordnung, auf denen alle menschliche Gesellschaft ruht, ist ihm nun selbst anheimgestellt, nachdem die Censoren der Regierung zurückgetreten sind. Verführer werden nicht fehlen, welche die gewährte Freiheit als einen Freibrief ansehen, ihr freches Spiel mit der Aufreizung aller Leidenschaften zu treiben; sie werden allen Lüsten und Begierlichkeiten des Haufens schmeicheln, alles Edle und Hohe schmähen und lästern, und überall Zügellosigkeit und Ausschweifungen heraufbeschwören. Und hier gerade ist es eine heilige Pflicht eines Jeden, wenn die neue Freiheit Segen, und kein Fluch für das Land werden soll, zur Bildung und Kräftigung einer öffentlichen Meinung beizutragen, die allen diesen schlechten Verführungskünsten schmutziger Spekulanten mit Verachtung und Abscheu entgegentritt."

Theater. — Rappo's Pantomime. Die überraschenden und denkwürdigen Ereignisse, welche uns betroffen, haben das Interesse für Theater und vieles Andere, wenigstens für einige Zeit, in den Hintergrund gestellt. Doch glauben wir nicht übergehen zu sollen, daß unser Landsmann Carl Rappo, der mit seinen lebenden Bildern so viel Glück gemacht, auf das Josephstädter Theater das lang entbehrte Schauspiel der Pantomime gebracht hat. Das komische Stückchen, welches er unter dem Titel: „Harlekin als Marmorstatue" am 18. März zum ersten Mal vorführte, unterhielt und wird von den drei Hauptpersonen: Franz Rappo (Pierot), Dlle. Rappo (Colombine) und dem Leiter und Führer der Gesellschaft Karl Rappo, der eine Statue vorstellt, getragen. Franz Rappo, ein liebenswürdiger junger Mann, zeichnet sich durch Beweglichkeit aus, in welcher ihm wenig Darsteller ähnlicher Rollen gleich kommen dürften; Dlle. Rappo bezaubert durch die Anmuth und Grazie ihres Benehmens; Vater Rappo, als Statue, wieder durch die ungewöhnliche Kraft, mit welcher er Kälte und Starrheit des Marmors nachzuahmen und über die menschliche Natur den Sieg zu gewinnen versteht. Man muß das heitere Stückchen ansehen, um dies ganz zu begreifen.

Digitized by Google

Freie Presse in Österreich!

Die Wiener Zeitung vom 17. März enthält folgenden trefflichen Artikel, den man vor acht Tagen in einem Zeitblatt der österreichischen Monarchie zu treffen, nicht einmal geträumt haben würde. Es heißt dort: „Mit welchem Gefühle die Preßfreiheit, dieses von allen Klassen der Gesellschaft bis hinab in ihre vernachlässigtsten Schichten mit gleicher Begeisterung begrüßte Geschenk unseres geliebten Monarchen, insbesondere von den Männern der Presse, zumal der Tagspresse, begrüßt wurde, kann nur der beurtheilen, welcher den drückenden Alp, der nun glücklich hinweggenommen, auf dem eigenen Geiste und der eigenen Feder lasten gefühlt. Die Presse hat bereits von dem ihr gewährten kostbaren Rechte feierlich Besitz genommen, nicht blos durch eine, noch an dem Tage der Gewährung ausgegebene Erklärung einer Anzahl von Schriftstellern, sondern ernster und feierlicher durch die That: durch den Gebrauch, welchen sie von demselben in den bedenklichsten Momenten der letztverflossenen Tage zur Beschwichtigung der aufgeregten Leidenschaften, zur Belehrung der mitunter im unverstandensten Streben irre gehenden Geister gemacht hat. So verdient gewiß, mit manchen anderen hocherfreulichen Erscheinungen der vergangenen drei Tage bemerkt zu werden, und wäre einer der schlagendsten Beweise unserer Reife für Preßfreiheit — wenn es deren noch bedürfte — daß (so weit wenigstens unsere Kunde reicht) im Laufe dieser ereignißreichen Zeit auch nicht eine Brandschrift unter die tiefaufgeregte, in manchen Augenblicken zum Verzweifeltsten neigende Masse geschleudert wurde;— auch nicht ein Blatt gefunden wurde, welches nicht eben so entschieden zur Besonnenheit und Mäßigung, zum treuen Festhalten an Kaiser und Monarchie, als etwa zur Festigkeit und Beharrlichkeit gemahnt hätte. An diesen, von ihr im Aufruhr der Leidenschaften gepredigten Tugenden selbst unverbrüchlich festzuhalten, sich selbst strenger und ehrenvoller zu disciplíniren, als es alle Repressiv-Gesetze der Welt im Stande sind, ist — wir glauben es ohne Vollmacht im Namen aller unserer literarischen Kollegen aussprechen zu dürfen — im jetzigen Augenblicke ihr redlichster Vorsatz. Gebe Gott, daß wir ihn halten, daß wir ihn auch im Laufe der tiefgreifenden, die höchsten Rechte, die heiligsten Interessen berührenden Erörterungen bewahren können, welche uns in der allmähligen Entwickelung der von dem Kaiser im Prinzipe genehmigten Reformen, zumal der Konstitution des Kaiserstaates, unabweislich bevorstehen. Möchten wir zu dem Behufe ein strenges unparteiisches Ehrengericht in unserem eigenen Schooße organisiren; möchten wir in unseren Reihen kein unwürdiges Glied dulden; aber auch die Toleranz gegen jede, selbst die abweichendste, wenn nur redliche Meinung, frühzeitig lernen — die Redlichkeit jeder Meinung aber, bis zur klaren Evidenz des Gegentheils, immer voraussetzen. Viele berufene Federn, welche der dräuende Stift der Censur bisher von der Öffentlichkeit zurückschreckte, werden nunmehr ohne Zweifel hervortreten und sich an den ernsten Fragen der Gegenwart und nächsten Zukunft betheiligen. Möchte ihr bloßes Erscheinen genügen, um jene häßlichen Nachtvögel, welche im Dunkel der bisherigen Zustände mit gelähmten und irrem Fluge umherschwirrten, für immer aus der gereinigten Atmosphäre unseres Geisteslebens zu verbannen!

Auf Eines rechnen wir vor Allem: Mit eines Monarchen Wort darf man nicht rechten und deuteln — daß uns das, was des Kaisers Wort uns in seinen weitesten, doch unzweifelhaften Umrissen verliehen hat, von seinen Vollmachtträgern auch voll und unverkümmert werde gehalten werden; dafür bürgt uns, außer unserer eigenen Wachsamkeit, vor Allem jene Redlichkeit und biedere Treue, welche sich der

Digitized by Google

Österreicher in allen Klassen der Gesellschaft bewahrt hat; die tiefe Einsicht in die unabweisliche Nothwendigkeit der Reformen, aus welcher deren Zusage hervorgegangen ist; endlich die Einhelligkeit Aller, ohne Unterschied im Wunsche nach denselben, wie im Danke dafür. Diese Redlichkeit im Gewähren wird der Presse im Drange der lebhaftesten Erörterungen die Wahrung ihrer vollen Würde und Lauterkeit möglich, aber auch zur heiligsten Pflicht machen, gleichwie das Gegentheil zu aller Zeit ihre Stellung auf's gründlichste verrückt und vergiftet hat.

So bringen wir denn der freien Presse aus der tiefsten entfesselten Seele eines Literaten, und zumal Journalisten, ein freudiges Glück auf! und dem erhabenen Verleiher derselben ein inniges, warm gefühltes Lebehoch!!"

Korrespondenz.

(München.) Die Aufregung, welche überall herrscht und leicht zu Ausschweifungen führt, macht den Freund des Friedens bedenklich. Das summarische Verfahren der Volksjustiz gegen unbeliebte Beamte, wovon der Landrichter von Landsberg das erste Opfer war, scheint sich weiter verbreiten zu wollen und ist ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit. Der erste Bürgermeister unserer Vorstadt Au, Landarzt F. Keller, welcher durch eine zweimalige Wahl eigentlich für Lebenszeit Bürgermeister war, hat diese Stelle gezwungen niedergelegt. So erzählt man sich, daß auch mehre andere Bürgermeister und Landrichter theils schon vertrieben worden sind, theils dieses Loos noch zu erwarten haben. Ich möchte um keinen Preis diesem gesetzlosen Verfahren, das geradezu zur Anarchie führen müßte, das Wort reden, aber es ist doch nicht zu läugnen, daß an vielen Orten die Beamtenwillkür seit Jahren und Jahrzehnten schlimmen Samen der Unzufriedenheit im Volk ausgesäet, der nun allwärts nach oben treibt. Videant Consules!

Miscelle.

(Die Flucht des Exkönigs Ludwig Philipp I. und seiner Gemahlin.) Ludwig Philipp und die Königin Marie Amalie waren bei ihrer hastigen Abreise von den Tuilerien (am 23. Februar 1848) von den Generalen Dumas und Rumigny begleitet; außerdem war Niemand bei ihnen als ein Kammerdiener und eine deutsche Kammerfrau der Königin. Sie fuhren zunächst nach Versailles, wo sie einen gewöhnlichen Wagen miethteten, der sie nach Dreux brachte. Hier übernachteten sie bei einem treuen Landmanne, der ihnen alles verschaffte, was zu einer vollständigen Verkleidung nothwendig war. Der König schnitt seinen Backenbart ab, legte seine Perrücke ab, setzte eine alte Mütze auf und nahm einen unscheinbaren Mantel um. Seine Reisegefährten verkleideten sich eben so vollständig. Schon lange vor Tagesanbruch waren sie wieder auf der Reise. Sie schlugen die Straße nach Avreur ein, 12 bis 15 Stunden von Honfleur, begleitet von dem treuen Landmanne, der sie sicher zur Küste zu geleiten schwor. Sie reis'ten meistens bei Nacht und kamen am 26. Februar 5 Uhr Morgens in Honfleur an, wo sie für einige Augenblicke im Hause eines ihnen bekannten Herrn abstiegen. Dann fuhren sie nach dem Küstenplatze Tourville, um sich einzuschiffen: aber das stürmische Wetter nöthigte sie, nach Honfleur zurückzukehren; die See blieb so ungestüm, daß Ludwig Philipp nicht wagte mit der sehr erschöpften Königin an Bord zu gehen. Inzwischen ließ man das Dampfschiff „Expreß" von Southampton nach Havre kommen, um eine französische Gesellschaft überzusetzen. Die Flüchtlinge gingen auf einem Fischerboote von Honfleur nach Havre: der König mußte zur Sicherheit für einen Engländer gelten, und es ward ein Mann aufgenommen, der als Dolmetsch auftrat. Am 2. März 9 Uhr Abends ging der „Expreß" mit der königl. Gesellschaft in See. Am 3. März, 7 Uhr Morgens, kam der „Expreß" von

Digitized by Google

Newhaven in Sussex an, aber das schlimme Wetter hinderte das vertriebene Königspaar den Fuß vor Mittag an die gastliche Küste zu setzen. General Dumas und General Rumigny waren vorher in Böten gelandet, Dumas nach London geeilt und Rumigny, der vertraute Freund des Königs, bereitete die Aufnahme der Gesellschaft in dem besten Gasthofe des Ortes vor. Als Ludwig Philipp gegen 12 Uhr am Quai an's Land stieg, rief er aus: „Gott Lob, ich stehe auf brittischem Boden!" Auf seinem Wege zum „Bridge Inn" begrüßten ihn mehre Einwohner, und er schüttelte ihnen die Hand. Ludwig Philipp sah bekümmert und vernachlässigt aus, sein Bart war mehre Tage nicht abgenommen. Ein Engländer, Herr Catt, der dem Könige in den Tuilerien vorgestellt war, bot ihm sein Haus an. Ludwig Philipp lehnte es ab und fragte nach Herrn Packham, der lange Zeit gewerbliche Unternehmungen des Königs, nicht weit vom Schlosse Eu, geleitet hat und ihn erst eine Stunde vor Ausbruch der Revolution verließ. Er war in Brighton und eilte sogleich zu seinem königlichen Gönner. Er bot ihm gleich sein Haus an; aber der König sagte: „Mr. Packham, ich bin Ihnen sehr verbunden, aber die guten Leute hier haben mich so freundlich behandelt, und ich fühle mich etwas angegriffen, so daß ich Ihr freundliches Anerbieten ablehnen muß. Ich will hier bleiben, bis ich Antwort von London bekomme." Der König gab ihm all sein Geld mit der Bitte, ihm dafür englisches Geld und Kleidungsstücke zu verschaffen. Der Berichterstatter der „Chronicle" ließ sich bei ihm einführen. Die Königin schrieb Briefe und schien die Anwesenden gar nicht zu bemerken. Der König hat sogleich ein Schreiben an die Königin Victoria gesandt. Die Engländer haben dem flüchtigen Königspaare alle mögliche Aufmerksamkeit bewiesen. Die Herzogin von Coburg schrie laut auf, als sie ihren königlichen Vater sah. Ludwig Philipp vergoß Thränen, als er seine Kinder, die Herzogin August von Coburg, den Herzog von Nemours, in seine Arme schloß. Die Umstehenden empfingen den König und seine Familie ehrfurchtsvoll, aber schweigend. Sie fuhren hierauf in drei Wagen nach Claremont. König Ludwig Philipp I. hatte den Namen eines Grafen von Neuilly angenommen.

(Helden des klassischen Rom's) erscheinen, dem Namen wenigstens nach, wieder im neuen Rom. Zeitungen melden: „Die römischen Krieger haben wieder ihren Pompejus und Julius Cäsar. Pius IX. hat nämlich (vor einiger Zeit schon) den Generallieutenant Fürst Pompeo Gabrielli zum Kriegsminister ernannt, und die Bürgergarde kommandirt als Chef der Fürst Julius Cäsar Rospigliosi.

Spruch *).

Dir müssen Feind seyn: die die Knechtschaft wollen!
Dir müssen Feind seyn: die die Wahrheit fürchten!
Dir müssen Feind seyn: die das Recht verdrehen!
Dir müssen Feind seyn: die von Ehre weichen!
Dir müssen Feind seyn: die von Tugend fern sind! Leop. Schefer.

*) Wurde von der, Gottlob! aufgehobenen Censur nicht nur gestrichen, sondern um die Gefährlichkeit und Kühnheit dieser Gedanken anzudeuten, ganz grimmig eingegittert. D. R.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Redakteur und Herausgeber: J. G. Ebersberg.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 47. Freitag den 24. März. 1848.

Wien

Das erste konstitutionelle Ministerium. Unser geliebter Kaiser hat schnell bewiesen, wie ernst es Ihm mit dem gegebenen Worte sey. Am 17. März schon ward die Errichtung eines verantwortlichen Ministeriums beschlossen, und am 20. dasselbe konstituirt. Se. Majestät sind, vielleicht weil es die erste Wahl gewesen, von der Übung, wie sie in anderen konstitutionellen Ländern herrscht, abgegangen und haben für jedes einzelne Ministerium den geeigneten Minister ernannt; während das Staatsoberhaupt sonst nur Einen Ihres und des Landes Vertrauens würdigen Mann Sich erwählt und ihn mit der Sendung beauftragt: ein mit seinen Grundsätzen und Regierungsansichten übereinstimmendes Ministerium zusammenzusetzen. Diese Übung konstitutioneller Staaten ist nicht ohne Grund. In jeder Konstitution ist nämlich der Regent eine geheiligte Person, hoch erhaben über alle Partei und jede Verantwortung. Der konstitutionelle Kaiser oder König kann nie Unrecht haben, und keine Wolke darf zwischen Ihn und sein Volk treten. Findet sich etwas im Gange der Regierung oder in deren Maßregeln, was Mißvergnügen oder Unbehagen erregt, so fällt es immer auf die verantwortlichen Minister zurück. Darum treten diese auch ab, 1.) sobald in ihrem hohen Kreise die Übereinstimmung der Ansichten erschüttert wird, und 2.) sobald diese Ansichten in den zum Beirathe berufenen Ständen oder Kammern nicht mehr Billigung finden, d. i. die Majorität eingebüßt haben. Die Folgen dieses Verfahrens erweisen sich höchst günstig — erstlich für das Staatsoberhaupt, dessen Ansehen in allen Meinungszwiespalten und Stürmen unversehrt bleibt. (Man blicke nach Großbrittanien. Kann eine Krone von mehr Glanz und Pracht umgeben seyn? und welche Verehrung und Hingebung für sein Staatsoberhaupt hegt das brittische Volk!) Dann für die Minister selbst, welche sich und das Land, so lange sie auf gesetzmäßigem Boden stehen, vor heftigen Erschütterungen bewahren. Der konstitutionelle Minister kann heute mit allen Ehren und der dankbaren Anerkennung seiner redlichen Gesinnung abtreten, und in Monatfrist unter dem Jubel des Landes zur selben Stellung wieder berufen werden. Das Ministerium regiert nur so lange, als es die Meinung des Landes für seine politischen und administrativen Maßregeln hat. Da wir jedoch die Grundlage unserer Konstitution nicht kennen, welche Se. Majestät durch das gewählte Ministerium und im Beirathe der Landesstände Sich vorschlagen lassen und nach reiflicher Prüfung genehmigen wollen, können wir in dieser Beziehung keine haltbare Ansicht äußern.

Mit der gebührenden Achtung, welche wir der Wahl unseres verehrten Kaisers und den Ernannten selbst schuldig sind, wollen wir indessen aus den verkündeten Namen

Digitized by Google

Hoffnungen für das Gedeihen und Heil des großen Werkes schöpfen. Die Funktionen des Minister-Präsidenten übertrugen Se. Majestät einem Ihrer ältesten, in der Monarchie wohl bekannten Minister, dem Grafen von Kolowrat. In der düsteren Zeit unseres Unbehagens wurde dieser, von einem gewissen Zauber umgebene Name oft und stets mit Vertrauen genannt. Das Volk sah in dem Staats- und Konferenzminister des früheren absoluten Systems das widerstrebende gemäßigt-liberale Prinzip, dessen Kraft und Wirksamkeit von anderer Seite beirrt und gehemmt worden war. Wer je diesen Staatsmann gesprochen, seine Ansichten und Handlungsweise beobachtet hatte, war der Verehrung und Anhänglichkeit für „Kolowrat" voll. Mit einem durchdringenden Verstande begabt, hat der edle Graf die Regierungskunst unseres und anderer Länder fast durch ein gewöhnliches Menschenalter studirt; mit einem Herzen voll Humanität und Wohlwollen hat er in der beschwerdenvollen Führung des zweiten Steuerruders alle die mildernden und versöhnenden Maßregeln durchgeführt, die im Innern der Verwaltung auch im vorigen Systeme nicht zu verkennen waren. Seine Gesinnung, seinen Charakter schildern denkwürdig die Worte, welche Er im entscheidenden Moment vor der Unterschrift der Konstitutions-Verkündigung sprach: „Jeder neue Tropfen Bluts, der noch fließt, wird zum Strome zwischen dem Volk und der Dynastie." — Graf Kolowrat wird sich zwar in Neuerungen nicht überstürzen, und das fordert auch kein verständiger Bewohner unserer Monarchie; aber der menschenfreundliche Wille des Kaisers und weise Rath der Stände, werden bei Ihm stets guten Willen und energische Thätigkeit der Ausführung finden. Zur Befestigung unserer Lage brauchen wir die Erfahrung eines alten Staatsmannes, der Weisheit ohne verknöcherten Starrsinn, Liebe für seinen Kaiser und für das Land ohne Feindseligkeit gegen die Freiheit und ihre Regungen besitzt. Diese Wahl war daher die einzig gebotene und gibt den besten Hoffnungen Raum!

Minister der auswärtigen Angelegenheiten: Graf von Fiquelmont. Ein ergrauter und verdienter Militär, dessen ausgezeichnetes Talent schon früh für die diplomatische Laufbahn benützt worden ist. Graf Fiquelmont ist als Diplomat aus der Metternich'schen Schule hervorgegangen, stand lange an dem, nun einzigen absoluten Hofe Europa's, in Petersburg, als Botschafter; ward bei zunehmendem Alter des Fürsten Metternich diesem zur Seite gegeben, in den schwierigsten und wichtigsten Staatsverhandlungen benützt, und in letzterer Zeit nach Mailand gesandt, wo ihm das Werk der Versöhnung nicht gelang. Graf Fiquelmont hat nun die große Aufgabe, die Ehre Österreichs dem Auslande gegenüber zu wahren, den Frieden zu erhalten und durch ein wahrhaft liberales System das Ansehen unseres Staates auf die höchste Stufe zu bringen. Aus den Schulen — unsere eigene Hochschule ist ja ein sprechendes Beispiel davon — sehen wir oft manches Prinzip hervorgehen, das in ihnen niemals gelehrt worden ist. Die hervorragenden geistigen Eigenschaften des edlen Grafen, welche die Welt anerkennt, lassen dem Gedanken nicht Raum, daß er die Fortführung eines abgeurtheilten Systems sich zur vergeblichen und dankloſen Aufgabe stellen werde. Als Militär mochte er gewohnt gewesen seyn, gewissenhaft und streng zu vollziehen, was Ihm der Chef geboten; als Minister einer freien Krone wird er dem Licht seines Verstandes folgen. So schwindet das anfänglich vielleicht aufgestiegene Bedenken, daß in den geordneten Gang der vorschreitenden Planeten ein, wenn auch glanzstrahlender Firstern gerathen, der den Weltbau der Freiheit und Liebe in Störung bringen könnte.

Minister des Innern: Freiherr von Pillersdorf. Dieser allgemein verehrte Hofkanzler erhielt seit Längerm den Beinamen: „Mann des Volkes!" Er

Digitized by Google

ist aus den höheren Beamten unserer Regierung unstreitig der populärste. Die gewinnende Freundlichkeit seines Benehmens gegen Jedermann, welche nicht blos angelernte Form, sondern Ausfluß eines menschlich fühlenden Herzens ist; die makellose Reinheit seines edlen Charakters und eine erprobte Wirksamkeit im vieljährigen Staatsdienst haben dieses Zutrauen gerechtfertigt. Die vorige Regierung hat Fehler, große Fehler begangen; aber seien wir gerecht, es ist auch vieles Gute bewirkt worden, und das Meiste davon wird auf Rechnung Kolowrat's und Pillersdorf's geschrieben. Man kann daher denken, daß gerade in dieser Wahl viel Beruhigendes, ja eine Gewähr für die Freiheit liegt.

Minister der Justiz: Graf von Taaffe. Die strengen Ansichten des edlen Grafen sind bekannt, und wie weit der Liberalismus des neuen Justizministers geht, können wir nicht bestimmen. Aber Graf Taaffe's Strenge ist die Unbeugsamkeit der Gerechtigkeit, und das Gesetz auch des freiesten Staates bedarf derselben. Unterrichtet, wie wenige in der Gesetzkunde, ausgebildet in allen Fächern des Wissens, wie selten ein Staatsmann, besitzt Graf Taaffe eine Energie des Geistes, einen Scharfblick der Seele, die aus seinem geschwächten körperlichen Auge Niemand ahnen würde. Bei allem Geschäftsernst ist er billig gegen Schwächere, human gegen Irrende, feurig gesinnt für das Rechte und Wahre. Das Ministerium der Justiz hätte einen mehr populären, aber für unsere rechtlose und schwankende Zeit keinen festeren und durch die Reinheit des Charakters mehr imponirenden Repräsentanten finden können.

Minister der Finanzen: Freiherr von Kübeck. Unter allen Lasten eines Ministeriums scheint uns jenes der Finanzen in gegenwärtiger Zeit am wenigsten beneidenswerth. Freiherr von Kübeck hat sie bisher auf seinen Schultern getragen; daß er sie bei so guter Gelegenheit nicht abwarf, daß er den Muth in sich fühlt, als verantwortlicher Minister, mit seinem dicken Buche vor das Land hinzutreten, muß Vertrauen erwecken. Die gedrungene Übersicht, welche vor einigen Tagen veröffentlicht wurde, zeigt, daß das Verhältniß der Einnahmen zu den Staatsausgaben günstiger ist, als man sich träumen ließ. (O Wohlthat der Öffentlichkeit, warum wurdest du so lange verschmäht!) Das hohe Talent des Freiherrn ist weltbekannt; aus unserer Mitte hat es ihn zu den höchsten Kreisen und Würden emporgehoben. Auch die Hinneigung zu liberalen Ansichten wurde diesem Staatsmanne niemals bestritten, und er hat sie selbst unter dem System des Dunklen und Verborgenen dadurch bewiesen, daß er, der Erste auf seinem Standpunkte, eine gewisse Öffentlichkeit anzubahnen suchte. Jedenfalls stehen Ihm reiche Erfahrungen zur Seite, und wir, unserer Seits, haben die Überzeugung, daß Baron Kübeck einer freieren Entwickelung der zu begründenden Konstitution keinen Widerstand leisten werde.

Noch fehlt bisher der Minister des Krieges. Daß die Wahl desselben von Sr. Majestät vorbehalten, also nicht drängend angesehen wurde, kann nur zum Troste gereichen. Es verbürgt die friedlichen Absichten des neuen Kabinets.

Betrachten wir die Schöpfung des ganzen Ministeriums, so ist daraus die wohlgeneigte Absicht des Kaisers, ganz zu erfüllen, was Er seinen Unterthanen liebevoll versprochen, nicht zu verkennen. Er hat unstreitig nur reine und edle Charaktere in seinen Ministerrath versammelt, und in der Mehrzahl derselben erblicken wir sogar, was aus einem starren Staatssystem als eine kostbare Seltenheit hervorgeht, Freunde der Freiheit. Es wäre nun wohlfeil, in unserer Preßfreiheit, die noch eines Preßgesetzes harrt, Opposition zu machen, zu klügeln und zu mäkeln; aber wir wollen die Beistimmung unseres Gewissens höher stellen, als jene der Menge, die Tadel

Digitized by Google

mehr liebt als Lob, und dem frechen Wort günstiger ist, als dem freimüthig wahren. Das, was in Österreich jetzt zu bauen ist, fordert viele Geduld und Besonnenheit, denn es ist ein Riesenwerk. Aufgabe einer redlichen Presse bleibt es, die gute Absicht der Regierung zu unterstützen, wie es Aufgabe aller Freunde des Vaterlandes ist, zu verhüten, daß in so bedrängten Momenten durch unpraktische Wünsche, unklares Geschrei und zielloses Drängen die Verlegenheit gesteigert, die Schwierigkeit der Lage vermehrt werde. E.

Feier-Konzert zur Errichtung eines Denkmals für die Opfer des 13. März. Die Herren Henri Litolff und Dr. Siegfried Kapper haben diese Akademie veranstaltet, der edelmüthige Direktor Pokorny am 22. d. M. sein Theater an der Wien hierzu gewidmet, und Orchester und Chor desselben ihre Mitwirkung dargeboten. Ein Prolog, gedichtet von Friedrich Kaiser, welchen der Verfasser gefühlvoll vortrug, eröffnete nebst der Egmont-Ouvertüre die Feier. Fräulein Mathilde Hellwig sang ein ansprechendes Gedicht von Prechtler: „Die drei Tage," unter rauschendem Beifall, eben so Herr Staudigl „Jubelgruß an Österreichs Nationen," Gedicht von Friedrich Kaiser, unter Begleitung des Orchesters. Dichtung und Komposition, letztere von Suppé, sprachen ungemein an. Nicht minder elektrisirte Kapper's „Chor-Gesang der Wiener Studenten-Legion," von Litolff komponirt. Das waren Dichtungen und Gesänge aus dem Frühlingsmorgen der Freiheit; jeder Ton fand in den Herzenskammern des Publikums seinen Wiederhall, und daher die Lebendigkeit, die Freude und Innigkeit, mit welcher alle Nummern aufgenommen wurden. Herr Henri Litolff, der für wohlthätige Zwecke, als Fremder, hier wehr, wie für sich selbst gewirkt, mußte die wunderliebliche holländische National-Symphonie, auf dem Piano meisterlich gespielt, wiederholen. Das Theater war sehr geschmackvoll dekorirt, der Besuch zahlreich und, wie wir vernommen, überzahlungen der Logen und Sitze um des erhabenen Zweckes willen nicht selten. Achtung vor den Wienern! E.

Theater. (K. K. Hofburgtheater.) Am 21. März wurde nach neuntägigem Schlusse diese Bühne mit Oehlenschläger's „Correggio" eröffnet. Besuch und Beifall war diesmal schwächer als gewöhnlich. Wir erwarten nun an dieser hochgestellten Bühne, und zwar unverstümmelt wie sie der Autor schrieb, „Uriel Akosta," „Wullenweber," „Carlsschüler," „Valentine," „Zopf und Schwert," und was die deutsche Bühne neuerer Zeit an andern Orten gebracht. Daß Stücke und Bücher die Ideen nicht wenden oder, nach beliebtem Ausdruck der alten Schule, „verderben," hat uns die neueste Erfahrung zur Genüge belehrt. Die Freiheitsluft ist feiner, als daß sie der Druckerschwärze und des Lampendunstes bedürfte. Also ohne Bangen heran damit, was unsere reiche, schöne Zeit gebar!

— (Theater an der Wien.) Am 21. Böhm's „Christ und Jude," zu unserer Überraschung ein altes Stück, unter dem Titel: „Seltene Freundschaft," hinlänglich bekannt. Die gefallene Censur hatte nämlich obigen Titel anstößig gefunden und gestrichen! Konnte man die Albernheit höher treiben!

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

Jeder Farmer besitzt meist mehre hundert Acres Landes. Die Lebensweise ist hier mitunter sehr einfach und mehr naturgemäß als ich sie je irgendwo sah, mit Ausnahme oft der Nahrung, die meist aus Fleisch mit vielen Gewürzen geistigen und narkotischen Getränken und Genüssen besteht, zwar nicht aus Bier und Wein, sondern Branntwein, Kaffeh und Tabak. Suppen und Gemüse-Speisen sind nicht üblich, außer

Digitized by Google

selten Kraut, weiße und rothe Rüben, fast nie Rettig. Von Suppen, grünem Petersilie, Zeller, gelben Rüben ꝛc. ist hier gar nichts zu finden. Die Speisebereitung, der Gebrauch des vielen Pfeffers ist Ihnen bekannt. Das Brotbacken fand ich hier ganz eigenthümlich, ohne Backöfen und Bratröhren in gegossenen eisernen Pfannen am offenen Feuer, dem einzigen hier bestehenden Kochgeschirr, nur verschieden an Größe. Die Kinder, welche hier allgemein so lang gesäugt werden, bis sie von andern nachkommenden von der Brust verdrängt oder bis sie so groß geworden, daß sie an dem gemeinschaftlichen Tisch Platz einnehmen können, und die Nahrung der täglich aufgetischten Speisen der Muttermilch vorziehen, fangen also spät an die schädliche Nahrung zu genießen, wie sie häufig der Milch für Kinder beigegeben wird; sie gehen das ganze Jahr hindurch leicht gekleidet, ohne Kopf-, Hände- und Fußbedeckung herum, laufen mit bloßen Füßen auf der gefrornen Erde und im Schnee, dazu kommen noch die luftigen, durchlöcherten Wohnzimmer mit Kaminfeuer.

Ungleiche Wärme, Luftzug u. a. befördern Hautausschläge und Abschuppungen, woran die Bewohner hier gewohnt sind. Einem schwarzen Knaben von 3 Jahren zog man bei der im November bestehenden großen Kälte Strümpfe an, allein er schrie so lang, bis man sie ihm abnahm, und so läuft er bei aller Kälte mit seinem leichten Sommeranzug außer dem Hause bloßfüßig zufrieden und lustig herum, ohne über Kälte zu klagen. Die Kinder der Weißen machen hierin fast keine Ausnahme. Auch die Erwachsenen und alten Leute sind im Winter, fast wie im Sommer, leicht gekleidet. Der Farmer, wenn er die Arbeit seinen Sklaven nicht überträgt, arbeitet wie diese zwar immer ohne große Anstrengung, zollt mit seiner und der Sklavenfamilie der Ruhe und der Religion viel Zeit, schafft sich leicht alles, was er für sich und die Seinigen benöthiget, ist genügsam ohne Kummer und Sorge, wenn nicht besondere Unglücksfälle sich ereignen, wogegen die Religion Trost gewährt, die hier, wie in ganz Amerika, sehr strenge geübt wird. Die ganze Lebensweise hier ist überhaupt mehr der Natur entsprechend, was so Manches auszugleichen scheint, was die hier so selten vorkommenden Krankheiten, die geringe Sterblichkeit, das hier so häufig vorkommende hohe Alter überhaupt, der Mangel der Kinderkrankheiten, besonders der Pocken und des Scharlachs, beweisen. Man kennt hier keine **Vaccine** (Impfung), und doch können die ältesten Personen sich keiner Pocken erinnern. Man kennt sie hier nur dem Namen nach und daß sie entfernt in andern Orten und Welttheilen oft große Verheerung anrichten.

Hier, wo ich blos dem Schlangengift nachspüren wollte, finde ich, ohne es zu vermuthen, die kräftigsten Beweise für die Richtigkeit meiner aufgestellten Grundsätze, die ich, die Preisschrift beantwortend, für Pocken angedeutet und nach Paris eingesendet habe, worin ich hinwies, daß die Pocken keine nothwendige von der Natur bestimmte Krankheit seyen.

In der ganzen Umgegend hier traf ich noch auf keine tuberkulose Krankheit. Allen Todtenfällen, denen ich bisher nachgespürt habe, lagen außer acuten Fällen, vielleicht von Irrthum und Unwissenheit entstanden, hohes Alter, also naturgesetzliche Nothwendigkeit zum Grunde, wie sich aus den Epitaphien des, nächst meiner Wohnung liegenden Leichenhofes ergibt, in so fern sie noch leserlich waren. Von dem Vater meines Hauswirthes lautet die Aufschrift auf seinem Grabstein, wie folgt: „**Sacred tothe memory of John Oats who departed this life April the 1830 in the 94 year of his age.**“ Seine Frau starb im 90. Jahr. Eine Epitaphie, wovon ich den Namen nicht mehr lesen konnte, sagte, der Begrabene sei im 180. Jahre seines Alters gestorben. Überhaupt fand ich auf den Epitaphien bezeichnet, daß 7 über 90, 10 über 80, 9 über 70, 5 über 60, 12 über 50, 4 über 40 Jahr alt waren, von Kinderjahren an bis zum 40. waren blos 7 Fälle im Ganzen.

Digitized by Google

Sie finden hier häufig Farmen, auf welchen Großältern, Ältern, Kinder, Enkel sich befinden, die zusammen oft im Hause eine Familie ausmachen, wovon jedes Glied einen Theil des Geschäftes übernimmt und verwaltet, zur Aufrechthaltung des Gesammten nach Kräften beiträgt, ohne daß sich ein anders Familienglied darein mischt. Da hier die Farmen (Grundbesitzung) meist so groß sind, daß sie nicht gehörig benützt werden, so ist bei Vergrößerung der Familie leichter eine Vertheilung ohne Verkürzung möglich, weil der Grund durch das Urbarwerden im Werthe wächst, und die Familie dadurch, wie durch die Sklavenvertheilung und Vermehrung an Reichthum, an Macht und Vermögen gewinnt.

Die Hauptbeschäftigung ist hier die leicht betriebene Landeskultur überhaupt. Wollkultur insbesondere und Viehzucht: Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Geflügel, woran sich die Sklavenzucht füglich anreiht. Bienen findet man fast bei jeder Farm, obwohl ihre Kultur im Allgemeinen hier schlecht ist, so habe ich hier doch eine sehr sinnreiche Bienenhütte gesehen, wie nirgend anderswo. Man kann sich ihrer Produkte durch selbe oben, mitten, oder unten im Bienenstock bemächtigen, ohne den Bienen ein Leid zu thun, noch weniger, daß man nöthig hätte, den ganzen Bienenschwarm umzubringen, wie es an bienenreichen Orten üblich ist. Die Landeskultur läßt hier noch ungemein viele Verbesserung zu, allein doch ist bei der schlechten Kultur z. B. der Kukuruz ꝛc. gegen den unsern ein Riese zu nennen in Bezug auf Stroh und Frucht, und so alles Übrige. An meiner jetzigen Wohnung, wo ich dieses schreibe, steht eine in Samen übergegangene Königskerze (Himmelbrand, Verbascum), die dreimal so hoch ist, als ich bin, die Samenrispe am Hauptzweig über 5 Fuß. Sie können sich keinen Begriff machen, wie dicht die Zweige hier von Äpfel- und freistehenden Pfirsichbäumen sind. Die Viehzucht läßt man ganz frei der Natur über, und ist in dieser Beziehung ganz unbekümmert. Die Woll- (Pflanzen- und Schafwoll-) Kultur wird wie Alles lau betrieben, sie ist aber doch schön. Man kann hier die Schafwolle, die wie Seide am Fell aussieht, von der Baumwolle nicht unterscheiden. Fast in jeder Farm findet man Spinn- und Webermaschinen. Die meisten Stoffe werden hier im Hause selbst gesponnen, gefärbt, gewebt, und in Kleidung oder Wäsche verarbeitet. Der Zentner Baumwolle kostet 7, Schafwolle 10 Dollar. Fast aller Kauf und Verkauf besteht im Umtausch.

(Fortsetzung folgt.)

Revue des Büchermarktes.

Über Denk-, Rede-, Schrift- und Preßfreiheit. Wien, 1847. Bei P. Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler *).

Unter diesem Titel erschien hier eben eine Schrift, deren Druck nur so lange Verwunderung erregen kann, als man mit dem Inhalt noch unbekannt ist. Der Verfasser greift die wichtigen Fragen, welche die ganze gebildete Welt beschäftigen und im Grunde von allen Gebildeten bereits beantwortet sind, von einer so bornirten Seite

*) Wurde von der, Gottlob, nun aufgehobenen Censur am 19. Oktober 1847 gestrichen; der damalige Censor, Hofrath S. v. K., ganz im Geiste Sedlnitzky's sein Amt verwaltend, fand diesen Aufsatz höchst revolutionär und verwerflich. — Die obige Schrift wurde nämlich von einer Umgebung des Fürsten von Metternich verfaßt und war offenbar nichts anderes als eine verwerfliche Speichelleckerei, womit der mächtige Absolutismus in seinem traurigen Irrthum nur bestärkt wurde. Die Red.

Digitized by Google

auf, daß man sich kaum des Erstaunens entschlagen kann. Gibt er auch Denkfreiheit zu, für welche man nur Gott verantwortlich ist, so scheinen ihm für Rede-, Schrift- und Preßfreiheit die bisher angewandten Mittel der Zügelung und Beschränkung weder strenge, noch wirksam genug. Er sieht in dem Schriftsteller einen „neuen Privilegirten (!), der durch die Presse zu Allem gelangen will, aber ohne Hinderniß und Gefahr" — was er „Preßfreiheit" heißt. Die sorgfältigste Beaufsichtigung des Buchhandels, polizeiliche Überwachung der „Schriftindustriellen," der „großen Herren von der Feder, welche die Welt zu leiten meinen," eine neue Konsignation der in's Land eingeführten Bücher-Kolli, die strengsten Strafen für den Fund verbotener Bücher — dieses „System," wie es der Herr Verfasser nennt, mit Kraft und Konsequenz in Ausführung gebracht, würde das Übel bewältigen und die „Schwachen und Kleinen am Geiste," die gegen das Übergreifen der Privilegirten (das ist Literaten) besonders in Schutz zu nehmen sind, vor drohenden Gefahren bewahren.

Der Verfasser, so scheint es, mag wenig von dem Einfluß der freien britischen Presse auf Gesinnung und Glück der Bewohner des Inselreiches, auf die Kraft und Stärke ihrer Regierung begriffen oder auch nur gelesen, von den nothwendigen Mitteln aber gegen die Ausschweifungen der Presse, deren absolute Freiheit undenkbar ist, und die auch nirgends besteht, kaum eine praktische Ansicht haben. Die Frage welche von einem Ende der gebildeten Welt zum andern ertönt, ist nicht, ob unbedingte Preßfreiheit räthlich, ja wünschenswerth sey; denn dagegen spricht sich wohl jeder Besonnene aus. Aber ob die präventiven oder die repressiven Gesetze (Vor- oder Nach censur) den Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Billigkeit gegen Alle mehr entsprächen, welches System von beiden zur Abwehr von Mißbräuchen zweckdienlicher sey — dies ist Gegenstand des Streites, über welchen die öffentliche Meinung bereits entschieden hat.

Der Verfasser, dem Styl und der Form seiner Schrift nach zu urtheilen, nicht ohne eine Art wissenschaftlicher Bildung, erweckt den Verdacht, daß er nicht Gott und der Wahrheit zu Liebe, sondern lediglich um Menschengunst willen seine Broschüre geschrieben. Er hat auch wohlweislich seinen Namen, der vielleicht des Räthsels Lösung gegeben haben würde, nicht unterzeichnet. Aber die Region, aus welcher die Schrift geflossen, ist zu errathen aus der wedelnden Sprache; aus der Ansicht von der Literatur und den Literaten, welche kaum eine viel andere als die eines Diebsfängers von dem Verbrecher; endlich aus dem unverholenen Groll, welchen er gegen die Presse zeigt und woraus das beliebte Verleumdungs-System zur Einschüchterung Schwacher durchblickt. Sonst setzt er sich auf ein hohes Pferd und spricht ganz mit jener Anmaßung und Selbstgefälligkeit, mit jener Mißachtung der Öffentlichkeit der Presse, die jenen hohlen Köpfen und Subjekten, welche im Trüben fischen wollen, stets eigen seyn werden. E.

Miscelle.

Die Reisen Pius IX. *). Ein Schriftsteller, welcher verschiedene Züge Pius IX. mittheilt, macht in Betreff Seiner früheren Reisen folgende treffende Bemerkung:

„Der Kanonikus Don Giovanni Maria Mastai hat nicht sein ganzes Leben auf römischem Boden zugebracht. Im Alter von 31 Jahren durchschiffte er das atlantische Meer und bereis'te einige Jahre Südamerika, wohin er den päpstlichen Internuntius Don Giovanni Muzj geleitete. Eine gedrängte Reisebeschreibung, welche im vergan-

*) Wurde von der, Gottlob, nun aufgehobenen Censur als ein sehr mißliebiger Aufsatz gestrichen.

Digitized by Google

genen Jahr zu Rom erschienen, erzählt die Schicksale dieser Mission, den Aufenthalt des Kanonikus Mastai in Chili und Montevideo, und seine Rückkehr nach Rom. Wer sollte sich nicht lebhaft interessiren an den Schicksalen einer großartigen Persönlichkeit, nicht mit Theilnahme dem Mann, welchem heute die dankbare Begeisterung von Millionen gilt, Schritt für Schritt folgen auf dieser gefahrvollen Reise durch Ocean und Wildnisse? Wer wünschte nicht, jede Episode seiner vergangenen Tage zu kennen, und in dieses reiche Geistesleben, diesen merkwürdigen Charakter einige Einsicht zu gewinnen? Die amerikanische Wanderung scheint nicht ohne Wirkung geblieben zu seyn auf den römischen Grafen, und es ist wohl eine Frage, ob Pius IX. ein solcher Vertreter der Toleranz und des zeitgemäßen Fortschrittes geworden wäre, hätte er den Kirchenstaat, die Menschen und die Verhältnisse, die ihn dort umgaben, nie verlassen. Reisen, besonders solche, die mit Mühseligkeiten, Gefahren, Widerwärtigkeiten verbunden, bilden manchen Geist, läutern, stärken und veredeln manchen Charakter. Jedem für einen Thron Geborenen wäre ein vorausgegangenes Wanderleben als einfacher Privatmann, nicht wie ein großer Herr, in seinem und seines Volkes Interesse, zu wünschen. Man findet im Ausland überreichen Stoff zur Vergleichung verschiedener Völkerzustände, das Auge schärft sich, in der Fremde gewisse Unvollkommenheiten zu entdecken, Mißbräuche zu erspähen, die man daheim unbeachtet gelassen hätte. Man gewöhnt sich auch, mehr Werth auf die öffentliche Meinung zu legen, man macht vertrautere Bekanntschaft mit den Menschen, man wird dem Unglück näher gerückt, befreundeter, als im Palast der Heimat, den man dort nicht so leicht vertauscht mit einem Obdach in der Hütte des armen Mannes. Die Einsamkeit einer gränzenlosen Wasserwüste stimmt mehr zum Nachdenken als die Zerstreuung im täglichen Lebenskreise. So meint der Verfasser der **Viaggio di Mastai al Chili**, dem jungen Kanonikus möge auf seiner Meerfahrt beim Anblick des Basaltfelsens und Grabes von St. Helena wohl der Gedanke gekommen seyn, daß man über Völker doch segensreicher regiere mit Milde, Frieden und Wohlthaten, als mit Terrorismus und Bajonneten. Die Schauer des Oceans in Tagen der dringendsten Lebensgefahr, wie jene Mission auf ihrer Reise sie erlebt; jene ernsten Stunden, wo es galt, zum Tode sich zu bereiten, wo die Tiefe des Oceans das lecke Schiff, die bleiche Mannschaft angähnte als ein unvermeidliches Grab, all' das hätte selbst apathische Gemüther zu erschüttern, und verdorrte Herzen weich und milde zu stimmen vermocht; auch dem Tugendhaften sind solche Prüfungen nie verloren. So hat der Zufall auch für Pius IX. und Italien freundlich gewirkt. Jener Schreckenstag des 22. Dezembers 1823, wo das vom Sturm verschlagene Schiff mit Untergang bedroht war und Mastai beim Anblick des von den Wellen fortgerissenen Kapitäns in den Ausruf: **Dio mio! dio mio!** ausbrach, hatte vielleicht eine tiefere Bedeutung als die Priester der Chilener Mission damals ahneten."

Die drei Tage Österreichs.

Der Unterzeichnete schreibt eine Geschichte der drei Tage Österreich's und bittet Alle, die in Kenntniß von Thatsachen sind, ihm dieselben mitzutheilen. Beiträge, (nicht anonym!) werden unter seiner Adresse übernommen im juridisch-politischen Lesevereine, in der Buchhandlung Schaumburg und Comp. Wollzeile — in der Kunsthandlung J. Bermann am Graben — im Komptoir der Druckerei L. Sommer, Dorotheergasse Nr. 1108. Dr. A. A. Schmidl.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1141) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Verantwortlicher Redakteur und Eigenthümer: J. C. Obersberg. — Druck von C. Ueberreuter.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 48. Samstag den 25. März. **1848.**

Wien.

Censurfreiheit. Die Einstimmigkeit des Jubels über die zerbrochenen Fesseln der Censur übertrifft jede Erwartung. Nicht blos in Wien, auch aus der kleinsten Provinzstadt tönt ein nahe an Wahnwitz streifendes Freudengeschrei. Das zeugt von der Größe des Druckes, der in seiner ganzen Wahrheit selbst nicht von der Regierung geahnt wurde, da er das Werk nur einiger im Dunkel wirkender Beamte, ohne Herz und Gefühl, wie ohne wissenschaftliche Bildung und literarische Sachkunde war. Ein paar Schreiber, deren ämtliche Studien in einer gewissen leeren Verflachungskunst, in jämmerlicher Wortklauberei bestanden, übten das Censur-Richteramt, geschützt von einem gegen alle wissenschaftliche Regung erbitterten Chef, mit wahrer Henkergrausamkeit aus. In dieser Beziehung nichts von Versöhnung; dem Mörder meines Leibes kann ich sterbend verzeihen, aber jenen geistigen Henkern, die dreißig Jahre lang mein Gehirn bis zum Wahnsinn mit glühenden Zangen ihrer Bornirtheit und Böswilligkeit gezwickt; die meinen für alles Wahre und Gute feurigen Kopf mit dem Schnee gebleichten Haares bedeckt; die mich um die schönsten Jahre meines Lebens gebracht — ihnen kann nur Gott, und nicht ich verzeihen! — Seltsam aufklärend zu ihrem Benehmen sind selbst Bäuerle's Worte, die seine „Theaterzeitung" vom 21. d. M. an der Spitze trug:

„Wenn irgend einer der Redakteure Wien's ein Jubelgeschrei über die gestürzte Censur anzustimmen Ursache hat, so bin ich es; denn mehr chikanirt und maltraitirt, als ich, wurde gewiß Keiner! Oft wurde ich von andern Journalen angegriffen, doch die Vertheidigung wurde mir immer gestrichen; oft wurden die handgreiflichsten Persönlichkeiten gegen mich gedruckt: die unschuldigsten Erwiederungen wurden mir untersagt, und ein wahrhaft interessantes, starkes Buch könnte ich mit Artikeln anfüllen, welche, besonders in der letzten Zeit, für mein Journal unterdrückt wurden. Ich war, bevor ich noch meine Aufsätze der Censur vorlegte, selbst ein ängstlicher Censor, weil ich recht gut begriff, was erlaubt werden könnte oder nicht; — dessen ungeachtet schnitt mir täglich die Scheere dieser Zustutzer der öffentlichen Meinung das Beste weg, und als ein Glücksfall war es zu betrachten, wenn sie manchmal eine pikante Notiz oder dergleichen übersahen. Es ging so weit, daß sie den Tadel in Theaterkritiken zuschnitten, einfache Anzeigen von Benefiz-Vorstellungen und Konzerten untersagten, und fast in jeder Nummer meines Blattes drei, vier Artikel suspendirten und zu noch mehren anderen das Wort: „Auszuweisen" hinzuschrieben, z. B. „Im Theater an der Wien wird ein neues Stück gegeben": Auszuweisen! „Direktor Carl hat das Pantomimen-Personal seines Theaters abgedankt": Auszuweisen! „Im Josephstädter Theater ist der Zauberschleier zum 333 Male aufgeführt worden": Auszuweisen! sogar bei der Anzeige: „Seine Majestät, der Kaiser besuchte das neue Carl-Theater": Auszuweisen! — Noch am vierzehnten März, strich mir die Censur die letzte Vignette von dem am Sonnabende, den 18. März, ausgegebenen Bilde, woran ich mich natürlich nicht kehrte und es doch erscheinen ließ!"

Digitized by Google

Am 22. März ward an den Linien Wiens wieder mit der Einhebung der Verzehrungssteuer begonnen und, wie es sich von dem Ordnungssinn unserer Mitbürger erwarten ließ, ohne irgend eine Störung. Jeder sieht ja ein, daß die Bedürfnisse des Staatshaushaltes eben so, wie jene jeder Privathaushaltung befriedigt werden müssen. Sobald diese nicht aufgebracht würden, zerfiele Alles in Unordnung; Auflösung und Anarchie wären die Folge; der empfindlichste Nachtheil aber träfe vor Allen die, welche etwas besitzen. Gewiß trägt jeder Gutgesinnte, jeder Verständige gern zu den Bedürfnissen einer Regierung bei, die für das Volk ist. Je kräftiger sie wird — und Kraft liegt in geordneten Finanzen — desto schneller kann sie die ersehnten Reformen erfüllen, und unser Ansehen wahren. — Die Staatsverwaltung hat viele Lebensartikel, wie Milch, Kartoffeln, und Gemüse, von der Verzehrungssteuer befreit. Das konsumirende Publikum dürfte sich auf den Märkten überzeugen, daß die Preise dieser Lebensmittel deßhalb um nichts sich verändert haben. Die Producenten, welche früher über diese Steuer Klagen erhoben, finden nun auf einmal, „daß sie zu geringfügig und unbedeutend gewesen, um die Anforderung des Publikums um Abschlag der Lebensmittel zu rechtfertigen." Der Staat aber hat damit dennoch ein großes Opfer gebracht und bethätigt, wie ernst es ihm sey, das Geschick eines Jeden nach seinen Kräften zu bessern.

Wir müssen, diese Worte seyen zum Volke gesprochen, billig, gerecht seyn! Materielle Vortheile der Regierungsänderung jetzt sehen und schon genießen zu wollen, wäre eine thörichte Forderung. In allen Dingen, in der Verwaltung des Landes aber insbesondere, ist Zuwarten und Geduld vonnöthen. Materielle Vortheile können nur aus Ersparnissen und Verbesserungen fließen. Beide lassen sich aber nicht mit Einem Schlage in's Werk setzen. Daß es der redliche Wille des Kaisers, wie der Regierung ist, alle gerechten Wünsche zu befriedigen, zweifelt wohl Niemand; dazu liefert eine Bilanz unseres Staatshaushaltes, welche vorgestern die Wiener Zeitung brachte, den Trost: daß unsere Finanzlage weit günstiger ist, als man sie allgemein dargestellt hatte. Unter solchen Voraussetzungen haben unsere Hoffnungen nichts Phantastisches; sie ruhen auf tüchtigen Grundlagen. Aber wir Alle müssen, wo es an uns, selbst mit Opfern, jedenfalls aber mit Ruhe und Vertrauen, die Bestrebungen der Regierung unterstützen. E.

Denkwürdiges aus der Neuzeit *).

1848. März 17. München, fast ganz Baiern, waren schon durch längere Zeit der Schauplatz unruhiger Auftritte. Den meisten Antheil hatte die Gräfin v. Landsfeld (Lola-Montez) an dieser Störung des guten Verhältnisses zwischen dem König und seinem Lande. Da erscheint, nachdem die verwiesene Gräfin mehr als einmal heimlich nach München zurückgekehrt und förmliche Aufstände hervorgerufen hatte, eine Verordnung des Königs, welche sie des bairischen Indigenats verlustig erklärt, und an demselben Tage folgende Verordnung des Justizministeriums: „In Anbetracht daß die Gräfin v. Landsfeld, welche laut Allerhöchster Entschließung Sr. Majestät des

*) Was ein Blatt mit Recht sagt, müssen wir in Beziehung auf den „Zuschauer", welcher die konstatirten historischen Ereignisse nur festzustellen sucht, besonders anwenden: „So schnell hat selten die Zeit gereist, so haben die Begebenheiten, nein die Phasen in einer Geschichte, sich nie überstürzt als in den letzten Tagen. Unter der Feder antiquirt das gestern Geschehene, um morgen von dem Neuen schon völlig verdrängt zu seyn. Es ist des Unmittelbaren, des Überraschenden, des moralisch Bewegenden, das außer aller Berechnung der Klugen liegt, so viel geschehen, daß eine ganze, etwa matte Folgezeit davon zehren kann."

Digitized by Google

Königs vom heutigen aufgehört hat, das baierische Indigenat zu besitzen, ihre Versuche nicht aufgibt, die Ruhe der Hauptstadt und des ganzen Landes zu stören, sind unterm heutigen alle Gerichts- und Polizeibehörden des Königreichs angewiesen worden auf besagte Gräfin zu fahnden, sie überall, wo man sie finden mag, zu Haft zu bringen, und auf die nächste Festung zu verschaffen, um sie sofort der richterlichen Untersuchung zu überweisen."

— März 22. Eine Deputation der Prager Studenten überreicht in der Aula der Wiener Hochschule den Studirenden Wien's eine Adresse der Anerkennung ihres Verhaltens in den Märztagen und zum Zeichen der Verbrüderung, welche von nun an die Hochschulen Wien's und Prag's mit dem unlöslichen Bande gegenseitiger Achtung und Liebe umschlingen wird.

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

Der bedeutendste Umtausch geschieht in einer 5 bis 6 Tagreisen weit entlegenen Stadt, um Kaffeh, Zucker, Salz, Geschirr, Gläser für Fenster, Nägel ꝛc. einzuthun. Man ladet zu dem Zwecke einen Wagen mit dem erzeugten Produkt, gewöhnlich mit 4 Pferden bespannt, nimmt alle nöthige Nahrung, Bekleidung, Feuerungsmittel mit, kehrt nirgends ein, kampirt bei Nacht im Walde beim Nachtfeuer, und legt den Weg hin und her zurück ohne einen Kreuzer Geld auszugeben, vertauscht seine Produkte für die einzuthuende Waare. Da dies gewöhnlich nach der Ernte geschieht, nachdem das Getreide in Mehl umgewandelt und die kalte Witterung bereits eingetreten ist, so setzen sich diese Leute der größten Lebensgefahr aus, sind viel schlechter daran, als der Soldat auf dem Marsch, der sein Nachtquartier findet. Dazu kommt noch der schlechte Anzug, während der Soldat an Kleidung gut ausgerüstet ist.

Eine Landwirthschaftsbeschäftigung, die viel mit unserer Weinlese gemein hat, ist das Aushülsen des türkischen Weizen. Es kommen alle Nachbarn weit und breit mit ihren Leuten, wo dann gemeinsam unter Gesang und Jubel bis nach Mitternacht oft ausgehülset wird, bis die Arbeit zu Ende ist, wo die volle Flasche mit Branntwein durch die Reihe der Arbeiter von Zeit zu Zeit gegeben wird, um sie zu leeren. Während dieser Zeit, und schon Tags zuvor, ist die Hausfrau und nächsten Nachbarinnen, die aber alle ferne wohnen, über Hals und Kopf beschäftigt, ein Mahl in Fülle, wie z. B. bei uns bei Hochzeitsgelegenheiten, zu bereiten. Nach gethaner Arbeit wird dann in mehren Abtheilungen, da gewöhnlich keine so große, die ganze Gesellschaft fassende Lokalität, noch weniger aber genug Tische und Stühle vorhanden sind, das mit so viel Zeit und Mühe bereitete Mahl verzehrt. Ist kein Mondschein, so werden für jede Partei brennende Stücke von Kiefernholz, welches hier sehr viel Harz besitzt, statt der Laternen, die man gar nicht kennt, gegeben, damit sich jede Farmfamilie mit diesen hölzernen Fackeln nach Hause leuchten kann. Dieses ist hier die einzige Beleuchtung, in wie außer dem Hause, bei der Nachtjagd und allen andern Gelegenheiten üblich.

Bei jeder Gelegenheit der Ruhe, außer Bettruhe, als an Sonntagen nach dem Gottesdienste, bei Besuchen ꝛc. setzt man sich rings um den Feuerherd, die Frauen stopfen ihre Pfeifen und schmauchen, die Männer kauen ihren Knaster. Kommt ein Frauenzimmer, so wird ihr eine Tabakspfeife zum Rauchen, wenn sie nicht ihre eigene bei der Hand hat, dem Manne wird Tabak zum Kauen angetragen. Säugt die Mutter ihr Kind, so läßt sie sich die Pfeife zum schmauchen stopfen, dasselbe geschieht oft bei Handarbeiten und öfters unter Tags, besonders nach jeder Mahlzeit. Hier kauet und raucht die Frau Tabak, die Männer aber rauchen nicht. Allein Schnupftabak sah ich noch nirgends. Die Kleidung fast aller hiesigen Bewohner, selbst oft Sonntage

Digitized by Google

und Besuche nicht ausgenommen, ist schlecht, abgeflickt, zerlumpt, besonders bei Sklaven, und es ist gewöhnlich, daß ihnen der Ellbogen oder das Knie aus den zerrissenen Kleidern, die Zehen aus den zerrissenen Schuhen hervorstehen oder das Hemd irgendwo heraushängt, worüber Niemand eine Miene verzieht, so ist man daran gewöhnt. Sie können sich also denken, was es für einen Eindruck auf mich machte, als ich den mit grob abgeflickten Kleidern zerlumpt angezogenen Farmer, dem oft die nackten Ellenbogen und Knie aus den Kleidern, die Zehen aus den durchlöcherten Schuhen hervorstehen, mit aller Gravität bei Tische, nach vollbrachtem Tischgebet, das aufgetischte Mahl an die Tischgenossen, an seine oft halb nackte Familie austheilen sah, während eine nicht minder zerlumpte, kaum für Scham bedeckte Negerin, ohne Schuhe und Strümpfe, mit einem aus schimmernden Pfauenfedern zusammengefügten Fächer, der so groß und oft größer als sie selbst war, hinter ihm stand, um ihm die Fliegen wegzufächern. Über dem Speisetisch hing im Viereck ein verschieden gefärbtes, in Fransen geschnittenes Papier an einer viereckigen Rahme und diese mit Schnüren am Plafond befestigt, welches zwei entgegengesetzt stehende eben so gekleidete Sklavinnen mit Schnüren, die an die Rahme befestigt waren, während der Tafelzeit hin und her zogen und die herabhängenden papiernen Fransen rauschend bewegten, um die Fliegen bei Tafel zu verscheuchen. Bei Gastereien steht hinter jedem Gaste eine Sklavin in gleicher Absicht.

Eine hier sehr eingerissene Beschäftigung vieler Farmbesitzer ist das Minenwesen, um Gold und Silber aus der Erde zu gewinnen. Es werden die Steine auf Mühlen zu feinem Sand zermalmt und daraus jene edlen Metalle endlich mittelst Queckſilber gereinigt. Obwohl sie ihre Goldminen im Werthe zu 2 bis 20tausend Dollars halten, sah ich in ihrem Hauswesen, Kleidung ꝛc. die größte Nothdurft herrschen. Mir schien, als ließen sie sich von herumziehenden Betrügern und Unwissenden zu Manchem verleiten, was weder für sie noch für ihre Familie fruchtbringend ist, da sie vom Minenwesen gar nichts verstehen, während jene mit vollen Beuteln abziehen. Wohl möglich, daß unter sachverständiger und geübter Leitung etwas Großes zu unternehmen wäre, da vom Schmelzen u. dergl. Gewinnung edler Metalle gar keine Idee ist. Bei Betrachtung alles dessen, des in jeder Beziehung reichen und wohlfeilen Bodens, aus dem sich so verschiedene und reichhaltige Früchte für Österreich bei zweckmäßigem Verfahren mit geringer Mühe und Kosten gewinnen ließen, zu deren Weiterbeförderung sich so viele und große Flüsse und Fahrgelegenheit anbieten, ist es mir unbegreiflich, warum Österreich nicht eine sehr fruchtbringende Ansiedlung mit dem größten Vortheil machen könnte, wodurch der gesicherte Handel aus einer solchen Kolonie für das Mutterland und so weit mehr anderes Wichtige für den österreichischen Staat in der Zukunft hervorgehen dürfte. Nach meinem beschränkten Wissen dürfte es noch an der Zeit seyn. Das Land wird jetzt noch an den günstigst gelegenen und fruchtbarsten Gegenden Amerika's der Acker (Joch) für 5 Cents verkauft. Österreich ist von Allen andern Staaten hier sehr geachtet und geschätzt, was ich so hier und da in meiner Abgezogenheit erfuhr. Man würde gewiß die Hand bieten. Und was für Vortheil würde sich aus dem biedern österreichischen Charakter entwickeln, wenn so einige tausend Landskinder von ächtem Geist, Fähigkeit und Vaterlandsliebe beseelt, unter österreichischer Obhut mit allen in Österreich üblichen Handwerken, Künsten, Wissen, Gebräuchen, Sitten hier sich verbreiteten und wirken würden. Es dürfte sich ein neues Österreich in den Vereinigten Staaten bilden, das von unabsehbaren guten Folgen für diesen wie für den österreichischen Staat erwachsen müßte. Man kauft sich in Österreich eine Herrschaft um eine Million, warum nicht eine, vielleicht mit ihren reichlichen Folgen vom gleichem Werthe für einige tausend Dollars. Der österreichische Staat wäre der

Digitized by Google

Besitzer, seine von ihm gewählten dazu bestimmten Vaterlandskinder nach freier Wahl mit besonderer Bedachtnahme auf Manufaktur, Künste, Wissenschaften, Religion wären die Miethlinge der Herrschaft so lange sie entsprechen, die Bedingnisse erfüllen oder so lange sie wollen, wofür sie für diese Zeit im Genuß von den Früchten ihrer Bemühungen und Arbeit sind. Es dürfte eine so planmäßige Ansiedlung viel leichter gedeihen, als die dem Zufall und sich selbst überlassenen Auswanderer, die ohne reife Umsicht in den herschenden Schlendrian sich gerne fügen, weil die Noth ihres Fortkommens, ihrer Lebensfristung und der Mangel an besserem Wissen oft auch Willen dazu zwingt. Sie werden eine solche Idee, von der günstigen Gelegenheit, von der Vortrefflichkeit, Wohlfeilheit und Reichthum des Bodens auf und in der Erde, an Pflanzen, Thieren und Minen, von der Freiheit in diesem Staate, von dem Abscheu gegen so manche hier herrschende üble und unmenschliche Gebräuche, und vorzüglich von der Vaterlandsliebe hervorgerufen, nicht mißdeuten. Ich würde mich nicht scheuen, des guten Erfolges wegen, mich mit meiner Familie diesem Opfer zu unterziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Thiere der Nacht.

(Schluß.)

Es bleibt uns am Schlusse nur noch eine kurze Betrachtung der Fledermäuse übrig, den Eulen unter den Säugethieren. Sie sind in allem Sonderlinge, von innen wie von außen, in ihrem ganzen Sein, Thun und Treiben. Ihre wunderlichen Stellungen, die sie im Sitzen zeigen, ausgestreckt ruhend wie eine Sphinx, ihr Hängen und Schweben, ihr kreisender oder in Kreuz- und Querlinien sich bewegender Flug, das alles läßt schon auf den abweichenden Bau und ihre veränderte Organisation schließen. Die höchst empfindlichen Flughäute, zwischen Vorder- und Hinterfüßen ausgespannt, die ihnen bald als Segel durch die Luft dienen, oder die sie als Mantel gebrauchen in ihrem ruhigen Verstecke, die wie die langen Ohren als allgemeines Tastorgan betrachtet werden können, daher immer in zitternder, schwingender Bewegung gefunden werden. Dieselbe Beweglichkeit der Ohren wie bei den Eulen die Federbüsche, bald schief aufwärts gestreckt, bald am Außenraude in zahllose Fältchen zusammengelegt, bald hörnerähnlich zur Seite gebogen, bald zugespitzt und wie zum Horchen nach vorn gerichtet.

Durch die allbekannten Spallanzani'schen Versuche ist nachgewiesen worden, mit welch' feinem Tastsinn die Fledermäuse begabt sind. Mochte man die Augen mit Wachs verkleben oder sogar ausbrennen, die Nase verstopfen, den Rumpf mit Firniß überziehen, sobald man nur die Ohren und Flughäute unverletzt erhielt, konnte die Fledermaus geschickt den im Zimmer quer durcheinander gezogenen Bindfäden ausweichen.

Die kolossaleren Formen finden wir wiederum in den Tropenländern; jede Volks-Naturgeschichte führt hier den blutsaugenden Vampyr an, der in den warmen Nächten die Wälder Südamerika's durchirrt. Er erreicht selbst die Größe eines Eichhörnchens, hat keinen Schwanz, wie sein Doppelgänger, der fliegende Hund, mit welchem er vielfach verwechselt worden ist. Nicht, wie man wohl allgemein annimmt, mit den scharfen Warzen seiner Zunge vermag er an den weicheren Stellen des Körpers schlafender Thiere oder Menschen die Haut durchzuschaben, sondern mit den feinspitzigen Zähnen ritzt er die Haut, um aus der trichterförmigen, 1/4" im Durchmesser haltenden Wunde das Blut zu schlürfen, welcher Blutverlust dem Schlafenden Erschöpfung, selbst Ohnmachten zuführen kann. Doch sind die Wunden nie gefährlich, heilen nach einigen

Digitized by Google

Tagen und die ganze Operation ist gewiß für viele ein sehr heilsamer Aderlaß, welchen also die Natur durch ihre Diener vollziehen hilft. — Was v. Tschudi in seinen Reiseskizzen erzählt, verdient jedenfalls hier eine Stelle. „Nach Sonnenuntergang durchwirren unheimliche Fledermäuse Feld und Wald nach allen Richtungen und jagen gierig nach den Insekten, die auch erst mit der Dämmerung zu ihrer Thätigkeit erwachen; einige von ihnen zeichnen sich durch ihre Größe aus, denn sie erreichen eine Flugweite von fast 2′ (**Phyllostoma hastatum Geoff.**), andere aber durch ihre Häßlichkeit und ekelhafte Lebensweise (**Mollossus**); diese wählen alte Baumstämme, Felsenritzen oder Höhlen zu ihrem Aufenthalte und klammern sich dort während des Tages kettenförmig zu großen Knäueln aneinander, die sich erst bei einbrechender Nacht entwirren; von diesen zusammengeketteten Ballen tröpfelt beständig eine schwärzliche, ekelhafte Feuchtigkeit, durch Drüsen am Halse der Männchen abgesondert, auf die Erde und bildet im feuchten Boden Lachen, die einen unerträglichen Geruch ausdünsten. Indringlich im höchsten Grade, fliegen sie in die Hütten und belästigen allnächtlich die Bewohner, die sich weder durch Feuer, noch durch Rauch oder andere Schutzmittel von ihnen befreien können, bis die Mitternachtsstunde sie von selbst in ihre Nachtquartiere treibt. Nicht weniger feindselig sind die blutsaugenden Blattnasen (**Phyllestoma**), die ihre Angriffe auf Thiere und Menschen richten. Mit halbgeöffneten Flügeln setzen sie auf den zum Saugen auserwählten Punkt die Schnauze an und reiben mit ihr, als ob sie die Haut wegschaben wollten, so lange, bis die feinen, scharfen Zähne die äußere Bedeckung durchritzt haben; dann ziehen sie die Flügel dicht an den Leib, strecken sich aus und saugen sich mit den napfförmigen, in zwei kleinen Reihen unter spitzem Winkel an der Schnauze zusammenstoßenden Wärzchen der Unterlippe fest an und schlürfen das Blut aus der angestochenen Hauptader, wobei sie eine der Länge nach leicht rutschende Bewegung machen, ähnlich dem wellenförmigen Winden der Blutegel. Das von vielen Reisenden angegebene Fächeln mit den Flügeln habe ich nie bemerkt. Die glatthaarigen Hausthiere haben besonders von diesen blutsaugenden Fledermäusen zu leiden, und viele erliegen ihren nächtlichen Angriffen aus Erschlaffung durch die oft wiederholten Blutentziehungen. Die Fledermaus saugt zwar nur wenig Unzen Blutes; wenn sie aber gesättigt zur Erde fällt oder wegfliegt, so blutet die Wunde noch lange nach und oft findet man die Thiere am Morgen mit dicken schwarzrothen Krusten bedeckt. Eines meiner Maulthiere, auf dem alle Abende mehrere gierige Blattnasen ihren Blutdurst stillten, konnte ich nur vom Erschöpfungstode retten, indem ich ihm alle 5 bis 6 Tage den Rücken mit einer flüssigen Salbe aus Kampherspiritus, Seife und Steinöl einrieb; gegen den scharfen, widrigen Geruch hatten die Blutsauger eine solche Abneigung, daß sich keine mehr an das Maulthier getraute. Diese Fledermäuse sind eine Hauptursache, daß in den Plantagen der Wälder keine Lastthiere und nur sehr selten Rindvieh gehalten wird. Es ist schon viel darüber gestritten worden, ob die Blattnasen auch mit ihren blutigen Angriffen an Menschen sich wagen; mehre Reisende haben es verneint, ich kann es aber mit Bestimmtheit versichern, denn es ist mir ein Beispiel bekannt, wie eine Fledermaus (**Ph. erythromos Tsch.**) sich auf die Nase eines, in einem Plantagenhofe liegenden betrunkenen Indianers setzte und sich so voll Blut sog, daß sie nicht mehr wegfliegen konnte; der kleinen Verwundung folgte eine sehr heftige Entzündung und Geschwulst, die den Kopf des Indianers zum unkenntlichen entstellte.“

Der schon oben genannte **fliegende Hund** (**Pteropus edulis**), auf den Molucken- und Sunda-Inseln heimisch, steht in Hinsicht auf Organisation den Fledermäusen nicht so nahe wie die schon aufgeführten Arten; sein Kopf ist mehr langge-

Digitized by Google

streckt und hat im äußeren Aussehen etwas hundeartiges. Da er den süßen Baumfrüchten — Bananen, Goyaven u. s. w. — außerordentlich nachstellt, so ist man genöthigt, auf ihn Jagd zu machen, und es gehören diese nächtlichen Jagden zu den Lieblingsgewohnheiten der Eingebornen, die mit langen Stöcken bewaffnet, an deren einem Ende ein Sack befestigt ist, hinausziehen in die Wälder der wilden Feigenbäume, zu den Gruppen der Kokospalmen, wo sie die Thiere in so ungeheurer Anzahl vorfinden, daß die aufsliegende Menge die Luft auf Augenblicke verdunkelt. Am Abend fliegen sie so dicht wie Bienenschwärme; übrigens sind sie durchaus harmlose Thiere trotz ihres gespenstischen Aussehens.

Wir sind in der Thierreihe allmälig aufwärts gestiegen, um das nächtliche Leben zu verfolgen, und stehen an der Grenze; wie überall, so bildet auch hier der Mensch den Schlußstein der ganzen Thierschöpfung. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß in dem Sinne, wie wir das Leben der Thiere betrachtet und durchgeführt haben, der Mensch von der Natur bestimmt ist, sich dem Lichte zuzukehren, lichtliebend und lichtsuchend den Tag als die Zeit seines freudigen Schaffens zu begrüßen. Sein geistiges, wie sein leibliches Leben bietet aber auch eine Nachtseite dar, es ist der noch immer räthselhafte Somnambulismus ein düsteres Blatt in unserer Entwicklungsgeschichte, dessen Erforschung schon manchen ernsten Denker beschäftigt hat, uns hier jedoch entfernter liegt; wir würden eintreten in ein Gebiet, das zwar noch immer der Naturforschung angehört, das aber die transcendentale Naturgeschichte des Menschen ausmacht.

Blicken wir jetzt zurück und knüpfen Betrachtung an den einleitenden Gedanken wieder an, so unterliegt es keinem Zweifel, daß durch das Vorführen der Erscheinungen im Zusammenhange die Sondererscheinung ihren düsteren und unheimlichen Charakter ganz verloren hat, daß sie vielmehr nun ebenso, wie jede andere Partie des vielgestaltigen Naturlebens dem Geiste eine innere Befriedigung gewährt und das Gemüth erhebt. Wir erblicken überall in der Natur Gesetzmäßigkeit und stufenweise fortschreitende Entwicklung, und wo wir diese finden, da erscheinen uns auch die Nachtgebilde im helleren Lichte und höherer Klarheit; die Sonne der Vernunft durchdringt das ganze Weltall.

D. R. Z.

Der Dichtkunst längster Tag.

Zum letzten Schillerfeste 1847.

Als um den Thron Amaliens und des deutschen Augustus
Deutschlands Sängerkreis stand, erglänzten zwei schirmende Sonnen
Über dem glücklichen Land, und der göttliche Aar deutscher Freiheit:
Schiller, dessen Ruhm die Stimm' von fünf Welten verkündet,
Flog hoch auf und schlug den Fittig, im Lichte erglänzend.
Während von himmlischen Höh'n sein Genius niederblitzte,
Schwanden die Nebel dahin; es erhob sich in goldener Rüstung
Stattlich der Kämpe „Geschmack" und aus tausend Sängerkehlen
Scholl das Te Deum des Siegs. Und freundlicher lachte die Rose,
Heller erglänzte der Thau, und selbst das Lispeln der Blätter
An den Bäumen war Wohllaut; vom smaragdenen Saatfeld
Und der lachenden Rebe träufelte stärkender Segen—
Damals war er — Hosanna! — im strahlenden Lichtglanz erstanden
Der längste Tag über Deutschland!
Doch dem bittern Gesetz gehorchte die wärmende Sonne,
Wand sich ab, und schief und schiefer fielen die Strahlen.
Nebel senkten sich nieder; es war Philomele längst schon
Schmerzlich verstummt, die trillernde Lerch' und trauliche Schwalbe

Digitized by Google

Waren entfloh'n, und als die Flur sich in's Leichentuch hüllte,
Blickten die Aare von neblichen Klippen düster zur Erde.
Schauernd rüttelten sie das Gefieder. Grün und Lenau,
Platen und Heine versuchten anstürmenden Flug noch —
Unten fehlte das Licht und die Herzen durchglühende Wärme!
Gram umnachtete da manch' brechendes Aug' im Verborg'nen,
Und knirschend im Zorn, schüttelt Jeder die drückende Fessel.
Edler Schiller! wohl dir, daß du früh zu den Sternen gegangen!
Damals noch (sind ja wenig Jahre darüber zerronnen)
War — o Schmach! — dein heiliger Nam' fast verpönt; und machte
Irgend ein Jüngling sich des Umgangs der Musen verdächtig,
Raffelt und wimmelt das Heer der feilen Spione um ihn.
Grinsend lächelnd fragt durch sie die Polizei:
„Ob Goethe ihm, ob Schiller wohl theurer sey?„
Sprach der Gefragte, glühend die Wang' und blitzend das Auge:
„O Schiller, der Herrliche, göttlich Verehrte!"
Zuschlugen sich ihm alle Thüren der Gnade.
Anrüchig war, als das Erbe ruchloser Köpfe,
Sie, die herrliche Gabe des Sangs, und „Dichter" heißen
— Schmählich zu sagen! — war Vielen gleichbedeutend mit Schande.
Damals rauschte mit bleiernem Vampyrflügel
Ach, die längste Nacht ob unserem seufzenden Lande.
Unrecht, wer da verzweifelt! Ist's auch so leicht nicht geworden,
Daß uns're Quäler einstimmten mit jenem feurigen Sänger,
Den die Adlerflügel, Stürmen mannhaft trotzend,
Höher noch trugen, als seine Zeit war gestiegen:
„Ist Euch der Geist ein armer Sünder,
„Wohl, thut ihn selber ab!
„Zu's Weltmeer uns're Scheere!
„Hinschwemme sie der Rhein.
„Kein deutscher Mann, kein Mann von Ehre
„Will Censor fürder seyn!"
War's auch noch nicht zu solcher Helle gekommen,
Heit'rer doch ist den Nächten ein Morgen entklommen.
Daß wir des Freiheitssängers Fest begeh'n
Und deshalb Keinen von uns noch in Ketten seh'n,
Umlauert nicht von tückischem Späherblick —
Ist Ahnung schon vom glücklicherm Geschick.
Der Geist, den heute wir als Schirmer feiern,
Glänzt uns ein milder Stern, und Vielen hier
Glüht in der edlen Brust die Kraft, es regt
Sich manche Schwinge hoffnungsvoll und frei —
Nicht, wie der Tausendfuß, verkriecht in's Dunkel sich
Die zagende Idee; mit Dampfesflügeln
Schwirrt hin auf eisernem Geleise
Von Welt zu Welt, Gedanke zu Gedanken,
Und Milliarden Lettern stehen in den Schranken,
Zum Kampf bereit für Licht und Recht.
Hoch Schiller!! hoch, wer so wie Er gedacht
Für freien deutschen Sang mit freier Geistesmacht!
Und Alle hoch, die für die Wahrheit ringen —
Die längste Nacht muß uns den längsten Tag noch bringen!

Ebersberg.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Verantwortlicher Redakteur und Eigenthümer: J. G. Ebersberg. — Druck von C. Ueberreuter.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 49. **Montag den 27. März.** **1848.**

Wien

Die Presse nach den Märztagen. Nur erfreulich kann uns die Haltung seyn, welche die Presse in ihrem bisherigen gesetzlosen Zustande bewahrt hat. Keine Brand-, keine sittenlose oder irreligiöse Schrift, kein Pamphlet auf die Privatehre ist bis heute erschienen. Das ist allerdings ein achtungswürdiger Zug des österreichischen Charakters; das sollte Schamröthe in die Wangen Derjenigen treiben, welche den Geist so lange nicht blos in Vormundschaft, sondern in der drückendsten Knechtschaft hielten! Kein Volk in Europa würde sich jener Freiheit, welche die Presse vor Erscheinung eines repressiven Gesetzes in Österreich besaß, mit solcher Mäßigung bedient haben. Damit wollen wir aber nicht Alles billigen, was die Druckerpresse von dem Tage der Freiheit an zum Lichte befördert hat. Es war vorauszusehen, daß vorerst die Spekulation das Feld der gegebenen Licenz ausbeuten würde. Aber es ist ehrenhaft genug, daß blos Unnützes, Übereiltes, vielleicht Thörichtes, jedoch durchaus nichts Schädliches oder Verwerfliches von ihr ausgegangen ist. Wir wußten es ja, daß Früchte erst reifen müssen; daß Aufregung, Leidenschaft und Unruhe nicht die Sonne sind, die sie zeitigen kann!

Von den Erscheinungen der Preßfreiheit ist nur Weniges mit Entrüstung zurückzuweisen. Vorerst ein paar elende Karrikaturen auf den Träger des gefallenen Systems, die selbst des treffenden Witzes entbehren. Es wurden auch einige Stimmen vernommen, welche sich gegen Wildner's Flugblatt über das gefallene System aussprachen. So sehr wir das Mitleid ehren, können wir einer solchen überzarten Ansicht keineswegs beistimmen. Wer 39 lange Jahre das Licht des Geistes so hart und grausam zurückdrängen, wer in greller Selbstsucht und Verblendung den Schrei Europa's nach „Gerechtigkeit" so ganz überhören konnte, wer Ursache war vielen Unglückes, vieler in Kerkern vergossenen Thränen, mancher Empörung, vieles geflossenen Blutes, wie der starrsinnige Träger des alten absoluten Systems; wer allen Eingebungen des Lichtes, allen Regungen des Herzens so starr und hart widerstehen konnte, wie Er— möge der froh seyn, daß er mit seinem Vermögen, seinen Gütern, wahrscheinlich noch mit einem hohen Jahresgehalt jenes Staates, dessen Entwicklung er so grausam zurückgehalten, ein gesichertes Asyl ungefährdet erreicht hat. Ob ihm ein paar Flugschriften oder Zeitungsartikel nachgrollen— das ist nur wenig im Vergleich zu dem Unheil, welches seine despotische Unterdrückung der öffentlichen Meinung und jeder frischen Regung des Geistes in Europa verschuldet haben. Heilsam muß das öffentliche Verdammungsurtheil wirken, welches dieses traurige System und die schamlose Dirne desselben: die Censur, vor den Augen der Welt erreicht; abschrecken soll es jene Tyrannei, welche sogar die Fürsten knechtet: die Bureaukratie; warnen soll

Digitized by Google

es vor dem frechen Gelüste, Gewalt an die Stelle des Menschenrechtes, Trug an die Stelle der Wahrheit zu setzen. Nein, so lange Österreich frei ist, spreche es sein Verdammungsurtheil aus über Metternich's selbstsüchtige Politik und Sedlnitzky's sittenverderbliche Censur!

Minder mögen wir billigen, daß einige Flugblätter, die in der ungesetzlichen Lage erstanden sind und mit der Verkündigung des Preßgesetzes verschwinden werden, in oberflächlicher Weise gewisser obrigkeitlicher Rechte: des Berg- und Bodenzehends, der Robot erwähnten. Wir wünschen gewiß, daß Zehend und Robot auf gesetzliche Weise verschwinden. Aber beide sind im guten Rechte begründet, und dieses Recht muß denn auch seine Erwägung und Befriedigung finden. Was würde der Leser sagen, der sein Haus und einige Äcker, die er auf dem Lande besitzt, einem armen und arbeitsamen Manne unter der Bedingung überläßt, daß er ihm jährlich statt des Geldes, das er nicht auftreiben kann, einen kleinen Theil der geernteten Früchte an Zahlungsstatt abträgt — der irgend einem Winzer auf seine Bitte ein paar gute Weingärten hingibt unter der sehr annehmbaren Bedingung, daß er ihm jährlich von zehn Eimern seiner Lese nur Einen an Miethe Statt abtrage: was würde, wiederholen wir, solch ein Eigenthümer sagen, wenn es diesem seinen Miether oder Pächter gefiele, plötzlich einen hohen Ton anzunehmen, den sehr billigen Zins zu verweigern, mit Einem Wort unbeschränkter Herr dessen seyn zu wollen, was ihm nur zur Benützung anvertraut, in Pachtung gegeben worden? Das ist die Frage der Zehnten, der Robot, des Bergzinses. Die Grundobrigkeit hat ihr gutes, altes Recht darauf, und wenn in Berücksichtigung der Zeitverhältnisse die Schmälerung dieses Rechts als drängende Nothwendigkeit erkannt und von den Grundherren bereits angenommen worden ist — scheint es Euch weise, ja nur billig und gerecht von der Presse, einen Feuerbrand zu werfen und dort Unbotmäßigkeit und Starrsinn zu fördern, wo Mangel an Einsicht und Unterricht die Erkenntniß der Lage und des Rechtsstandes ohne Euer Zuthun erschweren? Popularität unter solchem Vorwande suchen, ist geradezu verwerflich!

Aber das wäre auch Alles, was wir als bisherige Ausartungen der Presse bezeichnen möchten. Es ist wahrhaft gering, der menschlichen Eigen- und Gewinnsucht gegenüber! Ist es dem, vom alten Systeme geplünderten Buchhandel übel zu nehmen, wenn er im Wahne, nun, mit der Preßfreiheit sey die Zeit der Vergeltung, der Ernte gekommen, eine Reihe verbotener Schriften ankündigt, die mit dem Reiz des Verbots ihren Werth größtentheils verloren haben; wenn er in übelberathener Hast Zeitungen gründen will, welche nur Unerfahrenheit und Unkenntniß der periodischen Presse für ein Eldorado hält; wenn er selbst seine Würde bloßgibt, indem er Flugartikel und elenden Bilderkram für den Schwindel öffentlicher Ausrufer und jener Zettelkrämer an's Licht bringt, die bisher nur die Literatur des Galgengerichts auf den Gassen ausgeschrieen haben? Ist es den jugendlichen Literaten gar so übel zu nehmen, wenn sie in dem Jubel über den Sturz der Censur ihre ganz schuldlosen Lieder von Frühling und Freiheit, auf Quartblättchen gedruckt, über die Gasse streuen? Wohl uns, wenn sich Muße und Müßiggang mit solchen Dingen beschäftigen. Wenn aber unsern guten Kaiser Etwas von der Haltlosigkeit der Behauptung des alten Systems: daß Gedrucktes, daß überhaupt die Presse Aufruhr stiften oder Verderbniß verbreiten könne, überzeugen kann, so ist's die Geschichte der, in den ersten Momenten der Freiheit aufgetauchten Literatur. Geschadet hat sie nichts; wohl aber vielfach genützt. Die schnelle Beschwichtigung des erregten Elements im Volke ist unstreitig ihr Werk! E.

Digitized by Google

Am 24. März Morgens, nach so vielen Ereignissen, welche die Geschichte in wenigen Tagen um ein volles Jahrhundert vorausgestellt hatten, erhielten wir wieder eine betäubende Fülle überraschender, meist trauriger Nachrichten aus der Ferne, so daß auch dem Ruhigerwägenden der Kopf schwindelte und dem Besonnensten Ängstlichkeit um die Zukunft überkam. Aus Ungarn Berichte von Zerwürfnissen, tumultuarischer Stimmung und einer Judenverfolgung, welche an die finstersten Zeiten mahnt; aus Italien die betrübendsten Details über den hartnäckigen und blutigen Kampf der Mailänder gegen die Waffenmacht; aus Berlin, welches noch vom vergossenen Blute seiner Bewohner rauchte, das Patent des plötzlich äußerst konstitutionell-gesinnten Königs, welcher das Primat Deutschlands in Anspruch nimmt und, ohne die gewichtige Stimme Österreichs vernommen zu haben, einen deutschen Land- und Bundestag nach Potsdam zusammenruft; aus Rom, daß Pius IX. in die Entfernung und Auflösung der Jesuiten gewilligt; aus den andern deutschen Staaten Unruhen, Kämpfe und Concessionen der Fürsten, zu welchen selbst der alte König von Hannover sich herbeiläßt; aus der neuen französischen Republik finanzielle Wirren der gefährlichsten Art und das Gerücht einer Judenverfolgung, in Folge dessen Rothschild mit Hinterlassung von 200 Millionen Franks Paris verlassen. — Alles dies an Einem einzigen Morgen! Ist das alte Europa aus seinen Angeln gefallen?

In der Absicht, die Verbreitung und Vervollkommnung des Volksunterrichtes, so wie die vollständigere Entwicklung wissenschaftlicher, technischer und artistischer Studien zu befördern, haben Se. Majestät der Kaiser die Errichtung eines eigenen Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes zu beschließen geruhet. (Wr. Ztg.)

Theater. (Theater an der Wien.) Das in allen Zeitschriften vielbesprochene historische Lustspiel Gutzkow's: „Zopf und Schwert," brachte in unserer Monarchie wieder Pokorny's Bühne zuerst, nachdem die Aufhebung der Censur diesem, wie vielen andern deutschen Bühnenwerken der neueren Zeit, die Schranken des Eintritts geöffnet hatte. Da sah man denn nun wieder, wie erbärmlich kleinlich die Ängstlichkeiten der bisherigen Geistes-Hermandad gewesen sind! Daß „Zopf und Schwert" aus Rücksichten von der Berliner Hofbühne verbannt worden, ist einzusehen, da es unschicklich bleibt, Urenkeln den Ahn eines Regentenhauses mit kleinen Schwächen auf den Brettern vorzuführen. Wie man aber, um alles in der Welt willen, Anstand nehmen konnte, ein so schuldloses Stück auf österreichischen Theatern aufführen zu lassen, gehört wahrlich zu den unbegreiflichsten Mysterien der begrabenen Geistestyrannei. Die paar Stichworte und anklingenden Pointen — deren Zahl wahrlich nicht groß ist — hätten ja die geübten Verflacher und Zustutzer mit ihrer weltberühmten Geschicklichkeit und polizeilichen Spürkraft recht leicht aus dem Manuskript schaffen können! — Doch jetzt haben wir das Stück gesehen, und wir müssen von ihm, wie von vielen Büchern sagen, daß es mit dem Verbot seinen Reiz verloren. Von allen Bühnenstücken Gutzkow's ist „Zopf und Schwert" das schwächste. Er stellt uns in Friedrich I. die alte Zopfzeit, einen harten Charakter, bürgerliche Gesinnung an der Stelle hoher fürstlicher Gaben, häusliche Tyrannei, Geiz, Soldatenspielerei, Mangel höherer Regenteneinsicht vor — auf welche grelle Schattenseiten ein gefühlvolles Herz in der Tiefe, religiöser Sinn und das, wiewohl irrige Streben, rings um sich glückliche, aber nach seiner Anschauung und Weise, zu machen, ihre Lichtstrahlen werfen. Die alte, in dem Zopfe repräsentirte Zeit,

Digitized by Google

die in dem Ausdruck Schwert bezeichnete Militär-Liebhaberei Friedrich's I. erklären den Titel, die Herzensneigung der Prinzessin Wilhelmine zum Erbprinzen von Baireuth gibt den Vorwurf der Handlung, die Umwandlung des Königs durch eine ernste Strafrede des letztern, in der königlichen Tabagie und im verstellten Rausche gehalten, die Lösung des Knotens. Das Ganze zeugt von Geschick in der Ausarbeitung und Szenirung, die Sprache ist fließend, die Erfindung hingegen nicht reich, die Intention und Pointe des Werkes nichts weniger als groß und mächtig, und deßhalb die Arbeit selbst des Anspruches an ein Kunstwerk verlustig. Auch die Aufführung hatte ihre Mängel. Mit bekanntem Talent gab Herr Kunst die Hauptrolle (Friedrich I.); sein einziges Organ, Haltung und Kraft unterstützten die Darstellung; weniger entsprachen diesmal Dlle. Weißbach (Prinzessin Wilhelmine) und Herr Denemy (Erbprinz). C.

Die veröffentlichten Reden des Professors der Religionswissenschaft an der philosophischen Fakultät, Anton Füster, gehalten am Grabe der am 13. und 14. März Gefallenen, und des am 19. März in Folge der erhaltenen Wunde verstorbenen Studenten Kenitschek, erwarben sich allgemeine Anerkennung. In der Wiener Zeitung vom 23. d. M. mitgetheilt, wurden sie, wie früher mit Rührung gehört, mit Bewunderung des tiefen Gefühls und verständigen Taktes gelesen. Professor Füster hat seine schwierige Stellung richtig erfaßt; er hat sich in eben dem Grade die Liebe und das Vertrauen der studirenden Jugend, als die Achtung und den Dank der Freunde der Ordnung erworben. Der Einfluß, den ein so würdiger Lehrer auf edle Jünglinge üben muß, kann nur die wohlthätigsten Folgen haben!

Zeitungen für die Wachstuben der Nationalgarde. Ein Garde erwähnte in unserer Gegenwart des Übelstandes, welchen der Mangel aller Lektüre gebildeten Männern in den Wachstuben der Nationalgarde verursache. Während 24 Stunden läse man doch gerne politische oder belletristische Blätter. Das ist leicht einzusehen! Gerne widmet die Redaktion des „Zuschauers" jeder der 13 Wachstuben Wiens ein Freiexemplar ihres Blattes vom nächsten Monate an, und ersucht die Herren Kommandanten derselben, die betreffenden Karten im Kompteire (Dorotheergasse, Nr. 1111) entgegennehmen zu wollen. Da kein Zweifel ist, daß alle Herausgeber von Wiener Zeitschriften keinen Anstand nehmen werden, ihren tapfern Brüdern mit Vergnügen ein Gleiches zu gewähren, so dürfte jede Wachstube der Nationalgarde ein passendes Lesekabinet erhalten. Das ist wohl wenig, was wir beitragen, aber mit bestem Willen gegeben! Die Redaktion des „Zuschauers."

Den tapfern Wienern und hochherzigen Wienerinnen wird hiermit eröffnet, daß in der gefertigten Druckerei Alles, was auf die eingetretenen erfreulichen Ereignisse Bezug nimmt, als: Schriften zur Hebung des deutschen Nationalsinnes, gesinnungsvolle Aufrufe und populäre Abhandlungen, welche über den Werth des konstitutionellen Systems aufklären, kurze Abhandlungen über Österreich's Stellung zu Deutschland und seines hohen Berufes, Aufmunterungen zum allgemeinen Fortschritte, Aufdeckungen kränkender und inhumaner Normen in allen Zweigen des Lebens, und zur Befestigung der Liebe für unser hochverehrtes Kaiserhaus, zur Wahrung der Ordnung, Ruhe des gegenseitigen Vertrauens und der Bruderliebe beiträgt, unentgeldlich gedruckt wird.

Wien, im ersten Jahre der Konstitution, den 20. März 1848. Die Druckerei der k. k. a. p. typo-geographischen Kunstanstalt. Leopoldstadt, Herrengasse, Nr. 237, (unweit des Sperl), im Hofe, 3. Stiege, 1. Stock). Franz Raffelsperger.

Denkwürdiges aus der Gegenwart.

1848. März 20. Se. Majestät Ferdinand I. erlassen eine vollkommene Amnestie für Alle, welche wegen politischer Vergehen in Untersuchung oder in

Digitized by Google

Strafe sind, in besonderer Berücksichtigung Galiziens und der Lombardie. Wieviel Freudenthränen überdecken diesen Gnadenakt!

1848. März 18. Der König von Preußen schließt sich nach einem schweren und blutigen Kampf in Berlin, der in verschiedenen Intervallen 4 Tage dauert, der deutschen Bewegung an durch schnelle Einberufung des Reichtages, durch die Erklärung, daß der Staatenbund Deutschlands in einen Bundesstaat mit Volksrepräsentation verwandelt, eine allgemeine Wehrverfassung und ein Bundesgericht beantragt, alle Zollschranken auf deutschem Boden aufgehoben, und Preßfreiheit mit gleichen Garantien gewährt werden sollen. Tags zuvor hebt ein königliches Patent die Censur in Preußen für immer auf und gibt ein provisorisches Preßgesetz.

— März 18. In Mailand kommt es, bevor noch das kaiserliche Patent vom 15. März wegen Verleihung einer Konstitution dort angelangt ist, zu einem sehr bedauerlichen Konflikt der Einwohner mit der Militärgarnison. Das Volk hatte die Straßen mit Barrikaden versehen, eine provisorische Regierung war von Aufständigen proklamirt worden; der Ober-Befehlshaber Graf Radezky wandte Waffengewalt an, dies letzte und traurigste Mittel einer Regierung gegen das Volk. Es gelang ihm, nach hartnäckigem Kampfe, der an 8 Stunden dauerte, nachdem die Barrikaden mit Kanonenschüssen zerstört worden, die Ordnung, wiewohl mit schweren Opfern, herzustellen.

— März 21. Ludwig I. König von Baiern legt die Krone zu Gunsten seines Thronerben nieder, welcher als Maximilian II. die Regierung übernimmt. „Ich ward zu Konzessionen gedrungen," heißt es in der betreffenden Proklamation, „die sich mit meinen Regierungsansichten nicht vertragen."

— März 21. Der König von Preußen erläßt unmittelbar nach den blutigen Tagen in Berlin, nach einem sechszehnstündigen Gewehr- und Kanonenfeuer gegen seine Unterthanen eine Proklamation an „sein Volk und an die deutsche Nation," worin Er, der 1847 an seinem berufenen Landtag die denkwürdigen Worte sprach: „Zwischen Mich und mein Volk soll sich nie eine papierene Konstitution drängen," das Vertrauen seiner Preußen und aller Deutschen bei dem gegenwärtigen Zeitendrange, den von einer und von mehr als einer Seite auswärts drohenden Gefahren, in Anspruch nimmt, darauf hinweiset, daß Rettung nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter Einer Leitung hervorgehen könne; er erklärt, vom Augenblicke an selbst diese Leitung unter gleichzeitiger Annahme der alten deutschen Farben zu übernehmen, und bezeichnet als Mittel und Organ zur Rettung und Beruhigung Deutschlands den auf den 2. April einberufenen preußischen Landtag, mit dem die Fürsten und Stände Deutschlands in Verbindung treten und daher eine gemeinsame deutsche Stände-Versammlung bilden sollen, als deren dringendste Aufgaben die Aufstellung eines allgemeinen deutschen, volksthümlichen Bundesheeres und die Erklärung einer bewaffneten Neutralität, sodann aber in zweiter Linie die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschlands hervorgehoben werden. — Schließlich werden allgemeine Einführung wahrer konstitutioneller Verfassungen, mit Verantwortlichkeit der Minister in allen Einzelstaaten, öffentliche und mündliche Rechtspflege, in Strafsachen auf Geschwornengerichte gestützt, gleiche politische und bürgerliche Rechte für alle religiösen Glaubensbekenntnisse, und eine wahrhaft volksthümliche freie Verwaltung als alleinige Mittel und Wege zur Erwirkung und Befestigung der höheren und inneren Einheit Deutschlands dargestellt.

Digitized by Google

Reisen, Leben und Treiben in Amerika.

(Fortsetzung.)

Ich sah hier viele angesiedelte Deutsche, die gleich den Amerikanern Sklaven hatten, aber sie mehr mißhandelten als diese, die mit ihren schwarzen Menschen wuchern, wie mit ihren Hausthieren und Produkten, sie wie Hausthiere gleich achten und behandeln, wie aus diesen Nutzen ziehen, nur daß sie sie nicht mästen, schlachten und essen; sonst haben die Sklaven alles mit den Hausthieren gemein. Sie werden sich über das oben schon öfter vorgekommene Wort: „Sklave," ohne eine nähere Erörterung verwundert haben, allein nicht mehr als ich vom Erstaunen ergriffen werden, als ich auf dieser meiner Reise nach dem Innern von Amerika war bei dem Anblick der vielen Sklaven und ihrer viehischen Behandlung. Auf der Reise durch alle oben erwähnte Staaten Nordamerika's, dieses überall gerühmten freien Landes, überzeugte ich mich, daß man durchaus überall Neger als Sklaven hält, die zugleich als Dienstleute dienen, daß man sie überall wie das Vieh kauft, verkauft und vermiethet, deren Anzahl, nach meinem Dafürhalten, die Weißen daselbst weit übersteigen dürfte, denn es ist kein Haus in einer Stadt, keine Farm, die Hauptstadt nicht ausgenommen, wo sie nicht in geringerer oder größerer Anzahl bestehen. In den meisten Städten und Dörfern hat man sogar eigene Lokalitäten, wie bei uns auf Märkten Ställe für Kühe, Ochsen, Pferde ꝛc., wo die schwarzen Menschen für den Verkauf eingesperrt und wegen ihrer Tauglichkeit besehen werden können. Ein Sklave oder eine Sklavin kostet nach der Tauglichkeit 4—600 auch 1000 und mehr Dollars. Ich sah bei einem Schmiede (einem Deutschen) nebst mehr anderen Sklaven und Sklavinnen einen höckerigen, kränklich aussehenden Sklaven, der nur 30 Dollar kostete, ferner zwei schöne starke Mädchen, jede für 32 Dollars für das Jahr gemiethet, d. i. der Eigenthümer dieser zwei Mädchen erhält für jede von dem Deutschen 32 Dollars, weil er sie ihm zum Gebrauch überlassen hat. Es gibt sehr viele verheirathete Sklaven, deren Kinder dann alle Sklaven sind, wodurch die Weißen Besitzer, Städter und Farmer, auf eine wohlfeile Weise zu Sklaven kommen. Mein besagter Hauswirth, Vater von acht Kindern und mehren Enkeln, besitzt nebst mehren andern Sklaven auch ein verheirathetes Paar, die zehn Kinder erzeugten, somit ihn um zehn Sklaven reicher machten. Als diese Kinder zur Arbeit tauglich waren, was früh geschieht, mit sechs Jahren spinnen sie schon gleich Großen, verkaufte oder vermiethete er sie. Den Vater davon verkaufte er voriges Jahr um 600 Dollars dem Besitzer eines Eisenbergwerkes, worüber die Mutter von den zehn Kindern, die mir Alles erzählte und klagte, sehr aufgebracht war, allein sie konnte es mit allen Bitten, Weinen und Vorstellungen, so wie der Kinder Geheul, nicht hindern noch ändern. Eine von ihren erwachsenen, 20 Jahre alte Tochter, mit einer Riesenstärke, dann ein Mädchen von 7 Jahren, ein Knabe von 3 Jahren sind noch im Hause. Die Mutter ist stark, flink und geschickt, übersteht ihre Herrenleute weit. Ihre Mutter lebt noch, und ist eben so rüstig. Durchgängig sind die Schwarzen viel geschickter als die Weißen hier. Ihre Gelenkigkeit ist auffallend. Sie tragen fast Alles, gebrechliche und andere Gegenstände, Krüge, Wassereimer, Teller mit Speisen ꝛc. unter allerlei Bewegungen auf dem Kopfe ohne es zu halten, wobei ihr krauser Haarwuchs gleichsam als Polster dient. Ihre Geschicklichkeit rührt von der Erziehung, Übung, vom beständigen Beispiel der Eltern und älteren Geschwister ab. Wollen Sklaven heirathen, so müssen sie die Erlaubniß von ihrem Herrn haben, was er gerne zugibt, wenn die Sklavin in seinem Dienste ist, denn ihre Kinder werden seine Sklaven. Der Sonntag ist für jeden Sklaven ein freier Tag, er darf nicht arbeiten und kann hingehen wohin er will.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Staudrede am Grabe der Censur.

(A. V.) Ist die Trennung von den Unseren immer schmerzlich, können wir uns der Trauer niemals ganz entschlagen, wenn der Tod Diejenigen von unserer Seite nimmt, welche uns durch vieljährige innige Verbindung, durch täglichen Umgang, fortwährenden Meinungstausch und gegenseitige Aufmerksamkeit fast unentbehrlich geworden: so wird doch die durch seliges Entschlafen herbeigeführte Trennung von ihnen doppelt schmerzlich empfunden, wenn diese Trennung *schnell* und *unerwartet* eintritt; wenn wenige Stunden hinreichten, um die schöne Hoffnung, daß wir sie noch länger besitzen werden, in die traurige Gewißheit zu verwandeln: daß wir sie verloren haben. — Und so wird denn auch jetzt der so schnelle und unerwartete Hingang der trefflichen, hochverehrten Dame Censur, nicht nur vor den nächsten Angehörigen der theuren Vollendeten, sondern auch sonst noch von gar Vielen, die in konsequenter Berührung zu ihr im Leben standen, höchst schmerzlich empfunden. Hatte ja noch vor wenigen Tagen Niemand von uns eine Ahnung davon, daß wir sobald an ihrem Grabe stehen würden; da im Gegentheil die erfreuliche Besserung, welche gerade in der letzten Zeit in ihren Gesundheitsumständen eingetreten war, zu der angenehmen Hoffnung berechtigte, sie werde sich zur Freude aller Schriftsteller immer mehr erholen und noch längere Zeit den Ihrigen — der Polizei und den Censoren — erhalten werden. — Doch während wir an solcher Hoffnung festhielten, nahte mit unaufhaltsamen Schritte, und theilweise sogar auf blutigem Wege die noch gar nicht erwartete schwere Stunde der Trennung.

Welch ein harter Schlag, welch empfindlicher Verlust für die tiefgebeugte Schwester Polizei! — Wie einsam mag die letztere sich jetzt fühlen, da der Tod das Band gelöst hat, welches Beide so lange und so innig mit einander verband! In welchem trüben Lichte mag der Polizei das Leben nun erscheinen, da sie von ihr geschieden, die mit der treuesten, theilnehmendsten Liebe ihr zur Seite stand, in so manchen kummervollen Tagen ihre Sorgen theilte, sie tröstete, ermunterte, aber auch mit ihr sich freute, wenn die Zeit der Noth und Trübsal wieder vorüberging. Aber auch wir Alle, die wir die Vollendete kannten und stets *nach* Gebühr verehrten, die wir so mancher Beweise ihrer Aufmerksamkeit und Umsicht uns erfreuen durften, wurden von der so unerwarteten Trauerkunde ihres Todes schmerzlich ergriffen. Ihr insbesondere, achtbare Redakteure und Mitarbeiter politischer und belletristischer Journale, Ihr Theaterdichter und sonstigen Schriftsteller jeden Schlages, in deren Mitte die Vollendete achtundfünfzig Jahre lang ununterbrochen lebte und wirkte! o wie solltet Ihr nicht trauern, daß sie von Euch geschieden; — wie nicht mit schmerzlicher Wehmuth empfinden, was sie Euch war, was Ihr an ihr verloren habt?

Die Verblichene, deren rastlose Thätigkeit uns so lange beglückte, stammt aus einem altehrwürdigen Geschlechte; *sie ist der letzte Sprößling des Fanatismus und der Inquisition!*

Wie werden die erhabenen Eltern in jenen Gefilden sich freuen, die geliebte Tochter wieder zu sehen! Gönnen wir ihnen diese Freude und beschäftigen wir uns lieber mit dem, was die sanft Entschlafene im Verlaufe ihres langjährigen Wirkens in unserem lieben Vaterlande errungen, erstrebt und erwirkt hat.

Sie hat uns gebildet und herangezogen zu frommen sanften Kindern, die lange Zeit mehr aßen, als sie dachten; sie hat gefährliche revolutionäre Tendenzen fern gehalten;

sie hat uns gelehrt, daß der Himmel der wahre Bestimmungsort des Menschen sey, *dort* sind wir in unserer Heimat, *hier* in der Fremde;

Digitized by Google

sie hat uns durch Beispiele gezeigt, das Prinzip des Staates sey: nicht das Recht und die Freiheit, sondern Laune, Willkür, Belieben (vouloir c'est pouvoir);

sie hat uns erzogen zu guten Stadt- (nicht Staats-) bürgern, indem sie alle Denker für Verbrecher hielt, und unter polizeiliche Aufsicht stellte;

sie hat endlich für uns gedacht, indem sie alles Das ausmerzte, wobei wir uns was denken konnten.

Ihre Tugenden sind mit ihr begraben, aber ihr Andenken lebt fort in unserem Herzen; sie hat sich einen Platz errungen in der Geschichte aller Zeiten, obwol Eitelkeit so fern von ihr und den Ihrigen war, daß sie noch kurz vor ihrem Hinscheiden den Verkauf ihrer eigenen Geschichte nec ergo schedam gestattete.

Wie ehrenvoll ist dieses Zeugniß für die Verstorbene! Wie sehr verdient sie es aber auch! — Wen darf es aber wundern, wenn innige Wehmuth über ihren Tod selbst Solche ergreift, die ihr im Leben nicht gerade am nächsten standen. Doch eben darum, weil diese Trauer so allgemein, weil sie so weit verbreitet ist, so ist sie auch das rührendste, das sprechendste Denkmahl der Tugenden und Seelengröße der Verblichenen, — und nicht meiner Worte bedarf es, um ihren Werth, um unseren Verlust zu verkünden, wiewohl es auch mir oft vergönnt war, in die Tiefen ihres Gemüthes zu blicken, wo ich mit frohem Staunen eine Fülle der herrlichsten Ideen gewahrte, die sie sich nach und nach in ihrer Demuth aneignete, doch nie zu veröffentlichen für gut fand.

Sie hat nun ausgekämpft und ausgerungen; — sie ist aus unserer Mitte geschieden, nachdem sie ihren Getreuen die süßen Trostesworte zugeflüstert: „Über ein Kleines werdet Ihr mich wiedersehen — wenn auch in ganz anderer Gestalt!" (Wanderer.)

Miscellen.

(Schlechte Handschriften.) Eine schlechte Handschrift sollte man niemals verzeihen; sie verräth eine schimpfliche Trägheit; in der That, das Absenden eines schlecht geschriebenen Briefes an einen Nebenmenschen ist eine so unverschämte Handlung, wie ich nur irgend eine weiß. Kann es etwas Unangenehmeres geben, als wenn man bei Eröffnung eines Briefes sieht, daß es lange Zeit brauchen wird, ihn zu entziffern? Außerdem ist es auch um die Wirkung eines Briefes gethan, wenn wir ihn buchstabiren müssen. Sonderbar: wir vermeiden es sorgfältig, andere Leute nur mit Kleinigkeiten zu belästigen oder vor ihnen nur in einem Anzuge zu erscheinen, welcher Nachlässigkeit und Sorglosigkeit verräth, und dennoch denkt man nicht an die unangenehme Mühe, welche es kostet, einen schlecht geschriebenen Brief zu lesen. In England fordert der Anstand eine gute und leserliche Handschrift; bei uns scheint es, als wenn das entgegengesetzte Prinzip anerkannt wäre. Wenn auch nicht Viele durch ihre schöne Handschrift eine glänzende Laufbahn gemacht haben mögen, so weiß ich doch, daß nicht Wenige durch eine schlechte die ihrige zu Grunde gerichtet haben. Niebuhr.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Verantwortlicher Redakteur und Eigenthümer: J. C. Ebersberg. — Druck von C. Ueberreuter.

Digitized by Google

Wiener Zuschauer.

Zeitschrift für Gebildete.

№ 50. Mittwoch den 29. März. **1848.**

Wahrheit und Vertrauen.

(Ein Lied für die Zeit.)

Wer auf Lüge baut, hat auf Sand gebaut,
Was unwahr, kann nicht bestehen!
Die Vorwelt hat es gepredigt laut,
Die Mitwelt hat es gesehen;
D'rum laßt auf zwei festere Pfeiler uns bau'n:
Der eine heißt: „Wahrheit," der and're: „Vertrau'n!"

Die Wahrheit, verbürgt durch ein Kaiserwort,
Wir wollen sie gläubig erfassen,
Wir wollen sie hegen als heiligen Hort,
Und würden nur sterbend sie lassen!
Wo so klar der gewährende Wille sprach,
Da wäre Mißtrau'n — Verbrechen und Schmach!

Die freie Red' und die freie Wehr
Sie steh'n gleich feurigen Engeln,
Als treue Wacht, um die Wahrheit her,
Sie zu schirmen vor Makeln und Mängeln;
Der Baum ist gepflanzt, er wird gedeih'n,
Und keine Schlange mehr nistet sich ein.

Doch laßt zum Wurzeln, zum Sprossen ihm Frist,
Daß kein Sturm durch die Blüthen ihm streife!
Was im Augenblicke geboren ist,
Mit den Tagen nur kommt es zur Reife;
Es ist nicht die halbgezeitigte Frucht,
Die der lechzende Gaumen der Völker sucht.

Darum überstürzt euch im Wünschen nicht,
Besonnenheit muß es gestalten!
Kein Nothbau sey's, der das Auge besticht,
Er soll für Jahrhunderte halten;
Auf zwei feste Pfeiler müßt ihr ihn bau'n,
Der eine heißt: „Wahrheit," der and're: „Vertrau'n!"

Johann Gabriel Seidl.

Digitized by Google

Wien.

Die großen und umfassenden Veränderungen, welche das neue System zur Folge hat, zittern selbst in den untersten Kreisen nach. So meldet eine Zeitschrift bereits, daß der ergraute Sprecher des Metternich'schen Systems, der „Österreichische Beobachter," seinen bisherigen Leiter, den k. k. Regierungsrath v. Pilat verliert, und von dem Redakteur des „Österreichischen Lloyd," v. Schwarzer, schon am 1. April übernommen werden wird. Herr v. Pilat hatte sich durch langjährige Übung in das frühere System so verwachsen, als der Träger anderer Sünden sich dem Hasse der Freisinnigen so aufopfernd hingegeben, daß mit dem Tode des Metternich'schen Systems, das in der ganzen Welt nun kaum Einen Mund mehr zum Fürsprechen, nicht Ein Ohr mehr zum Anhören findet, sein Scheiden aus der publizistischen Presse unvermeidlich erschien, um so mehr weil Er nicht der Mann ist, welcher den Mantel mit dem Winde dreht. Wir waren niemals, auch im Entferntesten nicht, den Ansichten des Herrn v. Pilat zugethan; aber das müssen wir Ihm zum Abschiede nachsagen, daß wir an der Aufrichtigkeit seines politischen wie religiösen Glaubensbekenntnisses und an der Redlichkeit seiner Gesinnungen in keinem Zeitpunkt gezweifelt haben. Der streng konservative Pilat, ein „treuer Diener seines Herrn," hat seine ziemlich begünstigte Stellung nie zur Verfolgung Andersdenkender benützt; — hat, wo er konnte, an Hilflosen und Leidenden Gutes geübt, und so auch von den erbittertsten Gegnern seiner Ansicht alle Achtung verdient: im öffentlichen Dienste als Beamter treu bis zum Ende, im eigenen Hause als Vater seiner Kinder verehrungswerth, als Freund seiner Freunde unwandelbar. Das sprechen wir aus in einer Zeit, wo der unerwartete, fürchterliche Blitzschlag, welcher seinen allmächtigen Meister getroffen, sein fühlendes Herz gewiß mit schmerzlicher Erschütterung und bitterem Krampfe durchbebt. E.

In der 1. Nummer seiner Zeitschrift: „Das Panier des Fortschritts" gibt Dr. Wildner v. Maithstein dem Herrn E. Ranzoni in Betreff der Vertheidigung des Metternich'schen Systems eine durch Mäßigung und Ruhe ausgezeichnete Erwiederung. Emerich Ranzoni ist nicht, wie Herr Dr. Wildner angibt, Güter-Direktor des Fürsten v. Metternich, sondern des Güter-Verwalters Sohn und Jurist. Die Diskussion, wozu sich dieser aus persönlichen und für ihn nicht unehrenhaften Motiven gedrungen fühlte, ist keineswegs glänzend geführt. Was kein Mensch in der Welt wagen würde, unternahm auch Herr Ranzoni nicht: nämlich eine Vertheidigung des politischen Systems, „über dessen Fall er sich selbst freut," sondern nur der Person und des Willens des hohen Brotherrn seines Vaters. Herr Dr. Wildner thut nun in Kürze dar, daß er Person und Willen des Fürsten außer dem Bereich seiner Darstellung gehalten. Die ferneren Hindeutungen, wie das Metternich'sche System Antheil an Karls X. und Ludwig Philipps verderblicher Politik genommen, hätte er sich füglich ersparen können. Wer dies läugnen möchte, dürfte von der neueren Geschichte nicht einmal die ersten Grundzüge inne haben. Ja, selbst was in den blutigen und grauenvollen Märztagen Berlin erlebt, war der letzte Ausläufer der Fäden dieser traurigen Politik, wie die gegenwärtige Lage Österreichs die schmerzliche Sühne dafür. Kein Mensch von gesundem Verstand könnte gegenüber dem Welturtheil, gegenüber dem eigenen Gewissen, das System Metternich's vertheidigen. Die Hauptsache der Wildner'schen Darlegung aber gilt der Anschuldigung Ranzoni's: er habe undankbar gehandelt. Nun gibt Herr Dr. Wildner an, daß

Digitized by Google

er vom Fürsten Metternich nie irgend ein Zugeständniß oder eine Gnade erbeten oder erhalten. Und auch dies ist begründet. Was Wildner erreicht hat (den Adel, Ungarns Indigenat) ist ihm für vieljährige Mühen und Anstrengungen in der Regulirung des ungarischen Wechselrechtes, von entgegengesetzter Seite, durch unsern humanen Grafen von Kolowrat geworden. — Am Schluße dieser Darlegung heißt es:

„Die Ermahnung, daß wir dem Fürsten Metternich so zurufen sollten, wie die Franzosen ihrem Könige Louis Philipp: „Schonung der gefallenen Größe," entbehrt wirklich allen analogen Grundes, denn der Letztere war nach dem Gesetze heilig und unverantwortlich, ein König; der Erste ist aber nicht heilig, ein Unterthan, und uns verantwortlich; ist er uns aber verantwortlich, so steht doch die öffentliche Anklage Jedem frei, und es wäre übel verstandene, für die Zukunft des Thrones gefährliche Schwäche, sie nicht zu erheben. Wir werden dabei keinen Koth aufheben, wovon der Herr Gegner uns recht artig abmahnen will, aber wir werden so frei seyn, ihm die Folgen seines Systems hinaufzuwerfen, an denen er moralisch schwerer zu tragen haben wird — wenigstens so spräche mein Gewissen zu mir — als an den Kothflecken! Worin übrigens der Herr Gegner einen Unterschied zwischen Louis Philipp und Metternich entdecken will, da finde ich beide ganz gleich. Louis Philipp hat den Franzosen die mit ihrem Herzblut errungene Freiheit mit freundlicher Miene hinterlistig entzogen, behaupten Sie? Nun wohlan! darin gleicht ihm Metternich, wie ein Ei dem anderen; auch wir hatten mit unserem Herzblut die Freiheit errungen, das Schlachtfeld von Leipzig ist Zeuge der Blutvergießung, die deutsche Bundesakte aber ist Zeuge der uns errungenen Preßfreiheit, Religionsgleichheit und der Konstitution; wer ist aber der Mann mit der stets lächelnden Miene, der uns diese Freiheiten entzog, der alle Künste der Heimlichkeit anwendete, um das Geschrei über diese Beraubung verstummen zu machen? — Wahrlich! Dem schlägt kein österreichisches Blut in den Adern, der sog nicht mit der Muttermilch Liebe für Österreichs Thron und Volk ein, der hier eine andere Antwort gibt, als: „Fürst Metternich." Achten Sie, Herr Gegner, den Menschen in Ihrem Fürsten, Sie mögen Gründe dazu haben, die ich nicht kenne, aber ereifern Sie sich nicht, wenn ich das traurige Bild des Staatsmannes vor Ihnen aufrolle, in welchem leider wenige Züge christlicher Liebe, aber zahllose Unglücksfälle vor unsere Blicke treten, die das Herz des Menschenfreundes heftig gegen ihn ergreifen."

An dem redlichen Ernst und der vollen Bereitwilligkeit der Regierung, auf dem begonnenen Wege der Reformen gleichmäßig fortzuschreiten, lassen wohl hundert sprechende Zeichen nicht zweifeln. Auch die Reform des Studienwesens wird ernstlich berathen, und daß schon zum nächsten Schuljahre Lehr- und Lernfreiheit an unsern Hochschulen eingeführt sein werde, läßt folgender Anschlag auf dem schwarzen Brette der k. k. Universität erwarten:

„Der Vicedirektor der philosophischen Studien und die sämmtlichen Professoren der Lehrfächer des 1. und 2. Jahrgangs der Philosophie, sind nach einem am 23. d. M. berathenen Beschluß bei dem hohen Ministerium des Innern eingeschritten, den Hörern der Philosophie an der hiesigen Universität für den zweiten Semester 1848 in Berücksichtigung der obwaltenden besondern Verhältnisse eine Erleichterung durch gänzliche Nachsicht der Prüfungen angedeihen zu lassen. — In Genehmigung dieses Antrages vom hohen Ministerium des Innern durch Ministerial-Entschließung vom 25. d. M. wird bewilligt, daß die Ablegung der zweiten Semestral-Prüfungen den Studirenden der Philosophie an der Wiener Hochschule keineswegs zur unbedingten Pflicht zu machen, sondern in ihre eigene freie Wahl zu stellen seyn, dergestalt, daß Denjenigen, welche sich keiner Prüfung unterziehen, am Schlusse des zweiten

Digitized by Google

Semesters 1848 Frequentations-Zeugnisse auszufertigen seyn werden, welche die Hörer des ersten Philosophischen Jahrganges zum Aufsteigen in den zweiten Jahrgang, und jene des zweiten Jahrganges zum Eintritt in die höheren Fakultätsstudien befähigen. — Zugleich bewilligt das hohe Ministerium, daß die bisherige namentliche Kontrolle über das Erscheinen der Studirenden bei dem sonn- und feiertägigen akademischen Gottesdienste vor der Hand auf sich zu beruhen habe.

Wien, den 26. März 1848. Heintl.

Theater. (In der Josephstadt.) Herr Rappo, der bereits nahe an fünfzig Vorstellungen mit seiner Gesellschaft gegeben hat, bringt in letzterer Zeit eine neue Augenweide, Schlachtbilder: „Bilder aus Napoleons Leben," deren Anordnung sehr effektreich ist. Die „Schlacht von Waterloo" z. B. gibt ein lebensvolles Kunstgemälde, dessen Wirkung jene eines jeden schönen Bildes darum übertrifft, weil das Leben der angebrachten Figuren den Eindruck auf den Beschauer erhöht. Herr Rappo soll in den nächsten Tagen schon seine Vorstellungen in diesem Theater schließen; er hat den Wienern mit dem neuen Schauspiel, das er ihnen vorgeführt, viel Vergnügen gewährt und sich als Künstler, wie als Mensch durch seine, wohlthätigen Zwecken gewidmeten Produktionen der Theilnahme des Publikums würdig bewiesen.

Akademie der Schwestern Wollrabe, am 26. d. M. um die Mittagsstunde im Theater an der Wien, das die Humanität des Eigenthümers in Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes (die Hälfte des Rein-Ertrages war den Verwundeten aus den Märztagen bestimmt) freundlichst überlassen hatte. Sie war leider so schwach besucht, daß kaum der Kostenersatz als Resultat sich darstellen dürfte. Die beiden jugendlichen Debütantinnen bewiesen in dem Vortrage von Dichtungen der Herren Saphir und Elmar Deklamationstalent. Die Akademie wurde durch das Talent Staudigl's, durch den wunderschönen Sang von Fräulein Hellwig, durch den herzansprechenden Liedervortrag Bielezizky's, die ergreifende Deklamation des Mimen Kunst und einige Kompositionen des originellen Tonsetzers Lortzing kräftig unterstützt.

Denkwürdiges aus der Gegenwart.

1848. März 17. Heute, wo die ersten Nachrichten vom Sturze Metternich's nach Hannover gelangten, ist auch das traurige System seines eifrigsten Nachahmers gefallen. In den Gewährungen, welche König Ernst August auf das Andringen der Bürger, die zu Tausenden vor dem Palast standen, ertheilt hat, liegt die vollständigste Desavouirung der bisherigen Politik. Die Öffentlichkeit der Stände, welche das Ministerium im April v. J. als ewig unmöglich und für uns unerreichbar erklärte, ist bewilligt; die Censur besteht heute nicht mehr; das Associationsrecht ist anerkannt, allen unsern politischen Märtyrern Amnestie ertheilt. Alle andern von den Bürgern geforderten Punkte (Schwurgericht, Vertretung am Bunde, Einschränkung der Polizeigewalt, und Rückgabe derselben an die Städte u. s. w.) sollen, wie fest versprochen ward, mit den Ständen berathen werden.

1848. März 23. Nach dem Sturze Metternich's besetzt jene deutsche Regierung, die in der Epoche der Macht seinem System besonders gehuldigt, jene von Nassau nämlich, das Schloß Johannisberg, und legt den reichgefüllten Weinkellern sein Gerichtssiegel an. Als Beweggrund dieser Maßregel gibt sie die Ansprüche des Fiskus wegen rückständiger Abgaben an, welche einzufordern derselbe seit 33 Jahren bis jetzt Anstand genommen hatte.

Ein feierlicher Zweikampf im Jahre 1522.

Der Zweikampf diente unseren Vorfahren nicht blos zur Entscheidung sogenannter Ehrensachen und Rechtsfragen, sondern gehörte auch zu den öffentlichen Lustfesten.

Digitized by Google

Man verlegte darum einen solchen Kampf, wo möglich, auf einen Hoftag, an welchem Fürsten, Ritter und Edle zugegen seyn konnten.

Einer der denkwürdigsten und feierlichsten Zweikämpfe fiel im Jahre 1522 öffentlich, in Gegenwart des Kaisers Karl V., des Obermarschalls von Castilien und einer großen Anzahl Fürsten, Ritter und Volkes zu Valladolid vor.

Die beiden Kämpfer, Peter Torellius und Hieronymus Anca, waren aus Saragossa gebürtig, beide 25 Jahre alt, beide stammten aus einem uralten adeligen Geschlechte, deren Vorfahren nahe verwandt und echte Kernfreunde waren. Als sie das erstemal in geheim fochten, schlug Anca dem Torellius das Rapier aus der Hand, worauf sich dieser ergeben mußte, jedoch von Anca das eidliche Versprechen erhielt, er wolle über den ganzen Vorfall das tiefste Stillschweigen beobachten.

Doch nach einigen Tagen schon war die Sache im Munde Aller. Torellius stellte Anca seines Eidbruches wegen zur Rede; dieser aber entschuldigte sich, er sei an der Verlautbarung des Kampfes unbetheiligt, und erklärte zugleich, ein Pfarrer des nächsten Dorfes habe sie bemerkt und die Sache dem Volke kund gemacht. Alsogleich wurde der Pfarrer herbeigerufen, der jedoch sehr dunkle Antworten gab, aus denen man aber deutlich genug erkennen konnte, daß er für die Partei des Anca gedungen war.

Torellius glaubte sich nun von dem Eidbruche Anca's vollkommen überzeugt und forderte ihn auf, die Entscheidung der Sache der Klinge zu übergeben. Alsbald wurde, nach den Gesetzen des Königreiches Castilien, dem Kaiser ein Schreiben überreicht, er wolle ihnen einen Tag und Platz zum Kampfe bestimmen.

Der Kaiser hatte sie an den Connetable von Castilien gewiesen, der sich vergebens bemühte, sie zur Versöhnung zu bewegen. Auf ihre hartnäckige Weigerung bestimmte er ihnen den 29. Dezember, auf öffentlichem Platze zu Valladolid den Kampf zu beginnen.

Der Kampfplatz umfaßte 50 Schritte in der Länge und 30 in der Breite; auf allen Seiten war er mit einer doppelten Reihe von Lanzen und Wurfspießen begränzt, die im Boden befestigt waren. Zwischen den beiden Lanzenreihen war ein Raum von 18 Schuhen, in welchem zwei Bühnen errichtet wurden, wovon eine für den Kaiser, die andere für den Connetable bestimmt war. Diesen gegenüber waren zwei kleinere Bühnen für die Verwandten der beiden Gegner. Nahe daran befanden sich zwei Zelte, wo die Kämpfer ihre Rüstung und Waffen nehmen mußten. Der ganze Boden war mit feinem Sande bestreut.

Der Kampftag war gekommen. Zuerst erschien der Kaiser, umgeben von Hofleuten, Trompetern und Paukern, und nachdem er die Bühne bestiegen hatte, empfing er einen vergoldeten Stab, welcher, wenn er ihn auf den Boden schleuderte, den Kämpfern ein Zeichen geben sollte, daß der Kampf enden müsse. Dann folgte der Connetable zu Pferd, vor ihm gingen 40 Adelige, nach ihm folgten 6 Sekretäre in gelben Sammtmänteln; ihre Pferde waren ganz in blaue Seide gehüllt. Man trug ihm, als königlichen Statthalter, das Schwert voraus, jedoch wegen des Kaisers Gegenwart, verhüllt. Hierauf kamen die Verwandten der Kämpfer, die Fürsten, Ritter und das Volk.

Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, erschien Torellius, begleitet von einem königlichen Befehlshaber, als Zeugen, vom Herzog zu Vejara und anderen Edlen und Herren. Er trug einen kurzen, seidenen mit Gold verzierten Leibrock. Vor ihm trug man eine Hellebarde, ein spanisches Rapier, eine Tafel, worauf sein adeliges Wappen gemalt war, und die Rüstung. Nach einer tiefen Verneigung vor dem Kaiser und Connetable trat er in sein Gezelt. Eben so erschien sein Gegner Anca,

Digitized by Google

begleitet vom Herzog zu Brandenburg nebst vielen Andern, und begab sich in das andere Gezelt. Ihre Waffen und Rüstungen hing man an der Bühne des Kaisers auf.

Der Connetable ließ sie hierauf vor sich rufen und befahl ihnen, die Hand auf das Evangelienbuch und Crucifix zu legen und zu schwören, daß sie eine gerechte Sache vertheidigen, daß keinerlei Betrug stattfinde, daß sie keine „verbotenen abergläubischen Kunststücklein" gebrauchten, noch durch „zauberische Kräuter und Steine," sondern nur allein durch ihre Kräfte und Beistand des H. Georg kämpfen und sterben wollten. Hierauf wurden die Waffen zum Connetable gebracht, der sie sammt den Rüstungen untersuchte und auf die Wage legte, da sie nicht unter 90 Pfunde, wohl aber darüber haben durften.

Nachdem die Kämpfer in Gegenwart kaiserlicher Inspektoren die Rüstung angezogen hatten, wurde mit Trompeten ein Zeichen zum Schweigen gegeben und ein Herold verkündete mit lauter Stimme: daß Niemand, bei Lebensstrafe, während des Kampfes einen Tumult errege, den beiden Parteien mit keinem Worte, Stimme, Husten, Zischen, Winken mit den Händen oder mit Geberden und Bewegungen des Leibes weder beistehe noch schade, sie weder ermuthige noch verzagt mache, außer Jenen, die dazu gerichtlich beauftragt sind.

Nun trat Torellius ganz geharnischt hervor, in der Hand trug er eine Hellebarde, an der Seite ein Schwert. Der Connetable fragte ihn, wer er sey, und warum er gerüstet daherkomme? Nach ertheilter Antwort öffnete er ihm das Visir, um zu sehen, wer er sey; dann schloß er es wieder und hieß ihn seitwärts treten. Dasselbe nahm er mit Anca vor.

Beim zweiten Trompetenschalle fielen die Kämpfer auf die Knie nieder, verrichteten ein kurzes Gebet und begaben sich wieder in ihre Zelte.

Auf den dritten Trompetenstoß endlich traten beide zugleich vor, und der Kampf begann.

Es war ein langes unentschiedenes Ringen; die Hellebarden waren in Stücke zerbrochen; da griffen sie zu ihren Schwertern und fielen, zwei Furien gleich, gegeneinander; doch auch diese schienen den Kampf unentschieden zu lassen; ein banges erwartungsvolles Schweigen herrschte im Kreise der Zuschauer, da plötzlich fiel der goldene Stab des Kaisers auf den Boden — der Kampf war zu Ende.

Der Kaiser erhob sich und erklärte: er wolle nicht, daß einer dieser tapferen Männer unterliege, daß man einem den Sieg zuerkenne, dem andern lebenslänglichen Spott und Verachtung; beide hätten ihre Pflicht erfüllt, aber keiner sey Sieger, keiner Besiegter; er achte und schätze beide als tapfere Männer und wünsche, ihren so seltenen Muth dem Feinde des Vaterlandes gegenüber zu sehen.

Man führte sie hierauf in ihre Zelte und der Connetable erhielt den Auftrag, die beiden Jünglinge zu versöhnen mit dem ausdrücklichen Zusatze, es sei das des Kaisers Befehl.

Doch wie sehr er sich auch bemühte, sie gaben ihm kein Gehör und ersuchten neuerdings, den Kampf fortzusetzen und durch den Tod des einen entscheiden zu lassen.

Der Kaiser erzürnte und befahl, sie gefänglich einzuziehen und nicht eher los zu lassen, bis sie sich die Hände gereicht und ausgesöhnt hätten.

Zwar geschah dieses, jedoch nur zum Scheine und um ihre Freiheit zu gewinnen. Bald aber unternahmen sie einen dritten Kampf, im geheim, welchem beide unterlagen.

F. Ernst.

Digitized by Google

kolles die Ermittlung des Thatbestandes unmittelbar zu folgen. Weiset dieser auf ein Verbrechen oder eine schwere Polizei-Übertretung, so ist der Verhaftete sogleich an den legalen Richter abzuliefern, wäre aber ein Polizei-Vergehen zu ahnden, so ist die Strafe in der kürzesten Zeit auszusprechen und unter Vorbehalt des Recurses zu vollziehen. Zeigt sich kein gilliger Grund zur Bestrafung, so ist sogleich bei der Vernehmung die Freilassung zu verfügen. Für alle diese Amtshandlungen zeichne ich die Frist von 24 Stunden als feste Norm vor. — Da der Untersuchte noch nicht als strafbar erkannt ist, so muß er um so mehr mit Schonung und Rücksicht behandelt und aus dem Orte der Verhaftung alles möglichst entfernt werden, was seiner Gesundheit oder seinem moralischen Gefühle Nachtheil bringen könnte." G.

Das Budget der Österreichischen Monarchie für 1848. Die Staatsverwaltung veröffentlichte vor einigen Tagen den Voranschlag der Staats-Einnahmen und Ausgaben für das laufende Jahr. Wer einige Einsicht in die öffentlichen Verhältnisse besitzt, die Budgets von Frankreich und Großbrittanien beobachtet hat, und sich hinlängliche statistische Kenntnisse erwarb, wird durch die Aufschlüsse, welche er über den österreichischen Staatshaushalt erhält, im hohen Grade befriedigt und mit den besten Hoffnungen erfüllt werden. Wir wollen damit nicht sagen, daß durch die Reformen, welche die konstitutionelle Regierung in Aussicht stellt, nicht manche Ersparnisse erzielt, nicht auch manche Einkünfte vermehrt werden können, aber die Lage des Finanzzustandes eines so mächtigen, an Hilfsquellen so reichen Staates, wie es Österreich ist, erscheint nach den veröffentlichten Daten durchaus erfreulich und ermunterungsvoll!

Die Einnahme für 1848 ergibt nach dem veröffentlichten Budget an direkten Steuern fast 48 Millionen, an indirekten Abgaben fast 98 Millionen, an sonstigen Einnahmen gegen 10 Millionen, in genauer Ziffer: 155,722,000 fl. C. M. Den bedeutendsten Brutto-Ertrag liefert das Salzgefäll mit fast 32 Millionen, dann die Verzehrungssteuer mit mehr als 23½ Millionen, endlich das Zoll- und Dreißigstgefäll mit 23 Millionen. Der Reinertrag der sehr empfindlichen Stempeltaxen erreicht nicht ganz 6 Millionen, das Lotto etwas über 4½ Millionen.—Die Einhebungskosten (Regie-Auslagen) dieser Steuern und Gefälle sind viel mäßiger, als Jemand ahnen mochte; sie überschreiten in keinem Fall mehr als 6½ Prozent.

Erwägen wir, daß die Einnahmen Frankreichs und Großbrittaniens mit jenen Österreich's in keinen Vergleich zu stellen sind (das Budjet Frankreich's rechnet in Milliarden, und jenes von Großbrittanien beträgt, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, doppelt so viel), so eröffnen sich für die österreichische Monarchie die erfreulichsten Aussichten für den Fall, daß in Zukunft ihre Quellen weise benützt und der Wohlstand ihrer Bewohner gehoben wird. Die neue Verfassung, auf die Theilnahme, den Rath, die Erkenntniß aller Bedürfnisse des Volkes sich stützend, wird letzteren gewiß heben und mehren!

Die Ausgaben gibt der Vorschlag zu 155,805,000 fl. C. M. an. Davon entfallen für die Zinsen der Staatsschuld nahe an 35 Millionen, für das Militär über 54 Millionen, für die Polizei an 3½ Millionen, worunter 374,000 fl. geheime Auslagen; die Verwaltung (Beamte, Finanzwache, Justiz- und politische Verwaltung, letztere mit den höchsten Kosten von mehr als 10½ Mill., u. s. w.) an 32 Millionen.

Der Hofstaat erscheint, im Vergleich mit den Civillisten konstitutioneller Regenten, auffallend gering, nur mit 5½ Millionen, wovon nach Abschlag der Aus-

Digitized by Google

lagen für den Hofstaat des Vicekönigs von Italien, der Garden u. s. w. der kaiserl. österreichische Hofstaat nur 2,345,000 fl. verausgabt, womit er die Hofstäbe, die Kunstkabinete, die Hoftheater und unsägliche Wohlthaten an gediente Offiziere, Beamte und Dürftige mit solcher kaiserlicher Großmuth und Mildthätigkeit bestreitet, daß es, wie Eingeweihtem bekannt ist, nicht selten an Mitteln zu dem edlen Wollen gebricht. Frankreich's Civilliste betrug schon im Jahre 1814 gegen 14 Millionen Gulden, (25 Millionen Livres für den König, 8 Mill. Liv. für die Prinzen), jene der Königin von Großbrittanien weit über 10 Millionen Gulden in C. M. unserer Währung. Die Krongüter, Domänen u. dgl. ungerechnet! Bekanntermassen hat Ludwig Philipp die Civilliste der Restauration sehr in die Höhe gebracht. Wie bescheiden erscheint dagegen das ehrwürdige Kaiserhaus unserer Monarchie!

Die neue Verfassung wird viel von den Ausgaben für das Militär durch eine wohlthätige Reduktion, Manches an Ausgaben der Bureaukratie, besonders der Polizei (die dem Staat in letzter Zeit schlecht gedient haben mag) zu ersparen im Stande seyn; aber der Glanz und die Würde des österreichischen Hofes wird gewiß ihr besonderes Augenmerk seyn. Der konstitutionelle Kaiser Ferdinand soll Seinem Hange, Gutes zu thun, in Zukunft sorgloser folgen können, als es im Verfolg des bisherigen Systems geschehen, wo die Bureaukratie für sich und ihre Günstlinge besser, als für den getäuschten Fürsten zu sorgen wußte. Die Civilliste Österreich's darf keiner in Europa nachstehen.

Der Überblick dieses Budget's ist, wie oben gesagt, nur geeignet, einen guten Eindruck hervorzubringen, Vertrauen zu erwecken. Welch ein Unterschied der Finanzlage im Vergleiche zu jener, in welcher Ludwig Philipp sein Land verlassen! Bedauern müssen wir, daß die Geheimnißthuerei des alten Systems der Verleumdung, dem Mißtrauen so vielen Raum gegeben. Selbst die besten Freunde der Regierung hätten einen so günstigen Stand der Finanzlage nicht erwartet. O mein Österreich, Muth! glückliche Tage erwarten Dich noch! G.

Theater. (K. K. Hofburgtheater). Am 29. März zum Vortheil der Regie des Hofschauspiels: „Verbot und Befehl," dramatisches Gedicht in fünf Akten von Friedrich Halm. Die Handlung beginnt mit einer Sitzung der Inquisition des Venezianischen Freistaates, worin man die Sendung Pisani's (Hr. Löwe) als Gesandten nach Wien berath. Da Pisani ohne Vermögen, wird in Vorschlag gebracht, daß er die Witwe Stella Vendramin (Mad. Rettich) eheliche, die er liebt, deren Reichthum aber dem Stolz des unabhängigen Mannes gegenüber eine Scheidewand bildet. Es wird daher beschlossen, Camil Pisani zu befehlen, den Liebes- und Ehebund einzugehen. Die zweite Verhandlung hat die Leidenschaftlichkeit eines Beamten der Republik, des Hafenkommissärs Pasquale (Hr. Fichtner) zum Gegenstand, welcher mit seiner Gattin Marta (Dlle. Neumann) in fast anstößiger Weise Liebes- und Eifersuchtsszenen abspielt und dem daher des öffentlichen Beispiels wegen der Verbot zukommen soll, solcher Ausbrüche sich zu enthalten. Unglückseligerweise hat der Sekretär des Inquisitionsrathes (Herr Carl la Roche) vor dem Sitzungsabende bei seinem Jahresfest ein Räuschchen sich angetrunken. Er hört in der Sitzung nur halb, und von den Inquisitoren beauftragt, ihre Beschlüsse zu verkünden, vermengt er Verbot und Befehl; verbietet im Namen des Rathes der Zehn, dem unglücklichen Pisani, seinen Gefühlen für Stella nachzuhängen, und befiehlt Pasquale, die Gattin mit Liebe zu behandeln und der Wärme seiner Leidenschaft Raum zu geben. Aus diesem Mißverständiß entwickeln sich nun die ergötzlichsten Wirrnisse. Zudem ist

der Beamte Pasquale ein heftiger Charakter, welchen seine dienstliche Stellung zu einem heiteren Zerrbild verschroben, und nicht minder, als seine Gattin, von den Furien der Eifersucht gejagt bis zum Wahnwitz Pisani gibt ihm, und Stella seiner Frau bald den Vorwand dazu. Es kommt so weit, daß Pasquale sowohl, als Martha, in den Löwenrachen Anklagen legen und beide Paare, nach mannigfachen Kämpfen der Entsagung und Alles bewältigenden Liebe einer, der tollsten Eifersucht und närrischen Streitsucht andererseits, verhaftet und vor den Rath der Zehn gebracht werden, wo sich mit einem befriedigenden Schlusse das Wirrniß löset.

Der Leser braucht nicht aufmerksam gemacht zu werden, daß er hier die neue, ganz originelle Handlung eines köstlichen Lustspiels vor sich hat. Das Ganze mahnt an die spanische Schule zur Zeit ihrer Blüte und ihres Ruhms: eine Charakteristik, wie sie eine dramatische Arbeit selten in solcher Konsequenz besitzt; dem melancholischen Temperamente Pisani's und Stella's das sanguinische Pasquale's und Martha's, dem Ernst und der Tiefe des Lebens der beweglichste Scherz und das kleinlichste Treiben um Nichts gegenübergestellt; eine feine, geglättete Sprache, nicht selten goldene und blitzende Schätze einer tiefempfundenen Wahrheit aus dem Schachte des Lebens fördernd; endlich das Treiben der Inquisition, in Vielem nur zu fühlbar und verständlich mahnend an das Wirken eines ähnlichen Geheimtribunals, das wir selber schaudernd erfahren. Erfindung, Kunst, Geschmack — alles hat an diesem Stück seinen Antheil!

Und doch ist es ohne Beifall, ohne Erfolg über die Bretter geschritten! Verbot und Befehl sind zu spät gekommen. Vor drei Wochen aufgeführt, würde dies Stück Sympathien des Publikums erregt, in vielen Stellen einen rauschenden Beifall errungen, vielleicht in den schönen Kranz, welcher des Verfassers Stirne ziert, eine neue Blume gewunden haben. Jetzt mußte es fallen — mußte zuerst der Stimmung des Augenblicks erliegen, der nicht geeignet ist, dem Spiele der zarten Muse Theilnahme und Aufmerksamkeit zuzuwenden; mußte erliegen den gänzlich veränderten Umständen, in welchen der Sturz einer neuen verachteten und gehaßten Inquisition die dargebotenen Spitzen und Vergleiche, welche das Spiel der alten barbot, abgestumpft hatte; mußte vor einem Publikum erliegen, daß nur mit halber Empfänglichkeit, mit zerstreutem und bewegten Gemüthe gekommen. Dazu trugen freilich die Schattenseiten des Stückes das Ihrige bei. Dem fruchtbaren politischen Ernst der Inquisition gegenüber ein tändelndes Liebesspiel und zwei kleinliche Heirathsgeschichten! von dem Tribunal, das einen „Löwenrachen" zum Ankläger und eine Seufzerbrücke zum Todesurtheil-Vollstrecker hat, die Verhandlung über Eifersuchtsscenen eines armen, beschränkten Beamten erhoben! Dann sehr fühlbare Längen des Dialoges — — Unter solchen Verhältnissen war der nicht günstige Ausgang wohl abzusehen trotz des meisterhaften Spiels des Herrn Fichtner, der aus dem sanguinischen und geknechteten Bureauschreiber ein Lebensbild schuf, wie noch kein Künstler vor Ihm; trotz der köstlichen Mitwirkung unserer liebenswürdigen Dlle. Neumann; dann der Mad. Rettich, wahrhaft groß in einigen Szenen der erregten weiblichen Leidenschaft, und nicht minder des Herrn Löwe in der Darstellung eines kräftigen männlichen Charakters. Herr Karl la Roche reihte sich dieser verdienstvollen Aufführung durch beobachtetes Maß in der Rauschszene an. E.

— (Theater an der Wien.) Am 29. März Schiller's „Räuber," nicht wie sie des dumpfen Censors Scheere beschnitt, wie sie in voller Jugendkraft der Dichter geschrieben! Das Theater war gefüllt, die Theilnahme lebhaft. Herr Kunst gab die Rolle des Karl, verjüngt durch des Dichters Geist, verjüngt durch die Freude,

Digitized by Google

eine der größten Rollen des deutschen Theaters im Sinne des Dichters der Freiheit und Liebe darzustellen. Zu seiner kraftvollen und markigen Leistung gab die zarte Auffassung der Dlle. Weißbach (Amalie) die sänftigenden Lichtstrahlen. Überhaupt war die ganze Darstellung lobenswerth. Schiller's „Räuber" wurden aus thörichten, ganz haltlosen Gründen, in angemaßter Bevormundung dem Publikum seit vielen Jahren vorenthalten. Wie sehr mußte es sich der veränderten Lage erfreuen! v. M.

Arbeiter-Versammlungen. Am 27. d. M. waren am Neubau und Schottenfeld zahlreiche Versammlungen von Fabriksarbeitern, vorzüglich von vielen Webergesellen. Im großen Hofe der Weberherberge wogte eine zahllose Menge, an welche einzelne Redner ergreifende Worte richteten. Auch die Vorstände jeder einzelnen Zunft der Fabriksarbeiter, wie Bandmacher ꝛc., waren anwesend und suchten die unruhige Menge durch begütigende Vorschläge zu besänftigen. Am Ende wurde beschlossen, daß eine Deputation der angesehensten Fabrikanten sich zu Sr. Majestät begeben solle, um die allerhöchste Entschließung zu erflehen, daß überall die Löhnung der Arbeiter erhöht und die Arbeitstunden vermindert würden. Ferner wurde beschlossen, daß kein Arbeiter mehr bei einem jüdischen Fabriksbesitzer in Arbeit treten dürfe, jeder dawider handelnde wird von der Innung ausgestoßen. Der Grund liegt darin, daß der israelitische Fabrikant seine Arbeiter soviel als möglich drückt und schlecht bezahlt; die christlichen Fabrikanten nehmen aber keinen, der bei einem Juden im Dienste stand, in ihre Fabriken auf, und so sind diese Arbeiter gezwungen, in den jüdischen Werkstätten zu verweilen, wo man sie willkürlich behandelt und schlecht bezahlt. Ist es bei solchen Vorfällen nicht natürlich, daß die meisten von der Gleichstellung der Juden Nichts wissen wollen? Ist es zu verwundern, wenn die ganze Bevölkerung Preßburgs sich erhoben und die Juden vertrieben hat? Freilich müssen unendlich viele Unschuldige darunter leiden, aber das rasende Volk unterscheidet und prüft nicht lange; es weiß nur, daß es vorzüglich Juden waren, durch die sie betrogen, überlistet und mit Wucher gebrandschatzt wurden.

(Gegenwart.)

Zeitgemäße Worte zur Beherzigung für Eltern und Jugendfreunde.

Vaterhaus und Schule haben gegenseitige Verpflichtungen, von deren gewissenhafter Erfüllung das Wohl der Jugend und folglich der nachfolgenden Generation abhängt. Beide müssen nicht nur auf die Kultur des Verstandes, nicht auf den intellektuellen Fortschritt allein, sondern auf das religiös-sittliche Gemüth, auf diese einzig wahre Unterrichtssüße, auf die Veredlung des Herzens, auf Bescheidenheit der Jugend ihr vorzügliches Augenmerk richten, damit gut und edel gesinnte, geistig und moralisch gebildete Staatsbürger aus ihnen entwachsen. Man darf der, bei der Jugend vorherrschenden Empfänglichkeit für's Gute nicht geradezu entgegenarbeiten, ihr nicht Mittel in die Hand legen, wodurch sie Richter und Beurtheiler von Handlungen solcher Personen und Ergebnissen werde, die außer ihren Kreisen liegen, nachtheilig auf ihr Gemüth, verderblich auf den Unterricht, schädlich auf die Moralität wirken. Alle Nationen des Alterthums haben die Sittlichkeit für das Höchste gehalten, und der Schule höchstes Prinzip ist Religion und Tugend, aus welcher die wissenschaftliche Bildung der Schulen hervorgeht.

Haus und Schule haben es mit der Angewöhnung guter, und mit der Abgewöhnung übelwollender Eigenschaften zu thun, beide müssen zur Erreichung dieser wichtigen Zwecke sich hilfreiche Hand leisten, sonst verdirbt die Unvorsichtigkeit des Einen das sittlich gebildete und reine Gemüth des Kindes, macht es zweifelhaft und empfänglich für solche Dinge, die jede fernere Einwirkung für Recht und Pflicht, für Liebe und Achtung ihrer Bildner und Lehrer erschweren.

Die gegenwärtigen Ereignisse verpflichten die Eltern noch mehr zur Wachsamkeit, wenn es sonst ihr Wunsch ist, ihre Kinder zu guten Menschen zu erziehen. Sie müssen

Digitized by Google

den für die Erziehung jetzt sich häufenden Übeln durch Wort und That entgegen wirken, und wohl bedenken, daß Alles, was in der Kinderseele begründet wird, nie verloren geht. Ein Hauptübel — ja ein unverantwortliches Verbrechen ist die, von mehren geachteten Männern schon oft und scharf besprochene „Gassenliteratur," sind solche Blätter verderblichen Inhalts für unsere Jugend, welche um einige Kreuzer von Weibern unter abscönen Titeln und profanen Ausdrücken zum Verkaufe geboten *), und von der neugierigen Jugend gekauft und gelesen werden. Es steht mir nicht zu, weder die Wahrheit noch den Gehalt des Inhalts dieser Flugblätter zu besprechen, sondern nur die unmoralische Wirkung auf das kindliche Gemüth in's Auge zu fassen, und selbst dies nur als Lehrer, als Freund, als verantwortlicher Erzieher so vieler mir anvertrauter Kinder achtbarer und hochgestellter Familien.

Ich mache daher die Frage: „Warum werden dergleichen, das jugendliche Gemüth verletzende Satyren und von niederer Denkart zeugende Schriebeleien an allen Ecken der Stadt feilgeboten, und so auch jungen Leuten, ja selbst Kindern verkauft?" Die Wirkungen dieses Unfugs fangen nun schon an fühlbar zu werden.

Wir Lehrer sind unserm guten und hochgeliebten Monarchen, sind dem Staate von den Fortschritten unserer Schüler, von unserer Einwirkung auf dieselben und von unserem Verfahren in geistig und moralischer Beziehung Rechenschaft schuldig. Durch viele solcher öffentlich ausgebotenen Flugblätter wird unserem Streben geradezu entgegen gearbeitet, unser ohnehin, schon durch die vielen Conflicte mit den Eltern erschwerter Stand, noch mehr erschwert. — Unsere Parole, unser eifriges Streben sey: „Vermeidung alles dessen, was die Reinheit der Jugendseele beflecken kann. Daher die Bitte um Abschaffung dieses Flugblätter-, Pamphlet- und Bilderhandels auf Straßen und Plätzen. Betrachten wir die Schule als eine unentbehrliche Hilfsanstalt für Eltern und den ganzen Staat, und die Elementarschule als die Basis alles Guten, was sie auch wirklich ist, so müssen alle gutgesinnten Menschen dieser herzlichen und wohlwollenden Ansicht beistimmen und thätig zur erfolgreichen Erhaltung wahrhaft humaner und sittlicher Erziehungs-Prinzipien mitwirken. Karl Schelivsky,

Director der Hauptschule am Bauernmarkte.

*) Diese improvisirten Gassen-Buchkrämereien werden wahrscheinlich, mit der Veröffentlichung des Preßgesetzes, oder durch eine, immer nöthiger werdende Polizei-Verfügung verschwinden.

D. R.

Revue des Büchermarktes.

Sulamith. Von Joseph Marlin. Zwei Bände. Pesth, 1848. Verlag von Gustav Heckenast.

Herr Marlin hat in seinem „Attila" Talent für das bei uns verwaiste Feld des historischen Romans gezeigt. Noch mehr bethätigt sich dies in obigem Buche. Es behandelt die Geschichte des „Sterns von Edom: Naëmi," die in Liebe zum Judenkönig Salomon entbrennend, auf ihr armes Heimatland, das sich der Oberherrschaft Israels entreißen möchte, vergißt und sich unter dem Namen „Sulamith" der Legion Frauen ihres Geliebten anreiht. Des Hebräers Jeroboam und seines fanatischen Vaters, des „Propheten von Silo," ehrgeizige Ränke, um dem Ersteren nach Salomons Tode mit Hilfe der zehn Stämme die hohe Zion als Herrscher besteigen zu helfen, bilden die zweite Haupthandlung. Auch mehre Nebenhandlungen, die Alle in das Getriebe der Haupthandlung eingreifen, wissen die geschickt gesponnenen Intriguen zu verwirren und das Interesse eines aufmerksamen Lesers wachzuhalten. Die Sprache

Digitized by Google

ist eine echt orientalische, an poetischen Bildern und rhetorischen Schönheiten reich, ohne aber deßhalb markiger Kraft zu entbehren. Die Charaktere sind fast sämmtlich glücklich gezeichnet: Iva die Fürstin von Saba, ein Weib voll Seelengröße und Selbstverläugnung, Zeruha, die greise, nach ihrem Sohn suchende Edomiterin, und Naëmi-Sulamith sind die Frauen im Romane, von denen uns die beiden ersten rühmlicher durchgeführt scheinen, als die letztere, für welche der Leser das Interesse öfters verliert; markige Gebilde sind aus den männlichen Charakteren: Ahija, der „Mann von Silo," dessen ganzes Wesen, vorzüglich aber sein Fanatismus und Bezwingung jeder Herzensregung durch den ehrgeizigen Kopf im Leser Schauder und Grauen erregt; Reson, der Edomiterkrieger voll Liebe und Hingebung für Naëmi, und Edom, ein gewagter, kühn gezeichneter Charakter, und der durchtriebene Egyptier Sethron. Jeroboam, als ein willenloses Spielzeug in des Propheten Hand, und Salomon, den wir gerne auf königlichere Weise und weniger in „Don-Juan-Manier" hätten auftreten gesehen, erregen nicht gleiche Sympathie; aber auch an ihnen läßt sich das Verdienst geschickter Ausführung rühmen; die Orts-Beschreibungen, wie sie Herr Marlin öfters zu liefern gezwungen ist, weiß er stets zu einem naturgetreuen Bilde in anmuthiger Rede zu gestalten; mit einem Wort: wir können dies Werk als einen wesentlichen Fortschritt im Vergleich mit seinem „Attila" anempfehlen. — „Sulamith" bildet den vierten und fünften Theil der „Geschichten des Ostens" von Herrn Marlin. — Das Buch ist, wie Alles, was in G. Heckenast's Verlag erscheint, anständig ausgestattet, aber die Zahl oft sinnstörender Druckfehler — Legion. Diesem Verlage, der allein noch zur Zeit drückender Censur die Belletristik mit vielen, nicht genug anerkannten Opfern unterstützte, der Werke von Stifter, Stelzhammer, Ritter, Deinhardstein, B. Paoli, Rupertus u. a., in Druck legte, stellt nun für seine Opfer die neu erwachte Leselust im Publikum Ersatz in Aussicht, wogegen Letzteres aber auch von dem thätigen Heckenast erwartet, er werde auf der begonnenen Laufbahn nun bei günstigerem Winde ebenso rüstig, wie ehedem zur Zeit des Sturmes oder Meerstillstandes, fortsteuern.

Walter.

Miscellen.

(Ansicht des Landhauses). Bei Berman am Graben ist eben eine recht nette Ansicht des Landhauses erschienen, welche um so mehr zu empfehlen, als die Ausführung durchaus gelungen. Preis: schwarz 10 kr. Kolorirt 15 kr. C. M.

Ihr Herr Vater hat anders gedacht *).

Der Kammerherr Graf X. auf Y. sagte einst in Gegenwart eines verdienten Offiziers: „Hätte ich einen dummen Sohn, er müßte Soldat werden."

„„Ihr Herr Vater,"" antwortete der Offizier im höflichsten Tone, „„Ihr Herr Vater hat anders gedacht.""

*) Wurde von der, Gottlieb, nun aufgehobenen Censur gestrichen.

Der „Wiener Zuschauer" erscheint wöchentlich viermal. Das vierteljährige Abonnement, welches in dem Komptoir des „Zuschauers" (Wien, Dorotheergasse Nr. 1111) täglich angenommen wird, beträgt nur: 1 fl. 15 kr. C. M. — Er kann auch von jeder k. k. Poststation gegen die halbjährige Pränumeration von 3 fl. 30 kr. C. M. vom 1. Jänner bis letzten Juni, oder vom 1. Juli bis letzten Dezember franko bezogen werden. — Einzelne Blätter: 10 kr. C. M. — Inserate aus dem Fache der Literatur und Kunst werden die einspaltige Zeile in der Petite zu 1½ kr. C. M. berechnet.

Verantwortlicher Redakteur und Eigenthümer: J. S. Ebersberg. — Druck von C. Ueberreuter.

Digitized by Google

Lehr. – 19: S154 f.
Nr. 1 – 50 =
Sal. – 27.3.1918
nicht hell.
vgl Mayer 4677
(früher: „Der österr. Zuschauer" und
„Der Zuschauer")
Bibsch 2260 zitiert nur die Jgge
1839–44

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google